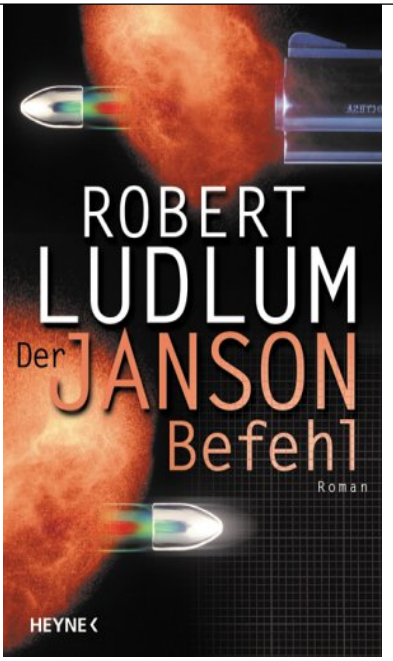


Robert Ludlum

Der Janson Befehl

scanned by unknown
corrected by ab

Ein Milliardär und internationaler Friedensaktivist wird von Topterroristen entführt. Paul Janson, ein geläuterter Auftragskiller, soll ihn befreien und eine Verschwörung aufdecken, die den Weltfrieden gefährden könnte.

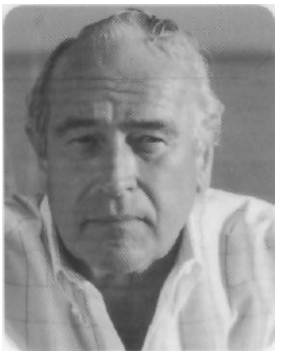
ISBN 3-453-87424-2
Originalausgabe *The Janson Directive*
Aus dem Amerikanischen von Heinz Zwack
2004 by Ullstein Heyne List Verlag GmbH & Co. KG

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Peter Novak, Nobelpreisträger und Milliardär, der sich mit seiner Liberty Foundation die Förderung der Demokratie auf der ganzen Welt zum Ziel gesetzt hat, ist von Rebellen entführt worden. Ein beinahe mystischer Terrorist, genannt »der Kalif«, hält ihn in einer uneinnehmbaren Festung gefangen und droht, Novak auf brutale Weise hinzurichten. Novaks Leute wenden sich in ihrer Verzweiflung an den einzigen Mann, der auch in aussichtslosen Situationen Erfolg verspricht: Paul Janson – ehemaliger Agent und Auftragskiller für den berüchtigten US-Geheimdienst Consular Operations. Janson ist der Gewalt müde geworden und hat sich zurückgezogen. Aber Novack hat ihm einst das Leben gerettet und so erklärt er sich bereit zu einer spektakulären Rettungsaktion. Als diese auf ganzer Linie scheitert, wird Janson vom Jäger zum Gejagten. Aber er gibt nicht auf, denn inzwischen kennt er die Wahrheit über eine Welt bedrohende Verschwörung.

Autor



Robert Ludlum gilt als der »größte Thriller-Autor aller Zeiten« (*The New Yorker).*

Im Heyne Verlag erschien zuletzt Das *Sigma Protokoll.*

Robert Ludlum verstarb im März 2001 in seiner Heimatstadt Maples, Florida.

Für ihn ist es ein Leichtes, Geschenke zu geben. Selbst wenn er ewig lebte, könnte er doch nie alles vergeuden, was er besitzt, hält er doch den Nibelungenhort in seiner Macht.

Nibelungenlied, ca. 1200 n. Chr.

PROLOG

8° 37' Nord, 88° 22' Ost
Nördlicher Indischer Ozean, 250 Meilen östlich von Sri Lanka
Nordwestliches Anura

Schwül und drückend lag die warme Nachtluft fast unbeweglich auf dem Land. Am Abend hatte es ein wenig geregnet und war abgekühlt, aber jetzt hatte man das Gefühl, alles würde Hitze ausstrahlen, selbst die silberne Sichel des Halbmondes, über dessen Antlitz gelegentlich Wolkenfetzen huschten. Der Dschungel selbst schien zu atmen – den heißen, feuchten Atem eines lauernden Raubtiers.

Shyam verlagerte unruhig sein Gewicht auf dem Klappstuhl. Für diese Jahreszeit war das auf der Insel Anura eine ganz normale Nacht, das wusste er; die Monsunzeit hatte vor kurzem begonnen, und in der heißen Luft lag etwas Drohendes. Doch nur die unermüdlichen Moskitos störten die Ruhe. Es war halb zwei Uhr morgens, und Shyam schätzte, dass er jetzt seit viereinhalb Stunden Wache hielt. In der ganzen Zeit waren gerade mal sieben Autos durchgekommen. Der Checkpoint bestand aus zwei parallelen Reihen Stacheldraht – »Messerbänken« –, die im Abstand von fünfundzwanzig Metern auf der Straße angebracht waren. Shyam und Arjun waren auf vorgeschobenem Posten als Wachen eingeteilt und saßen vor der Bretterhütte, die ihnen als Schilderhaus diente. Auf der

anderen Seite des Hügels sollten zwei weitere Männer als Reserve postiert sein, aber Shyam hatte seit Stunden nicht mehr von ihnen gehört, und das deutete darauf hin, dass sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach zusammen mit den anderen Männern in der provisorischen Kaserne ein paar hundert Meter weiter hinten an der Straße aufs Ohr gelegt hatten. Trotz all der düsteren Warnungen ihrer Vorgesetzten waren dies Tage und Nächte gnadenloser Langeweile gewesen. Selbst in guten Zeiten war die Nordwestprovinz Kenna nur spärlich besiedelt, und dies war alles andere als eine gute Zeit.

Jetzt trug die Brise das Geräusch eines hochdrehenden Motors heran, fern und undeutlich wie das Summen eines Insekts.

Shyam stand langsam auf. Das Geräusch kam näher.

»Arjun«, rief er in einem halblauten Singsang. »Arjun. Ein Auto kommt.«

Arjun ließ den Kopf kreisen – seine Nackenmuskeln hatten sich verspannt. »Um diese Zeit?«

Er rieb sich die Augen. Bei der herrschenden Luftfeuchtigkeit klebte der Schweiß wie Öl an seiner Haut.

Jetzt konnte Shyam in dem spärlich mit Bäumen bewachsenen Terrain endlich die Scheinwerfer sehen. Lautes, vergnügtes Gelächter übertönte das Motorengeräusch.

»Dreckige Bauernlümmel«, brummte Arjun.

Shyam war in dieser tödlichen Langeweile für jede Abwechslung dankbar. Er hatte die letzten sieben Tage an dem Fahrzeug-Checkpoint von Kandar Dienst geschoben und empfand diesen Wachdienst als recht anstrengend. Ihr Vorgesetzter mit seinem steinernen Gesicht hatte sich natürlich alle Mühe gegeben, um ihnen klar zu machen, wie wichtig, wie bedeutend, wie in jeder Hinsicht *lebens-*

wichtig ihr Einsatz war. Der Checkpoint Kandar war nur ein kurzes Stück vom Steinpalast entfernt, in dem die Regierung eine streng geheime Sitzung abhielt. Die Sicherheitsmaßnahmen waren deshalb äußerst streng, und dies war die einzige richtige Verbindungsstraße zwischen dem Palast und der von Rebellen gehaltenen Region im Norden der Insel. Die Guerillas der Kagama Liberation Front wussten allerdings über den Checkpoint Bescheid und ließen sich dort nicht blicken. So wie die meisten anderen auch: Mehr als die Hälfte der Dorfbewohner im Norden war aus der Provinz geflohen, sei es nun vor den Rebellen oder vor den Einsätzen gegen die Rebellen. Und die Bauern, die in Kenna geblieben waren, hatten nur wenig Geld, und das bedeutete dass die Wachen keine große Aussicht auf »Trinkgelder« hatten. Es tat sich überhaupt nichts, und die Ebbe in seiner Geldbörse hielt an. Ob das vielleicht daran lag, dass er in einem früheren Leben etwas Unrechtes getan hatte?

Jetzt war der Pickup zu sehen; zwei junge Männer, beide ohne Hemd, saßen in der Kabine. Das Dach war heruntergeklappt. Einer der jungen Männer stand auf, schüttete sich eine Dose schäumendes Bier über die Brust und krakeelte. Der Pickup – wahrscheinlich mit *kurakkan,* den Rüben eines armen Bauern beladen – polterte mit über achtzig Sachen um die Kurve, so schnell es der ächzende Motor eben erlaubte. Amerikanische Rockmusik von einem der starken Mittelwellensender der Insel plärrte aus dem Radio.

Das Krakeelen der jungen Männer hallte durch die Nacht. Es klang wie ein Rudel betrunkener Hyänen, dachte Shyam. Keinen Penny in der Tasche, diese jungen Leute, chancenlos und gleichgültig. Morgen früh würde das anders aussehen. Als so etwas das letzte Mal passiert war – das lag jetzt ein paar Jahre zurück –, hatte der Vater

der jungen Leute dem Besitzer des Pickups mit schamerfülltem Gesicht einen Besuch abgestattet. Er hatte den Laster zurückgebracht und dazu viele, viele Säcke voll *kurakkan,* um den angerichteten Schaden gutzumachen. Und was die jungen Leute anging, na ja, die konnten ein paar Tage nicht sitzen, ohne das Gesicht zu verziehen, nicht einmal auf einem gepolsterten Autositz.

Jetzt trat Shyam mit seinem Karabiner auf die Straße hinaus. Der Laster raste weiter, und Shyam wich einen Schritt zurück. Hatte ja keinen Sinn, hier etwas zu riskieren. Die jungen Leute waren total betrunken. Eine Bierdose flog durch die Luft und plumpste mit einem dumpfen Knall auf die Straße. So wie das klang, war sie voll.

Der Laster fegte um die erste Messerbank herum, dann die zweite, raste weiter.

»Möge Shiva ihnen alle Gliedmaßen ausreißen«, sagte Arjun. Er kratzte sich mit seinen Stummelfingern im buschigen schwarzen Haar. »Ich denke, wir können es uns schenken, die nächste Station anzufunken. Man hört diese Jungs ja meilenweit.«

»Was sollen wir denn machen?«, fragte Shyam. Sie waren schließlich keine Verkehrspolizisten und nicht befugt, auf ein Fahrzeug, das einfach nicht anhalten wollte, das Feuer zu eröffnen.

»Bauernjungen. Nichts anderes als Bauernjungen.«

»Hey«, wandte Shyam ein. »Ich bin selbst ein Bauernjunge.«

Er tippte an die Stoffplakette über der Brusttasche seines Khakihemds: ARA stand darauf, *Army of the Republic of Anura.* »Schließlich hat man mir das nicht auf die Haut tätowiert, oder? Wenn meine zwei Jahre um sind, gehe ich wieder auf meinen Hof.«

»Das sagst du jetzt. Ich habe einen Onkel, der auf der Universität studiert hat; er ist jetzt seit zehn Jahren Beamter. Und verdient die Hälfte von dem, was wir kriegen.«

»Und du bist jede Ruvie davon wert«, meinte Shyam mit unüberhörbarem Sarkasmus.

»Ich sage ja bloß, dass man jede Chance ergreifen soll, die das Leben einem gibt.«

Arjun deutete mit dem Daumen auf die Bierdose auf der Straße. »Das hat so geklungen, als ob da noch Bier drin wäre. Was meinst du? *Pukka* Erfrischung, mein Freund.«

»Arjun«, protestierte Shyam. »Wir haben doch gemeinsam Dienst, das weißt du doch! Alle beide, ja?«

»Keine Sorge, mein Freund.«

Arjun grinste. »Ich geb dir schon was ab.«

Als der Laster die Straßensperre einen knappen Kilometer hinter sich gelassen hatte, nahm der Fahrer den Fuß ein wenig vom Gaspedal, und der junge Mann auf dem Beifahrersitz setzte sich und wischte sich mit einem Tuch den Schweiß vom Gesicht, ehe er in ein schwarzes T-Shirt schlüpfte und sich anschnallte. Das Bier schmeckte so scheußlich, wie es roch, und war in der herrschenden Schwüle klebrig. Die beiden Guerilleros sahen einander mit ernster Miene an.

Ein älterer Mann saß hinter ihnen auf der schmalen Bank. Das schwarze, lockige Haar klebte ihm schweißnass an der Stirn, und sein Schnurrbart glänzte im Mondlicht. Der KLF-Offizier hatte flach auf der Bank gelegen, unsichtbar, als der Laster durch den Checkpoint gerast war. Jetzt schnippte er den Sprechknopf an seinem Walkie-Talkie, einem alten, aber verlässlichen Modell,

und knurrte ein paar Anweisungen.

Mit metallischem Ächzen öffnete sich die Hintertür des Anhängers einen Spalt, damit die bewaffneten Männer drinnen ein wenig Luft bekamen.

Der Hügel an der Küste hatte viele Namen, die alles Mögliche bedeuteten. Die Hindus nannten ihn Sivanolipatha Malai, Shivas Fußabdruck, was auf seinen wahren Ursprung hindeutete. Für die Buddhisten war er Sri Pada, Buddhas Fußabdruck, weil sie glaubten, dass Buddha ihn mit dem linken Fuß gemacht habe, als er die Insel besucht hatte. Die Muslime kannten ihn unter dem Namen Adam Malai oder Adamshügel; die arabischen Händler im 10. Jahrhundert glaubten, dass Adam nach seiner Vertreibung aus dem Paradies hier Halt gemacht habe und auf einem Fuß stehen geblieben sei, bis Gott seine Reue zur Kenntnis genommen hatte. Die Kolonialherren – zuerst die Portugiesen und später die Holländer – betrachteten den Hügel eher unter praktischen als unter spirituellen Erwägungen: Das kleine Vorgebirge war der ideale Standort für eine Festung, für Artilleriebastionen, um sich gegen feindliche Kriegsschiffe wehren zu können. Im 17. Jahrhundert wurde zum ersten Mal eine Festung auf dem Hügel errichtet, und als die Anlage dann im Laufe der darauf folgenden Jahrhunderte mehrfach umgebaut worden war, hatte man den kleinen Gotteshäusern in der Nähe nur wenig Beachtung geschenkt. Jetzt würden sie der Armee des Propheten beim entscheidenden letzten Angriff als Zwischenstation dienen.

Normalerweise durfte ihr Anführer, der Mann, den sie den Kalifen nannten, unter keinen Umständen den Unwägbarkeiten und dem Chaos einer bewaffneten Auseinandersetzung ausgesetzt sein. Aber dies war keine gewöhnliche Nacht. Dies war eine Nacht, in der Geschich-

te geschrieben wurde. Wie konnte da der Kalif *nicht* zugegen sein? Außerdem wusste er, dass er die Moral seiner Männer mit seiner Entscheidung, sich auf dem Schlachtfeld zu ihnen zu gesellen, ins Unermessliche gesteigert hatte. Er war von tapferen, unerschrockenen Kagama umgeben, die wollten, dass er Zeuge ihres Heldentums wurde oder, sollte es dazu kommen, auch ihres Märtyrertodes. Sie sahen sein kantiges Gesicht, seine fein gemeißelten ebenholzschwarzen Züge und sein kräftiges Kinn und sahen nicht nur den Mann, den der Prophet gesandt hatte, um sie in die Freiheit zu führen, sondern auch den Mann, der ihre Taten für die Nachwelt in das Buch des Lebens schreiben würde.

Und so hielt der Kalif mit seiner Leibwache auf einer sorgfältig ausgewählten Hügelkuppe Wacht. Der Boden unter seinen dünnsohligen Stiefeln war hart und feucht, aber der Steinpalast – oder genauer gesagt sein Haupteingang – leuchtete vor ihm. Die Ostmauer war eine gewaltige Kalksteinfläche, deren verwitterte Steinquader zusammen mit dem breiten, frisch getünchten Tor von im Boden vergrabenen Strahlern in helles Licht getaucht wurden. Der Palast schimmerte verlockend, winkte ihnen zu.

»Ihr oder eure Gefolgsleute werdet möglicherweise heute Nacht sterben«, hatte der Kalif den Angehörigen seines Kommandos vor Stunden erklärt. »Falls es dazu kommt, wird man sich an euren Märtyrertod erinnern – *in alle Ewigkeit!* Eure Kinder und eure Eltern wird man euretwegen wie Heilige verehren. Man wird euch Schreine errichten! Pilger werden an die Orte eurer Geburt reisen! Man wird sich an euch erinnern wie an die Väter unserer Nation, wird euch verehren – *von jetzt an bis in alle Ewigkeit.«*

Sie waren Männer des Glaubens und des Mutes, und dem Westen gefiel es, sie als Terroristen zu verabscheuen.

Terroristen! Für den Westen, die Quelle äußersten Schreckens auf der Welt, ein Begriff zynischer Bequemlichkeit. Der Kalif verachtete die Tyrannen von Anura, aber den Männern des Westens, die ihre Herrschaft erst ermöglicht hatten, galt sein unverfälschter, glühender Hass. Die Anuraner verstanden wenigstens, dass sie einen Preis dafür zahlen mussten, dass sie sich die Macht angemaßt hatten; die Rebellen hatten sie diese Lektion immer wieder gelehrt, hatten sie mit Blut geschrieben.

Aber die Westler waren es gewöhnt, ungestraft zu handeln. Doch das würde sich bald ändern.

Jetzt musterte der Kalif die Hügellandschaft, die ihn umgab, und verspürte Hoffnung – Hoffnung nicht nur für sich und seine Gefolgsleute, sondern auch für die Insel. Anura. Sobald sie erst einmal ihr Schicksal wieder in die eigene Hand genommen hatte, gab es da noch etwas, wozu diese Insel und die Menschen, die auf ihr lebten, nicht fähig sein würden? Die Felsbrocken rings um ihn, die Bäume und die mit dichten Lianen überzogenen Hügel schienen ihn zum Handeln zu drängen.

Mutter Anura würde ihren Beschützern Nachsicht gewähren.

Vor Jahrhunderten hatten Besucher mit poetischen Worten die Schönheit der Tier- und Pflanzenwelt der Insel gepriesen. Wenig später sollte der Kolonialismus, angetrieben von Neid und Habgier, seine düstere Logik zur Wirkung bringen: Alles was bezaubernd war, sollte entzaubert, Schönheit, die den Beschauer in ihren Bann zog, in Ketten gelegt werden. Anura wurde zu einem Preis, um den die großen Seemächte des Westens sich stritten. Befestigungsanlagen türmten sich über den duftenden Hainen; Kanonenkugeln lagerten zwischen Muschelschalen an den Stranden. Der Westen brachte Blutvergießen auf die Insel und schlug dort Wurzeln,

verbreitete sich wie ein giftiges Unkraut über die Landschaft, nährte sich von Ungerechtigkeit und Gemeinheit.

Was haben sie dir angetan, Mutter Anura?

Bei Tee und Gebäck zogen westliche Diplomaten Grenzlinien, die Unruhe in das Leben von Millionen bringen sollten, behandelten den Atlas der Welt wie ein Zeichenblatt.

Unabhängigkeit hatten sie es genannt! Das war eine der großen Lügen des 20. Jahrhunderts. Das Regime selbst kam einem Akt der Gewalt gegen das Volk von Kagama gleich, einem Gewaltakt, dem man nur mit noch mehr Gewalt begegnen konnte. Jedes Mal, wenn ein Selbstmordattentäter einen Minister der Hindu-Regierung erledigte, predigten die westlichen Medien von »sinnlosen Morden«, aber der Kalif und seine Soldaten wussten, dass nichts mehr Sinn machte als solche Taten. Der Kalif selbst hatte den Plan für die Welle von Bombenattentaten ausgearbeitet, über die die ganze Welt berichtete – Attentate, die offenkundig zivilen Zielen in der Hauptstadt Caligo galten. Die Lieferfahrzeuge, die dafür eingesetzt wurden, hatte man praktisch unsichtbar gemacht, indem man ihnen das Firmenzeichen eines allgegenwärtigen internationalen Frachtdiensts aufgemalt hatte. Was für ein einfaches Täuschungsmanöver! Voll gepackt mit Stickstoff-Kunstdünger, den die Rebellen mit Dieseltreibstoff getränkt hatten, lieferten die Fahrzeuge eine Ladung des Todes. Im zurückliegenden Jahrzehnt hatte diese Welle von Bombenanschlägen auf der ganzen Welt Abscheu und Verdammnis ausgelöst – eine seltsame Heuchelei, wo sie doch nur den Krieg ins Haus der Kriegshetzer trug.

Jetzt flüsterte der Funker dem Kalifen etwas ins Ohr. Der Stützpunkt Kaffra war zerstört worden, seine Fernmeldeinfrastruktur außer Gefecht gesetzt. Selbst wenn es den Wachen im Steinpalast gelang, eine Nachricht

abzusetzen, bestand jetzt nicht mehr die leiseste Hoffnung, dass jemand ihnen zu Hilfe kam. Dreißig Sekunden später hatte der Funker eine weitere Mitteilung zu überbringen: die Bestätigung, dass ein zweiter Militärstützpunkt in ihre Hände gefallen war. Damit stand ihnen jetzt eine zweite Hauptstraße zur Verfügung. Der Kalif verspürte ein Prickeln im Nacken. Noch wenige Stunden, und sie würden die ganze Provinz Kenna dem despotischen Griff der Tyrannen entrissen haben. Der Machtwechsel könnte beginnen. Das Licht der Nationalen Befreiung würde am Morgen mit der Sonne am Horizont aufleuchten.

Aber nichts war wichtiger als die Einnahme des Steenpaleis, des Steinpalastes. *Nichts!* Der Vermittler hatte das mit großem Nachdruck betont, und bis jetzt hatte der Vermittler immer Recht gehabt, angefangen mit dem Wert seines eigenen Beitrags. Auf ihn war Verlass gewesen – nein, noch mehr. Er war großzügig gewesen, geradezu überschwänglich mit seinen Waffenlieferungen und, von gleicher Wichtigkeit, seinen Informationen. Er hatte den Kalifen nicht enttäuscht, und der Kalif würde ihn nicht enttäuschen. Die Gegner des Kalifen verfügten über ihre eigenen Hilfskräfte, ihre Hintermänner und ihre Wohltäter; weshalb sollte er nicht auch die seinen haben!

»Es ist noch kalt!«, rief Arjun entzückt aus, als er die Bierdose von der Straße aufhob. Die Dose war außen vereist. Arjun drückte sie sich an die Wange und stöhnte vergnügt. Seine Finger hinterließen ovale Abdrücke auf der eisigen Schicht, die verlockend im gelben Quecksilberdampflicht des Stützpunkts blitzte.

»Sie ist wirklich voll?«, fragte Shyam zweifelnd.

»Noch nicht geöffnet«, sagte Arjun. »Voll mit gesundem Getränk!«

Und die Dose war schwer, ungewöhnlich schwer. »Wir werden unseren Ahnen einen Schluck opfern. Ein paar lange Schlucke für mich und die paar Tropfen, die dann noch übrig bleiben, für dich, weil ich ja weiß, dass du das Zeug nicht magst.«

Arjuns dicke Finger fanden den Ring, mit dem man den Deckel abziehen konnte, und zogen kräftig daran.

Der gedämpfte Knall des Zünders, vergleichbar einem Knallkörper, der Konfetti versprüht, war Bruchteile von Sekunden vor der eigentlichen Explosion zu hören. Die Zeit reichte Arjun fast aus, um ihn erkennen zu lassen, dass er einem Trick zum Opfer gefallen war, und genügte Shyam, um den Gedanken zu registrieren, dass sein Verdacht – obwohl dieser eigentlich im Unterbewusstsein geblieben war und sich nur als vages Unbehagen geäußert hatte – gerechtfertigt gewesen war. Als das Pfund Plastiksprengstoff explodierte, fanden die Gedankengänge beider Männer ein Ende.

Die Explosion, ein alles zerschmetternder Augenblick des Lichts und des Schalls, dehnte sich sofort in ein immenses feuriges Oval der Zerstörung aus. Die Schockwellen zerschmetterten die beiden Messerbänke und das Bretterhäuschen ebenso wie die Baracke und die Männer, die dort schliefen. Die beiden Wachen, die am anderen Ende der Straßensperre hätten Dienst tun sollen, starben, ehe sie ganz wach geworden waren. Die intensive kurzzeitige Hitze überkrustete ein Stück des roten Lateritbodens mit einer an Obsidian erinnernden Glasschicht. Und dann war die Explosion – der betäubende Lärm, das blendende Licht – ebenso schnell verhallt, wie sie sich eingestellt hatte – verschwunden wie die Faust eines Mannes, wenn er seine Hand öffnet. Die Gewalt der Zerstörung war flüchtig, die Zerstörung selbst nachhaltig.

Eine Viertelstunde später, als ein Konvoi von Truppen-

transportern mit Segeltuchplanen durch die Überreste des Checkpoints rollte, war jegliches Täuschungsmanöver überflüssig geworden.

In der Tatsache, dass nur seine Gegner die Genialität dieser Aktion vor Anbruch der Morgendämmerung in ihrem vollen Ausmaß begreifen würden, lag Ironie, das war dem Kalifen bewusst. Die Nebel des Krieges würden auf dem Boden verhüllen, was man aus der Ferne erkennen konnte: das Muster präzise koordinierter Angriffe. Der Kalif wusste, dass militärische Analytiker in den amerikanischen Spionagediensten in ein oder zwei Tagen auf Satellitenbilder starren würden, auf denen man das Schema seiner Aktivitäten so klar wie ein Diagramm in einem Lehrbuch erkennen konnte. Der Sieg des Kalifen würde zur Legende werden; welchen Anteil der Vermittler daran hatte, würden – nicht zuletzt auf Drängen des Vermittlers selbst – nur Allah und er selbst wissen.

Man brachte dem Kalifen einen Feldstecher, und er betrachtete damit die Ehrengarde, die vor dem Haupttor aufgereiht war.

Es waren menschliche Dekorationen, ein Leporello aus Papierpuppen. Ein weiterer Beweis für die elitäre Dummheit der Regierung. Die Palastbeleuchtung machte sie zu Schießbudenfiguren und behinderte sie zu allem Überfluss auch noch dabei, in der sie umgebenden Dunkelheit etwas zu sehen.

Die Ehrengarde stellte die Elite der ARA dar – typischerweise alles Männer mit Verwandten auf wichtigen Positionen, Karrieretypen mit guten Manieren, exzellenter Hygiene und der Fähigkeit, die Bügelfalten in ihren sauber geplätteten Uniformen zu schonen. Die Crème de la Crème brûlée, sinnierte der Kalif in einer Mischung aus

Ironie und Verachtung. Schauspieler waren das, keine Krieger. Durch sein Glas musterte er die sieben Offiziere, von denen jeder einen Karabiner über die Schulter gelegt hatte, wo er eindrucksvoll aussah und völlig nutzlos war. Nicht einmal Schauspieler. Spielzeugsoldaten.

Der Funker nickte dem Kalifen zu: Der Abschnittskommandant hatte seine Position eingenommen und dafür gesorgt, dass die kasernierten Soldaten nicht zum Einsatz kommen konnten. Ein Angehöriger seines Gefolges reichte dem Kalifen einen Karabiner: eine rein zeremonielle Handlung, die er selbst entworfen hatte, aber Zeremoniell war der Helfer der Macht. Und deshalb würde der Kalif den ersten Schuss abfeuern, aus demselben Karabiner, mit dem ein großer Freiheitskämpfer vor fünfzig Jahren den holländischen Generalgouverneur ermordet hatte. Der Karabiner, eine Mauser M24, war mit großer Sorgfalt überholt und perfekt eingeschossen worden. Er war lange Zeit in seidenen Tüchern verwahrt gewesen und glänzte jetzt wie das Schwert Saladins.

Der Kalif fand den Wachmann Nummer eins im Zielfernrohr des Karabiners und atmete halb aus, sodass das Fadenkreuz auf der mit einer Ordensspange geschmückten Brust des Mannes ruhte. Er betätigte den Abzug und beobachtete den Ausdruck des Mannes scharf – Verblüffung zuerst, dann Angst und schließlich Benommenheit. Auf der rechten Brusthälfte des Mannes war jetzt ein kleines rotes Oval zu sehen, wie eine Blume, die man im Knopfloch trägt.

Sofort schlossen sich die anderen Männer seiner Gruppe an und feuerten eine kurze Salve wohl gezielter Schüsse ab. Die sieben Offiziere brachen zusammen wie Marionetten, deren Drähte man durchschnitten hat, und gingen zu Boden.

Der Kalif musste unwillkürlich lachen. Ihr Tod hatte

keine Würde; er war so absurd wie die Tyrannis, der sie dienten. Eine Tyrannis, die jetzt in die Defensive gezwungen wurde.

Bis die Sonne aufging, würden alle noch in Amt und Würden befindlichen Vertreter der anuranischen Regierung, die in der Provinz geblieben waren, gut beraten sein, ihre Uniformen abzulegen – sonst mussten sie damit rechnen, dass der feindliche Mob sie in Stücke riss.

Kenna würde nicht länger Teil der illegitimen Republik Anura sein. Kenna würde ihm gehören.

Es hatte angefangen.

Der Kalif spürte eine Woge von Selbstgefälligkeit in sich aufsteigen, und die klare, alles durchdringende Wahrheit erfüllte ihn wie ein Licht. Die einzige Lösung für Gewalt war noch mehr Gewalt.

In den nächsten paar Minuten würden viele sterben, und dass sie starben, würde ein Glück für sie sein. Aber es gab eine Person im Steinpalast, die nicht getötet werden durfte noch nicht. Er war ein ganz besonderer Mann, ein Mann, der auf die Insel gekommen war, um den Versuch zu machen, Frieden auszuhandeln. Er war ein mächtiger Mann, ein Mann, den Millionen verehrten, aber nichtsdestoweniger ein Agent des Neokolonialismus. Man musste ihn mit Vorsicht behandeln. Dieser eine – der große Mann, der »Friedensstifter«, der Mann für alle Menschen, wie es die westlichen Medien immer wieder hinausposaunten – würde nicht bei militärischen Kampfhandlungen ums Leben kommen. Ihn würde man nicht erschießen.

Für ihn würde das korrekte Protokoll eingehalten werden.

Und dann würde man ihn enthaupten, wie es sich für einen Verbrecher geziemte.

Die Revolution würde sein Blut trinken!

TEIL 1

1

Die Konzernzentrale der Harnett Corporation breitete sich auf den beiden obersten Stockwerken eines schwarzen Glasturms an der Dearborn Street im Loop von Chicago aus. Harnett war ein internationales Bauunternehmen, freilich keines von der Art, das Wolkenkratzer in amerikanischen Metropolen baute. Die meisten Projekte, mit denen sich das Unternehmen befasste, waren in Ländern außerhalb der Vereinigten Staaten angesiedelt, wo die Firma mit großen Gesellschaften wie Bechtel, Vivendi und Suez Lyonnaise des Eaux zusammenarbeitete. Die Gesellschaft organisierte den Bau von Staudämmen, Abwasseranlagen und Gasturbinen-Kraftwerken – alles nicht gerade glanzvolle, aber notwendige Infrastruktur. Projekte dieser Art stellten Herausforderungen im Ingenieurbau und nicht so sehr in der Ästhetik dar, setzten dafür aber die Fähigkeit voraus, in dem in stetigem Fluss befindlichen Bereich zwischen dem Behördengeschäft und der Privatwirtschaft zu operieren. Länder der Dritten Welt, die unter dem ständigen Druck der Weltbank und des Internationalen Währungsfonds standen, im Staatsbesitz befindliche Unternehmen zu verkaufen, waren fortwährend auf der Suche nach Anbietern für Telefonsysteme, Wasserwerke, Kraftwerke, Eisenbahnen und Bergwerksanlagen. Der Eigentümerwechsel brachte häufig die Notwendigkeit für neue Bautätigkeit mit sich, ein Bereich, in dem hoch spezialisierte Firmen wie die Harnett Corporation inzwischen eine bedeutende Rolle spielten.

»Ich bin mit Ross Harnett verabredet«, erklärte der Mann dem Angestellten am Empfang. »Ich heiße Paul Janson.«

Der Angestellte, ein junger, sommersprossiger Mann mit rotem Haar, nickte und informierte das Büro des Vorstandsvorsitzenden. Er musterte den Besucher ohne sonderliches Interesse. Wieder einmal ein Weißer in mittleren Jahren in einem grauen Anzug und mit einer gelben Krawatte. Was gab es da schon zu sehen?

Janson hielt sich einiges darauf zugute, dass man ihn selten eines zweiten Blickes würdigte. Trotz seines athletischen Körperbaus war an ihm nichts Auffälliges. Mit seiner gefurchten Stirn und dem kurz gestutzten stahlgrauen Haar konnte er seine fünfzig Jahre nicht verleugnen. Und er verstand es, sich praktisch unsichtbar zu machen, sei es nun an der Wall Street oder an der Börse. Selbst sein teurer Maßanzug aus grauem Worsted bildete eine perfekte Tarnung und passte ebenso gut in den Dschungel der Finanzwelt wie einstmals die grüne und schwarze Tarnfarbe, die er sich früher einmal in Vietnam, im echten Dschungel, ins Gesicht geschmiert hatte. Es brauchte schon ein geschultes Auge, um zu erkennen, dass echte Muskeln und nicht etwa Wattepolster die Schulterpartie seines Anzugs ausfüllten. Und man musste einige Zeit mit ihm verbracht haben, um seine ruhige, etwas ironische Art wahrzunehmen oder um zu bemerken, wie seine schiefergrauen Augen jede Einzelheit in seiner Umgebung registrierten.

»Es dauert nur ein paar Minuten«, erklärte der Angestellte am Empfangspult gleichgültig, und Janson schlenderte durch die Eingangshalle, um die dort ausgestellte Fotogalerie zu betrachten. Man konnte dort sehen, dass die Harnett Corporation augenblicklich am Bau einer Wasseraufbereitungsanlage in Bolivien, an der Fertigstellung von Staudämmen in Venezuela, Brücken in Saskatchewan und Kraftwerken in Ägypten beteiligt war. Das dokumentierten Bilder einer erfolgreichen und wohlhabenden

Baugesellschaft. Und wohlhabend war sie tatsächlich – oder war es zumindest bis vor kurzem gewesen.

Der für das Tagesgeschäft zuständige Vizepräsident Steven Burt war der Meinung, dass die Geschäfte eigentlich wesentlich besser laufen sollten. Im Zusammenhang mit dem Gewinnrückgang der letzten Zeit waren da Aspekte aufgetreten, die ihn argwöhnisch gemacht hatten, und er hatte deshalb Paul Janson dazu veranlasst, sich mit Ross Harnett, dem Vorstandsvorsitzenden und CEO der Firma, zu treffen. Janson hatte gewisse Vorbehalte, einen neuen Mandanten anzunehmen: Er war zwar erst seit fünf Jahren als Sicherheitsberater für größere Wirtschaftsunternehmen tätig, hatte sich aber von Anfang an den Ruf ungewöhnlicher Effizienz und Diskretion erworben, und das hatte die Nachfrage nach seinen Diensten weit über seine Zeit und sein Interesse hinaus ansteigen lassen. Wenn Steven Burt nicht ein alter Freund gewesen wäre, hätte Janson diesen Auftrag nicht in Erwägung gezogen. Aber Burt hatte ebenso wie er früher einmal ein anderes Leben geführt eines, das er hinter sich gelassen hatte, als er in die zivile Welt eingetreten war –, und Janson wollte den Freund nicht enttäuschen. Zumindest wollte er sich mit ihm unterhalten.

Harnetts Direktionsassistentin, eine freundlich wirkende Frau um die dreißig, kam in die Empfangshalle und führte ihn in Harnetts Büro, einen modernen, beinahe spartanisch eingerichteten Raum mit vom Boden bis zur Decke reichenden Fenstern, die nach Süden und Osten blickten. Die Wand aus polarisierendem Glas reduzierte das Licht der hellen Nachmittagssonne auf ein kühles Leuchten. Harnett saß hinter seinem Schreibtisch und telefonierte, und die Frau blieb mit fragender Miene in der Tür stehen. Harnett bedeutete Janson mit einer fast herablassend wirkenden Handbewegung Platz zu nehmen. »Dann

werden wir eben die Verträge mit Ingersoll-Rand neu verhandeln müssen«, sagte Harnett. Er trug ein hellblaues, monogrammbesticktes Hemd mit weißem Kragen, dessen Ärmel hochgekrempelt waren, sodass man seine kräftigen Arme sehen konnte. »Wenn sie die zugesagten Preise nicht halten wollen, müssen wir ihnen eben klar machen, dass wir uns dann frei fühlen, die Teile anderweitig zu beschaffen. Zum Teufel mit ihnen. Dann ist der Vertrag eben hinfällig.«

Janson nahm auf dem schwarzen Ledersessel vor dem Schreibtisch Platz. Er war etwas niedriger als Harnetts Sessel – primitive Regie, die Janson eher Unsicherheit als Autorität signalisierte. Er warf einen unverhohlenen Blick auf seine Uhr, schluckte die in ihm aufkommende Verstimmung hinunter und sah sich um. Das im siebenundzwanzigsten Stockwerk gelegene Eckbüro Harnetts bot einen weiten Blick auf den Michigan-See und die Innenstadt von Chicago. Ein hoher Stuhl, ein hohes Stockwerk: Harnett wollte keine Zweifel daran aufkommen lassen, dass er alle Höhen erklommen hatte.

Harnett war so etwas wie ein Kraftpaket, klein und kräftig gebaut, mit einer Reibeisenstimme. Janson hatte gehört, dass Harnett seinen Stolz darein setzte, regelmäßig die laufenden Bauprojekte seiner Firma zu besuchen und dabei mit den Vorarbeitern zu reden, als ob er selbst einmal einer gewesen wäre. In seinem ganzen Gehabe wirkte er jedenfalls wie jemand, der seine Karriere auf Baustellen begonnen und den Aufstieg in sein Eckbüro im siebenundzwanzigsten Stockwerk mit dem Schweiß seiner Hände geschafft hatte. Aber das entsprach nicht ganz den Tatsachen. Janson wusste, dass Harnett an der Northwestern University die Kellogg School of Management mit einem MBA absolviert hatte und dass seine Fähigkeiten eher in komplizierten Finanzkonstruktionen als im

Baustellenbetrieb lagen. Die Harnett Corporation aufzubauen war ihm gelungen, weil er ihre Tochtergesellschaften zu einer Zeit aufgekauft hatte, als diese in finanziellen Schwierigkeiten steckten und daher billig zu haben gewesen waren. Da die Bauwirtschaft ständig von den Konjunkturzyklen abhängt, hatte Harnett begriffen, dass dies seine Chance war, mit gut platzierten Tauschoperationen zu Ausverkaufspreisen eine reichlich mit Bargeldreserven ausgestattete Gesellschaft ins Leben zu rufen.

Endlich legte Harnett den Hörer auf und musterte Janson ein paar Augenblicke lang stumm. »Stevie sagt, Sie hätten wirklich einen hervorragenden Ruf«, meinte er mit gelangweilter Stimme. »Könnte sein, dass ich ein paar Ihrer anderen Mandanten kenne. Für wen waren Sie denn tätig?«

Janson sah ihn lächelnd, beinahe spöttisch an. Sollte das hier etwa ein Vorstellungsgespräch werden? »Die meisten Mandanten, die ich akzeptiere«, sagte er und legte nach diesen Worten eine kurze Pause ein, »kommen auf Empfehlung anderer Mandanten zu mir.«

Es deutlicher zu formulieren schien ihm unhöflich: Janson war nicht derjenige, der Referenzen oder Empfehlungen vorzulegen pflegte; es lief genau anders herum, seine prospektiven Mandanten mussten ihm empfohlen werden »Unter gewissen Umständen erlaube ich meinen Mandanten, mit anderen über meine Arbeit zu sprechen. Für mich persönlich galt immer der Grundsatz völliger Diskretion.«

»Sie spielen den hölzernen Indianer, wie?«

Harnett wirkte verstimmt.

»Ich bitte um Entschuldigung?«

»Ich auch, ich habe nämlich das bestimmte Gefühl, dass

wir gegenseitig unsere Zeit vergeuden. Sie sind ein viel beschäftigter Mann, ich bin ein viel beschäftigter Mann, und wir haben beide nicht die Zeit, hier zu sitzen und uns gegenseitig den Nerv zu töten. Ich weiß, dass Stevie es sich in den Kopf gesetzt hat, dass wir ein Leck im Boot haben und dass Wasser eindringt. Das entspricht aber nicht den Tatsachen. Tatsächlich liegt das ständige Auf und Ab im Wesen unseres Geschäfts. Stevie ist einfach noch zu grün, um das zu begreifen. Ich habe diese Firma aufgebaut; ich weiß, was in jedem Außenbüro und auf jeder Baustelle in vierundzwanzig Ländern abläuft. Für mich stellt sich wirklich die Frage, ob wir überhaupt einen Sicherheitsberater brauchen. Und das Einzige, was ich über Sie gehört habe, ist, dass Sie nicht gerade billig sind. Ich halte sehr viel von Sparsamkeit im Geschäftsleben. Für mich ist das, was man Zerobased Budgeting nennt, so etwas wie die Heilige Schrift. Sie müssen versuchen, mir da zu folgen jeder Cent, den wir ausgeben, muss irgendwie gerechtfertigt sein. Wenn die Ausgabe nichts zum Shareholder-Value beiträgt, findet sie einfach nicht statt. Das ist eines meiner Geschäftsgeheimnisse, das ich gern mit Ihnen teilen will.«

Harnett lehnte sich zurück wie ein Pascha, der darauf wartet, dass ein Bediensteter ihm den Tee eingießt. »Aber Sie können ja gern versuchen, mich umzustimmen. Okay? Ich habe das Meinige gesagt. Jetzt höre ich Ihnen gern zu.«

Janson lächelte dünn. Er würde sich bei Steven Burt entschuldigen müssen – Janson bezweifelte, ob ihn jemals jemand, der ihm wohl gesonnen war, »Stevie« genannt hatte –, aber hier lief ganz offensichtlich einiges über Kreuz. Janson akzeptierte nur wenige von den Angeboten, die ihm zugingen, und diesen Auftrag hier brauchte er ganz gewiss nicht. Er würde zusehen, hier so schnell wie

möglich wieder herauszukommen. »Ich weiß wirklich nicht, was ich sagen soll, Mr. Harnett. Aus Ihrer Sicht klingt es so, als ob Sie alles unter Kontrolle hätten.«

Harnett nickte, ohne zu lächeln, als wäre ihm soeben eine Selbstverständlichkeit bestätigt worden. »Ich führe ein strenges Regiment, Mr. Janson«, sagte er mit selbstgefälliger Herablassung. »Unsere weltweiten Aktivitäten werden verdammt gut geschützt. Das war schon immer so, und wir hatten nie Probleme. Niemals eine undichte Stelle, nie jemand, der zur Konkurrenz übergewechselt wäre, ja nicht einmal Diebstahl in nennenswertem Umfang. Und ich glaube, ich bin wirklich derjenige, der das am besten beurteilen kann – können wir uns darüber einigen?«

»Ein Chef, der nicht weiß, was in seinem eigenen Unternehmen läuft, hat ja wirklich in dem Laden nichts verloren, oder?«, erwiderte Janson mit freundlicher Miene.

»Genau«, sagte Harnett. »Genau.«

Sein Blick wanderte zu der Sprechanlage seiner Telefonkonsole. »Hören Sie, Sie sind bestens empfohlen – ich meine, Stevie war des Lobes voll, und ich bin überzeugt, dass Sie das, was Sie tun, wirklich gut machen. Ich weiß es zu schätzen, dass Sie zu uns gekommen sind, und es tut mir wie gesagt wirklich Leid, dass wir Ihre Zeit vergeudet haben…«

Janson entging das »wir« nicht – und das, was das Wörtchen offenkundig implizierte: *Tut mir wirklich Leid, dass ein Mitglied unseres Führungskreises uns beiden Ungelegenheiten bereitet hat.* Ohne Zweifel würde Steven Burt in naher Zukunft mit dem Groll seines obersten Vorgesetzten rechnen müssen. Janson beschloss, sich doch ein paar Worte zum Abschied zu gestatten, und wäre es nur, um seinem Freund damit einen Gefallen zu tun.

»Keineswegs«, sagte er, stand auf und schüttelte Harnett

über den Schreibtisch hinweg die Hand. »Es freut mich wirklich, dass alles in bester Ordnung ist.«

Er legte den Kopf etwas zur Seite und fügte beinahe beiläufig hinzu: »Oh, hören Sie, was diese ›versiegelte Offerte‹ angeht, die Sie gerade für das Projekt in Uruguay abgegeben haben…«

»Was wissen Sie davon?«

Harnetts Blick war plötzlich wachsam geworden. Hatte Janson hier einen Nerv getroffen?

»Dreiundneunzig Millionen, fünfhundertvierzigtausend, nicht wahr?«

Harnetts Gesicht rötete sich. »Augenblick mal. Ich habe diese Offerte erst gestern Morgen genehmigt. Wie zum Teufel haben Sie…«

»Wenn ich Sie wäre, würde ich mir Gedanken darüber machen, dass Ihre französische Konkurrenz, Suez Lyonnaise, die Zahlen ebenfalls kennt. Ich denke, Sie werden feststellen, dass deren Offerte genau zwei Prozent tiefer liegt.«

»Was?«, explodierte Harnett mit der Wucht eines Vulkans. »Hat Steven Burt Ihnen das gesagt?«

»Steven Burt hat mir keinerlei Informationen gegeben. Und im Übrigen ist er ja für die Baustellen verantwortlich, nicht etwa für die Buchhaltung oder die Angebotsabteilung – kennt er die Ausschreibung denn überhaupt im Detail?«

Harnetts Augen weiteten sich. »Nein«, erwiderte er nach kurzer Überlegung. »Er kann die Einzelheiten unmöglich kennen. Verdammt noch mal, darüber dürfte *überhaupt niemand* informiert sein. Unsere Erbsenzähler haben das Angebot per verschlüsselter E-Mail direkt an das Ministerium in Uruguay abgeschickt.«

»Und doch gibt es Leute, die darüber Bescheid wissen. Außerdem wäre dies ja in diesem Jahr nicht das erste Mal, dass man Sie knapp unterboten hat, oder? Konkret gesagt, sind Sie in den letzten neun Monaten fast ein Dutzend Mal durchgefallen. Elf von fünfzehn Ihrer Angebote wurden abgelehnt. Wie Sie ja sagten, das ist ein Geschäft, in dem es immer wieder ein Auf und Ab gibt.«

Auf Harnetts Wangen hatten sich hektische rote Flecken gebildet, aber Janson fuhr davon unbeeindruckt in kollegialem Tonfall fort: »Im Falle Vancouver galten andere Überlegungen. Die städtischen Ingenieure haben dort in dem für die Fundamente benutzten Beton Plastifizierungsstoffe gefunden. Das erleichtert zwar den Gussvorgang, schwächt aber die strukturelle Substanz. Natürlich nicht Ihre Schuld – die Bauspezifikation war in dem Punkt eindeutig. Wie konnten Sie auch wissen, dass Ihr Auftragnehmer Ihren Prüfungsingenieur vor Ort bestochen und dazu veranlasst hat, seinen Bericht zu fälschen? Da lässt sich ein untergeordneter Angestellter mit armseligen fünftausend Dollar schmieren und Sie stehen mit einem Hundert-Millionen-Dollar-Projekt plötzlich im Regen. Ziemlich komisch, was? Andererseits hatten Sie mit Ihren eigenen so genannten nützlichen Aufwendungen, die Sie unter dem Tisch bezahlt haben, wesentlich größeres Pech. Ich meine, wenn Sie sich fragen, was mit dem Projekt in La Paz schief gelaufen ist…«

»Ja?«, drängte Harnett erregt. Er stand auf und wirkte dabei unnatürlich steif, geradeso, als ob er eingefroren wäre.

»Nun, sagen wir einfach, Raffy ist wieder auf dem Kriegspfad. Ihr Manager hat Rafael Nunez geglaubt, als der ihm gesagt hat, er habe sichergestellt, dass die Bestechungssumme den Innenminister erreicht hat. Raffy Nunez hat in den neunziger Jahren eine Menge Firmen

ausgenommen. Die meisten Ihrer Wettbewerber wissen inzwischen über ihn Bescheid. Sie haben sich krumm und schief gelacht, als sie Ihren Mann im La Paz Cabana beim Abendessen beobachten konnten, wie er mit Raffy einen Tequila nach dem anderen gekippt hat, weil sie ganz genau wussten, was passieren würde. Aber was soll's – Sie haben es wenigstens versucht, stimmt's? Was macht es da schon, dass Ihre Bruttoerlöse in diesem Jahr um dreißig Prozent gesunken sind. Ist ja schließlich nur Geld, oder? Das sagen Ihre Aktionäre doch immer, nicht wahr?«

Janson hatte bemerkt, dass Harnett inzwischen totenblass geworden war. »Oh ja, stimmt – die haben das gar nicht gesagt, wie?«, fuhr Janson fort. »Tatsächlich ist es so, dass eine Gruppe von Großaktionären dabei ist, sich nach einer anderen Gesellschaft umzusehen – Vivendi, Kendrick, vielleicht auch Bechtel –, und diese Firmen dazu veranlassen will, es mit einer feindlichen Übernahme zu versuchen. Sehen Sie es also ganz positiv. Wenn die damit durchkommen, wird das alles nicht mehr Ihr Problem sein.«

Er tat so, als bemerke er nicht, wie Harnett gereizt Luft holte. »Aber ich bin sicher, dass ich Ihnen damit nichts sage, was Sie nicht bereits wissen.«

Harnett wirkte benommen, ja geradezu von panischer Angst erfasst; das von dem polarisierten Glas der riesigen Fenster gedämpfte Licht ließ kalte Schweißtropfen auf seiner Stirn erkennen. »Verdammte Scheiße«, murmelte er. Der Blick, mit dem er Janson jetzt musterte, erinnerte an den eines Ertrinkenden, der am Horizont ein Rettungsboot entdeckt hat. »Nennen Sie mir Ihren Preis«, sagte er.

»Wie bitte?«

»Ihren gottverdammten Preis sollen Sie mir nennen«, sagte Harnett. »Ich brauche Sie.«

Er grinste, bemüht, seine Verzweiflung hinter einer Fassade von Jovialität zu tarnen. »Steven Burt hat gesagt, Sie seien der beste Mann, den es gibt, und damit hatte er ganz offensichtlich Recht. Wissen Sie, ich wollte Sie vorher bloß ein bisschen hochnehmen. Und jetzt hören Sie mir zu, Meister, Sie werden dieses Zimmer nicht verlassen, ehe wir beide, Sie und ich, zu einer Übereinkunft gelangt sind. Ist das klar?«

Man konnte jetzt an seinem Hemdkragen und unter den Armen dunkle Schweißflecken erkennen. »Weil wir nämlich hier einen Deal machen werden.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Janson unverändert freundlich. »Ich habe mich nämlich gerade entschieden, diesen Auftrag nicht anzunehmen. Das ist ein Luxus, den ich mir als selbständiger Berater leisten kann: Ich entscheide ganz alleine darüber, welche Mandanten ich annehme. Aber wirklich – ich wünsche Ihnen viel Glück. Schließlich gibt es nichts Besseres als einen kleinen Aktionärsaufstand, um das Blut in Wallung zu bringen, stimmt's?«

Harnett stieß ein lautes, gekünstelt wirkendes Lachen aus und klatschte in die Hände. »Ihr Stil gefällt mir«, sagte er. »Eine gute Verhandlungstaktik. Okay, okay, ich hab schon verstanden. Sagen Sie mir, was Sie verlangen.«

Janson schüttelte den Kopf, lächelte, als ob Harnett etwas Komisches gesagt hätte, und ging zur Tür. Unmittelbar bevor er das Büro verließ, blieb er stehen und drehte sich um. »Aber einen Tipp will ich Ihnen geben – gratis«, sagte er. *»Ihre Frau weiß Bescheid.«*

Den Namen von Harnetts venezolanischer Geliebten zu nennen wäre indiskret gewesen, und deshalb fügte Janson lediglich vieldeutig, aber letzten Endes unzweideutig hinzu: »Über Caracas, meine ich.«

Ein vielsagender Blick folgte: Das war keine Verurteilung, er sprach schlicht und einfach als ein Profi zum anderen und bezeichnete einen Angriffspunkt, Jetzt konnte man auf Harnetts Wangen wieder kleine rote Punkte erkennen; er machte den Eindruck, als würde ihm übel: der Gesichtsausdruck eines Mannes, dem gerade klar geworden war, dass er sich neben einem Übernahmegefecht an der Börse, das er wahrscheinlich verlieren würde, auch noch mit einer ruinösen Scheidung würde auseinander setzen müssen. »Ich bin bereit, über *Aktienoptionen* zu sprechen!«, rief er Janson nach.

Aber der Berater war bereits draußen auf dem Flur zu den Aufzügen unterwegs. Zuzusehen, wie der Dickschädel sich vor ihm wand, hatte ihm nichts ausgemacht; als er aber schließlich vor den Aufzugtüren stand, spürte er einen säuerlichen Geschmack im Mund und hatte das Gefühl, seine Zeit zu vergeuden. Und zwar nicht nur in diesem Augenblick.

Eine Stimme aus der Vergangenheit – gleichsam aus einem anderen Leben – hallte schwach in seinem Kopf nach. *»Und das ist es, was Ihrem Leben seinen Sinn gibt?«*

Phan Nguyen hatte diese Frage in tausend verschiedenen Variationen gestellt. Es war seine Lieblingsfrage. Janson konnte selbst jetzt die kleinen, intelligenten Augen, das breite, verwitterte Gesicht und die schlanken Arme sehen, die wie die eines Kindes wirkten. Alles, was Amerika betraf, schien die Neugierde dieses Mannes zu reizen, der ihn verhörte, schien ihn in gleichem Maße zu faszinieren und anzuwidern. *Und das ist es, was Ihrem Leben seinen Sinn gibt?* Janson schüttelte den Kopf: Zum Teufel mit dir, Nguyen.

Als Janson in seine Limousine stieg, die die ganze Zeit draußen vor dem Eingangsportal an der Dearborn Street bereit gestanden hatte, beschloss er, jetzt gleich zum

O'Hare Airport zu fahren; es gab einen früheren Flug nach Los Angeles, den er wohl noch schaffen würde. Wenn es nur möglich wäre, Nguyens Fragen ebenso leicht hinter sich zurückzulassen.

Zwei uniformierte Frauen standen hinter der Theke, als er die Platinum Club Lounge der Pacifica Airlines betrat. Die Uniformen und der Tresen waren in dem gleichen blaugrauen Ton gehalten. Die Jacken der beiden Frauen trugen die Epauletten, die gegenwärtig so viele größere Fluggesellschaften offensichtlich zu schätzen wussten. An einem anderen Ort und zu einer anderen Zeit, überlegte Janson, hätte man derartige Schulterstücke nach reichlichen Kampfeinsätzen verliehen bekommen.

Eine der Frauen hatte gerade mit einem korpulenten Mann mit Hängebacken gesprochen, der einen offenen blauen Blazer trug und an dessen Gürtel ein Pager zu sehen war. Über der Innentasche seines Jacketts blitzte eine Plakette und verriet Janson, dass der Mann ein Inspektor der Luftfahrtbehörde war, der offenbar gerade in einer Umgebung, wo sympathische Gesellschaft zur Verfügung stand, eine kleine Pause eingelegt hatte. Die beiden Frauen und der Mann unterbrachen ihr Gespräch, als Janson auf sie zutrat.

»Ihre Bordkarte, bitte«, sagte die Frau und sah ihn an. Ihre puderig wirkende Bräune endete ein Stück unter ihrem Kinn, und ihre blonde Haarfarbe sah so aus, als stamme sie aus einer Flasche.

Janson zeigte sein Ticket und die Plastikkarte, die Pacifica ihren Vielfliegern zur Verfügung stellt.

»Willkommen im Pacifica Platinum Club, Mr. Janson«, flötete die Frau.

»Wir informieren Sie, wenn Ihre Maschine einsteigebereit ist«, ließ ihn die zweite Hostess – kastanienfarbenes,

schulterlanges Haar und auf die blauen Applikationen auf ihrer Jacke abgestimmte Lidschatten – mit leiser, vertraulich klingender Stimme wissen. Sie deutete auf den Eingang zum eigentlichen Loungebereich, als wäre dieser Eingang das Tor zum Himmel. »Bis dahin wünschen wir Ihnen einen angenehmen Aufenthalt.«

Ein aufmunterndes Nicken und ein strahlendes Lächeln: Petrus hätte es nicht vielversprechender machen können.

Zwischen funktionale Stahlträger und Glas eingezwängte Etablissements wie der Platinum Club von Pacifica waren Orte, an denen moderne Fluggesellschaften sich bemühten, der Crème de la Crème ihrer Kundschaft gerecht zu werden. Die kleinen Schalen, die dort herumstanden, waren nicht etwa mit gesalzenen Erdnüssen gefüllt, wie man sie *les miserables* in der Touristenklasse anbot, sondern mit den deutlich teureren Baumnüssen: Cashews, Mandeln, Walnüssen, Pekans. Auf einer mit einer Granitplatte belegten Getränketheke standen Kristallkrüge mit Pfirsichnektar und frisch gepresstem Orangensaft. Eleganter Mikrofaserteppichboden im Blaugrau der Fluggesellschaft bedeckte den Boden des Saals, den dunkelblaue und weiße Gitter in einzelne Sektionen unterteilten. Auf runden, zwischen wuchtigen Armsesseln verteilten Tischen lagen sauber gefaltete Exemplare des *International Herald Tribüne*, der *USA Today*, des *Wall Street Journal* und der *Financial Times*. Über einen Bloomberg-Bildschirm flackerten unverständliche Zahlengruppen und Bilder, schattenhafte Marionetten des globalen Wirtschaftsgeschehens. Durch schräg gestellte Jalousien konnte man die Flughafenpiste draußen nur ahnen.

Janson blätterte ohne sonderliches Interesse in den Zeitungen. Als er im *Wall Street Journal* den »Marktbericht« erreichte, ertappte er sich dabei, wie sein Blick über

die vertrauten Schlagzeilen huschte: Ein Gemetzel an der Wall Street, wo profitgierige Investoren den Dow in die Tiefe getrieben hatten. Ein Sportkommentar in *USA Today* befasste sich mit dem Zusammenbruch der Angriffsreihe der Raiders »in dem massiven Sperrriegel der Vikings«. Und die ganze Zeit tönte aus unsichtbaren Lautsprechern der Gesang einer gerade populären Diva aus dem neuesten Hollywood-Kassenschlager, einem Film über eine legendäre Schlacht des Zweiten Weltkriegs. Ein gewaltiger Aufwand an Studiogeldern und Computergrafik zu Ehren eines ebenso gewaltigen Aufwands an Blut und Schweiß.

Janson sank schwer in einen der Polstersessel und ließ seinen Blick über die Computeranschlüsse schweifen, wo leitende Angestellte von Weltfirmen ihre Laptops einstöpselten und auf der endlosen Suche nach Wichtigem E-Mails von Mandanten, Vorgesetzten, Interessenten, Mitarbeitern und Lebenspartnern abriefen. Aus ihren Aktenkoffern lugten die Rücken von Büchern, die Ratschläge von Sun Tsu und Konsorten für das Geschäftsleben anboten – die Kunst des Krieges neu verpackt für die moderne Geschäftswelt. Ein glattes, selbstzufriedenes, von nichts bedrohtes Völkchen, sinnierte Janson nach einem Blick auf die Manager und Geschäftsleute, die ihn umgaben. Wie diese Menschen doch den Frieden liebten und zugleich auch die Bilderfülle des Krieges! Für sie war die Romantik der Insignien des Militärwesens ohne Gefahr, so wie Raubtiere zum Zimmerschmuck werden, nachdem der Präparator sein Werk getan hat. Es gab Augenblicke, wo Janson fast das Gefühl hatte, auch ihn habe man ausgestopft und an eine Wand gehängt. Beinahe jedes Raubtier stand jetzt unter Naturschutz, nicht zuletzt der weißköpfige Seeadler, das Wappentier der Vereinigten Staaten, und Janson wurde plötzlich bewusst, dass er

selbst einmal so etwas wie ein Raubtier gewesen war – eine aggressive Macht gegen die Mächte der Aggression. Janson hatte ehemalige Krieger gekannt, die für Adrenalin und Gefahren süchtig geworden waren und die sich selbst, als man ihre Dienste nicht länger benötigte, zu einer Art Spielzeugsoldaten gemacht hatten. Sie verbrachten ihre Zeit damit, in der Sierra Madre mit Farbbeutelgewehren aufeinander zu schießen oder, noch schlimmer, sich an unappetitliche Firmen mit unappetitlichen Bedürfnissen zu verdingen, gewöhnlich in Teilen der Welt, in denen das Bakschisch regierte. Die Verachtung, die Janson für diese Leute empfand, ging tief. Und doch fragte er sich manchmal, ob die hoch spezialisierten Dienste, die er der amerikanischen Geschäftswelt lieferte, nicht lediglich eine etwas respektablere Version derselben Sache waren.

Er war einsam, das war der Kern der ganzen Angelegenheit, und diese Einsamkeit war nie ausgeprägter als in den gelegentlichen Pausen seines meist von zu vielen Terminen gejagten Lebens – der Zeit, die er nach dem Einchecken und vor dem Start an übertrieben gestylten Orten verbrachte, die schlicht und einfach nur für das Warten bestimmt waren. Am Ende seines nächsten Fluges würde niemand seine Ankunft erwarten, mit Ausnahme eines weiteren livrierten Limousinenchauffeurs, der vermutlich seinen Namen auf einer weißen Papptafel falsch geschrieben vorwies, und danach ein weiterer Firmenmandant, ein besorgter Filialleiter eines Unternehmens der Leichtindustrie in Los Angeles – seine Einsätze führten Janson von einem Eckbüro zum nächsten. Es gab keine Frau und keine Kinder, obwohl es früher einmal eine Frau und zumindest Hoffnung auf ein Kind gegeben hatte, denn Helene war schwanger gewesen, als sie gestorben war. »Wenn du Gott zum Lachen bringen willst, dann erzähle ihm von deinen Plänen«, pflegte sie ihren Großva-

ter zu zitieren, eine Maxime, die sich auf schreckliche Weise an ihr erfüllt hatte.

Janson musterte die mit bernsteinfarbener Flüssigkeit gefüllten Flaschen hinter der Bar, Flaschen, deren dicht bedruckte Etiketten ein Alibi für das Vergessen suggerierten, das sie boten. Er hielt sich in Form, trainierte verbissen, aber selbst wenn er im aktiven Einsatz war, vergönnte er sich hie und da einen Schluck oder auch zwei. Wem schadete das schon?

»Ein Gespräch für Richard Alexander«, tönte eine nasale Stimme aus der Lautsprecheranlage. »Passagier Richard Alexander. Bitte melden Sie sich an einem beliebigen Pacifica-Schalter.«

Das gehörte mit zu den Hintergrundgeräuschen eines jeden Flughafens, riss Janson aber aus seinen Träumen. Richard Alexander war ein Deckname, den er in der Vergangenheit häufig benutzt hatte. Er sah sich reflexartig um. Zufall, dachte er, und dann bemerkte er, dass im gleichen Augenblick sein Handy in den Tiefen seiner Brusttasche zu summen angefangen hatte. Er schob sich den Stöpsel des Dreiband-Nokia ins Ohr und drückte auf SND. »Ja?«

»Mr. Janson? Oder sollte ich sagen Mr. Alexander?«

Eine angestrengt, ja verzweifelt klingende Frauenstimme.

»Wer spricht da?«, fragte Janson mit leiser Stimme. Stress wirkte auf ihn dämpfend, zumindest anfänglich – machte ihn ruhiger, nicht erregter.

»Bitte, Mr. Janson. Es ist äußerst dringend, dass wir uns *sofort* treffen.«

Ihre Aussprache war von jener ganz besonderen Präzision, die den gebildeten Ausländer verrät. Und die Hintergrundgeräusche waren noch auffälliger.

»Werden Sie deutlicher.«

Eine kurze Pause. »Wenn wir uns persönlich gegenüberstehen.«

Janson drückte END, beendete das Gespräch. Er verspürte ein leichtes Prickeln im Nacken. Das Zusammentreffen der Lautsprecherdurchsage und des Anrufs, der Wunsch nach einem sofortigen persönlichen Treffen: Die Anruferin befand sich offensichtlich ganz in der Nähe. Die Hintergrundakustik des Anrufs hatte seinen Verdacht bestätigt. Jetzt huschten seine Augen von einem Insassen der Lounge zum nächsten, während er überlegte, wer wohl auf diese Weise versuchte, mit ihm Kontakt herzustellen.

War es eine Falle, ein alter Gegner, der ihm nicht verziehen hatte? Es gab viele, die seinen Tod als Vergeltung empfinden würden; und für einige wenige von ihnen würde dieser Durst nach Rache nicht völlig unberechtigt sein. Und doch kam ihm das eher unwahrscheinlich vor. Er war nicht im Einsatz; er schaffte nicht gerade einen widerstrebenden »Überläufer« der Kurdischen Befreiungsfront von den Dardanellen über Athen zu einer wartenden Fregatte und überging dabei jede offizielle Grenzkontrolle. Um Himmels willen, er befand sich schließlich auf dem O'Hare Airport. Und das war möglicherweise der Grund, weshalb man gerade diesen Ort für das Treffen ausgewählt hatte. Die Menschen neigten dazu, sich auf einem Flughafen sicher zu fühlen, wo sie von Metalldetektoren und uniformiertem Sicherheitspersonal beschützt wurden. Es wäre wirklich schlau, diese Illusion der Sicherheit auszunutzen denn auf einem Flughafen, auf dem täglich beinahe zweihunderttausend Reisende abgefertigt wurden, war Sicherheit tatsächlich eine Illusion.

All diese Möglichkeiten gingen ihm durch den Kopf, wurden erwogen und ebenso schnell wieder abgetan. Vor

der dicken Glasscheibe, die den Ausblick auf die Piste bot, war eine blonde Frau im schräg einfallenden Sonnenlicht anscheinend damit beschäftigt, auf ihrem Laptop eine Tabellenkalkulation zu studieren; ihr Handy lag neben ihr, vergewisserte sich Janson, aber es war nicht mit einem Ohrhörer verbunden. Eine weitere Frau, näher beim Eingang, war in eine lebhafte Diskussion mit einem Mann vertieft, dessen Ehering an seiner sonst sonnengebräunten Hand lediglich als schmaler, heller Hautstreifen zu erkennen war. Jansons Augen schweiften weiter, bis er sie Sekunden später sah – die, die ihn angerufen hatte.

Es war eine elegante Frau in mittleren Jahren, die täuschend ruhig und desinteressiert in einer Ecke der Lounge saß und sich ein Handy ans Ohr hielt. Sie hatte weißes Haar, das sie hochgesteckt trug, und war mit einem dunkelblauen Chanelkostüm mit diskreten Perlmuttknöpfen bekleidet. Ja, sie war es; er war jetzt ganz sicher. Nicht sicher war er dagegen, worin ihre Absichten bestanden. War sie eine Meuchelmörderin oder Mitglied eines Kidnapperteams? Das waren nur zwei von hundert Möglichkeiten, die er ausschließen musste, so unwahrscheinlich sie auch sein mochten. Standardtaktik, in vielen Jahren im Einsatz entwickelt und fester Bestandteil seiner Persönlichkeit…

Janson sprang auf. Er musste den Standort wechseln: Das war eine Grundregel. *Es ist äußerst dringend, dass wir uns sofort treffen,* hatte die Anruferin gesagt. Wenn es zu einem Treffen kam, würde das nach seinen Regeln geschehen. Er schickte sich an, die Lounge zu verlassen, und griff sich beim Hinausgehen einen Pappbecher von einem Wasserspender. Mit dem Becher in der Hand, ihn so haltend, als ob er voll wäre, ging er auf die Empfangstheke zu. Dann gähnte er, drückte dabei die Augen zu und stieß mit dem korpulenten Inspektor der Luftfahrtbehörde

zusammen, der ein paar Schritte zurücktaumelte.

»Oh, tut mir Leid«, stieß Janson mit erschreckt wirkendem Blick hervor. »Du liebe Güte, ich habe Sie doch nicht etwa nass gemacht!?«

Jansons Hände fuhren schnell über den Blazer des Mannes. »Hab ich Sie nass gemacht? Herrgott, es tut mir wirklich Leid, ehrlich.«

»Nichts passiert«, erwiderte der Mann mit einem Anflug von Ungeduld. »Aber Sie sollten wirklich aufpassen, wo Sie hinmarschieren, ja? Auf diesem Flughafen gibt es eine Menge Leute.«

»Ist schon schlimm genug, wenn man nicht weiß, in welcher Zeitzone man gerade ist, aber – Herrgott, ich weiß wirklich nicht, was mit mir los ist«, sagte Janson, das Urbild des verwirrten, vom Jetlag geplagten Passagiers. »Ich bin völlig fertig.«

Als Janson die VIP-Lounge verließ und durch den Korridor ging, der in Abflughalle B führte, summte sein Handy erneut, wie er das erwartet hatte.

»Ich glaube, Ihnen ist nicht ganz klar, wie dringlich das ist«, sagte die Frauenstimme.

»Das stimmt«, fiel Janson ihr ins Wort. »Das ist mir nicht klar. Warum sagen Sie mir nicht einfach, was das alles soll?«

Er entdeckte eine kleine Nische in der Wand, vielleicht einen Meter tief, und dort die Stahltür, die er gesucht hatte, eine Tür in einen Raum, zu dem Reisende keinen Zugang hatten. UNBEFUGTEN IST DER ZUTRITT VERBOTEN stand in großen Lettern auf einem Schild.

»Das kann ich nicht«, sagte die Frauenstimme nach kurzer Pause. »Nicht am Telefon, leider. Aber ich bin im Flughafen und wir könnten uns treffen…«

»Dann rufen Sie mich in einer Minute zurück«, fiel Janson ihr ins Wort und beendete das Gespräch. Er schlug mit dem Handrücken auf die Türklinke und trat ein. Der Raum, in dem er sich jetzt befand, war mit elektrischem Inventar gefüllt: überall Anzeigetafeln, die Daten der Kühl- und Heizanlage des Flughafens wiedergaben. An einem Kleiderrechen an der Wand hingen Mützen und Windjacken für die Arbeit im Freien.

Drei Angestellte von Fluggesellschaften in dunkelblauen Drillichuniformen saßen um einen kleinen Stahltisch mit linoleumüberzogener Platte und tranken Kaffee. Er hatte offensichtlich ihr Gespräch unterbrochen.

»Was soll das?«, schrie einer von ihnen Janson an, als die Tür hinter ihm wieder zufiel. »Sie dürfen hier nicht rein.«

»Das ist nicht das Klo«, stieß ein anderer halblaut hervor.

Janson lächelte kühl. »Ihr werdet jetzt ganz schön sauer sein auf mich, Jungs, aber was meint ihr wohl?«

Er zog die Plakette von der Flugsicherung heraus, die er dem korpulenten Mann in der Lounge entwendet hatte. »Wieder mal eine Anti-Drogen-Initiative. Zufallstests für eine drogenfreie Flughafenbelegschaft – so steht es im letzten Rundschreiben des Verwaltungschefs. Zeit, diese Becher hier zu füllen. Ich bedauere die Störung, aber dafür kriegt ihr ja schließlich so viel Geld, stimmt's?«

»Das ist doch Blödsinn!«, schrie der dritte Mann verärgert. Abgesehen von einem schon grau werdenden Haarkranz am Hinterkopf war er beinahe völlig kahl. Er hatte sich einen Bleistiftstummel hinter das rechte Ohr geklemmt.

»Macht schon, Leute«, herrschte Janson sie an. »Das läuft hier diesmal nach einem völlig neuen Plan. Mein

Team wartet an Gate 2 in der Abfertigungshalle A. Lasst sie nicht warten. Wenn die ungeduldig werden, bringen sie manchmal die Proben durcheinander, falls ihr versteht, was ich damit sagen will.«

»Was ist das für ein Unfug«, wiederholte der kahlköpfige Mann.

»Soll ich einen Bericht schreiben, dass ein Mitglied der Flughafengewerkschaft sich geweigert und versucht hat, sich der Rauschgiftprobe zu entziehen? Wenn Ihr Test positiv ausfällt, können Sie schon mal anfangen, die Stellenanzeigen zu lesen.«

Janson verschränkte die Arme vor der Brust. »Und jetzt raus hier, und zwar dalli!«

»Ich geh ja schon«, brummelte der Kahlköpfige, der nicht mehr so selbstbewusst klang. »Bin ja schon fort.«

Mit saurer Miene machten sich die drei Männer auf den Weg und ließen ihre Klemmbretter und Kaffeetassen stehen. Sie würden gute zehn Minuten brauchen, bis sie zur Abflughalle A kamen, das wusste Janson. Er sah auf die Uhr und zählte die noch verbliebenen Sekunden ab, bis sein Handy summte; die Frau hatte exakt eine Minute gewartet.

»Ganz in der Nähe des Ticketschalters gibt's eine Imbissstube«, sagte Janson. »Wir treffen uns dort. An dem Tisch ganz hinten links. In ein paar Minuten.«

Er zog seine Jacke aus, schlüpfte in eine dunkelblaue Windjacke, stülpte sich eine Mütze auf den Kopf, verließ den Raum und wartete in der Nische. Eine halbe Minute später sah er die weißhaarige Frau vorbeigehen.

»Hey, Süße!«, rief er, legte im gleichen Augenblick einen Arm um ihre Hüfte, presste ihr die Hand über den Mund und zerrte sie in die Kammer. Janson hatte sich überzeugt, dass niemand in der Nähe war, der das Manö-

ver, das keine drei Sekunden in Anspruch nahm, hätte sehen können; wenn das doch der Fall gewesen wäre, hätte man das Ganze vermutlich für eine romantische Umarmung gehalten.

Die Frau war verblüfft und vor Angst fast steif, versuchte aber nicht einmal zu schreien und legte damit ein Maß an professioneller Fassung an den Tag, das Janson recht beruhigend fand. Sobald sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, bedeutete Janson ihr brüsk, an dem Tisch mit der Linoleumplatte Platz zu nehmen. »Machen Sie sich's bequem«, sagte er.

Die Frau, deren elegante Kleidung einen ungewöhnlichen Kontrast zu der schlichten Umgebung bildete, setzte sich auf einen der Klappstühle. Janson blieb stehen.

»Sie sehen nicht gerade so aus, wie ich Sie mir vorgestellt habe«, sagte sie, »Sie sehen nicht aus wie…«

Sein unverhohlen feindseliger Blick war ihr nicht entgangen, und das veranlasste sie dazu, den Satz nicht zu Ende zu führen. »Mr. Janson, wir haben wirklich keine Zeit für so etwas.«

»Ich sehe nicht aus wie *was?«*, fragte er scharf. »Ich weiß nicht, wer zum Teufel Sie sind, und werde Sie zunächst auch nicht fragen, wie Sie an meine Handynummer gekommen sind oder wie Sie das erfahren haben, was Sie offenbar zu wissen glauben. Aber wenn wir hier fertig sind, möchte ich, dass ich alles weiß, was ich wissen möchte.«

Selbst wenn sie eine ganz gewöhnliche Privatperson war, die auf völlig legitime Weise seine Dienste in Anspruch nehmen wollte, war eine so öffentliche Kontaktaufnahme absolut unpassend. Und einen seiner Decknamen zu benutzen, wenn auch einen, der schon lange nicht mehr aktuell war, war ein geradezu kardinaler

Verstoß gegen alle Protokolle.

»Das haben Sie mir jetzt klar gemacht, Mr. Janson«, sagte sie. »Ich gebe ja zu, dass meine Kontaktaufnahme nicht sonderlich gut überlegt war. Sie werden mir verzeihen müssen…«

»Werde ich das? Das ist ziemlich anmaßend.«

Er atmete ein und registrierte einen leichten Duft: *Penhaligon's Jubilee.* Ihre Blicke begegneten sich, und Jansons Ärger schwand etwas, als er ihren Gesichtsausdruck sah, den besorgt verzogenen Mund und den entschlossenen Blick ihrer graugrünen Augen.

»Wie ich schon sagte, wir haben sehr wenig Zeit«, erklärte sie.

»Ich habe alle Zeit der Welt.«

»Aber Peter Novak nicht.«

Peter Novak.

Der Name durchzuckte ihn wie ein elektrischer Schlag, so wie sie das geplant hatte. Novak war ein legendärer ungarischer Financier und Philanthrop und hatte im Jahr zuvor für seine erfolgreichen Bemühungen um Konfliktbeilegung in der ganzen Welt den Friedensnobelpreis erhalten. Novak war Gründer und Direktor der *Liberty Foundation,* die sich der »gezielten Demokratie« verschrieben hatte – Novaks großer Leidenschaft. Diese Institution unterhielt ihre Büros in den Hauptstädten Osteuropas und in zahlreichen Entwicklungsländern. Aber Janson hatte eigene Gründe, sich Peter Novaks zu erinnern. Und er stand so tief in der Schuld des Mannes, dass er diese Dankbarkeit gelegentlich wie eine Last empfunden hatte.

»Wer sind Sie?«, fragte Janson.

Die graugrünen Augen der Frau bohrten sich in die

seinen. »Ich heiße Marta Lang und bin für Peter Novak tätig. Ich könnte Ihnen eine Geschäftskarte zeigen, falls Sie das für hilfreich hielten.«

Janson schüttelte langsam den Kopf. Auf ihrer Geschäftskarte würde ein Titel stehen, der für ihn ohne Bedeutung war; wahrscheinlich würde er sie als eine hochrangige Angestellte der Liberty Foundation ausweisen. *Ich bin für Peter Novak tätig,* hatte die Frau gesagt, und schon die Art, wie sie das gesagt hatte, hatte ihm klar gemacht, was sie war. Sie war das Faktotum, die erste Helferin, die rechte Hand; jeder große Mann hatte jemanden wie sie. Leute wie sie zogen es vor, im Schatten zu wirken, übten aber große, wenn auch inoffizielle Macht aus. Ihr Name und der kaum wahrnehmbare Akzent ließen erkennen, dass sie wie ihr Arbeitgeber Ungarin war.

»Was versuchen Sie mir zu sagen?«, fragte Janson. Seine Augen verengten sich.

»Nur, dass er Hilfe braucht. So wie Sie einmal Hilfe gebraucht haben. In Baaqlina.«

Marta Lang sprach den Namen jener staubigen Stadt aus, als wäre er ein ganzer Satz, ein Abschnitt, ein Kapitel. Und für Janson war er das.

»Ich habe nichts vergessen«, sagte er leise.

»Dann reicht es für den Augenblick, wenn Sie wissen, dass Peter Novak auf Ihre Unterstützung angewiesen ist.«

Sie hatte nur wenige Worte gesagt, aber es waren die richtigen. Janson ließ ihren Blick ein oder zwei Sekunden lang nicht los.

»Wohin?«

»Ihre Bordkarte können Sie wegwerfen. Unser Jet steht auf der Piste und ist für den sofortigen Start freigegeben.«

Sie stand auf, und ihre Verzweiflung verlieh ihr irgend-

wie Kraft und eine Art von Befehlsgewalt. »Wir müssen jetzt gehen. Auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen – *wir haben keine Zeit.«*

»Auf die Gefahr hin, *mich* zu wiederholen: Wohin?«

»Das, Mr. Janson, wird unsere Frage an Sie sein.«

2

Als Janson ihr über die Aluminiumtreppe in Novaks Gulfstream V folgte, fiel sein Blick auf die Aufschrift am Rumpf, deren weiße Lettern einen schimmernden Kontrast zur Indigofarbe des Jets bildeten: *Sok kicsi sokra megy*. Ungarisch und für ihn absolut unverständlich.

Die Startbahn war ein Wirbel aus Lärm; das Kreischen der Turbinen mischte sich mit dem tiefen Bass der Düsenaggregate. Als sich freilich die Kabinentür hinter ihnen schloss, setzte majestätisches Schweigen ein, als ob sie eine schallisolierte Zelle betreten hätten.

Der Jet war geschmackvoll eingerichtet, ohne aufdringlich zu wirken; einfach die Kabine eines Mannes, für den Geld zwar kaum eine Rolle spielte, der aber wenig Wert auf Luxus legte. Die Farbe Braun herrschte vor, die Ledersitze waren breit und bequem, je einer beiderseits des Mittelgangs, einige so angeordnet, dass sie einander über einem niedrigen, im Boden verschraubten Tisch gegenüberstanden. Vier grimmig blickende Männer und Frauen, sichtlich Angehörige von Marta Langs Stab, saßen bereits auf den hinteren Plätzen.

Marta bedeutete ihm mit einer Handbewegung, sich vorn in der Kabine neben sie zu setzen, und griff dann nach einem Telefonhörer, in den sie ein paar Worte murmelte. Janson konnte ganz schwach wahrnehmen, wie das Summen der Motoren lauter wurde, als die Maschine anrollte. Die Schallisolierung war ungewöhnlich gut. Eine mit Teppichstoff bezogene Wand trennte die Kabine vom Cockpit.

»Diese Aufschrift auf dem Rumpf – was bedeutet sie?«

»Sie bedeutet: ›Viele kleine Dinge können in der Summe etwas Großes ergeben.‹ Ein ungarisches Sprichwort und das Lieblingsmotto von Peter Novak. Sie werden sicher verstehen, warum das so ist.«

»Man kann nicht gerade sagen, dass er vergessen hat, woher er kommt.«

»Ob das nun etwas Gutes oder etwas Schlechtes bedeutet, Ungarn hat das aus ihm gemacht, was er heute ist. Und Peter ist kein Mensch, der vergisst, was er anderen schuldet.«

Ein viel sagender Blick.

»Ich auch nicht.«

»Das ist mir klar«, sagte sie. »Deshalb wissen wir, dass wir uns auf Sie verlassen können.«

»Wenn er einen Auftrag für mich hat, würde ich das lieber früher als später erfahren. Und lieber von ihm als von jemand anders.«

»Sie werden sich mit mir begnügen müssen. Ich bin stellvertretende Direktorin der Stiftung und arbeite seit vielen Jahren mit ihm zusammen.«

»Ich habe keinen Zweifel an Ihrer absoluten Loyalität ihm gegenüber«, meinte Janson kühl. »Novaks Leute sind … dafür berühmt.«

Ein paar Reihen hinter ihnen schienen Marta Langs Mitarbeiter mit Landkarten und Skizzen beschäftigt. Was ging hier vor? Er verspürte eine wachsende Unruhe.

»Ich verstehe, was Sie damit sagen wollen, und auch was Sie aus Höflichkeit verschweigen. Mir ist klar, dass man Leute wie mich häufig für kompromisslos blindgläubig hält – aber bitte akzeptieren Sie einfach, dass wir uns keinen Illusionen hingeben, niemand von uns tut das. Peter Novak ist ein ganz gewöhnlicher Sterblicher. Er schlüpft

mit einem Bein nach dem anderen in die Hose, wie man bei Ihnen in Amerika sagt. Wir wissen das besser als sonst irgendjemand. Dies ist keine Religion. Aber es ist eine Berufung. Stellen Sie sich vor, der reichste Mensch, den Sie je gekannt haben, wäre auch zugleich der klügste und auch der *freundlichste* gewesen. Wenn Sie wissen wollen, weshalb er um sich herum so viel Loyalität beanspruchen darf, dann kann ich Ihnen sagen, dass das daher kommt, weil er sich um die Leute sorgt, die von ihm abhängig sind und das mit einer Intensität, die wirklich übermenschlich ist. Oder ganz schlicht ausgedrückt: Menschen sind ihm wichtig. Er möchte die Welt einmal als einen besseren Ort verlassen, als er sie vorgefunden hat, und das können Sie, wenn Sie mögen, Eitelkeit nennen. Aber wenn das Eitelkeit ist, dann von einer Art, von der wir noch mehr haben sollten. Er folgt wohl einer Vision.«

»›Visionär‹, so hat ihn das Nobel-Komitee genannt.«

»Das ist ein Wort, das ich nur unter Protest benutze. Es ist zu abgenutzt. In jedem Artikel von *Fortune* wird irgendein Internetmogul oder der Chef einer Limonadenfirma als ›Visionär‹ bezeichnet. Aber die Liberty Foundation *war* Novaks Vision, und nur die seine. Er hat an zielorientierte Demokratie geglaubt, als alle diese Idee für verrückt hielten. Er hat daran geglaubt, dass man auch in den Teilen der Welt, wo totalitäre Regimes und ständiger Streit diesen Begriff sinnlos gemacht haben, eine menschenwürdige Gesellschaft aufbauen kann. Vor fünfzehn Jahren lachten die Menschen ihn aus, wenn er von seinem Traum redete. Und wer lacht jetzt? Niemand wollte ihm helfen – die Vereinigten Staaten nicht und auch die UNO nicht –, aber das hatte nichts zu bedeuten. *Er hat die Welt verändert.«*

»Kein Widerspruch«, sagte Janson ernst.

»Die Analytiker in Ihrem State Department hatten

endlose Berichte über ›alte ethnische Feindschaften‹, über Konflikte und Grenzstreitigkeiten, die sich nie beilegen ließen, und darüber, dass das auch niemand versuchen sollte. Aber Peter Novak hat es versucht. Und es ist ihm immer wieder gelungen. Er hat den Frieden in Regionen gebracht, die so etwas seit Menschengedenken nicht mehr gekannt haben.«

Marta Lang stockte die Stimme, und sie verstummte.

Sie war es offensichtlich nicht gewöhnt, ihre Gefühle so deutlich zu zeigen, und Janson gab ihr Gelegenheit, die Fassung wiederzugewinnen, während er zu reden begann. »Ich wäre der Letzte, der dem widersprechen würde, was Sie gerade gesagt haben. Novak ist ein Mann, der den Frieden um des Friedens willen sucht, die Demokratie um der Demokratie willen. Das ist alles richtig. Und genauso richtig ist, dass sein persönliches Vermögen etwa die gleiche Größenordnung wie das Bruttosozialprodukt vieler Länder aufweist, mit denen er zu tun hat.«

Lang nickte. »George Orwell hat einmal gesagt, dass man Heilige so lange als schuldig betrachten soll, bis sie ihre Unschuld bewiesen haben. Novak hat immer wieder unter Beweis gestellt, wer er wirklich ist. Ein Mann für alle Jahreszeiten und ein Mann für alle Menschen. Es ist schwierig geworden, sich eine Welt ohne ihn vorzustellen.«

Jetzt suchte ihr Blick den seinen, und Janson konnte sehen, dass ihre Augen rot gerändert waren.

»Dann reden Sie doch«, sagte Janson. »Warum bin ich hier? Wo ist Peter Novak?«

Marta Lang atmete tief durch, als würde ihr das, was sie zu sagen hatte, körperliche Schmerzen bereiten. »Er ist Gefangener der Kagama-Rebellen. Wir brauchen Sie, um ihn zu befreien. Leute wie Sie nennen das, glaube ich, eine

›Exfiltration‹. Andernfalls wird er dort sterben, wo er sich befindet, in Anura.«

Anura. Ein Gefangener der Kagama Liberation Front. Ein weiterer Grund – zweifellos der Hauptgrund –, dass sie ihn für die Sache haben wollten. Anura. Ein Ort, an den er praktisch jeden Tag denken musste, und das seit nunmehr fünf Jahren. Seine eigene ganz persönliche Hölle.

»Allmählich fange ich an zu begreifen«, sagte Janson und spürte, wie sein Mund dabei trocken wurde.

»Peter Novak ist vor ein paar Tagen auf der Insel eingetroffen. Er wollte versuchen, zwischen den Rebellen und der Regierung Frieden zu stiften. Es hat viele hoffnungsvolle Anzeichen gegeben. Die KLF erklärte, sie würde Peter Novak als ehrlichen Makler betrachten, und man hat sich auf einen Verhandlungsort in der Provinz Kenna geeinigt. Eine Delegation der Rebellen hat vielen Dingen zugestimmt, die sie in der Vergangenheit entschieden abgelehnt hatten. Und eine nachhaltige Übereinkunft in Anura – ein Ende des Terrors – würde eine großartige Sache sein. Ich glaube, Sie begreifen das ebenso gut wie jeder andere.«

Janson sagte nichts, aber er spürte, wie sein Herz schneller zu schlagen begann.

Das Haus, das ihnen die Botschaft zur Verfügung gestellt hatte, befand sich im Viertel Cinnamon Gardens in der Hauptstadt Caligo, einem Stadtviertel, in dem immer noch viele Bäume standen, wie sie einmal das ganze Land bedeckt hatten. In der Morgenbrise raschelten Blätter und sangen Vögel. Was ihn freilich aus dem leichten Schlaf weckte, war ein leises Husten aus dem Badezimmer und dann das Geräusch laufenden Wassers. Jetzt kam Helene

aus dem Bad, sie bürstete sich intensiv die Zähne. »Vielleicht solltest du heute nicht zur Arbeit gehen«, hatte er noch halb schlaftrunken gesagt. Helene schüttelte den Kopf. »Es hat gute Gründe, dass man so etwas Morgenkrankheit nennt, Liebster«, sagte sie und lächelte. »Das verfliegt wie der Morgentau.«

Sie begann sich für den Arbeitstag in der Botschaft anzukleiden. Wenn sie lächelte, lächelte ihr ganzes Gesicht: der Mund, die Wangen, die Augen – ganz besonders die Augen … Die Bilder drängten sich in sein Bewusstsein, überfluteten es – Helene, wie sie sich die Kleider für ihren Arbeitstag im Büro herauslegte, wo sie Berichte des Außenministeriums redigierte. Ein blauer Leinenrock. Eine weiße Seidenbluse. Helene beim Öffnen der Schlafzimmerfenster, um die frische Morgenbrise hereinzulassen, die nach Zimt und Mango und Frangipani duftete. Das Strahlen ihres Gesichts, ihrer klaren blauen Augen. Wenn die Nächte in Caligo heiß waren, vermittelte Helene seinem Körper Kühle. Wie schwielig und rau sich seine geschundene Haut immer am Samt der ihren angefühlt hatte. »Nimm dir den Tag frei, Liebste«, hatte er ihr empfohlen, und sie hatte gesagt: »Besser nicht, mein Allerliebster. Entweder vermissen sie mich oder sie vermissen mich überhaupt nicht, und weder das eine noch das andere wäre gut.«

Sie küsste ihn auf die Stirn, als sie das Haus verließ. Wenn sie nur bei ihm geblieben wäre. Wenn.

Anura, eine Insel im Indischen Ozean, so groß wie West Virginia, hatte eine Bevölkerung von zwölf Millionen und war mit seltener natürlicher Schönheit und einer reichen kulturellen Tradition gesegnet. Janson war achtzehn Monate dort stationiert gewesen. Er hatte eine Gruppe geleitet, die eine neutrale Analyse der instabilen politischen Situation der Insel erstellen und in Erfahrung

bringen sollte, ob Kräfte von außerhalb dort für Unruhe sorgten. In den letzten eineinhalb Jahrzehnten hatte nämlich eine der tödlichsten Terrororganisationen der Welt, die Kagama Liberation Front, Unruhe in dieses Paradies gebracht. Tausende junger Männer, die einem Mann, den sie den Kalifen nannten, abgöttisch ergeben waren, trugen Lederhalsbänder, an denen eine Zyankalikapsel hing; das sollte ein Symbol für ihre Bereitschaft sein, jederzeit ihr Leben für ihre Sache zu opfern. Der Kalif hatte eine ganz besondere Neigung für Selbstmordbombenattentate. Bei einer politischen Versammlung des Premierministers von Anura vor ein paar Jahren hatte eine Selbstmordattentäterin, ein junges Mädchen, deren Sari eine gewaltige Menge von mit Metallteilen durchmischten Sprengstoff verdeckte, der Geschichte der Insel ihr Zeichen aufgedrückt. Der Premierminister wurde zusammen mit mehr als hundert Versammlungsteilnehmern getötet. Und dann waren da die Autobomben in der Innenstadt von Caligo. Bei einem der Attentate wurde das Internationale Handelszentrum von Anura zerstört. Eine weitere Autobombe, diesmal versteckt im Lieferwagen einer Speditionsgesellschaft, hatte zum Tod von einem Dutzend Mitarbeitern der Amerikanischen Botschaft in Anura geführt.

Und Helene hatte zu diesem Dutzend gehört. Ein wieteres Opfer sinnloser Gewalt. Oder waren es zwei Opfer? Was war mit dem Kind, das sie hätten haben sollen?

Von seinem Leid beinahe gelähmt, hatte Janson darauf bestanden, dass man ihm den Zugang zu den Mitschnitten der NSA ermöglichte, darunter auch jenen der Satellitentelefongespräche der Guerillaführer. Die Mitschnitte wurden eilig ins Englische übersetzt, soweit das möglich war, aber auch wo die Kunst der Übersetzer versagte und schnelle Dialogstellen nur als schwarze Striche auf

weißem Papier erschienen, war der Fanatismus nicht zu übersehen. Der Bombenanschlag auf die Botschaft war eine der stolzesten Leistungen des Kalifen. Helene, du warst meine Sonne.

In dem Jet legte Marta die Hand auf Jansons Handgelenk. »Es tut mir Leid, Mr. Janson. Mir ist bewusst, dass das in Ihnen schlimme Erinnerungen weckt.«

»Natürlich tut es das«, sagte Janson ausdruckslos. »Das ist ja einer der Gründe, weshalb Sie mich gewählt haben.«

Marta wandte den Blick nicht ab. »Peter Novak soll sterben. Die Konferenz in der Provinz Kenna war nur eine Falle.«

»Sie war von Anfang an Wahnsinn«, brauste Janson auf.

»War sie das? Natürlich, der Rest der Welt hat aufgegeben, abgesehen von denen, die insgeheim die Gewalttaten dort fördern. Aber nichts beleidigt Peter mehr als Defätismus.«

Jansons Gesicht rötete sich. »Die KLF hat zur Vernichtung der Republik Anura aufgerufen. Die KLF sagt, sie glaube an das eingebettete Edle der Gewalt. Wie soll man mit solchen Fanatikern verhandeln?«

»Die Einzelheiten sind banal. Das sind sie immer. Am Ende lief der Plan darauf hinaus, Anura zu einer Art föderativer Verfassung hinzuführen, die den Provinzen mehr Autonomie gewähren, die berechtigten Beschwerden und Anliegen der Kagama durch sinnvolle Selbstregierung beilegen und gleichzeitig den Anuranern echten bürgerlichen Schutz gewähren sollte. Das lag im Interesse beider Parteien. Das war *vernünftig.* Und manchmal setzt sich die Vernunft ja durch. Peter hat das immer aufs Neue bewiesen.«

»Ich weiß nicht, was ich an Leuten wie Ihnen mehr bewundern soll – ihr Heldentum oder ihre Arroganz.«

»Kann man die beiden so leicht voneinander unterscheiden?«

Janson blieb einen Augenblick lang stumm. »Gebt diesen Dreckskerlen doch einfach das, was sie wollen«, sagte er schließlich mit halb erstickter Stimme.

»Die wollen gar nichts«, sagte Lang leise. »Wir haben sie aufgefordert, uns ihren Preis zu nennen, solange sie Peter nur freilassen. Sie haben es strikt abgelehnt, das auch nur in Betracht zu ziehen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie selten das ist. Das sind Fanatiker. Die Antwort, die wir bekommen, ist immer dieselbe: Peter Novak ist wegen Verbrechen gegen das Volk der Insel zum Tod verurteilt worden, und der Hinrichtungsbeschluss ist ›unwiderruflich‹. Sagt Ihnen der traditionelle Feiertag der Sunniten etwas – Id ul-Kebir?«

»Er erinnert an das Opfer Abrahams.«

Lang nickte. »Der Widder im Dornengestrüpp. Der Kalif sagt, dass der Festtag in diesem Jahr mit dem Opfer Peter Novaks gefeiert werden soll. Er soll am Id ul-Kebir enthauptet werden. Das heißt, am kommenden *Freitag.«*

»Warum? Um Himmels willen, *warum!«*

»Weil der Kalif es so will«, sagte Marta Lang. »Weil Peter ein bösartiger Agent des Neokolonialismus ist – so stellt es die KLF hin. Weil es der KLF Ansehen einbringt und einen höheren Bekanntheitsgrad, als sie ihn in fünfzehn Jahren mit ihren Bomben erreicht hat. Weil der Mann, den sie den Kalifen nennen, zu früh gelernt hat, sich nicht mehr in die Windeln zu machen – wer zur Hölle weiß das schon? Die Frage impliziert ein Maß an Rationalität, das diese Terroristen einfach nicht besitzen.«

»Du großer Gott«, sagte Janson. »Aber wenn er ver-

sucht, auf diese Weise Profil zu gewinnen – wie verschroben auch immer die Logik sein mag, die dahinter steckt –, warum ist er dann noch nicht an die Öffentlichkeit getreten? Warum haben die Medien sich nicht darauf gestürzt?«

»Er ist schlau. Wenn er erst nach der Tat die Öffentlichkeit unterrichtet, vermeidet er jeglichen internationalen Druck, der sonst auf ihn ausgeübt würde. Und dass wir es nicht wagen, damit an die Öffentlichkeit zu gehen, ist ihm klar, weil damit für uns jede noch so geringe Chance einer Verhandlungslösung ausgeschlossen wäre.«

»Warum würde man die Regierung eines größeren Staates denn eigens unter Druck setzen müssen, damit sie sich einschaltet? Offen gestanden verstehe ich immer noch nicht, weshalb Sie mit mir reden. Sie haben es doch selbst gesagt, er ist ein Mann für alle Menschen. Akzeptieren Sie, dass Amerika die letzte Supermacht auf diesem Planeten ist – warum wenden Sie sich nicht an Washington und bitten dort um Hilfe?«

»Das war das Allererste, was wir getan haben. Man hat uns Informationen geliefert. Und uns unter überschwänglichen Entschuldigungen erklärt, weshalb man uns keinerlei irgendwie geartete offizielle Hilfe leisten kann.«

»Das ist verblüffend. Novaks Tod könnte sich in vielen Regionen höchst destabilisierend auswirken, und Washington will doch nichts so sehr wie Stabilität.«

»Es will auch nicht, dass amerikanische Staatsbürger getötet werden. Das Außenministerium in Washington ist der Ansicht, jegliche Intervention, die man Amerika zuschreiben kann, würde im Augenblick das Leben von Dutzenden amerikanischer Bürger gefährden, die sich zurzeit in von Rebellen besetzten Territorien befinden.«

Janson blieb stumm. Er wusste, wie solche Überlegun-

gen angestellt wurden; schließlich war er oft genug selbst daran beteiligt gewesen.

»Man hat uns erklärt, dass es auch noch andere … *Komplikationen* gibt.«

Marta sprach das Wort mit unübersehbarem Abscheu aus. »Die Saudis, beispielsweise, wichtige Verbündete der USA, haben die KLF über die Jahre hinweg in aller Stille unterstützt. Sie sind von ihrem Handeln nicht gerade begeistert, aber wenn sie unterdrückte Muslime in diesem muslimischen Meer, das man den Indischen Ozean nennt, nicht unterstützen, verlieren sie in der restlichen islamischen Welt das Gesicht. Und dann wäre da noch diese Sache mit Donna Hedderman.«

Janson nickte. »Eine Anthropologie-Doktorandin der Columbia University. Sie hat im Nordosten von Anura gearbeitet. Das war zwar tapfer, aber zugleich auch ziemlich dumm. Die Kagama-Rebellen haben sie gefangen genommen und ihr vorgeworfen, eine Agentin der CIA zu sein. Und das war nicht nur dumm, sondern auch bösartig.«

»Sie wird jetzt seit zwei Monaten von ihnen festgehalten, und man hat ihr nicht erlaubt, mit irgendjemand Verbindung aufzunehmen. Von großen Worten abgesehen, haben die Vereinigten Staaten nicht das Geringste unternommen. Weil sie ›eine ohnehin schon komplizierte Situation nicht zusätzlich komplizieren‹ wollten.«

»Ich fange an zu begreifen. Wenn die Vereinigten Staaten sich weigern zu intervenieren, wenn es um eine amerikanische Staatsbürgerin geht…«

»… wie sieht es dann aus, wenn sie eine plötzliche Kehrtwende vollziehen und für einen ungarischen Milliardär ein Rettungsteam schicken? Ja. So brutal haben sie es nicht formuliert, aber darauf läuft es hinaus. Sie haben die

Formel ›politisch nicht tragbar‹ wirklich strapaziert.«

»Worauf Sie mit all den nahe liegenden Gegenargumenten geantwortet haben…«

»Und auch einigen gar nicht so nahe liegenden. Wir sind wirklich ›volle Pulle‹ gefahren, wie man, glaube ich, bei Ihnen sagt. Auf die Gefahr hin, arrogant zu wirken, muss ich sagen, dass wir gewöhnlich das bekommen, was wir haben wollen. Aber diesmal nicht. Und dann haben wir zu anderen Mitteln gegriffen.«

»Lassen Sie mich raten. Sie haben mit ein paar Leuten unter vier Augen gesprochen«, sagte Janson. »Und dabei fiel mein Name.«

»Sogar mehrmals. Einige hochgestellte Persönlichkeiten im State Department und der CIA haben Sie alle wärmstens empfohlen. Mr. Janson, Sie haben mit der Regierung nichts mehr zu tun. Sie sind freier Bürger und verfügen über internationale Verbindungen mit anderen Leuten in Ihrer Branche oder dem, was einmal Ihre Branche war. Wenn man Ihre ehemaligen Kollegen von Consular Operations hört, ist Paul Janson ›der Beste, den es in seinem Gewerbe gibt‹. Ich glaube, das war die exakte Formulierung.«

»Wenn man Ihnen das im Hinblick auf die Gegenwart gesagt hat, dann ist das irreführend. Die haben Ihnen doch bestimmt auch mitgeteilt, dass ich ausgestiegen bin. Ich frage mich nur, ob man Ihnen auch die Gründe dafür genannt hat.«

»Das Entscheidende ist, dass Sie jetzt sozusagen ein freier Mann sind«, entgegnete sie. »Sie sind vor fünf Jahren bei Consular Operations ausgeschieden.«

Janson legte den Kopf etwas zur Seite. »Irgendwie ist es peinlich wenn man sich von jemand auf der Straße verabschiedet und dann feststellt, dass er in dieselbe

Richtung geht wie man selbst.«

Sein Ausscheiden bei Consular Operations hatte ein gutes Dutzend so genannter Austrittsinterviews mit sich gebracht, einige davon salbungsvoll, einige recht unbehaglich und einige, die nachgerade hitzig verlaufen waren. Das Gespräch, an das er sich am deutlichsten erinnerte, war das mit Unterstaatssekretär Derek Collins gewesen. Auf dem Papier leitete der Mann im Außenministerium das Büro für Nachrichtendienste; in Wirklichkeit war er Direktor einer Geheimabteilung, die sich Consular Operations nannte. Selbst heute noch sah er Collins ganz deutlich vor sich, wie er seine klobige schwarz geränderte Brille abnahm und sich den Nasenrücken massierte. »Ich glaube, Sie tun mir Leid, Janson«, hatte Collins erklärt. »Ich hätte nie geglaubt, dass ich einmal so etwas sagen würde. Sie waren ›die Maschine‹, Janson. Sie waren der Mann mit einem Stück Granit an der Stelle, wo andere ihr Herz tragen. Und jetzt sagen Sie, dass das, worauf Sie sich am besten verstehen, Sie anwidern würde. Das macht doch keinen gottverdammten Sinn! Sie sind so etwas wie ein Meisterkonditor, der verkündet, dass er plötzlich nichts Süßes mehr mag. Ein Pianist, der sagt, dass er den Klang von Musik nicht ertragen kann. Janson, Gewalt ist etwas, worauf Sie sich sehr, sehr, sehr gut verstehen. Und jetzt teilen Sie mir mit, Sie könnten das nicht mehr ertragen.«

»Ich erwarte ja nicht von Ihnen, dass Sie das verstehen, Collins«, hatte er geantwortet. »Sagen wir einfach, ich habe nicht mehr das Herz dafür.«

»Sie haben überhaupt kein Herz, Janson.«

Die Augen von Collins waren wie Eis. »Deshalb tun Sie doch das, was Sie tun. Verdammt noch mal, das ist doch der Grund, weshalb Sie der Mensch sind, der Sie sind.«

»Mag ja sein. Aber möglicherweise bin ich gar nicht der, für den Sie mich halten.«

Ein kurzes, bellendes Lachen. »Ich kann nicht an einem Tau hochklettern, Janson. Ich kann kein gottverdammtes Patrouillenboot steuern, und wenn ich durch ein Infrarotglas schaue, werde ich seekrank. Aber ich verstehe etwas von Menschen, Janson. Das ist das, was *ich* tue. Sie sagen, das Töten macht Sie krank. Jetzt werde ich Ihnen etwas sagen, was Ihnen eines Tages auch selbst klar werden wird: Nur so werden Sie das Gefühl haben, zu leben.«

Janson schüttelte den Kopf. Was der Mann ihm da ins Gesicht sagte, ließ ihn schaudern und erinnerte ihn erneut daran, weshalb er mit dieser Arbeit Schluss machen musste, weshalb er das eigentlich schon lange hätte tun sollen. »Was ist das für ein Mensch…«, setzte er an und hielt dann inne, weil der Ekel ihn übermannte. Er atmete tief durch. »Was ist das für ein Mensch, der töten muss, um das Gefühl zu haben, dass er lebt?«

Collins' Blick schien sich förmlich in ihn hineinzubohren. »Ich denke, dasselbe sollte ich Sie fragen, Janson.«

Jetzt saß er Marta Lang in Novaks Privatjet gegenüber und fragte: »Wie viel wissen Sie über mich?«

»Nun, Mr. Janson, Ihre ehemaligen Arbeitgeber haben uns erklärt, ganz wie das Ihrer Vermutung entspricht, dass Sie mit den Kagama noch eine Rechnung offen haben.«

»Haben sie das so formuliert? ›Eine Rechnung offen‹?«

Sie nickte.

Kleiderfetzen, Knochenfragmente, ein paar abgerissene Gliedmaßen, die bei der Explosion weggeschleudert worden waren. Das war alles, was von seiner Frau übriggeblieben war. Der Rest: »kollektiviert«, wie ein

Gerichtsmediziner es in seinem unmenschlichen Jargon bezeichnete, ein Gemenge aus Tod und Vernichtung, ein Gemenge aus Blut und Körperteilen der Opfer, untrennbar gemischt und nicht identifizierbar. Und wofür?

Und wofür?

»Na schön«, sagte Janson nach einer kurzen Pause. »Das sind keine Männer, die etwas für Poesie übrig haben.«

»Und darüber hinaus war ihnen auch klar, dass uns Ihr Name nicht gerade unbekannt ist.«

»Wegen Baaqlina.«

»Kommen Sie.«

Marta Lang stand auf. »Ich werde Sie jetzt meinem Team vorstellen. Vier Männer und Frauen, die hier sind um Ihnen in jeder nur möglichen Weise behilflich zu sein. Sie werden jede Information, die Sie brauchen, entweder haben oder beschaffen können. Wir verfügen über Akten mit Signalmitschnitten und alle relevanten Informationen, die wir in der kurzen Zeit beschaffen konnten, die uns zur Verfügung stand. Karten, Pläne, Gebäudegrundrisse. Das steht Ihnen alles zur Verfügung.«

»Eines noch«, sagte Janson. »Ich kenne die Gründe, die Sie veranlassen, mich um Hilfe zu bitten, und kann nicht ablehnen. Aber haben Sie auch überlegt, dass diese selben Gründe vielleicht auch das Argument dafür sein können, dass ich genau der Falsche für diesen Einsatz bin?«

Marta Lang sah ihn aus stahlgrauen Augen durchdringend an, gab aber keine Antwort.

Angetan mit einem strahlend weißen Gewand schritt der Kalif durch die Große Halle, ein weitläufiges Atrium im Obergeschoss des Ostflügels des Steinpalastes. Alle Spuren des Blutbads waren weggewaschen worden, oder bei-

nahe alle. Das komplizierte geometrische Muster in dem glasierten Kachelboden wurde lediglich an den Stellen, wo man das Blut zu spät weggewischt hatte, von einem schwachen Rostschimmer in den Fugen beeinträchtigt.

Jetzt nahm er am Kopfende einer zehn Meter langen Tafel Platz, wo man ihm Tee aus der Provinz Kenna serviert hatte. Beiderseits von ihm standen die Angehörigen seiner persönlichen Sicherheitsgarde, robuste, schlichte Männer mit wachsamem Blick, die seit Jahren für ihn tätig waren. Die Kagama-Delegierten – die sieben Männer, die an den von Peter Novak eingeleiteten Verhandlungen teilgenommen hatten – waren bereits einbestellt worden und würden in Kürze eintreffen. Sie alle hatten ihren Auftrag gut erledigt. Sie hatten zu erkennen gegeben, dass sie sich von den anstrengenden Verhandlungen erschöpft fühlten, dass sie im Begriff waren, »neue Realitäten« zur Kenntnis zu nehmen, und hatten den lästigen Wichtigtuer und die Regierungsvertreter mit Worten wie »Konzessionen« und »Kompromisse« in Sicherheit gewiegt.

Die sieben Kagama-Delegierten, alles angesehene Mitglieder der Bewegung, die man als Sprecher des Kalifen akzeptierte, hatten alles planmäßig ausgeführt. Und deshalb bedurfte es jetzt nur noch eines abschließenden Dienstes, der von ihnen verlangt wurde.

»Sahib, die Delegierten sind hier«, sagte ein junger Kurier mit respektvoll gesenktem Blick.

»Dann wirst du jetzt sicher hier bleiben wollen und zusehen, um anderen berichten zu können, was in diesem wunderschönen Raum geschehen ist«, erwiderte der Kalif. Das war ein Befehl und würde auch als solcher zur Kenntnis genommen werden.

Die breiten Mahagonitüren am anderen Ende der großen Halle öffneten sich, und die sieben Männer traten nachein-

ander ein. Sie waren aufgeregt, erfüllt von Vorfreude auf die Dankbarkeit des Kalifen.

»Ich sehe vor mir die Männer, die so geschickt mit den Vertretern der Republik Anura verhandelt haben«, sagte der Kalif mit lauter, deutlicher Stimme. Er erhob sich. »Geschätzte Offiziere der Kagama Liberation Front.«

Die sieben Männer verbeugten sich demütig. »Das war nur unsere Pflicht«, sagte der Älteste, dessen Haar bereits zu ergrauen begann, dessen Augen aber immer noch hart und klar strahlten. In Erwartung des Lobes lächelte er ein wenig. »Du bist der Baumeister unserer Zukunft. Was wir getan haben, geschah nur in Erfüllung deiner majestätischen…«

»Schweig!«, fiel der Kalif ihm ins Wort. »Geschätzte Mitglieder der Kagama Liberation Front – ihr habt das Vertrauen *verraten,* das wir in euch gesetzt haben!«

Er sah die Mitglieder seines Gefolges an. »Seht das alberne Grinsen dieser Verräter, die keine Scham besitzen. Sie hätten unsere Zukunft um eine Schüssel Suppe verkauft! Sie waren nie befugt, das zu tun, was sie versucht haben. Lakaien sind sie, Lakaien der republikanischen Unterdrücker, Abtrünnige einer Bewegung, die in den Augen Allahs geheiligt ist. Jeder Augenblick, den sie auf dieser Erde atmen, ist eine Beleidigung für den Propheten, *salla Allah u alihi wa sallam.«*

Mit einem Wink bedeutete er den Mitgliedern seiner Garde das zu tun, was er ihnen vorher befohlen hatte.

Eine kurze Salve gezielten Gewehrfeuers brachte die erschreckten Proteste der Delegierten zum Schweigen. Ihre Bewegungen verkrampften sich ruckartig. Auf ihren weißen Jacken erblühte es rot. Während die Schüsse in dem großen Saal verhallten wie das Krachen von Feuerwerkskörpern, stießen einige der Delegierten entsetzte

Schreie aus, ehe sie ihr Leben aushauchten und zusammenbrachen, übereinander getürmt wie Feuerholz.

Der Kalif war enttäuscht; sie hatten geklungen wie verängstigte kleine Mädchen. Das waren doch gute Männer: Weshalb brachten sie es nicht fertig, mit Würde zu sterben? Der Kalif tippte einem Mann seines Gefolges auf die Schulter. »Mustafa«, sagte er, »bitte sorge dafür, dass hier schnell sauber gemacht wird.«

Sie hatten ja schließlich gesehen, was mit den Fugenrillen passierte, wenn das Blut zu lange darauf blieb, oder nicht? Der Kalif und seine Leute waren jetzt die Herren des Palastes; sie mussten dafür sorgen, dass er gut in Ordnung gehalten wurde.

»Zu Befehl«, antwortete der junge Mann, verbeugte sich tief und griff dabei an den ledernen Anhänger, den er um den Hals trug. »Es wird unverzüglich geschehen.«

Dann wandte der Kalif sich an das älteste Mitglied seines Gefolges, einen Mann, bei dem er sich stets darauf verlassen konnte, dass er ihn über alle wichtigen Dinge informiert hielt. »Was macht unser Widder im Gestrüpp?«

»Sahib?«

»Wie hat unser Gefangener sich an seine neue Unterkunft gewöhnt?«

»Nicht gut.«

»Haltet ihn am Leben!«, sagte der Kalif streng. »Sicher und lebendig.«

Er setzte seine Teetasse ab. »Wenn er vorzeitig stirbt, werden wir ihn am nächsten Freitag nicht enthaupten können. Das würde mich sehr ungehalten machen.«

»Wir werden uns um ihn kümmern. Die Zeremonie wird so ablaufen, wie du es geplant hast. In jeder Einzelheit.«

Kleinigkeiten waren wichtig, auch der Tod unbedeuten-

der Männer, wie diese Delegierten es waren. Begriffen diese Männer, welchen Dienst sie ihrer Sache mit ihrem Tod geleistet hatten? Wussten sie die Liebe zu schätzen, die den Kugelhagel ausgelöst hatte? Der Kalif war ihnen und ihrem Opfertod wahrhaft dankbar. Und das Opfer konnte nicht länger hinausgeschoben werden, denn es war bereits ein KLF-Kommunikee ausgesandt worden, das die Verhandlungen als ein Komplott gegen Kagama und die Teilnehmer daran als Verräter brandmarkte. Es war notwendig gewesen, die Delegierten zu erschießen, um das Kommunikee glaubwürdig zu machen. Das war nichts, was er ihnen vorher hätte erklären können, aber er hoffte, dass wenigstens einige von ihnen es in dem kurzen Augenblick vor ihrem Tod geahnt hatten.

Alles war Teil eines großen Ganzen. Die Hinrichtung Peter Novaks, die Abkehr von den Verhandlungsführern – beides würde die Entschlossenheit Kagamas steigern, auf einen vollkommenen, bedingungslosen Sieg hinzuarbeiten. Und sie würde Einmischung von außen abschrecken – Agenten des Neokolonialismus in humanitärem Gewand – , die sonst vielleicht den Versuch machen könnten, an »Gemäßigte« zu appellieren, an »Pragmatiker«, und auf diese Weise den Eifer der Gerechten zu unterminieren. Solche halben Maßnahmen und faulen Kompromisse waren eine Beleidigung des Propheten selbst und eine Beleidigung für die vielen tausend Mitglieder der KLF, die in dem Konflikt bereits gestorben waren. Es ging nicht darum, Meinungen zu spalten – das Einzige, was man spalten würde, waren die Köpfe der Verräter.

Und die Welt würde lernen, dass man die Kagama Liberation Front ernst nehmen, dass man ihre Worte fürchten musste.

Blutvergießen. Das Blut einer lebenden Legende musste vergossen werden. Wie sonst sollte es eine taube Welt

lernen, auf die Bewegung zu hören?

Er wusste, dass die Botschaft an jene Kagama weitergeleitet würde, die ihrer bedurften. Was die internationalen Medien anging, so war dies eine andere Sache. Für die gelangweilten. Zuschauer im Westen war Unterhaltung das höchste Gut. Nun, der Kampf um die nationale Befreiung war nicht etwas, das zu ihrer Unterhaltung geführt wurde. Der Kalif wusste, wie die Menschen im Westen dachten, schließlich hatte er lange Zeit unter ihnen gelebt. Die meisten seiner Anhänger waren wenig gebildete Männer, die ihre Pflugschar gegen das Schwert vertauscht hatten; sie hatten noch nie in einem Flugzeug gesessen und wussten nur wenig von der Welt, nur das, was sie in den einer strengen Zensur unterworfenen Radiosendungen hören konnten.

Der Kalif empfand Respekt für diese Reinheit ihres Denkens, aber seine Erfahrung reichte viel weiter, und das war auch notwendig: Es bedurfte der Werkzeuge eines Meisters, um das Haus des Meisters zu zerlegen. Nach dem Besuch der Universität von Haidarabad hatte er zwei Jahre an der University of Maryland verbracht und dort ein Diplom in den Ingenieurwissenschaften erworben; er hatte sich, wie er zu sagen pflegte, im Herzen der Finsternis aufgehalten. Die Zeit in den Staaten hatte den Kalifen – Ahmad Tabari, wie er sich damals nannte – gelehrt, wie die Menschen im Westen den Rest der Welt betrachteten. Sie hatte ihm die Bekanntschaft mit Männern und Frauen gebracht, die ein Leben der Macht und des Privilegs lebten, ein Leben, für das Langeweile die größte Gefahr bedeutete, und die deshalb in ihren Familien allabendlich darüber stritten, welches Fernsehprogramm eingeschaltet wurde. Für diese Menschen waren Orte wie Anura, Sri Lanka oder Libanon, Kaschmir oder Myanmar zu bloßen Metaphern verkümmert, Emblemen des sinnlosen Barba-

rismus von Menschen, die nicht der westlichen Zivilisation angehörten. In jedem einzelnen dieser Fälle genoss der Westen die große Gabe des Vergessens; er hatte vergessen, wie komplex die Welt außerhalb des eigenen Elfenbeinturms war, und vergessen, um wie viel größer die eigene Barbarei war als die der anderen.

Westler! Er wusste, dass sie eine Abstraktion blieben, gespenstisch, ja dämonisch für viele seiner Gefolgsleute. Aber für den Kalifen waren sie alles andere als eine Abstraktion, er konnte sie sehen und fühlen, denn er hatte sie gesehen und gefühlt. Er wusste, wie sie rochen. Da war beispielsweise die gelangweilte Frau eines jungen Dozenten, die er in seiner Universitätszeit kennen gelernt hatte. Bei einer Zusammenkunft der Universität für ausländische Studenten hatte sie ihn über sein hartes Los zu Hause ausgefragt, und er hatte bemerkt, wie ihre Augen sich bei seinen Erzählungen geweitet, ihre Wangen sich gerötet hatten. Sie war Ende der dreißig, blond und gelangweilt; ihr bequemes Leben war für sie ein Käfig. Aus einem Gespräch bei Punschbowle war auf ihr Drängen eine Einladung zum Kaffee am nächsten Tag geworden, und dann viel mehr. Was er ihr über die Verfolgung erzählt hatte, die er erlitten hatte, die Brandmale von Zigaretten auf seinem Oberkörper, hatte sie erregt; zweifellos hatte sie auch das Exotische an ihm erregt, obwohl sie nur zugeben wollte, dass seine »Intensität« auf sie attraktiv wirkte. Als er ihr gegenüber erwähnt hatte, dass man einmal Elektroden an seinen Genitalien befestigt hatte, war ihr Blick entsetzt und zugleich fasziniert gewesen. Ob davon irgendwelche Folgen zurückgeblieben waren, hatte sie ernst gefragt. Er hatte über ihr unverhohlenes Interesse gelacht und gemeint, sie könne das ja selbst beurteilen. Ihr Mann, mit seinem fauligen Atem und seinem entenartigen Watschelgang, würde noch mehrere Stunden nicht nach

Hause kommen.

An jenem Nachmittag vollzog Ahmad ein *salat,* das rituelle Gebet, ihre Körpersäfte immer noch an den Fingern. Ein Kopfkissenüberzug diente ihm als Gebetsteppich.

Die Wochen darauf sollten für ihn ein Blitzkurs in westlichen Gewohnheiten werden und sich als mindestens ebenso wertvoll erweisen wie alles andere, was er in Maryland lernte. Er nahm sich weitere Geliebte und wurde von ihnen genommen, wenn auch keine von der anderen wusste. Sie äußerten sich geringschätzig über ihr verhätscheltes Leben, aber keine dieser Frauen hätte auch nur im Traum daran gedacht, ihren vergoldeten Käfig tatsächlich zu verlassen. Ein Auge dem bläulichen Schimmer des Fernsehschirms zugewandt, sahen sich diese verkommenen weißen Miststücke die Tagesereignisse an und fuchtelten gleichzeitig mit den Händen, damit die Nagelpolitur schneller trocknete. Nichts geschah jemals, was das amerikanische Fernsehen nicht auf einen Fünfzehn-Sekunden-Spot reduzierte: Fetzen von Chaos zwischen Segmenten über neue Wunderdiäten, in Gefahr geratene Haustiere und Warnungen vor teuren Spielsachen, die, wenn man sie verschluckte, für kleine Kinder gefährlich waren. Wie reich dieser Westen doch an materiellen Dingen war und wie arm an spirituellen! War Amerika wirklich ein Leuchtturm für andere Nationen? Wenn ja dann ein Leuchtturm, der andere Schiffe in die Untiefen lockte!

Als der vierundzwanzigjährige diplomierte Ingenieur in sein Geburtsland zurückkehrte, erfüllte ihn noch größere Unrast. Ungerechtigkeit, die in die Länge gezogen wurde, war vergrößertes Unrecht. Und – er konnte es nicht oft genug sagen: Die einzige Lösung für Gewalt war noch mehr Gewalt.

Janson verbrachte die nächste Stunde damit, die Akten durchzugehen und sich von den vier Kollegen Marta Langs kurze Referate anzuhören. Ein Großteil des Materials war ihm vertraut; einige der Analysen spiegelten sogar seine eigenen Berichte wider, die er vor mehr als fünf Jahren aus Caligo geliefert hatte. Vor zwei Tagen hatten die Rebellen Armeestützpunkte übernommen, einige Checkpoints durchbrochen und praktisch die Kontrolle über die Provinz Kenna an sich gebracht. Das war ganz offensichtlich sorgfältig vorausgeplant worden, bis hin zu der Gipfelkonferenz, die in eben dieser Provinz abgehalten wurde. In ihrem letzten Kommunikee an ihre Gefolgsleute hatte sich die KLF offiziell von der Kagama-Delegation bei den Verhandlungen distanziert und sie als Verräter bezeichnet, die ohne Vollmacht gehandelt hatten. Das war natürlich eine Lüge, eine von vielen.

Es gab ein paar neue Einzelheiten. Ahmad Tabari, der Mann, den sie den Kalifen nannten, hatte in den letzten paar Jahren starken Zulauf bekommen. Einige seiner Lebensmittelprogramme, so konnte Janson in den Akten lesen, hatten ihm selbst bei den Hindubauern Sympathie eingetragen. Sie hatten ihm den Spitznamen Exterminator gegeben – nicht wegen seiner Neigung, Zivilisten zu ermorden, sondern wegen einer Kampagne gegen Ungeziefer, die er ins Leben gerufen hatte. In den von der KLF kontrollierten Gebieten wurden ausnahmslos massive Maßnahmen gegen die Bandicoot-Ratte ergriffen, eine Spezies von Nagetieren, die gewöhnlich große Schäden an Getreide und beim Federvieh anrichtete. Tatsächlich ging Tabaris Kampagne auf einen uralten Aberglauben zurück. In Tabaris Clan – der Großfamilie, der sein Vater angehörte – repräsentierte die Bandicoot-Ratte den Tod. Ganz gleich wie viele Koranverse Ahmad Tabari auswendig gelernt hatte: Jenes uralte Tabu hatte sich unauslöschlich

in seine Psyche eingebrannt.

Doch Jansons volle Aufmerksamkeit galt mehr dem physikalischen als dem psychologischen Bereich. Er verbrachte die nächsten zwei Stunden damit, detaillierte topographische Karten zu studieren, körnige Satellitenbilder, die die Rebellenbewegungen im Detail zeigten, und alte Blaupausen eines Gebäudes zu prüfen, das einmal einem Kolonialgouverneur als Amtssitz gedient hatte und davor eine Festung gewesen war – das Gebäude auf Adam's Hill, das die Holländer den *Steenpaleis* genannt hatten, den Steinpalast.

Immer wieder musterte er die Messtischblätter des Adam's Hill und die Pläne des Steinpalastes, betrachtete Luftansichten und Blaupausen. Zum Schluss stand für ihn fest: Wenn die amerikanische Regierung es abgelehnt hatte, die SEALs zu schicken, dann war dies nur teilweise aus politischen Erwägungen geschehen. Der andere Teil war der, dass jede Art von Exfiltrationseinsatz nur äußerst geringe Erfolgschancen hatte.

Langs Mitarbeiter wussten das. Er konnte es in ihren Gesichtern lesen: Sie verlangten von ihm, dass er einen Einsatz durchführte, der im Prinzip von Anfang an zum Scheitern verurteilt war. Aber vielleicht war niemand bereit, das Marta Lang zu sagen. Oder man hatte es ihr gesagt, und sie hatte es nicht akzeptieren wollen. Es war klar, dass Peter Novak für sie jemand war, für den es sich lohnte zu sterben. Sie würde ihr Leben für ihn hingeben; und Leute wie sie waren stets auch bereit, das Leben anderer hinzugeben. Doch konnte er sagen, dass sie Unrecht hatte? Wie oft war das Leben von Amerikanern wegen lächerlicher Dinge geopfert worden – um zum zehnten Mal eine Brücke über den Dak Nghe zu bauen, eine Brücke, die zum zehnten Mal zerstört werden würde, ehe der Morgen dämmerte. Peter Novak *war* ein großer

Mann. Viele verdankten ihm ihr Leben. Und obwohl Janson versuchte, das aus seinem Bewusstsein zu verdrängen, wusste er doch, dass auch er zu diesen Menschen gehörte.

Wenn Menschen nicht bereit waren, ihr Leben zu riskieren, um einen solchen Apostel der Erleuchtung zu retten, was sagte das dann über die Ideale des Friedens und der Demokratie aus, denen Novak sein eigenes Leben gewidmet hatte? Extremisten spotteten über die Westler und deren Grundsätze, die ihnen offenbar so wenig bedeuteten, und doch – war Extremismus im Dienste der Mäßigung nicht ein moralischer Widerspruch in sich? War das, was Janson dazu getrieben hatte, den Dienst zu quittieren, nicht genau die Erkenntnis jener Tatsache? Janson richtete sich abrupt auf. Es *gab* einen Weg – vielleicht.

»Wir werden Flugzeuge brauchen, Boote und, am wichtigsten, die richtigen Leute«, erklärte er Marta Lang. Sein Tonfall hatte sich in subtiler Weise verändert; das war nicht mehr die Stimme eines Mannes, der Informationen sammelte, das war eine, die Befehle erteilte. Er stand auf und ging stumm auf und ab. Der alles entscheidende Faktor würden Menschen sein, nicht Maschinen.

Marta Lang sah die anderen erwartungsvoll an; für den Augenblick zumindest war der grimmig-resignierte Blick verflogen.

»Ich meine ein Spitzenteam aus Spezialisten«, sagte er. »Die Besten, die es gibt. Für irgendwelche Trainingsübungen ist keine Zeit – es müssen Leute sein, die schon zusammengearbeitet haben, Leute, mit denen *ich* gearbeitet habe und denen ich vertrauen kann.«

Gesichter huschten an seinem inneren Auge vorbei, wie Fotos in einer Kartei, und er durchblätterte sie, sortierte die Kartei nach entscheidenden Kriterien, bis vier übrig

geblieben waren. Jeder Einzelne war ein Mann, mit dem er in seiner früheren Karriere verbunden gewesen war. Von jedem Einzelnen war er fest überzeugt, dass er ihm sein Leben anvertrauen konnte; genauer gesagt, jeder Einzelne war jemand, der ihm sein Leben verdankte und der eine solche Ehrenschuld auch zurückzahlen würde. Und zufälligerweise war kein Einziger von ihnen Amerikaner. Das State Department würde aufatmen können. Er gab Lang die Liste. Vier Männer aus vier verschiedenen Ländern.

Plötzlich schlug Janson mit der flachen Hand auf den Tisch. »Herrgott!«, schrie er beinahe. »Was denke ich denn? Sie müssen den letzten Namen streichen – Sean Hennessy.«

»Ist er tot?«

»Nicht tot. Hinter Gittern. Im Gefängnis Ihrer Majestät. HMP Wormwood Scrubs. Er ist vor ein paar Monaten in eine Waffengeschichte geraten. Unter Verdacht, der IRA anzugehören.«

»Und stimmte das?«

»Zufälligerweise nein. Er hat schon seit seinem sechzehnten Lebensjahr nichts mehr mit der IRA zu tun, aber die Militärpolizei hat seinen Namen trotzdem in ihren Akten weitergeführt. Tatsächlich war er für die Sandline Ltd. tätig – um die Demokratische Republik Kongo weiter hinsichtlich ihrer Koltanlieferungen abzusichern.«

»Ist er für das, wozu Sie ihn brauchen, der beste Mann?«

»Ich würde lügen, sollte ich das Gegenteil behaupten.«

Lang tastete ein paar Ziffern in eine Telefonkonsole und führte einen Hörer zum Ohr.

»Hier Marta Lang«, sagte sie präzise und abgehackt. »Marta Lang. Bitte bestätigen.«

Sechzig lange Sekunden verstrichen. Schließlich redete

sie weiter. »Sir Richard, bitte.«

Die Nummer, die sie gewählt hatte, war ganz offenkundig nicht allgemein bekannt; die Person am anderen Ende hatte nicht gefragt, ob es sich um einen Notfall handelte, das ergab sich wohl automatisch. Die Bestätigung, die Marta Lang verlangt hatte, umfasste zweifellos eine Analyse ihres Stimmabdrucks und eine Telefonpeilung der ANSI-Signatur, die jede nordamerikanische Telefonleitung besitzt, auch solche, die über Satellit laufen.

»Sir Richard«, sagte sie, und ihre Stimme wurde etwas weniger frostig, »ich habe den Namen eines Strafgefangenen - Sean, S-E-A-N, Hennessy, zwei N, zwei S. Vermutlich SIB-Verhaftung, etwa drei Monate zurückliegend. Status: dem Haftrichter vorgeführt, nicht verurteilt, wartet auf seinen Prozess.«

Ihre Augen suchten die Jansons, verlangten eine Bestätigung, und Janson nickte.

»Wir brauchen ihn. Er muss sofort freigelassen werden und mit einer Maschine nach…«

Sie hielt inne, überlegte. »In Gatwick steht ein LF-Jet. Sorgen Sie dafür, dass er sofort an Bord gebracht wird. Rufen Sie mich innerhalb einer Dreiviertelstunde an und nennen Sie mir seine geschätzte Ankunftszeit.«

Janson schüttelte staunend den Kopf. »Sir Richard« musste Richard Whitehead sein, der Direktor der Britischen Special Investigations Branch. Doch am meisten beeindruckte ihn, mit welcher Selbstverständlichkeit Marta Lang ihm Anweisungen erteilte. Whitehead sollte sie zurückrufen, nicht etwa um ihr mitzuteilen, ob ihr Wunsch erfüllt werden könne, sondern *wann* ihr Wunsch erledigt sein würde. Als Novaks erste Mitarbeiterin war sie ganz offensichtlich mit den politischen Eliten der ganzen Welt bekannt. Janson hatte sich Gedanken über die

vielen Vorteile gemacht, deren sich seine künftigen anuranischen Widersacher erfreuten, aber Novaks Leute waren offenkundig auch nicht ganz ohne ihre eigenen Ressourcen.

Janson bewunderte auch Langs instinktiven Respekt für operative Sicherheit. Das Endziel blieb geheim; die Maschine der Liberty Foundation in Gatwick würde lediglich einen vorläufigen Flugplan angeben müssen. Erst wenn die Maschine in den internationalen Luftraum eingetreten war, würde ihr Pilot den Rendezvouspunkt erfahren, den Janson festgelegt hatte und der im Nicobar-Archipel lag.

Jetzt ging Janson daran, sich mit einem von Langs Mitarbeitern, einem Mann namens Gerald Hochschild, der für Logistik zuständig war, die Liste des militärischen Geräts vorzunehmen. Auf jede einzelne seiner Forderungen antwortete Hochschild nicht etwa mit einem Ja oder Nein, sondern mit einer Zeitspanne: Zwölf Stunden, vier Stunden, zwanzig Stunden. Das war die Zeit, deren es bedurfte, um den jeweiligen Gegenstand zu dem Rendezvouspunkt auf Nicobar zu schaffen.

Es war beinahe zu einfach, sinnierte Janson. Dann wurde ihm klar, weshalb das so war. Während Menschenrechtsorganisationen Konferenzen abhielten, um die Probleme des Waffenhandels in Sierra Leone oder den Handel mit Militärhubschraubern in Kasachstan zu diskutieren, verfügte Novaks Stiftung über eine direktere Methode, um Waffen und Material vom Markt zu beschaffen: Sie kaufte das Zeug einfach. Hochschild bestätigte seine Annahme. Sobald ein Modell aus der Produktion genommen und damit nicht mehr ersetzt werden konnte, kaufte es die Liberty Foundation, lagerte es und verschrottete es entweder oder ließ es, falls es sich um militärisches Transportgerät handelte, für zivile Zwecke umbauen.

Dreißig Minuten später blitzte ein grünes Lämpchen an der Telefonkonsole. Marta Lang nahm den Hörer ab. »Ist er unterwegs?«

Eine kurze Pause trat ein, dann sagte sie: »In dem Fall gehen wir von einem Abflug in weniger als sechzig Minuten aus.«

Ihre Stimme wurde weicher. »Das war wirklich nett von Ihnen. Wir wissen das sehr zu schätzen. Wirklich. Und Sie sagen Gillian liebe Grüße, ja? Wir haben Sie beide in Davos vermisst. Sie können versichert sein, dass Peter dem Premierminister Vorhaltungen gemacht hat! Ja. Ja. Wir holen das nach … bald.«

Die Frau hat Stil, dachte Janson bewundernd.

»Es ist nicht auszuschließen, dass Ihr Mr. Hennessy vor Ihnen am Treffpunkt sein wird«, erklärte ihm Marta, unmittelbar nachdem sie aufgelegt hatte.

»Hut ab«, nickte Janson schlicht.

Vor dem Fenster strahlte die goldene Sonnenscheibe, an der kleine weiße Plüschwolken vorbeizogen. Obwohl sie der untergehenden Sonne entgegenflogen, hielt die Zeit Schritt. Als Lang auf die Uhr sah, wusste Janson, dass sie damit mehr tat, als nur festzustellen, wie spät es war. Sie sah nach, wie viele Stunden Peter Novak noch hatte. Dann begegnete ihr Blick dem seinen, bevor sie sagte: »Was auch immer geschieht, ich möchte Ihnen für das danken, was Sie uns gegeben haben.«

»Ich habe Ihnen gar nichts gegeben«, protestierte Janson.

»Doch, sogar etwas von ganz entscheidendem Wert«, sagte sie. »Sie haben uns Hoffnung gegeben.«

Janson setzte dazu an, etwas über die Realitäten zu sagen, die geringen Chancen, darüber, was alles gegen sie stand, aber er ließ es bleiben. Es galt, einen höheren

Pragmatismus zu respektieren. In diesem Stadium eines Einsatzes war falsche Hoffnung besser als gar keine.

3

Die Bilder, an die er sich erinnerte, waren dreißig Jahre alt, aber ebenso gut hätten sie von gestern stammen können. Sie liefen nachts in seinen Träumen ab – immer in der Nacht vor einem Einsatz, ausgelöst von verdrängter Angst –, und obwohl die Bilder an verschiedenen Punkten anfingen und endeten, war es doch, als stammten sie alle von demselben, endlosen Band. Ein Stützpunkt im Dschungel. Auf dem Stützpunkt gab es ein Büro. In dem Büro gab es einen Schreibtisch. Auf dem Schreibtisch lag ein Blatt Papier.

Eine Liste der für jenen Tag geplanten Artillerieeinsätze.

Möglicher VC-Raketenangriff, Abschusskoordinaten AT384341, zwischen 0200 und 0300 heute Morgen.

Ein VC-Politkadertreffen, Ortschaft Loc Ninh, BT415341, um 2200 heute Abend.

VC-Infiltrationsversuch, unterhalb des Go-Noi-Flusses, AT404052, zwischen 2300 und 0100.

Der Stapel abgegriffener Zettel auf dem Schreibtisch von Lieutenant Commander Alan Demarest enthielt ähnliche Berichte. Sie wurden von Informanten an die reguläre Armee Südvietnams geliefert, die sie an das MACV, das Military Assistance Command Vietnam, weiterleiteten. Die Informanten ebenso wie die Berichte erhielten einen Buchstaben und eine Ziffer, die ihre Verlässlichkeit klassifizierten. Fast alle Berichte waren mit F/6 bezeichnet: Verlässlichkeit des Agenten unbestimmt, Verlässlichkeit des Berichts unbestimmt.

Unbestimmt war ein Euphemismus. Die Berichte kamen von Doppelagenten, von Sympathisanten des Vietkong,

von bezahlten Informanten und manchmal auch nur von Dorfbewohnern, die irgendeine alte Rechnung begleichen wollten und auf diese Weise eine bequeme Möglichkeit gefunden hatten, dass jemand anders den Reisfelddeich eines Rivalen zerstörte.

»Das soll die Grundlage für unseren Artilleriebeschuss sein«, hatte Demarest seinen Mitarbeitern Janson und Maguire erklärt. »Aber das Zeug ist keinen Schuss Pulver wert. Irgendein Charlie in Hanoi hat das für uns aufgeschrieben und über die Federfuchser von der MACV an uns weitergeleitet. Totale Verschwendung von Artilleriefeuer, Gentlemen. Wollen Sie wissen, woher ich das weiß?«

Er hob einen der Zettel hoch und ließ ihn wie eine Fahne in der Luft flattern. »An diesem Papier klebt kein Blut.«

Aus den winzigen Lautsprechern einer Stereoanlage tönte ein Choral aus dem 12. Jahrhundert, eines der Hobbys Demarests.

»Bringen Sie mir einen verdammten VC-Kurier«, fuhr Demarest mit finsterer Miene fort. »Nein, besser ein glattes Dutzend von den Burschen. Wenn die Papier bei sich haben, dann bringen Sie es mir – mit Vietkong-Blut bestätigt. Beweisen Sie mir, dass *militärische Abwehrarbeit* nicht ein Widerspruch in sich ist.«

Am Abend jenes Tages waren sechs von ihnen aus einem Einsatzboot in das badewasserwarme, seichte Wasser von Ham Luong geklettert. Sie arbeiteten sich durch etwa zweihundert Meter Uferschlick zu der birnenförmigen Insel vor. »Bringen Sie mir Gefangene mit, wenn Sie zurückkommen, oder bleiben Sie gleich dort«, hatte ihr Vorgesetzter sie aufgefordert. Wenn sie Glück hatten, würden sie das schaffen: Es war bekannt, dass der Vietkong die Insel Noc Lo kontrollierte. Aber Glück war

in letzter Zeit eine ziemlich seltene Ware gewesen.

Die sechs Männer trugen schwarze Pyjamas wie die Gegenseite auch. Keine Erkennungsmarken, keinerlei Rangabzeichen, die darauf hindeuteten, dass sie ein SEAL-Team waren oder, noch viel wichtiger, dass sie zu Demarests Devils gehörten. Sie hatten zwei Stunden damit verbracht, sich durch die dichte Vegetation der Insel zu arbeiten, und dabei auf alles geachtet, was auf die Anwesenheit des Feindes hindeutete – Geräusche, Fußabdrücke, selbst den Geruch der *Nuoc-Cham*-Sauce, mit der der Feind sein Essen zu würzen pflegte.

Sie hatten sich in drei Zweiergruppen aufgeteilt, zwei vorne im Abstand von zehn Metern; zwei als Nachhut, die das schwere M60 schleppten und jederzeit bereit waren, Sperrfeuer zu schießen.

Janson bildete zusammen mit Hardaway die Spitze, einem großen, kräftig gebauten Mann mit dunkelbrauner Haut und weit auseinander liegenden Augen. Er schor sich das Haar mit einer elektrischen Maschine millimeterkurz. Hardaways Dienstzeit war in sechzig Tagen um, und die bevorstehende Rückkehr in die Staaten fing an, ihn nervös zu machen. Vor einem Monat hatte er die Mittelseite eines Pornomagazins herausgerissen und das Blatt in einzelne Quadrate aufgeteilt. Jeden Tag kreuzte er eines der Quadrate an. Wenn sie alle voll waren, würde er sein Playmate mit nach Hause nehmen und es gegen ein echtes eintauschen. Das war jedenfalls Hardaways Plan.

Jetzt, dreihundert Meter landeinwärts, hob Hardaway ein Gebilde aus Reifengummi und Segeltuch auf und hielt es Janson mit fragendem Blick hin. Schlammschuhe. Die schmächtigen VCs, die Vietkongsoldaten, benutzten sie, um damit, ohne irgendwelche Spuren zu hinterlassen, sumpfiges Terrain zu durchqueren. In letzter Zeit verloren?

Janson bedeutete den anderen mit einem Handzeichen, sie sollten eine halbe Minute lang völlig still sein. Sie erstarrten, wo sie gerade standen, und lauschten auf irgendwelche ungewöhnlichen Geräusche. Noc Lo befand sich in einer Feuerfrei-Zone, wo jederzeit ohne Einschränkung geschossen werden durfte, und das gedämpfte Wummern entfernter Batterien, das Dröhnen von Granatwerfern im Abstand einer halben Sekunde war nicht zu überhören. Am Horizont konnte man ständig das weiße Pulsieren des Mündungsfeuers sehen. Aber als die dreißig Sekunden um waren, schien offenkundig, dass in der unmittelbaren Umgebung keinerlei Aktivität herrschte.

»Weißt du, woran ich bei diesem Granatwerferfeuer manchmal denken muss?«, fragte Hardaway. »An das Klatschen des Chors in meiner Kirche. Wie etwas Religiöses … irgendwie…«

»Letzte Ölung, würde Maguire sagen«, erwiderte Janson mit leiser Stimme. Er hatte Hardaway immer gemocht, aber heute Abend kam ihm sein Freund irgendwie abwesend vor.

»Hey, die nennen sie nicht umsonst die Heiligkeitskirche. Besuch mich mal in Jacksonville, dann nehme ich dich am Sonntag mit.«

Hardaway fing an mit dem Kopf zu wackeln, als hörte er den Rhythmus von weit her. *»›Sanctify My Lord, Sanctify My Lord.‹«*

»Hardaway«, warnte Janson und legte die Hand auf seinen Waffengurt.

Das Peitschen eines Gewehrschusses sagte ihnen, dass der Feind ihre Anwesenheit zur Kenntnis genommen hatte. Sie würden sich hinwerfen müssen, in Deckung gehen.

Aber für Hardaway war es zu spät. Eine kleine Blutfontäne spritzte aus seinem Hals. Er taumelte ein paar Meter

nach vorn wie ein Sprinter beim Überqueren der Ziellinie. Dann ging er zu Boden.

Sofort setzte hinter ihnen Maguires Maschinengewehr ein, feuerte über ihre Köpfe hinweg, und Janson hastete zu Hardaway hinüber. Er war unten am Hals getroffen, in der Nähe der rechten Schulter; Janson nahm seinen Kopf hoch, drückte mit beiden Händen auf die pulsierende Wunde vorne an seinem Hals und versuchte den Blutstrom zu stillen.

»Sanctify My Lord«, sagte Hardaway mit schwacher Stimme.

Der Druck reichte nicht aus. Janson spürte, wie sein Hemd warm und feucht wurde, und bemerkte jetzt, dass er sich getäuscht hatte. Es gab eine Austrittswunde hinten an Hardaways Hals, gefährlich nahe bei seiner Wirbelsäule, und aus der Wunde spritzte hellrotes arterielles Blut.

Mit einer plötzlichen Aufwallung von Kraft riss Hardaway Jansons Hände von seinem Hals weg. »Lass mich, Janson.«

Er versuchte zu schreien, aber nur ein leises Schnarren kam heraus. »Lass mich!«

Er kroch ein Stück, versuchte sich mit beiden Armen aufzustützen, hob den Kopf, suchte die Umgebung nach dem Feind ab.

Ein Schuss traf ihn an der Brust, warf ihn zu Boden. Janson sah, dass die Kugel ihm den Bauch aufgerissen hatte. Keine Chance. Ein Mann tot. Wie viele noch?

Janson rollte sich hinter einen Dornbusch.

Sie waren in einen gottverdammten Hinterhalt gelaufen.

Der Vietkong hatte ihnen aufgelauert.

Janson drehte am Okular seines Zielfernrohrs, ließ seinen Blick über Marschgras und Palmen wandern und

sah drei VCs, die über einen schmalen Dschungelpfad auf ihn zurannten.

Ein direkter Angriff? Nein, entschied er: Viel wahrscheinlicher war, dass ihr Maschinengewehrfeuer sie dazu veranlasst hatte, die Stellung zu wechseln. Ein paar Sekunden später hörte er klatschend Kugeln in seiner Nähe einschlagen.

Verdammt! Unvorstellbar, dass das Feuer so heftig und wohlgezielt war, wenn Charlie nicht schon im Voraus über ihr Spähtruppunternehmen informiert gewesen war. Aber wie war das möglich?

Mit seinem Zielfernrohr sah er in verschiedene Richtungen, suchte das Terrain vor sich ab. Da: eine Art Schützenstand und dahinter ein VC, der mit einem chinesischen AK-47 in seine Richtung zielte. Ein kleiner Mann, ein guter Schütze offenbar, der für den letzten Schuss verantwortlich war, der Hardaway getroffen hatte.

Im Mondlicht sah er die Augen des Mannes und unmittelbar darunter die Mündung des AK-47. Er wusste sofort, dass jeder den anderen entdeckt hatte. Und was AK-47-Feuer an Präzision zu wünschen übrig ließ, glich es an Volumen aus. Jetzt sah er, wie der Vietkong den Kolben gegen die Schulter presste und sich anschickte, einen Feuerstoß abzugeben – im selben Augenblick, in dem Janson den Oberkörper des Mannes im Fadenkreuz hatte. Binnen Sekunden würde einer von ihnen beiden tot sein.

Jansons ganze Welt verengte sich auf die drei Elemente: Finger, Abzug, Fadenkreuz. In diesem Augenblick waren sie alles, was er wusste, alles, was er wissen musste.

Zwei schnelle, sorgfältig gezielte Schüsse – und der kleine Mann mit dem Schnellfeuergewehr kippte nach vorn.

Aber wie viele waren noch dort?

»Holt uns hier raus!«, funkte Janson zum Stützpunkt. »Wir brauchen Verstärkung! Schickt uns ein Mike-Boot. Schickt uns, was auch immer ihr habt. Aber *schleunigst!«*

»Einen Augenblick«, sagte der Funker.

Dann hörte Janson die Stimme seines kommandierenden Offiziers. »Alles klar bei euch, Junge?«, fragte Demarest.

»Sir, die haben uns erwartet!«, rief Janson.

Nach einer kurzen Pause war Demarests Stimme knisternd im Ohrhörer zu vernehmen. »Natürlich haben sie das.«

»Aber *wieso,* Sir?«

»Betrachten Sie das einfach als Test, Junge. Einen Test, der mir zeigt, welcher meiner Männer das hat, was wir brauchen.«

Janson bildete sich ein, im Hintergrund Choralmusik hören zu können. »Sie werden sich doch bei mir nicht über die VCs beschweren wollen, oder? Das sind doch bloß ein paar zu groß gewordene Jungs in Pyjamas.«

Trotz der drückenden Tropenhitze war Janson plötzlich eisig kalt. »Woher haben die Bescheid gewusst, Sir?«

»Wenn Sie bloß wissen wollten, wie gut Sie Zielscheiben aus Papier treffen können, hätten Sie im Camp in Little Creek, Virginia, bleiben sollen.«

»Aber Hardaway ist…«

Demarest fiel ihm ins Wort. »Der war schwach. Er ist bei der Prüfung durchgefallen.«

Er war schwach: Alan Demarests Stimme. Aber Janson würde nicht schwach sein. Jetzt schlug er die Augen auf, immer noch von seinen Erinnerungen geplagt, als die Maschine auf dem asphaltierten Landestreifen aufsetzte.

Katchall war jahrelang von der indischen Marine zur Sperrzone erklärt gewesen, Teil einer Sicherheitszone, die den größten Teil der Nicobar-Inseln umschloss. Als dann die Inder die Sperrzone aufgehoben hatten, war daraus eine Handelsstation geworden. Mangos, Papayas, Durian. Auf dem von der Sonne verbrannten Eiland starteten und landeten PRC-101- und C-130-Maschinen. Janson wusste, dass dies einer der wenigen Orte auf der Welt war, wo niemand etwas dabei finden würde, wenn dort plötzlich militärische Transportfahrzeuge und Munition eintrafen.

Und es war auch kein Ort, wo irgendwelche Grenzkontrollen praktiziert wurden. Ein Jeep brachte ihn unmittelbar vom Flugzeug zu der Anlage am westlichen Ufer. Sein Team war sicherlich bereits dabei, sich in der in unauffälligem Olivgrün gestrichenen Wellblechhütte zu versammeln. Boden und Fundament bestanden aus Beton, die Innenwände aus Pressspan. Unmittelbar daneben gab es eine kleine Hütte, die als Lagerhaus diente. Die Liberty Foundation besaß in Rangun ein unauffälliges Regionalbüro; es war ihr also möglich, ein Vorauskommando zu schicken, das sicherstellen konnte, dass die Treffpunkte bereit waren.

Seit Janson den Stützpunkt zuletzt benutzt hatte, schien sich wenig verändert zu haben. Die Wellblechhütte, die er aufsuchen wollte, war eine von vielen auf der Insel. Ursprünglich hatte das indische Militär sie errichtet, die Hütten aber später für kommerzielle Zwecke freigegeben.

Theo Katsaris war bereits eingetroffen, als Jansons Jeep anhielt, und die beiden Männer umarmten sich. Katsaris, ein gebürtiger Grieche, war einst ein Protegé Jansons gewesen und jetzt vermutlich der erfahrenste Agent, mit dem er je zusammengearbeitet hatte. Das Einzige, was Janson an ihm störte, war seine Bereitschaft – ja geradezu sein Drang –, Risiken einzugehen. Janson hatte in seiner

Zeit bei den SEALs eine ganze Menge Draufgänger gekannt und war mit deren Persönlichkeitsprofil vertraut. Typischerweise stammten solche Leute aus heruntergekommenen Städten im Mittleren Westen, wo ihre Freunde und Eltern ein hoffnungsloses Leben geführt hatten. Sie waren zu allem bereit, solange sie nur nicht jeden Tag die Stechuhr in der Schraubenfabrik drücken mussten – selbst zu einer zusätzlichen Dienstzeit in vom Vietkong kontrollierten Territorien. Dabei hatte Katsaris alles, wofür es sich zu leben lohnte, darunter auch eine geradezu atemberaubend schöne Frau. Er war ein Mann, dem man einfach nicht böse sein konnte; außerdem schien sein Leben gegen alle Gefahren gefeit, was ihm aber offenbar nichts bedeutete. Seine bloße Anwesenheit reichte aus, die Moral seiner Umgebung zu heben; Leute waren gern mit ihm zusammen: Er hatte die sonnige Ausstrahlung eines Mannes, dem einfach nichts Schlimmes widerfahren konnte.

Manuel Honwana hatte sich in dem nahe gelegenen Hangar aufgehalten, kam aber jetzt heraus, als er von Jansons Ankunft hörte. Er war ein ehemaliger Oberst der Luftwaffe von Mosambik, von Russen ausgebildet, ein Mann, der sich wie kein anderer darauf verstand, ein Flugzeug dicht am Boden über hügeliges tropisches Terrain zu steuern. Ein fröhlicher, absolut apolitischer Mann mit reichlicher Erfahrung im Kampf gegen versteckte Guerilleros. Ein entscheidender Punkt zu seinen Gunsten war, dass er zahllose Einsätze in den museumsreifen Klapperkisten geflogen hatte, die die einzige Art von Luftwaffe darstellten, die sich sein bettelarmes Land leisten konnte. Die meisten amerikanischen Flieger hatten ihre ersten Flugerfahrungen auf Play-Stations gewonnen und waren es gewöhnt, von digitaler Avionik im Wert von Millionen von Dollar umgeben zu sein. Dabei pflegte der Instinkt zu verkümmern: Sie waren eher Bediener ihrer

Maschinen und weniger Piloten als Systemtechniker. Aber dieser Einsatz erforderte einen Piloten. Honwana war jemand, der eine MiG-Maschine mit einem Schweizer Militärmesser und den bloßen Händen zusammensetzen konnte, weil er genau das schon einmal getan hatte. Wenn ihm Instrumente zur Verfügung standen, umso besser; wenn nicht, so machte ihm das nichts aus. Und falls eine Notlandung mitten im Dschungel erforderlich war, würde Honwana sich dabei richtig wohl fühlen: Bei den Einsätzen, die er geflogen oder geleitet hatte, war eine reguläre Piste eher die Ausnahme als die Regel gewesen.

Schließlich war da noch Finn Andressen, ein Norweger und ehemaliger Offizier in den Streitkräften seines Landes, mit einem Diplom in Geologie und ausgeprägtem Instinkt für die Einschätzung unbekannten Terrains. Andressen hatte auf der ganzen Welt Sicherheitseinrichtungen für Bergwerksgesellschaften entwickelt. Er traf eine knappe Stunde nach Janson ein, kurz darauf gefolgt von Sean Hennessy, dem ungewöhnlich vielseitigen und nicht unterzukriegenden irischen Flieger. Die Mitglieder des Teams begrüßten einander, indem sie sich heftig auf die Schulter schlugen oder sich stumm die Hand drückten, jeder nach seinem Temperament.

Janson machte sie mit dem Angriffsplan vertraut, indem er zunächst die groben Umrisse schilderte und dann auf Einzelheiten und Alternativen einging. Während die Männer den Einsatzplan verinnerlichten, wurde die Sonne am Horizont groß und rot, als würde sie immer schwerer und von ihrem Gewicht ins Meer gezogen. Für die Männer war sie wie ein riesiges Stundenglas, das sie daran erinnerte, wie wenig Zeit ihnen noch blieb.

Sie teilten sich in Zweiergruppen und gingen an die Feinabstimmung des Plans, brachten die Planung in Einklang mit der Realität. Über eine zusammenklappbare

Bank gebeugt, musterten Honwana und Andressen Karten mit Wind- und Meeresströmung. Janson und Katsaris studierten ein Plastikmodell des Steenpaleis, des Steinpalastes.

Unterdessen machte Sean Hennessy Liegestützen und hörte den anderen zu; das war eine der wenigen Abwechslungen gewesen, die er sich im Gefängnis Ihrer Majestät in Wormwood Scrubs geleistet hatte. Janson beobachtete ihn – würde er es packen? Er hatte keinen Anlass, Gegenteiliges zu glauben. Wenn der Teint des Iren blasser als gewöhnlich war, wirkten dafür seine Muskelpakete eher kräftiger. Janson hatte sich nach einer kurzen improvisierten Untersuchung vergewissert, dass seine Reflexe so gut wie eh und je waren.

»Dir ist doch klar, dass allein im Steinpalast wenigstens hundert Leute stationiert sein werden«, sagte Andressen zu Janson und wandte sich von seiner Karte ab. »Bist du sicher, dass wir nicht zu wenige sind?«

»Wir sind mehr als genug«, erwiderte Janson. »Wenn fünfhundert Gurkhas erforderlich wären, hätte ich sie angefordert. Ich habe das verlangt, was ich brauche. Könnte ich es mit noch weniger schaffen, würde ich das tun. Je weniger Männer, desto weniger Komplikationen.«

Janson wandte sich jetzt von dem Plastikmodell ab und sah auf die detaillierten Blaupausen. Diese Pläne hatten gewaltigen Aufwand verursacht, das war ihm klar. Eine von der Liberty Foundation zusammengerufene Gruppe von Architekten und Ingenieuren hatte sie in den letzten vierzig Stunden erstellt. Den Experten hatten ausführliche Schilderungen von Besuchern, eine Unzahl historischer Fotos sowie modernste Satellitenbilder zur Verfügung gestanden. Auch die Kolonialarchive in den Niederlanden waren konsultiert worden. Trotz der Hast, mit der diese Arbeit erledigt worden war, versicherten ihm Novaks

Leute, dass die Pläne ihrer Ansicht nach in den meisten Einzelheiten »recht genau« wären. Sie warnten allerdings, dass einige Details, besonders solche, die sich auf seltener benutzte Bereiche des Gebäudes bezogen, »weniger sicher« waren und dass einige Materialanalysen auf Vermutungen basierten und deshalb »unsicher« waren.

Weniger sicher. Unsicher. Das waren Begriffe, die Janson für seinen Geschmack viel zu oft hörte.

Doch welche Alternative hatten sie? Karten und Modelle waren alles, was ihnen zur Verfügung stand. Das Gebäude des holländischen Generalgouverneurs war durch den Umbau einer schon früher existierenden Festung entstanden, die auf einem Bergvorsprung hundert Meter über dem Ozean errichtet worden war. Die eineinhalb Meter dicken Kalksteinmauern waren vor Jahrhunderten dazu bestimmt gewesen, den Kanonenkugeln portugiesischer Kriegsschiffe Stand zu halten. Die dem Meer zugewandten Mauern waren mit Brustwehren versehen, von denen aus man auf feindliche Schoner und Korvetten feuern konnte.

Die Männer, die Janson in der Wellblechhütte versammelt hatte, wussten genau, was auf dem Spiel stand. Sie kannten auch die Hindernisse, die ihrem Plan im Weg waren. Und wenn zum Tod Novaks noch der ihre kam, würden sie damit nichts gewinnen.

Jetzt war der Zeitpunkt für die abschließende Einsatzbesprechung gekommen. Janson stand vor den Männern; er war zu energiegeladen, um sich setzen zu können. »Okay, Andressen«, sagte er. »Sprechen wir über das Terrain.«

Der rotbärtige Norweger wandte sich den großen Kartenblättern zu und deutete mit dem Zeigefinger auf Einzelheiten. Sein Finger wanderte an dem Bergmassiv entlang, seinem höchsten Punkt in fast dreitausend Meter

Höhe mit der Pikuru-Takala-Spitze und weiter zu den Schiefer- und Gneisplateaus. Er wies auf die Monsunwinde aus dem Südwesten hin. Dann tippte er auf eine vergrößerte Darstellung des Adam's Hills und sagte: »Dieser Bereich ist erst in jüngster Zeit wieder erschlossen worden. Wir verfügen daher nicht über hundertprozentig verlässliches Material. Und wir haben es hauptsächlich mit natürlichem Terrain zu tun.«

»Empfohlene Flugroute?«

»Über den Nikala-Dschungel, wenn der Petrel sich das zutraut.«

Petrel, Sturmvogel, war der Spitzname, den Honwana sich verdient hatte, weil er die Fähigkeit besaß, eine Maschine so dicht über dem Boden zu halten, wie Petrels gewöhnlich über den Wellen fliegen.

»Der Petrel traut es sich zu«, sagte Honwana und ließ seine schneeweißen Zähne in der Andeutung eines Lächelns aufblitzen.

»Damit das klar ist«, fuhr Andressen fort, »wenn wir bis vier Uhr warten, können wir mit fast hundertprozentiger Sicherheit mit einer dichten Wolkendecke rechnen. Und das wäre als Tarnung natürlich günstig.«

»Ein Absprung durch eine dichte Wolkendecke?«, fragte Hennessy. »Ein Blindsprung?«

»Eine Frage des Glaubens«, sagte der Norweger. »Wie Religion. Gottvertrauen.«

»*Begorrah,* ich dachte immer, das sei ein Kommandoeinsatz und keine Kamikazemission!«, rief Hennessy. »Jetzt sag mir bloß, Paul, welcher Irre soll diesen Sprung machen?«

Der Ire musterte seine Kollegen mit echter Sorge.

Janson sah Katsaris an. »Du«, ließ er den Griechen

wissen. »Und ich.«

Katsaris starrte ihn einen Augenblick lang stumm an. »Damit kann ich leben.«

»Dein Wort in Gottes Ohr«, sagte Hennessy.

4

Den eigenen Fallschirm verpacken: ein Ritual, ein militärischer Aberglaube. Aber nach Abschluss der Ausbildung im Springercamp war diese Angewohnheit so fest verwurzelt wie das Zähneputzen oder das Händewaschen.

Janson und Katsaris waren in die Lagerhalle gegangen, um dieses Ritual zu vollziehen. Sie begannen damit, dass sie die eigentlichen Fallschirme mit Fangleinen und Gurtzeug auf dem glatten Betonboden auslegten. Sie sprühten Silikon über das Kabel zum Öffnungsgriff, den Verschlusspin und die Verschlussschlaufe. Der Rest lief mehr oder weniger automatisch ab. Der schwarze Fallschirm bestand aus porenfreiem Nylon, und Janson wälzte sich über die locker geschichteten Stoffbahnen, um möglichst viel Luft herauszupressen. Dann fixierte er die Bremsen der Steuerleine und faltete den plattgedrückten Schirm zusammen; um sicherzustellen, dass das Öffnen störungsfrei verlief, achtete er auf einen exakten Verlauf der Fangleinenbündel. Schließlich stopfte er das Ganze in den Container des ebenfalls schwarzen Gurtzeugs, presste die verbliebene Luft heraus und verschloss ihn, indem er den Pin durch die Verschlussschlaufe schob.

Katsaris mit seinen geschickten Händen war in der Hälfte der Zeit fertig geworden und wandte sich jetzt Janson zu. »Wie wär's mit einer kurzen Waffeninspektion?«, meinte er. »Gehen wir doch mal in die Rumpelkammer.«

Die wichtigste Voraussetzung für ein Team wie das ihre bestand darin, dass jeder bereit war, persönliches Risiko einzugehen, um damit das Risiko der anderen zu reduzieren. Das Ganze beruhte auf strikter Gleichheit; das Gefühl,

jemand könnte favorisiert werden, war Gift. Wenn sie als Gruppe zusammenkamen, schlug Janson deshalb den Männern gegenüber einen zugleich rauen, aber auch freundlichen Ton an. Aber selbst innerhalb von Eliten gab es Eliten – und sogar im innersten Kreis gibt es immer noch einen Auserwählten, einen Goldjungen.

Einmal, das lag jetzt beinahe drei Jahrzehnte zurück, war Janson so ein Goldjunge gewesen. Ein paar Wochen nach seinem Eintreffen im SEAL-Trainingscamp in Little Creek hatte Alan Demarest ihn aus der Schar der Rekruten herausgepickt und ihn in noch elitärere Einsatzteams versetzt, ihm eine noch brutalere Kampfausbildung angedeihen lassen. Die Ausbildungsgruppen wurden immer kleiner – immer mehr seiner Kameraden fielen aus, waren den anstrengenden Übungen einfach nicht gewachsen –, bis Janson am Ende von Demarest für eine intensive Ein-Mann-Trainingsunterweisung ausgesondert wurde.

Ihre Finger sind Waffen! Lassen Sie nie zu, dass sie in ihrer Bewegung behindert sind. Die Hälfte der Intelligenz eines Kriegers steckt in seinen Händen.

Niemals die Vene drücken, immer den Nerv! Prägen Sie sich die Nervenknoten ein, bis Sie sie mit den Fingern finden, nicht mit den Augen. Nicht hinsehen – fühlen!

Ich habe Ihren Helm hinter dieser Bodenerhebung entdeckt. Sie sind ein toter Mann!

Sie sehen keinen Ausweg? Nehmen Sie sich die Zeit, die Dinge anders zu beurteilen. Sehen Sie die beiden weißen Schwäne und nicht den einen schwarzen. Sehen Sie das Stück Torte und nicht die Torte, aus der man ein Stück herausgeschnitten hat. Das große Ganze müssen Sie erkennen, Mann. Das macht Sie frei. Mit Feuerkraft allein schaffen Sie gar nichts. Sie müssen sich Ihren Ausweg aus Ihrer Lage erdenken.

Ja! Machen Sie den Jäger zum Gejagten! Jetzt haben Sie es erfasst!

Und so schuf ein legendärer Krieger einen anderen. Als Janson Theo Katsaris kennen gelernt hatte, vor vielen Jahren war das gewesen, hatte er *gewusst*, wen er vor sich hatte – einfach gewusst, so wie es Demarest mit ihm ergangen sein musste.

Doch selbst wenn Katsaris nicht so außergewöhnlich talentiert gewesen wäre, hätte die verordnete Gleichheit aller am Einsatz Beteiligten nicht die im Laufe der Jahre gewachsenen Bande der Loyalität überlagern können, und die Freundschaft, die Janson mit dem Griechen teilte, ging weit über diesen oder jeden anderen Kommandoeinsatz hinaus, war ein Gemenge aus gemeinsamen Erinnerungen und gegenseitigen Verpflichtungen. Sie pflegten rückhaltlos und mit großer Offenheit miteinander zu sprechen, aber sie taten das immer nur, wenn die anderen nicht dabei waren.

Jetzt gingen die beiden zum hinteren Ende des Lagerhauses, wo vor ein paar Stunden die von der Liberty Foundation gelieferten Waffen aufgestapelt worden waren. Katsaris nahm schnell ein paar Pistolen und Gewehre auseinander und vergewisserte sich, dass die Teile geölt waren – im richtigen Maße, nicht zu stark. Verbranntes Schmiermittel führte zu übermäßiger Rauchentwicklung und konnte den Standort eines Schützen verraten. Ein nicht völlig perfekt eingesetzter Lauf konnte sich zu schnell erhitzen. Scharniere sollten knapp, aber nicht zu knapp schließen. Magazine sollten sich leicht einschieben lassen, aber mit genügend Widerstand, um sicherzustellen, dass sie auch fest saßen. Zerlegbare Kolben, wie bei der MP5K, sollten sich leicht einklappen lassen.

»Du weißt, warum ich das tue«, sagte Janson.

»Aus zwei Gründen«, nickte Katsaris. »Man könnte auch sagen, aus den zwei Gründen, weshalb du es nicht tun solltest.«

Katsaris' Hände bewegten sich, während er sprach, und das Klicken von Waffenteilen lieferte die rhythmische Untermalung seiner Worte.

»Und wenn du ich wärst?«

»Würde ich genau dasselbe tun«, sagte Katsaris. Er hob ein zurückgezogenes Karabinerschloss an die Nase und roch daran, spürte Andeutungen übermäßiger Schmierung. »Der militärische Flügel der Harakat al-Muqaama al-Islamiya hatte nie den Ruf, gestohlenes Eigentum zurückzugeben.«

G*estohlenes Eigentum:* Geiseln, ganz besonders solche, die in Verdacht standen, für die amerikanische Abwehr tätig zu sein. Vor sieben Jahren war Janson in Baaqlina im Libanon in die Hand der Extremistengruppe gefallen; ursprünglich hatten sie vermutet, einen amerikanischen Geschäftsmann in ihrer Gewalt zu haben und seinen Beteuerungen geglaubt, aber die intensiven Aktivitäten auf oberstem Niveau ließen einen weitergehenden Verdacht aufkommen. Die Verhandlungen gerieten schnell aus dem Gleis, scheiterten an Auseinandersetzungen innerhalb der Gruppe. Nur das rechtzeitige Eingreifen einer dritten Partei – der Liberty Foundation, wie sich später herausstellte – veranlasste sie dazu, ihre Pläne zu ändern. Nach zwölf Tagen der Geiselhaft kam Janson frei. »Nach allem, was uns bekannt ist, war Novak gar nicht persönlich eingeschaltet, wusste nichts von der Situation«, fuhr Katsaris fort. »Aber es ist seine Stiftung. Und deshalb schuldest du dem Mann dein Leben, und jetzt taucht diese Lady auf, tritt vor dich hin und sagt, Baaqlina ist fällig geworden. Da musst du Ja sagen.«

»Wenn ich mit dir zusammen bin, komme ich mir immer vor wie ein offenes Buch«, entgegnete Janson, und die kleinen Fältchen um seine Augen verzogen sich zur Andeutung eines Lächelns.

»Ja, aber ein recht gut verschlüsseltes. Sag mal, wie oft denkst du eigentlich an Helene?«

Die braunen Augen des Griechen blickten plötzlich überraschend sanft.

»Jeden Tag.«

»Sie war etwas ganz Besonderes, nicht wahr? Sie kam mir immer so *frei* vor.«

»Ein freier Geist«, sagte Janson. »In jeder Beziehung mein exaktes Gegenteil.«

Katsaris steckte einen Putzstock in den Lauf einer Automatikwaffe und überprüfte ihn auf Karbonablagerungen oder andere Unregelmäßigkeiten. Dann sah er Janson gerade in die Augen. »Du hast mir vor vielen Jahren einmal etwas gesagt, Paul. Und jetzt werde ich es dir sagen.«

Er legte Janson die Hand auf die Schulter. *»Es gibt keine Rache.* Nicht auf dieser Welt. Das ist ein Märchen. In unserer Welt gibt es Schläge und Vergeltungsschläge und weitere Vergeltungsschläge. Aber diese Vorstellung einer säuberlichen Rache, die alles auslöscht die ist falsch.«

»Ich weiß.«

»Helene ist tot, Paul.«

»Oh … Das ist also der Grund, weshalb sie nie zurückruft.«

Die ausdruckslose Miene, mit der er das sagte, verbarg eine Welt des Schmerzes, aber nicht sonderlich gut.

Katsaris' Augen ließen ihn nicht los, aber er drückte Jansons Schulter etwas fester. »Es gibt nichts – *gar nichts* –, das sie dir je zurückbringen kann. Mach mit den Kagama-

Fanatikern, was du willst, aber sei dir darüber klar.«

»Das ist jetzt fünf Jahre her«, sagte Janson leise.

»Kommt es dir vor wie fünf Jahre?«

Die Antwort kam im Flüsterton. »Es ist wie gestern.«

So sprach ein Offizier nicht mit Leuten, die unter seinem Kommando standen. So sprach ein Mann mit jemand, der ihm von allen Menschen auf der ganzen Welt am nächsten stand, mit jemand, den er nie anlügen würde. Er atmete tief durch. »Du machst dir Sorgen, ich könnte zum Berserker werden und mit blindem Hass auf die Terroristen losgehen, die meine Frau umgebracht haben?«

»Nein«, antwortete Katsaris und schüttelte den Kopf. »Ich habe Angst, dass du tief in deinem Innersten meinst, die Rechnung könnte irgendwie ausgeglichen werden, wenn du dich ebenfalls von ihnen töten lässt. Ich habe Sorge, du könntest glauben, das müsste sein, um Helenes willen.«

Janson schüttelte heftig den Kopf, fragte sich aber, ob an dem, was Katsaris gesagt hatte, nicht doch ein Funken Wahrheit war. »Heute Nacht wird niemand sterben«, sagte er. Das war ein Ritual, eines, um sich selbst zu überzeugen, das wussten beide, nicht etwa eine Aussage hinsichtlich ihrer Chancen.

»Das Verrückte ist, dass Helene immer mit den Kagama sympathisiert hat«, meinte Janson nach einer Weile. »Natürlich nicht mit den Terroristen, nicht mit der KLF, aber mit den ganz normalen Kagama, die in dem ganzen Schlamassel drinsteckten. Wenn sie noch am Leben wäre, dann wäre sie vermutlich mit Novak zusammen gewesen und hätte an seiner Seite versucht, eine Friedensregelung zu finden. Der Kalif ist ein großer Manipulator, aber er existiert nur deshalb, weil es echte Ungerechtigkeiten gibt, auf die er seine Manipulationen aufbaut.«

»Wenn wir hier sind, um soziale Ungerechtigkeiten zu beseitigen, hat man uns dafür das falsche Gerät gegeben.«

Theo fuhr mit dem Daumennagel über die Schneide eines Kampfmessers. »Außerdem hat das ja Peter Novak versucht, und du siehst, was es ihm gebracht hat. Das ist ein echter Rein-und-raus-Einsatz. In den Palast eindringen und Novak befreien.«

Janson nickte. »Wenn alles gut läuft, werden wir insgesamt hundert Minuten auf Anura verbringen. Aber wenn man sich mit diesen Leuten anlegt, hilft es vielleicht, wenn man weiß, was sie bewegt.«

»Befinden wir uns erst mal in dem Stadium«, erwiderte Katsaris mit finsterem Blick, »dann ist bereits alles schief gegangen, was schief gehen konnte.«

»Wird mir ein Vergnügen sein, mit diesem Vogel ein paar Runden zu drehen«, sagte Honwana bewundernd. Er, Janson und Hennessy standen im Halbdunkel des Hangars. Ihre Augen hatten sich nach der grellen Sonne draußen noch nicht ganz an die hier herrschende Dunkelheit gewöhnt. Die BA609 war ein für Landungen auf dem Wasser ausgestattetes Kipprotoren-Flugzeug; ähnlich den nicht mehr gebauten Ospreys besaß es Propeller, die vertikale Starts und Landungen zuließen. Wenn die Propeller in Horizontalposition gekippt wurden, funktionierte die Maschine wie ein Starrflügel-Flugzeug. Bell/Agusta hatte den Rumpf dieses ganz speziellen Exemplars nicht aus Stahl, sondern aus extra geformtem Kunststoff gefertigt. Dabei war ein außergewöhnlich leichtes Flugzeug entstanden, das mit einem Liter Treibstoff wesentlich weiter fliegen konnte als jede konventionelle Konstruktion – bis zur vierfachen Reichweite. Die Vielseitigkeit der Maschine war ein entscheidender Faktor für den Erfolg ihres

Einsatzes.

Jetzt strich Honwana liebkosend mit den Fingerspitzen über die nicht reflektierende Rumpffläche. »Wunderschön.«

»Und unsichtbar, wenn die Götter uns hold sind«, sagte Janson.

»Ich werde zu den Ahnen beten«, erwiderte Honwana spöttisch. Als überzeugter, in Moskau ausgebildeter Atheist war ihm jede Art von Religiosität zutiefst zuwider, gleichgültig, ob sie nun überkommen oder von Missionaren verbreitet war.

»Der Tank ist voll. Sofern du nicht zugenommen hast, seit wir das letzte Mal zusammen waren, sollten wir es damit hin und zurück schaffen.«

»Das ist alles sehr knapp gerechnet. Die Toleranzen, meine ich.«

Die Augen des Mosambikaners blickten ernst.

»Ich habe keine andere Wahl. Ich habe weder den Zeitplan aufgestellt, noch den Ort ausgewählt. Man könnte sagen, die KLF gibt hier den Takt vor. Ich versuche nur, so gut ich kann zu improvisieren. Wir arbeiten hier nicht mit einem bis auf die letzte Kommastelle gesicherten Plan mit allen möglichen Sicherheitsfaktoren. Das Motto für uns lautet eher: ›Hey, Leute, probieren wir es mal.‹«

»Wie in einem alten Hollywoodfilm mit Mickey Rooney und Judy Garland in einer Scheune«, ließ sich Hennessy vernehmen. »Und mit einer ganzen Ladung Sprengstoff.«

Der Küstenverlauf im Norden von Anura erinnerte an den Einschnitt in ein Lebkuchenherz. Die östliche Hälfte bestand hauptsächlich aus spärlich besiedeltem Dschungelland. Honwana steuerte die BA609 im Horizontalflug

dicht über den Wipfeln des Nikala-Dschungels. Als sie schließlich das offene Meer erreicht hatten, zog er die Maschine im Winkel von beinahe vierzig Grad in die Höhe.

Trotz der ungewöhnlichen Flugbahn der Maschine steuerte Honwana sie mit größtmöglichem Geschick, kam jeder Windströmung und jeder Thermik zuvor. Die jetzt horizontal gekippten Motorgondeln ließen ein ständiges Dröhnen hören, etwas, das zwischen Summen und Brüllen lag.

Andressen und Hennessy waren mit Honwana vorne als Crew eingeteilt und unterstützten ihn bei der Navigation; die beiden Fallschirmspringer saßen, durch eine dünne Zwischenwand vom Cockpit getrennt, alleine auf ungepolsterten Bänken im hinteren Teil der Maschine und sprachen dort noch einmal letzte Einzelheiten durch.

Nach einer halben Stunde in der Luft warf Katsaris einen Blick auf seine stoßsichere Breitlinguhr und schluckte eine Hundert-Milligramm-Tablette Provigil. Damit passte er seine innere Uhr an, stellte totale Wachsamkeit sicher, ohne exzessive Stimulation und das daraus resultierende übertriebene Selbstvertrauen, wie es von Amphetaminen erzeugt wurde. Sie waren immer noch zwei Stunden von der Absprungstelle entfernt. Das Provigil würde zur rechten Zeit seine maximale Wirkung entwickeln. Jetzt nahm er noch eine weitere kleine Pille, ein Procholinergikum, das die Schweißabsonderung reduzieren würde.

Er deutete auf zwei dicke schwarze Aluminiumrohre, die Janson sich ans Ohr hielt.

»Und mit diesen Dingern meinst du, dass wir es schaffen?«, fragte er.

»Oh ja«, nickte Janson. »Solange nichts von der Gasmischung austritt. Die kleinen Biester werden mächtigen Pep produzieren. So wie du.«

Katsaris hielt ihm einen Folienstreifen mit Provigiltabletten hin. »Willst du eine?«

Janson schüttelte den Kopf. Katsaris wusste, was er tat, aber Janson war auch klar, dass Medikamente bei unterschiedlichen Menschen unterschiedlich wirkten, und hielt nichts davon, Substanzen einzunehmen, mit denen er keine Erfahrung hatte. »Dann erzähl mal, Theo«, meinte er und legte die Alurohre beiseite, »wie geht's der Misses?«

Jetzt, wo die anderen nicht dabei waren, benutzte er wieder den Vornamen seines Freundes.

»Die Misses? Weiß sie, dass du sie so nennst?«

»Hey, ich hab sie schließlich vor dir gekannt. Die schöne Marina.«

Katsaris lachte. »Du hast ja keine Ahnung, wie schön sie ist. Du meinst das, aber du weißt es nicht. Im Augenblick strahlt sie nämlich *förmlich.«*

Er legte eine besondere Betonung auf das letzte Wort.

»Moment mal«, sagte Janson. »Du willst doch nicht sagen, dass sie…«

»Noch ganz früh. Erstes Trimester. Anfänge morgendlicher Übelkeit. Ansonsten fühlt sie sich klasse.«

Janson musste sofort wieder an Helene denken und hatte das Gefühl, die Hand eines Riesen würde ihm das Herz zerquetschen.

»Und wir sind doch ein hübsches Paar, oder etwa nicht?«, sagte Katsaris und wirkte in diesem Augenblick wie ein sich aufplusternder Hahn, aber schließlich entsprach es den Tatsachen. Theo und Marina Katsaris sahen aus, als ob der Herrgott sie als perfekte Musterexemplare mediterraner Kraft und Symmetrie erschaffen habe. Janson erinnerte sich noch gut an eine Woche, die er mit ihnen auf Mykonos verbracht hatte erinnerte sich noch an

den Nachmittag, an dem sie die Bekanntschaft einer bekannten Pariser Modefotografin gemacht hatten, die Regie bei einem Shooting führte, bei dem knappe Badeanzüge, reichlich weißer Sand und die azurblaue See das Thema gewesen waren. Die Französin war überzeugt davon, dass Theo und Marina Models waren, und hatte sie nach dem Namen ihrer Agentur gefragt. Was sie sah, waren ihre perfekten weißen Zähne, ihr makelloser olivfarbener Teint und ihr glänzend schwarzes Haar – und der Gedanke, dass diese Schönheitsattribute nicht im Dienste einer kommerziellen Agentur eingesetzt wurden, erschien ihr wie verschwenderische Gleichgültigkeit gegenüber wertvollen Gaben der Natur.

»Dann wirst du also Vater«, sagte Janson. Die Aufwallung von Wärme, die er bei Katsaris' Worten empfunden hatte, verebbte schnell.

»Sonderlich begeistert wirkst du nicht«, meinte Katsaris.

Janson blieb ein paar Augenblicke lang stumm. »Das hättest du mir sagen sollen.«

»Warum?«, erwiderte der Grieche locker. »Marina ist doch schwanger, nicht ich.«

»Du weißt genau, was ich meine.«

»Wir hatten vor, es dir bald zu sagen. Genauer gesagt, wir hatten gehofft, dass du Pate sein würdest.«

»Du hättest es mir früher sagen sollen«, entgegnete Janson und klang jetzt fast ärgerlich.

Theo hob die Schultern. »Du glaubst, als werdender Vater soll man kein Risiko eingehen. Und ich denke, du machst dir zu viel Gedanken, Paul. Bis jetzt bin ich immer noch durchgekommen. Hör zu, ich kenne die Risiken.«

»*Ich* kenne sie nicht, verdammt! Das ist es ja gerade. Wir haben die Dinge nicht unter Kontrolle.«

»Du möchtest mein Kind nicht zur Waise machen. Na schön – das will ich auch nicht. Ich werde Vater sein, und das macht mich sehr, sehr glücklich. Aber die Art, wie ich mein Leben lebe, wird das nicht verändern. Marina weiß das auch. Und du weißt es ebenfalls – und das ist der Grund, warum du mich ausgewählt hast.«

»Ich weiß nicht, ob ich dich ausgewählt hätte, wenn mir klar gewesen wäre…«

»Ich spreche nicht von hier und heute. Ich spreche von damals. Ich spreche von Epidaurus.«

Es lag erst acht Jahre zurück, dass das griechische Militär ein zwanzigköpfiges Kontingent zu einer von Consular Operations geleiteten Übung abgestellt hatte. Ziel der Operation war es, die Griechen im Aufspüren und Bekämpfen von Waffenschmugglern zu schulen, die sich griechischer Frachter bedienten. Ein Schiff, das ein paar Meilen vor der Küste von Epidaurus lag, wurde nach dem Zufallsprinzip für die Übung ausgewählt. Das Glück wollte es freilich, dass das Schiff zufälligerweise tatsächlich mit Konterbande beladen war. Und noch schlimmer, ein türkischer Rauschgifthändler mit seiner schwer bewaffneten persönlichen Leibwache war an Bord. Die Sache lief schief, schrecklich schief, wurde zu einem wahren Katarakt von Missverständnissen, Fehlleistungen und Pech. Unerfahrene Männer auf beiden Seiten gerieten in Panik: Die Beobachter von Consular Operations konnten alles mit einem digitalen Teleskop und an den Anzügen der Froschmänner angebrachten Lauschgeräten verfolgen – aber das änderte nichts an der qualvollen Erkenntnis, dass sie viel zu weit entfernt waren, um sich ohne Gefährdung der Auszubildenden einschalten zu können.

Janson hatte das Geschehen von einer im Abstand von einer halben nautischen Meile vor Anker liegenden klei-

nen Fregatte beobachtet und war über die katastrophale Entwicklung der Ereignisse entsetzt gewesen; insbesondere erinnerte er sich noch ganz deutlich an die zwanzig von Spannung erfüllten Sekunden, in denen das Schicksal sich in die eine oder andere Richtung hätte wenden können. Zwei Gruppen bewaffneter Männer waren sich gegenübergestanden, etwa gleich stark. Jeder Einzelne maximierte seine persönliche Überlebenschance, indem er zuerst das Feuer eröffnete. Aber sobald die Automatikwaffen einmal gesprochen hatten, würde die Gegenseite keine andere Wahl haben, als das Feuer zu erwidern. Es war die Art von selbstmörderischem »fairem Kampf«, der leicht zu hundert Prozent Opfern auf beiden Seiten hätte führen können. Gleichzeitig bestand nicht die geringste Chance, dass die Leibwache des Türken aufgeben würde – das wäre übler Verrat gewesen, etwas, was die eigenen Landsleute am Ende mit dem Tod gesühnt hätten.

»Nicht schießen!«, schrie ein junger Grieche. Er legte seine Waffe weg, eine Geste, die freilich nicht Angst, sondern Ekel erkennen ließ. Janson hörte seine Stimme durch sein Funkgerät, blechern, aber klar. »Idioten! Schwachköpfe! Wir arbeiten für *euch!«*

Dann folgte die Erklärung, eine brillant gemischte Improvisation aus Dichtung und Wahrheit, vorgetragen, ohne zu stocken. Der junge Grieche berief sich auf einen mächtigen türkischen Rauschgiftmagnaten, Orham Murat, dessen Kartell der Rauschgifthändler an Bord des Schiffes angehörte. Der Grieche erklärte, ihre vorgesetzten Offiziere hätten ihm und den anderen Soldaten den Auftrag erteilt, verdächtige Frachter zu durchsuchen; Murat habe aber mit großzügigen Geldzuweisungen dafür gesorgt, dass seine eigenen Schiffe vor der Beschlagnahme geschützt waren. »Ein äußerst großzügiger Mann«, hatte der junge Offizier gesagt und es geschafft, ernst und

zugleich habgierig zu klingen. »Meine Kinder haben es ihm zu verdanken, dass sie jeden Tag ihre regelmäßigen Mahlzeiten bekommen. Könnten sie das von dem, was die Regierung uns bezahlt? *Bah!*«

Die anderen Griechen blieben zunächst stumm, und ihr Schweigen wurde von den Türken als Angst oder Verlegenheit gedeutet. Dann begannen sie zu nicken, als ihnen klar wurde, dass das, was ihr Kollege sagte, ihrem eigenen Schutz diente. Sie ließen die Waffen sinken, schauten zu Boden, wirkten demütig.

»Wenn du lügst…«, setzte der Anführer der türkischen Leibwache drohend an.

»Wir verlangen von Ihnen ja nur, dass Sie über Funk nichts erwähnen – unsere Vorgesetzten überwachen den gesamten Funkverkehr und kennen unsere Codes.«

»*Lügen!*«, brüllte ein grauhaariger Türke. Das war der Drogenhändler selbst, der schließlich auf Deck erschienen war.

»Nein, das ist die *Wahrheit!* Die amerikanische Regierung unterstützt unsere Vorgesetzten bei dieser Aktion. Wenn Sie über Funk etwas von uns erwähnen, können Sie uns jetzt genauso gut erschießen, weil wir dann nämlich sofort nach unserer Rückkehr exekutiert werden. Dann bitte ich Sie sogar darum, uns zu erschießen. Dann glaubt das griechische Militär wenigstens, dass wir als Helden gestorben sind, und unsere Familien bekommen eine Pension. Ob Orham Murat gegenüber *Ihren* Witwen und Kindern so großzügig sein wird, wenn ihm zu Ohren kommt, dass Sie eine Operation zerstört haben, für die er so viel Zeit und Geld aufgewendet hat – das müssen Sie freilich selbst entscheiden.«

Ein langes, unbehagliches Schweigen schloss sich an. Schließlich erregte sich der Händler: »Was ihr da behaup-

tet, ist lächerlich! Wenn eure Vorgesetzten Zugang zu unserem Funkverkehr hätten…«

»Wenn? *Wenn?* Glauben Sie denn, dass es ein *Zufall* ist, dass man uns angewiesen hat, Ihren Frachter zu entern?«

Der Grieche schnaubte verächtlich. »Ich frage Sie nur eines: *Glauben Sie wirklich an Zufall?«*

Damit war seine Einheit gerettet. Kein Schmuggler – jedenfalls nicht einer, der schon längere Zeit überlebt hatte – glaubt je an Zufall.

Der junge Grieche führte die anderen Froschmänner ins Wasser zurück und zu der amerikanischen Fregatte. Verluste: null. Sieben Stunden später umringte eine Flottille von Sicherheitsbooten die *Minas:* Artilleriegeschütze richteten ihre Rohre auf sie, und angesichts der Übermacht ergaben sich der Rauschgifthändler und seine Leibwache.

Im Anschluss daran suchte Janson persönlich die Bekanntschaft des jungen Griechen, der die Geistesgegenwart besessen hatte, die einzige Implausibilität – die Tatsache nämlich, dass der Frachter des Drogenhändlers infolge eines Zufalls geentert worden war – zu packen und umzudrehen und damit seine Geschichte plausibel zu machen. Der junge Mann, Theo Katsaris, erwies sich als mehr als nur klug, geschickt und mutig; er war darüber hinaus körperlich ungewöhnlich agil und hatte bei den Einsatzprüfungen durchweg im oberen Bereich abgeschnitten. Je mehr Janson über ihn erfuhr, umso klarer wurde ihm, wie ungewöhnlich er war. Im Gegensatz zu den meisten seiner Kameraden stammte er aus einer Familie der wohlhabenden Mittelklasse; sein Vater war als Diplomat einmal in Washington eingesetzt gewesen, und Katsaris hatte zwei Jahre das College von St. Alban's besucht. Janson wäre dennoch versucht gewesen, ihn als reinen Draufgänger abzutun – was ohne Zweifel in der

ganzen Geschichte auch eine Rolle gespielt hatte –, aber wenn man sich länger mit Katsaris unterhielt, wurde einem schnell klar, mit welcher Hingabe dieser junge Mann seine Pflicht erfüllte und wie sehr es ihn drängte, etwas Wichtiges zu tun.

Ein paar Tage später saß Janson an einer Bar mit einem griechischen General zusammen, der die amerikanische Militärakademie in Carlisle, Pennsylvania, absolviert hatte. Janson erklärte dem hohen Offizier, dass er einen jungen Mann in der griechischen Armee kennen gelernt habe, dessen Potenzial weit über das hinausginge, was das griechische Militär in seiner Routine nutzen konnte. Er schlug vor, ihn persönlich unter seine Fittiche zu nehmen und dafür zu sorgen, dass er eine exzellente Ausbildung erhielt. Zu jener Zeit galt in der Führung von Consular Operations das Prinzip der »Strategischen Partnerschaften« – was gemeinsame Operationen mit den NATO-Verbündeten beinhaltete. Unter diesem Aspekt würde Consular Operations auf kurze Sicht einen wichtigen Mitstreiter gewinnen; auf lange Sicht würde Griechenland den Vorteil haben, jemanden in den Reihen seines Offizierscorps zu wissen, der seine Mitbürger im Kampf gegen den Terrorismus ausbilden konnte. Beim dritten Cocktail war der Handel perfekt.

Jetzt saß Janson im hinteren Teil des Flugzeugs Katsaris gegenüber und sah ihn durchdringend an. »Weiß Marina, was du machst?«

»Einzelheiten habe ich ihr nicht gesagt, und sie hat mich auch nicht bedrängt.«

Katsaris lachte. »Jetzt komm schon, du weißt genau, dass Marina mehr Mumm hat als die ganze Achte Division der griechischen Armee.«

»Ja, das weiß ich.«

»Dann überlass es mir, die Entscheidungen zu treffen. Außerdem, wenn dieser Einsatz für mich zu riskant ist, wie kannst du dann guten Gewissens sonst jemanden auffordern, an meine Stelle zu treten?«

Janson schüttelte bloß den Kopf.

»Du brauchst mich«, sagte Katsaris.

»Ich hätte jemand anders nehmen können.«

»Keinen, der so gut ist.«

»Das leugne ich ja nicht.«

Jetzt lächelten beide Männer nicht mehr.

»Und du und ich, wir wissen, was dieser Einsatz für dich bedeutet. Ich meine, das ist nicht bloß Arbeit, für die du bezahlt wirst.«

»Das leugne ich ebenfalls nicht. Er bedeutet für die ganze Welt eine Menge.«

»Ich spreche gerade von Paul Janson und nicht dem Planeten Erde. Menschen sind wichtiger als abstrakte Begriffe, stimmt's? Darüber waren wir uns doch immer einig.«

Seine braunen Augen sahen den anderen unverwandt an. »Ich werde dich nicht im Stich lassen«, sagte er leise.

Janson fühlte sich seltsam gerührt. »Als ob ich das nicht gewusst hätte«, murmelte er.

Je näher die Stunde null rückte, umso mehr machte sich Unruhe breit, auch wenn keiner sich dazu bekannte. Sie hatten alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen, die ihnen zur Verfügung standen. Das Flugzeug war völlig verdunkelt, flog ohne jede Beleuchtung, und da war auch nichts, was das Licht reflektieren konnte. Katsaris und Janson, die in Segeltuchhängematten saßen, die an der Rumpfdecke in

der Nähe der öligen Rampe des Flugzeugs befestigt waren, folgten derselben Regel; sie trugen nichts, was das Licht reflektierte. Als sie sich der Absprungzone näherten, schlüpften sie in schwarze Nylonkombinationen und bemalten ihre Gesichter. Wenn sie das schon früher getan hätten, wäre ihnen womöglich zu heiß geworden. Ihre mit Gerät aller Art voll gestopften Westen beulten sich unter den Sprungkombinationen, aber da war nichts, worauf sie hätten verzichten können.

Jetzt kam die erste große Unberechenbarkeit. Er und Katsaris hatten zusammen bestimmt an die dreitausend Absprünge absolviert. Aber was heute von ihnen verlangt wurde, ging weit über alles hinaus, was sie je erlebt hatten.

Janson war sehr mit sich zufrieden gewesen, als ihm klar geworden war, dass die einzig verletzbare Stelle des Steinpalastes dessen Oberseite war – dass ihre einzige Chance, nicht entdeckt zu werden, darin bestand, aus dem nächtlichen Himmel mitten im Innenhof aufzutauchen. Ob sie freilich die leiseste Chance hatten, das zu schaffen, war reine Spekulation.

Um unentdeckt im Hof landen zu können, würden sie lautlos durch die sternenlose, mondlose Nacht, die der Monsun ihnen bald bieten würde, fallen müssen. Die Satellitenwetterkarten bestätigten, dass die Wolkendecke um vier Uhr morgens aufreißen und die nächsten paar Stunden offen bleiben würde.

Aber sie waren Menschen, nicht Spielfiguren. Um Erfolg zu haben, musste ihre Landung mit ungewöhnlicher Präzision erfolgen. Und um alles noch schlimmer zu machen, lieferte dasselbe Wetter, das ihnen den Schutz einer totalen Wolkendecke bot, auch unvorhersehbare Fallwinde – einen weiteren Feind jeglicher Präzision. Unter normalen Umständen hätte jede einzelne dieser Komplikationen Janson dazu veranlasst, den Absprung

nicht in Erwägung zu ziehen.

Aber dieser sprichwörtliche Schuss ins Blaue war zugleich auch die einzige Chance, die Peter Novak hatte.

Honwana öffnete die Luke in der vorher verabredeten Höhe: zwanzigtausend Fuß. In dieser Höhe war die Außenluft eisig kalt, etwa dreißig Grad unter Null. Doch dieser Eiseskälte würden sie nur relativ kurze Zeit ausgesetzt sein. Schutzbrille, Handschuhe und ihre eng anliegenden an Badekappen erinnernden Helme würden sie ebenso wie ihre Nylonkombinationen davor schützen.

Das war ein weiterer Grund, weshalb sie mehr als eine Meile vom Steinpalast entfernt springen wollten. Sie würden unmittelbar vor dem Absprung Gegenstände abwerfen, die sie nicht mehr brauchten, den Öffnungsgriff beispielsweise und ihre Handschuhe, und damit die Gewähr haben, dass diese Gegenstände nicht wie warnende Vorboten über ihrem Ziel niedergingen.

Der Absprung aus großer Höhe würde ihnen auch mehr Zeit verschaffen, sich in Position zu manövrieren – oder hoffnungslos vom Ziel abzukommen. Ohne vorher geübt zu haben, konnte man unmöglich sagen, ob das die richtige Entscheidung war. Aber eine Entscheidung hatte getroffen werden müssen, und das hatte Janson getan.

»Okay«, sagte Janson, der jetzt vor der offenen Luke stand. »Und denk daran, immer hübsch hinter mir bleiben.«

»Unfair«, sagte Katsaris. »Du springst immer als Erster.«

»Alter vor Schönheit«, brummte Janson, glitt die eineinhalb Meter lange Aluminiumrampe hinunter – und sprang in die Nacht.

5

Vom kräftigen Sog des Flugzeugs erfasst und zugleich vom eisigen Luftstrom gepeitscht, hatte Janson alle Mühe, seine Gliedmaßen auszurichten. *Freier Fall* hieß das, und doch fühlte es sich überhaupt nicht wie Fallen an. Er gab sich ganz der Schwerkraft hin und hatte das Gefühl, sich in völligem Ruhezustand zu befinden – fühlte sich mitten im heulenden Wind völlig bewegungslos. Außerdem wäre freier Fall alles andere als frei gewesen. Vier Meilen unter ihm wogte der Ozean. Um die erforderliche Flugbahn zu erzielen, würde er fast jede Sekunde seines Falls sorgfältig kontrollieren müssen. Wenn die nächsten beiden Minuten nicht planmäßig verliefen, würde ihr Einsatz zu Ende sein, bevor er überhaupt begonnen hatte.

Aber die Turbulenz erschwerte diese Art von Kontrolle ganz erheblich.

Er spürte, wie der Wind an ihm zerrte, und dann begann er sich langsam um seine Achse zu drehen, langsam zuerst, und dann immer schneller. *Verdammt!* Ein lähmendes Schwindelgefühl erfasste ihn, und er begann, die Orientierung zu verlieren – in dieser Höhe eine tödliche Kombination!

Das Gesicht nach unten gewandt, spannte er seine Rükkenmuskulatur und spreizte Arme und Beine ab. Sofort hörte er auf, sich um seine eigene Achse zu drehen, und das Schwindelgefühl ließ nach. Aber wie viel Zeit war verstrichen?

Im gewöhnlichen freien Fall erreichte man die Endgeschwindigkeit bei etwa hundertzehn Meilen pro Stunde. Jetzt, wo er sich stabilisiert hatte, musste er seinen Fall so weit wie möglich verlangsamen. Er nahm eine Haltung

ein, die der einer Spinne ähnelte, hielt die Gliedmaßen ausgestreckt und krümmte den Rücken, als wollte er eine große Kugel umschließen. Die ganze Zeit peitschte ihn eiskalter Wind; als ob den Jansons Bemühungen ärgerten, sich die Windströmung zu Nutze zu machen, kroch er unter seine Schutzbrille und seine Mütze. Seine in Handschuhen steckenden Finger fühlten sich an, als ob man ihnen Novokain injiziert hätte. Langsam führte er das rechte Handgelenk zum Gesicht und spähte durch die Gläser seiner Schutzbrille auf die großen Leuchtanzeigen des Höhenmessers und der GPS-Einheit.

Eigentlich war es Oberschulmathematik. Er musste die Landezone in den vierzig Sekunden erreichen, die ihm noch blieben. Ein Trägheitsgyroskop würde ihm verraten, ob er sich in die richtige Richtung bewegte, ihm aber nicht dabei helfen, seinen Kurs zu korrigieren.

Er drehte den Kopf zur Seite, um nach Katsaris Ausschau zu halten.

Keine Spur von dem Griechen zu sehen. Das überraschte ihn nicht. Wie war die Sicht überhaupt? War Katsaris fünfhundert Fuß von ihm entfernt? Fünfzig? Hundert? Tausend?

Keine müßige Frage: Zwei Männer, die blind durch eine dunkle Wolke rasten, konnten leicht kollidieren, und das würde fatale Folgen haben. Die Wahrscheinlichkeit sprach gegen eine derartige Kollision. Aber andererseits war der ganze Einsatz etwas, das jeder vernünftigen Wahrscheinlichkeitsberechnung Hohn lachte.

Wenn sie am Ende des Sprunges auch nur zwanzig Fuß von ihrem Zielpunkt entfernt waren, konnte das zur Katastrophe führen. Und dieselbe Wolkendecke, die sie unsichtbar machte, machte auch eine Präzisionslandung unermesslich komplizierter. Normalerweise würde ein

Fallschirmspringer auf seiner Zielmarke landen – üblicherweise setzte man Positionslichter ein – und sich mit entsprechenden Steuermanövern nach Sicht ins Ziel lenken. Ein erfahrener Springer entwickelte dafür einen fast unfehlbaren Instinkt. Aber in diesem Fall nützte Instinkt kaum etwas. Wenn sie dem Boden nahe genug waren, um einigermaßen sehen zu können, konnte es bereits zu spät sein. Statt auf ihren Instinkt würden sie sich gezwungenermaßen auf globale Positionierungssysteme verlassen müssen, die sie um das Handgelenk geschnallt trugen, und somit praktisch elektronisch Marco Polo spielen.

Fünfunddreißig Sekunden. Das Fenster war dabei, sich zu schließen: Er musste so schnell wie möglich Deltaposition einnehmen.

Janson drückte die Arme nach hinten und steuerte mit den Schultern und den Händen. Nicht gut: Eine Querströmung von Orkanstärke erfasste ihn und zerrte ihn in eine zu steile Bahn. Er erkannte sofort, was schief gegangen war. Seine Fallrate war zu schnell. Zu schnell.

Ließ sich dagegen etwas unternehmen?

Seine einzige Chance bestand darin, den Strömungswiderstand zu erhöhen. Andererseits musste er sein Ziel so bald wie möglich erreichen, wenn er überhaupt eine Chance haben wollte, dort anzukommen. Beides miteinander zu verbinden war aber unmöglich.

Hatte er den Einsatz schon in den ersten Sekunden verpatzt?

Das konnte nicht sein, durfte nicht sein.

Oh, das konnte es doch.

Von eisigen Winden gepeitscht, entstand in Janson ein Widerstreit zwischen einem Wust von Selbstvorwürfen und den ruhigen Hinweisen, die seine Erfahrung ihm

erteilte. *Du hast gewusst, dass das nicht funktionieren würde; es konnte einfach nicht funktionieren. Zu viele Unbekannte, zu viele unkontrollierbare Variable. Warum hast du den Einsatz überhaupt angenommen? Stolz? Stolz auf deine Professionalität? Stolz war der Todfeind der Professionalität, das hatte Alan Demarest immer wieder gesagt, und in dem Punkt sprach er die Wahrheit. Der Stolz sorgt dafür, dass du umkommst. Es hat nie eine vernünftige Erfolgschance gegeben. Kein Mensch mit einem Funken Verstand und keine verantwortungsbewusste militärische Einheit würde einen solchen Einsatz übernehmen. Und deshalb haben die sich an dich gewandt.*

Eine ruhigere Stimme übertönte die anderen. *Maximalpeilung.*

Er musste sich in Peilposition begeben. Was er da hörte, war seine eigene Stimme, Jahrzehnte zurück, als er neue Rekruten für ein SEAL-Team ausgebildet hatte. *Maximalpeilung.*

Würde er das schaffen? Er hatte das Manöver seit vielen Jahren nicht mehr versucht. Und ganz sicherlich nicht bei einem Sprung nach GPS-Daten. Den Kurs halten bedeutete, dass man aus seinem Körper so etwas wie eine Tragfläche machte, mit dem Buckelprofil, wie Flugzeugtragflächen sie hatten, um auf diese Weise etwas Auftrieb zu gewinnen. Janson beschleunigte für ein paar Sekunden, den Kopf gesenkt, die Gliedmaßen leicht ausgestreckt. Er beugte Arme und Hüfte leicht und rollte die Schultern nach vorn, als wolle er sich zu einer Art Kotau anschicken; dabei krümmte er die Handflächen leicht. Dann zog er den Kopf ein, legte die Beine aneinander und streckte die Zehen aus wie ein Balletttänzer.

Aber nichts passierte. Seine Flugbahn veränderte sich nicht.

Es brauchte zehn Sekunden der Beschleunigung, bis er etwas Auftrieb verspürte und wahrnahm, wie seine Flugbahn flacher wurde. Theoretisch sollte ein Mensch imstande sein, einen Anflugwinkel zu erreichen, der um fünfundvierzig Grad von der Vertikalen abwich.

Theoretisch.

Im Idealfall sollte es möglich sein, sich horizontal ebenso schnell zu bewegen wie vertikal – sodass man mit jedem Meter, den man sich dem Boden näherte, fast einen Meter vorankam, dem Zielpunkt näher.

Theoretisch.

In der Realität war er mit Ausrüstung aller Art überladen, trug unter seiner Flugkombination vierzig Pfund Gerät, das an seiner Kampfweste befestigt war. In der Realität war er ein neunundvierzig Jahre alter Mann, der in der eisigen Luft, die durch seinen Schutzanzug pfiff, immer steifer wurde. In der Theorie musste er perfekte Flughaltung einnehmen, und er hatte keine Ahnung, wie lange seine Muskeln ihm das erlauben würden.

In der Realität störte jeder Blick auf den Höhenmesser und die GPS-Einheit diese perfekte Körperhaltung, auf die es ankam. Und doch flog er ohne diese Geräte wahrhaft blind.

Er verdrängte alle Sorgen und Ängste aus seinem Bewusstsein; für den Augenblick würde er zur Maschine werden müssen, zum Automaten, auf nichts anderes konzentriert als die Aufgabe, eine Flugbahn perfekt zu gestalten.

Ein verstohlener Blick auf die Instrumente an seinem Handgelenk.

Er kam vom Kurs ab, das verriet das Blinken des GPS-Geräts. Wie weit? Vier Grad, vielleicht fünf. Sofort bewegte er beide Hände parallel im Fünfundvierzig-Grad-

Winkel, veränderte ein wenig das Kissen aus Luft, das ihn umgab, und wurde dafür mit einer leichten Wende belohnt.

Das GPS-Gerät hörte zu blinken auf, und Janson spürte Hoffnung in sich aufsteigen.

Er war wieder auf Kurs, jagte durch den blauschwarzen Himmel, der ihn umgab, und ein Kissen aus Luft hielt ihn, während er sich seinem Ziel näherte. Es war schwarz um ihn, der Himmel war schwarz, und er war mit den Strömungen eins. Der Wind fegte ihm ins Gesicht, hielt ihn aber auch in der Luft, wie die Hand eines Engels. Er lebte.

Ein greller Piepton durchdrang das Rauschen des Fahrtwindes. Der akustische Höhenwarner.

Eine Warnung, dass er sich jenem Vertikalpunkt näherte, von dem es keine Rückkehr mehr gab – der Höhe, unter der beim Aufprall der Tod die einzige Gewissheit war. In den Handbüchern war das nicht ganz so dramatisch formuliert: Dort stand etwas von »Minimalhöhe für Fallschirmeinsatz«. Für einen Absprung aus großer Höhe mit später Öffnung des Fallschirms gab es nur grobe Parameter: Öffnet man den Schirm in zu geringer Höhe, musste der Boden einen treffen wie ein Sattelschlepper auf der Überholspur der Autobahn.

Und doch war er weiter vom Zielpunkt entfernt, als er das für diesen Punkt geplant hatte. Er hatte sich vorgestellt, sich beim Öffnen des Fallschirms in unmittelbarer Umgebung des Bauwerks zu befinden. Zum einen war es mit offenem Schirm wesentlich schwieriger, in den wechselnden Luftströmen zu manövrieren. Zum anderen war die Gefahr, entdeckt zu werden, wesentlich größer, wenn er langsam über den Steinpalast dahintrieb. Ein Mann, der mit hundertsechzig Meilen in der Stunde dem Boden entgegen jagt, war schwerer zu erkennen als ein

Mann, der langsam unter einem großen, rechteckigen Fallschirm heranschwebt.

Beides hatte seine Risiken. Er musste eine Entscheidung treffen. Und zwar jetzt.

Er drehte den Kopf halb nach hinten, versuchte Konturen in der dicken Schwärze zu erkennen. Etwas für ihn äußerst Ungewöhnliches überkam ihn: Platzangst.

Dann begriff er: Es war neblig. Er und sein schwarzer Schirm würden sich nicht vor dem sternlosen Himmel abzeichnen. Er krümmte sich in vertikale Position, tastete nach dem Öffnungsgriff und zog daran. Ein kurzes Flattern, als der dicht verpackte Fallschirm sich in der Luft ausbreitete und die Leinen sich ganz spannten. Er spürte den vertrauten Ruck, das Gefühl, als würde ihn jemand an den Schultern und am Hosenboden packen. Und das Rauschen des Windes ließ nach.

Er warf den Öffnungsgriff weg und spähte nach oben, um sich zu vergewissern, dass der schwarze Nylonschirm sich ganz geöffnet hatte. Selbst ihm fiel es schwer, seine Konturen am Nachthimmel auszumachen, und das nur fünf Meter über ihm. Unter anderen Umständen wäre das vielleicht beunruhigend gewesen; jetzt beruhigte es ihn.

Er spürte, wie ihn ein plötzlicher Luftstrom zur Seite trieb, und an diesem Gefühl war etwas fast Körperliches, gerade als ob ihn jemand angestoßen hätte. Er würde seinen Schirm sorgfältig steuern müssen; wenn er über den Zielpunkt hinausgeriet, würde es beinahe unmöglich sein, dorthin zurückzukehren. Auch der Vor- und Nachteile von Steuerung und Geschwindigkeit war er sich voll bewusst: Seine Fallgeschwindigkeit war dann am größten, wenn die Steuerleinen nicht eingesetzt wurden.

Jetzt zeigte ihm sein GPS an, dass er erheblich vom Kurs abgekommen war.

Herrgott, nein!

Während er noch mit den Turbulenzen kämpfte, wusste er ebenso gut wie Katsaris, dass das, was vor ihnen lag, noch wesentlich schwieriger sein würde: Sie würden lautlos und unbeobachtet in einem von Mauern umschlossenen Hof landen müssen. Der geringste Fehler, der einem von ihnen beiden unterlief, würde sie in Gefahr bringen. Und selbst wenn sie es perfekt schafften, gab es doch tausend unvorhersehbare Komplikationen, die jede für sich tödlich sein konnten. Hielt sich zufällig ein Soldat im Innenhof auf – und es gab kein Gesetz, das das verbot –, würden sie tot sein. Ihr Einsatz war dann gescheitert. Und das Ziel ihres Einsatzes würde aller Wahrscheinlichkeit nach im Zusammenhang damit getötet werden. Das war die übliche Vorgehensweise ihrer Terroristenfreunde. Man reagierte auf einen Rettungseinsatz, indem man das Objekt des Einsatzes zerstörte – und zwar schleunigst.

Er zog schnell an der rechten Steuerleine. Eine schnelle Drehung war notwendig, ehe ihn eine weitere Bö völlig vom Kurs abbrachte. Die Reaktion auf das Manöver stellte sich beinahe sofort ein: Er spürte, wie er unter dem Schirm herumgeschwungen wurde. Und die große, runde Skalenscheibe des Höhenmessers sagte ihm das, was er auch spüren konnte: dass nämlich seine Sinkgeschwindigkeit soeben erheblich zugenommen hatte.

Nicht gut. Er war näher am Boden, als er das sein sollte. Dennoch musste er davon ausgehen, dass er wieder auf korrektem Kurs war, und so ließ er die Steuerleine wieder locker, ließ zu, dass die Fallschirmkappe sich zu ihren vollen fünfundzwanzig Quadratmetern aufblähte und damit ein Maximum an Vertikalverzögerung schaffte. Zwar verstand er sich meisterhaft darauf, Thermiken auszunutzen, aber die absolut unvorhersehbaren Luftströmungen machten jegliche Berechnung sinnlos. Er wusste

nur, dass er aus der Windachse geraten war und schleunigst wieder zurück musste. So wie er das schon Hunderte Male gemacht hatte, zupfte und zerrte er an seinen Leinen, um die Hauptrichtung des Windes wieder zu finden; schließlich stellte er fest, dass er sich auf einem S-förmigen Kurs im Wind bewegen konnte, indem er jedes Mal gegensteuerte, wenn er aus der gewollten Richtung geriet. Der Prozess erforderte völlige Konzentration, besonders weil vom Meer in unregelmäßigen Abständen Thermiken aufstiegen, wenigstens schien es ihm so. Fast glich der Himmel über Anura einem Pferd, das sich dagegen wehrte, eingeritten zu werden.

Sein Pulsschlag beschleunigte sich. Wie die Masten eines Gespensterschiffes wurden jetzt im Nebel Zinnen und Mauervorsprünge sichtbar; der uralte weiße Kalkstein reflektierte das wenige Licht, das durch die Wolkendecke hindurchsickerte. Der Anblick kam wie ein Schock; das war das Erste, was er seit dem Absprung gesehen hatte. Er streifte schnell seine Mütze ab und ließ sie in die Tiefe fallen. Dann ging er in Gedanken noch einmal das Landemanöver durch. Die Seitenwindetappe. Die Etappe mit dem Wind. Die Basisetappe. Und der Schlussanflug.

Um die Landegeschwindigkeit zu minimieren, war es von entscheidender Wichtigkeit, dass er sich dem Ziel im Gegenwind näherte. Der Seitenwind trug ihn dreihundert Meter nach rechts. Dann trieb er weitere einhundertfünfzig Meter mit dem Wind und flog dabei bewusst über den Zielpunkt hinaus. Für den letzten Anflug würde er siebzig Meter gegen den Wind fliegen. Das war ein kompliziertes, aber notwendiges Manöver. Er konnte seine Vorwärtsbewegung verlangsamen, indem er die Vorderkante der Fallschirmkappe an den Frontleinen herunterzog, aber damit würde er auch seine Aufprallgeschwindigkeit auf ein nicht akzeptables Maß steigern. Und deshalb würde er

den Wind selbst dazu nutzen, um seine Horizontalgeschwindigkeit zu reduzieren.

Er schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dass keine plötzliche Wende notwendig wurde, um sich über den Zentralbereich des Hofs zu positionieren, denn mit einer schnellen Wende würde er seine Sinkgeschwindigkeit ebenfalls auf ein gefährliches Maß beschleunigen. Die letzten fünfzehn Sekunden mussten perfekt sein; er durfte keinen Fehler machen; der hohen Mauern des Palastes wegen war ein flacher Anflug unmöglich.

Plötzlich wurde ihm bewusst, wie heiß und feucht die Luft war – so als wäre er aus einer Kühlkammer in ein Dampfbad geraten. Wasser kondensierte an seinen eiskalten Gliedmaßen. Seine Finger waren feucht, als er die Steuerknebel fester umfasste; es durfte einfach nicht sein, dass sie abrutschten.

Mit ungebremster Fallschirmkappe glitt er auf die Mitte des Palasthofes zu, den er nur als ein Gemenge schwarzer Schattierungen erkennen konnte. Schnell schaltete er die Instrumente an seinem Handgelenk aus, damit die Leuchtziffern ihn nicht verrieten, um sich dann mit aller Willenskraft auf die bevorstehende Landung zu konzentrieren.

Sein Herz begann heftig zu schlagen – er hatte es beinahe geschafft … wenn er nur mit seinen feuchten, glitschigen Fingern die letzte Landeetappe hinkriegte.

Den richtigen Moment zu treffen war von entscheidender Wichtigkeit. Jetzt? Seine Stiefel waren fünf Meter über dem Boden; das konnte er erkennen, weil der Boden und die Fallschirmkappe in etwa gleich weit entfernt schienen. Nein. Selbst innerhalb der Mauern des Gebäudes waren die Böen noch unberechenbar. Er würde warten, bis sich die Entfernung zum Boden halbiert hatte.

Jetzt.

Er brachte die beiden Knebel auf Schulterhöhe, riss dann in einer einzigen fließenden Bewegung die Hände nach unten und zog damit die Knebel zwischen seine Schenkel. Seine Vorwärtsbewegung kam damit völlig zum Stillstand. Als er die letzten Meter heruntersank, spannte er die Beinmuskeln an, drehte seinen Körper in die Fallrichtung und winkelte dabei die Knie leicht an. Zwei Sekunden ehe er auf dem Boden auftraf, musste er entscheiden, ob er in einer Rolle landen – Knie und Füße beisammen – oder ob er eine Aufrechtlandung versuchen sollte, was bedeutete, dass er sie auseinander hielt. Rolle? Aufrecht? Er beschloss, auf den Beinen zu landen.

Die Beinmuskeln gelockert, fanden seine Stiefelsohlen Bodenkontakt. Der weiche Gummi sorgte für Lautlosigkeit. Durchfedernd war er darauf vorbereitet, umzufallen. Aber das tat er nicht.

Er stand. Auf dem Boden des Palasthofs.

Er hatte es geschafft.

Hastig sah er sich um und konnte in der sternlosen Nacht die Konturen eines weitläufigen, verlassenen Hofs erkennen, dreimal so lang wie breit. Ein großes weißes Gebilde – der alte Brunnen, das wusste er aus den Plänen – ragte ein paar Meter entfernt von ihm auf. Er befand sich fast genau in der Mitte einer Fläche, die etwa halb so groß wie ein Fußballplatz war. Gespenstische Stille ringsum. Da war nichts, was auf eine Bewegung hindeutete, vergewisserte er sich – kein Anzeichen, dass jemand seine Landung beobachtet hatte.

Er hakte sich aus dem Geschirr, schlüpfte aus seiner Kombination und raffte den Fallschirm schnell vom Kopfsteinpflaster des Hofes auf. Er würde ihn verstecken müssen, bevor er Weiteres unternahm. Selbst eine sternlose Nacht war nicht ohne Licht. Das schwarze Nylon-

gewebe, das ihm vor dem Nachthimmel Sichtschutz bot, bildete einen Kontrast mit dem hellgrauen Kopfsteinpflaster. Es durfte nicht auf dem Boden liegen bleiben.

Aber wo war Katsaris?

Janson sah sich um. War Katsaris über den Hof hinausgetragen worden? War er etwa am Strand gelandet, weit unter ihm? Oder auf der mit festgewalztem Kies bedeckten Straße, die zu dem Palast führte? Beides konnte tödlich sein – für ihn und die anderen Beteiligten an dem Einsatz.

Verdammt! Wieder ballte sich eine Faust aus Wut und Angst in ihm. Er – ausgerechnet er – war der Hybris des Planes erlegen: der typische Irrtum des Schreibtischhengstes, der daran glaubte, dass etwas, was auf Papier funktionierte, auch in der taktischen Realität gelingen würde. Die Toleranzen waren einfach zu eng. Jedes Mitglied des Teams wusste das; die Männer hatten aber zu viel Respekt vor dem, was er in der Vergangenheit geleistet hatte; keiner wollte widersprechen. Der Sprung erforderte fast hundertprozentige Vollkommenheit, und Vollkommenheit gab es in dieser heruntergekommenen Welt nicht. Janson verspürte eine Aufwallung von Enttäuschung und Ärger: Wer wusste das besser als er? Es war schieres Glück, dass er es bis hierher geschafft hatte.

Ein schwaches Rascheln riss ihn aus seinen Gedanken – das Geräusch der Zellen einer Fallschirmkappe, die über ihm langsam in sich zusammensank. Janson blickte in den schwarzen Himmel. Es war Katsaris, der angeschwebt kam und jetzt mit einer sanften, lautlosen Rolle landete. Er rappelte sich hoch und lief auf Janson zu.

Jetzt waren sie zu zweit. Zwei erfahrene, äußerst geschickte Spezialisten.

Und sie waren an Ort und Stelle – mitten im Hof des Steinpalastes. Dem letzten Ort auf der Welt – er musste

darauf vertrauen –, wo jemand Besucher erwarten würde.

Sie waren zwei – gegen ein ganzes Bataillon bewaffneter Guerilleros.

Aber es war immerhin ein Anfang.

6

Janson aktivierte ihr Kommunikationssystem und schnalzte in das winzige Mikrofon, das an einem Bügel über seinem Mund befestigt war. Militärvorschrift.

Katsaris folgte seinem Beispiel, schlüpfte lautlos aus seiner Kombination und knüllte den Fallschirm zu einem kleinen Bündel zusammen.

Dann stopften sie beide ihre Fallschirme und Anzüge in das faulig riechende Becken des Steinbrunnens, der aus der Mitte des Hofplatzes aufragte. Früher einmal war das ein eindrucksvolles Werk der Bildhauerkunst gewesen – fein behauener Marmor –, aber jetzt war das Becken mit Regenwasser gefüllt und von Algen bedeckt. An den Innenseiten des Beckens war ein klebrig wirkender schwarzer Belag zu erkennen, der wie eine Auskleidung wirkte. Aber für ihre Zwecke war das gut. Schwarz auf Schwarz – die Schutzfarbe der Nacht.

Jansons Hand tastete über seine Weste und das Drillichzeug, das er darunter trug, vergewisserte sich, dass seine wichtigsten Ausrüstungsgegenstände den Absprung gut überstanden hatten. Katsaris, der neben ihm stand, tat es ihm gleich; anschließend inspizierte jeder Tarnung und Gerät des anderen, wie es bei solchen Einsätzen Standardprozedur war. Sie waren beide über eine große Distanz in turbulenter Umgebung unterwegs gewesen. Sehr viel konnte in dieser Zeit passieren. Vom Propellerstrom und Seitenwinden gepeitscht, konnte ein Fallschirmspringer mit unvollständiger Ausrüstung eintreffen, so sicher die einzelnen Gegenstände auch an seiner Kampfweste und dem Drillichzeug befestigt gewesen waren. Janson hatte das in seiner Zeit als SEAL gelernt und hatte seine

Erfahrungen an Katsaris weitergegeben.

Janson musterte seinen Partner. Das Einzige, was aus seinem schwarz bemalten Gesicht hervorstach, war das Weiß seiner Augen. Dann entdeckte er über der rechten Schulter des Griechen einen hellen Fleck. Katsaris' Hemd war bei seiner Landerolle zerrissen, sodass man die helle Haut sehen konnte. Janson bedeutete ihm mit einer Handbewegung, er solle stehen bleiben, und zog eine Rolle schwarzes Isolierband aus der Tasche. Er klebte die Rissstellen zusammen, worauf der helle Fleck verschwand. *Garderobereparatur in der Zielzone*, dachte Janson.

Und doch konnten solche Kleinigkeiten den Unterschied zwischen Erfolg und Scheitern ausmachen. Ihre schwarze Kleidung würde ihnen dabei helfen, in den tiefen Schatten des Palasthofes zu verschwinden. Schon wenige Zentimeter helle Haut konnten, vom Lichtstrahl der sorglos im Kreise wandernden Taschenlampe eines Wachmannes getroffen, auffallen und sie verraten.

Wie er das schon auf Katchall betont hatte, würden die Rebellen nicht über Hightech-Sicherheitsgerät verfügen, dafür aber über eine Art von Schutz, der die Technik bis jetzt nichts Gleichwertiges hatte gegenüberstellen können: die fünf Sinne wachsamer menschlicher Wesen, die ihnen die Fähigkeit verliehen, besser und schneller als jeder Computer Anomalien im visuellen, akustischen und geruchlichen Bereich wahrzunehmen.

Beim Anflug hatten sie überwiegend mit Lufttemperaturen unter null Grad zu tun gehabt. Aber auf dem Boden herrschte selbst jetzt, um vier Uhr morgens, eine Temperatur von achtundzwanzig Grad, und das bei hoher Luftfeuchtigkeit. Janson spürte, wie er zu schwitzen begann – echter Schweiß, nicht Kondensation aus der Atmosphäre –, und er wusste, dass ihn dieser Körpergeruch verraten konnte. Die Proteine seiner Haut, die eines

sich hauptsächlich von Fleisch ernährenden Westlers, würden den Anuranern fremd sein, die vor allem Gemüse und Fisch-Curry verzehrten. Er würde darauf vertrauen müssen, dass die salzige Brise irgendwelche Geruchssignale seiner Anwesenheit verwehte.

Janson hakte das Nachtsichtglas von seiner Kampfweste und hielt es sich an die Augen: Plötzlich war der ganze Hof in ein weiches grünes Leuchten getaucht. Er vergewisserte sich, dass die schwarzen Okularschalen aus Gummi fest an seine Augenhöhlen gepresst waren, bevor er die Bildhelligkeit steigerte: Jegliches Licht, das aus dem IR-Glas austrat, konnte einen wachsamen Posten alarmieren. Er hatte einmal gesehen, wie ein Mitglied eines Kommandoteams von einem Wachmann getötet worden war, der das verräterische grüne Leuchten wahrgenommen und beinahe blindlings gefeuert hatte. Ja, nicht genug, er hatte einmal einen Mann sterben sehen, weil seine Uhr ein Leuchtzifferblatt aufwies.

Jetzt standen er und Katsaris Rücken an Rücken und suchten das Areal um sich herum mit ihren IR-Gläsern ab.

An der Nordseite des Hofes gab es drei orangefarbene phosphoreszierende Kleckse, von denen zwei sich einander näherten – dann schoss zwischen ihren schemenhaften Gestalten ein greller weißer Blitz in die Höhe. Janson verminderte die Bildhelligkeit, bevor er das Glas herunternahm, um die Szene mit bloßem Auge zu betrachten. Selbst aus zwanzig Metern Entfernung konnte er die flackernde Flamme deutlich erkennen. Ein Streichholz war angerissen worden, mit dem sich zwei Wachen jetzt ihre Zigaretten anzündeten.

Amateure, dachte Janson. Ein Posten auf Wache durfte nie mit Streichhölzern hantieren oder sonstwie ein Licht erzeugen; und unter keinen Umständen durfte er die wichtigste Waffe, die er besaß, damit beeinträchtigen,

seine Hände.

Aber wer waren diese Leute? Zwischen dem Kalifen mit seinen Spitzenstrategen, die von den Terrorzellen im Nahen Osten ausgebildet waren, und ihren Gefolgsleuten, die sich typischerweise aus Dörfern mit des Lesens und Schreibens unkundigen Bauern rekrutierten, klaffte ein weiter Abgrund.

Natürlich würden auch gut ausgebildete Wachen und Soldaten eingesetzt sein. Aber deren Aufmerksamkeit würde der Welt außerhalb des Palastes gelten. Sie würden ihren Dienst auf den Mauern und in den Wachtürmen der alten Festung versehen. Diejenigen, die im Innenhof stationiert waren, würden lediglich mit der relativ trivialen Aufgabe betraut sein, für die innere Disziplin zu sorgen und dafür, dass der Schlaf des Kalifen oder der Angehörigen seiner Kommandostruktur nicht durch irgendwelche Ganja-Orgien beeinträchtigt wurde.

Obwohl sie nur ein paar Schritte voneinander entfernt standen, flüsterte Katsaris in sein Mikrofon, worauf seine Stimme verstärkt in Jansons Ohrhörer zu vernehmen war. »Eine Wache. Südostecke. Sitzend.«

Eine winzige Pause. »Wahrscheinlich halb eingeschlafen.«

Janson erwiderte ebenfalls im Flüsterton: »Drei Wachen. Nordveranda. Sehr wach.«

Bei einer Geiselbefreiung, daran brauchte man weder Janson noch Katsaris zu erinnern, ging man dorthin, wo die Wachen positioniert waren. Sofern man nicht einen Hinterhalt vermutete, galt, dass die sichtbaren Wachen an einem Ort, die Geiseln an einem anderen und eine weitere Gruppe Wachen bei Letzteren waren. Aber in diesem Fall war für Zweifel kein Platz. Aus den Bauplänen ging klar hervor, dass das Verlies sich an der Nordseite des Hofes

befand.

Janson bewegte sich langsam nach links, an der Mauer entlang, und arbeitete sich dann geduckt unter dem Überhang der westlichen Veranda bis zu der Brustwehr vor. Sie durften sich nicht zu sehr auf den Schutz der Dunkelheit verlassen: Schon ein einziges Photon reichte aus, um ein Stäbchen der menschlichen Netzhaut zu aktivieren. Doch selbst in der schwärzesten Nacht gab es Schatten. Janson und Katsaris würden so lange wie möglich in jenen Schatten bleiben; sie würden sich an den Mauern entlang vorarbeiten und die Mitte des Hofplatzes meiden.

Janson verhielt sich ein paar Augenblicke lang völlig still, atmete nicht, lauschte bloß. Da war das ferne, gedämpfte Dröhnen der See zu hören, die gegen die Felsen am Sockel der Landzunge anbrandete. Einige Vogelgeräusche – ein Kormoran vielleicht – und aus den Wäldern im Süden das Summen und Schrillen tropischer Insekten. Das war die akustische Kulisse der Nacht, und sie würden gut daran tun, sich ihrer bewusst zu sein. Sich völlig lautlos zu bewegen war unmöglich: Stoff wetzte an Stoff, Nylonfasern dehnten sich an Gliedern und zogen sich wieder zusammen. Sohlen, selbst solche aus dickem, weichem Gummi, verrieten ihre Berührung mit dem Boden; die harten Schalen eines toten Käfers oder einer Grille konnten knirschend brechen. Einige Geräusche würde die Kulisse der Nacht verbergen, andere nicht.

Er lauschte nach Geräuschen von Katsaris' Bewegungen, hörte aber nichts. Würde er ebenso leise vorgehen können? Drei Meter, dann fünf, an der Mauer entlang. Ein scharrendes Geräusch, dann das Zischen einer winzigen Flamme: Der dritte Posten zündete sich eine Zigarette an.

Janson war ihm nahe genug, um die Bewegung beobachten zu können: Ein dickes, selbstzündendes Streichholz, das über die Wand scharrte, dann eine kerzenähnliche

Flamme, die unter etwas gehalten wurde, was wie ein dünner Zigarillo aussah. Nach zwanzig Sekunden wehte der Tabakgeruch zu ihm herüber – es war tatsächlich ein Zigarillo –, und Jansons Muskeln lockerten sich ein wenig. Das Aufflammen des Streichholzes würde dazu führen, dass die Pupillen der Posten sich weiteten und einen Augenblick lang ihre Sehschärfe beeinträchtigten. Der Tabakrauch würde ihre Nasen praktisch nutzlos machen. Und wenn sie mit Rauchen beschäftigt waren, beeinträchtigte das ihre Fähigkeit, in einer Auseinandersetzung zu reagieren, wo der Bruchteil einer Sekunde den Unterschied zwischen Leben und Tod ausmachen konnte.

Er war jetzt noch fünf Meter von der Veranda im Norden entfernt und musterte den verwitterten Kalkstein und das schmiedeeiserne Gitter. Die Terrakotta-Dachziegel waren nachträglich angebracht worden und wirkten auf einem im Laufe der Jahrhunderte mehrfach umgebauten Gebäude deplatziert. Vier Stockwerke. Die Prunksäle im Obergeschoss, wo Mosaikfenster und Querbalken darüber vom Umbau einer portugiesischen Festung in etwas zeugten, was ein holländischer Gouverneur selbstbewusst als seinen »Palast« bezeichnet hatte. Hinter dem Großteil der Fenster war es dunkel; einige ließen im Hintergrund den schwachen Schein der Gangbeleuchtung erkennen. Und wo schlief der Kalif, der Architekt des Todes, heute Nacht? Janson glaubte es zu ahnen.

Es würde so leicht sein. Eine einzige Handgranate durch eines der Bleiglasfenster. Eine Stinger-Rakete auf sein Schlafzimmer gezielt. Und Ahmad Tabari würde tot sein. Von seiner körperlichen Existenz würde nicht mehr übrig bleiben als von der Helenes. Er verdrängte den Gedanken. Das war eine Fantasievorstellung, die er sich nicht leisten konnte. Sie ließ sich nicht mit dem Ziel ihres Einsatzes in Einklang bringen. Peter Novak war ein großer Mann.

Janson verdankte ihm nicht nur sein Leben, nein, die ganze Welt würde ihm vielleicht ihr zukünftiges Überleben zu verdanken haben. Das moralische und strategische Kalkül war unwiderlegbar: Die Rettung eines großen Menschen musste Vorrang vor der Vernichtung eines unsagbar bösen Menschen haben.

Jansons Blick wanderte von den Gouverneursgemächern zur Nordveranda.

Fünf Meter von der nächsten Wache entfernt, konnte er die Gesichter der Männer sehen. Breite Bauerngesichter, arglos und primitiv. Jünger, als er erwartet hatte. Aber während des größten Teils seiner Karriere als Agent im Feldeinsatz würden ihm diese Männer nicht jung vorgekommen sein, überlegte der Neunundvierzigjährige. Sie waren älter, als er gewesen war, als er hinter der grünen Front in der Nähe der kambodschanischen Grenze seine ersten Einsätze durchgestanden hatte. Älter, als er gewesen war, als er zum ersten Mal getötet hatte und zum ersten Mal nur knapp dem Tod entronnen war.

Man konnte ahnen, dass ihre Hände schwielig waren, aber die Schwielen stammten ohne Zweifel von der Feldarbeit und nicht vom Kampfeinsatz. *Amateure,* ja, ohne Zweifel Amateure, sinnierte er jetzt schon zum zweiten Mal; aber ganz beruhigen konnte ihn der Gedanke nicht. Die KLF war zu gut organisiert, als dass sie einen so wichtigen Schatz ausschließlich dem Schutz solcher Männer übertragen würde. Sie stellten nur eine vorderste Verteidigungslinie dar. Eine vorderste Verteidigungslinie an einem Ort, wo logischerweise überhaupt keine Verteidigung gebraucht wurde.

Und wo war Katsaris?

Janson spähte über den Hof, quer über zwanzig Meter Dunkelheit hinweg, konnte aber nichts erkennen. Katsaris

war unsichtbar. Oder verschwunden.

Er machte leise *Zzz* in sein Mikrofon, versuchte den Laut so zu modifizieren, dass er nächtlichen Lauten von Insekten oder Vögeln glich.

Zzz antwortete es an seinem Ohr. Katsaris war da, bereits an Ort und Stelle.

Die erste Entscheidung, die er traf, musste die richtige sein, das war von entscheidender Wichtigkeit. Durften sie riskieren, diese Männer auszuschalten? Oder waren sie Köder – Lockvögel?

Janson richtete sich ein Stück auf, spähte durch die Fenster hinter dem Eisengitter. Er war schweißbedeckt, es fühlte sich wie eine Schlammschicht an; die Luftfeuchtigkeit verhinderte jegliches Verdunsten. Jetzt beneidete er Katsaris um das Procholinergikum. Der Schweiß verschaffte ihm keine Kühlung; er klebte bloß auf seiner Haut wie eine Schicht Kleidung, die er nicht brauchen konnte.

Zugleich beunruhigte es ihn, dass ihm solche Belanglosigkeiten überhaupt auffielen. Er musste sich konzentrieren: *War da vielleicht irgendwo ein Stolperdraht gespannt?*

Er blickte durch das IR-Glas, richtete es auf das Eisengitter hinter den rauchenden Wachen. Nichts.

Doch, *da war etwas.* Ein rötlicher Punkt, zu klein, als dass es ein menschlicher Körper hätte sein können. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es eine Hand, die zu einem menschlichen Körper gehörte, der hinter einer steinernen Mauer verborgen lag.

Die Vermutung lag nahe, dass sich die Männer auf der Veranda der Tatsache gar nicht bewusst waren, dass es hinter ihnen eine zweite Verteidigungslinie gab; das hätte ihre ohnehin zweifelhafte Effizienz noch weiter verringert. Aber er wusste es.

Und gab es hinter der zweiten Verteidigungslinie eine dritte? Unwahrscheinlich. Doch nicht unmöglich.

Aus einer langen Schenkeltasche zog Janson ein geschwärztes Aluminiumrohr, zweiunddreißig Zentimeter lang und mit einem Durchmesser von zehn Zentimetern. Das Rohr war innen mit einem eng anliegenden Stahlnetz ausgekleidet, das verhinderte, dass das Lebewesen in dem Rohr ein Geräusch verursachte. Eine Atmosphäre aus neunzig Prozent reinem Sauerstoff stellte sicher, dass das Tier nicht erstickte.

Jetzt war der Augenblick für Lärm da, für ein Ablenkungsmanöver.

Er schraubte den Deckel des Rohrs ab – das Teflonbeschichtete Gewinde ließ sich lautlos drehen –, zog den Nager an seinem langen, nackten Schwanz heraus und warf ihn in einer hohen Parabel zu der Veranda hinüber. Die Ratte landete, als wäre sie auf ihrer nächtlichen Reise ausgeglitten und vom Dach gefallen.

Ihr glänzendes schwarzes Fell war jetzt gesträubt, und das kleine Tier gab sein typisches schweineähnliches Grunzen von sich. Die Wachen hatten Besuch bekommen und merkten das binnen vier Sekunden. Der kurze Kopf, das breite Maul, der schuppige, haarlose Schwanz. Dreißig Zentimeter lang, zweieinhalb Pfund schwer. Eine Bandicoot-Ratte. *Bandicota bengalensis* lautete die korrekte zoologische Bezeichnung. Ahmad Tabaris Schreckgespenst.

Ein hektischer Wortwechsel in drawidischer Sprache entspann sich zwischen den Kagama-Wachen.

»Ayaiyo, ange paaru, adhu yenna theridhaa?«

»Aiyo, perichaali!«

»Adha yepadiyaavadbu ozrikkanum.«

»Andha vittaa, naama sethom.«

»Ango podhu paaru.«

Die Ratte huschte, ihrem Instinkt folgend, auf einen Eingang zu, während die Wachen, ihrerseits ihren Instinkten folgend, versuchten, sie aufzuhalten. Die Versuchung war groß, auf den großen Nager zu schießen, aber das würde alle in dem Gebäude wecken, und sie hätten sich lächerlich gemacht. Außerdem würde es darauf aufmerksam machen, dass jemand einen Fehler gemacht hatte, und zwar einen von einiger Tragweite. Wenn Der-von-allen-Geliebte, der in den Gouverneursgemächern schlief, in seinen Wohnräumen auf diesen Todesboten stoßen sollte, war nicht abzusehen, wie er reagieren würde. Es war durchaus möglich, dass er, von finsterem Entsetzen getrieben, die Prophezeiung des Todesboten selbst wahr machte und die Wachen töten ließ, die dem Tier Zugang gewährt hatten. Sie wussten, was beim letzten Mal passiert war.

Ihre Verwirrung hatte, ganz wie Janson das gehofft hatte, die anderen auf den Plan gerufen – das zweite Team. Wie viele? Drei – nein, vier.

Die Mitglieder des zweiten Teams waren mit amerikanischen M16-Karabinern bewaffnet, vermutlich aus der Vietnam-Zeit. Der M16-Karabiner war damals die Standardwaffe der Infanterie gewesen, und die NVA hatte sie nach dem Fall des Südens zu Tausenden eingesammelt. Von dort aus war der M16 auf den internationalen Markt gekommen und zur halbautomatischen Standardwaffe von Guerilla-Bewegungen mittelmäßiger Finanzkraft auf der ganzen Welt geworden – Guerillas der Art, die auf Raten einzukaufen pflegten, sparten, wo es nur gerade ging, und ihre Mittel nie auf Ausrüstungsgegenstände zweitrangiger Bedeutung verschwendeten. Mit dem M16 konnte man kurze Feuerstöße abgeben, es gab kaum Ladehemmungen,

und der Karabiner war selbst in feuchtheißem Klima bei einiger Pflege korrosionsbeständig. Janson empfand Respekt vor der Waffe; er empfand vor allen Waffen Respekt. Aber er wusste auch, dass man diese Waffen hier nicht unnötig abfeuern würde. Soldaten in unmittelbarer Nähe ihrer schlafenden Führer vermieden es, um vier Uhr morgens ohne wichtigen Grund Lärm zu machen.

Janson zog eine zweite Bandicoot-Ratte aus dem Alurohr, ein sogar noch etwas größeres Exemplar, und drückte ihr, während sie gegen seine behandschuhten Hände ankämpfte, eine winzige mit d-Amphetamin gefüllte Spritze in den Bauch. Das Präparat würde Hyperaktivität auslösen und die Ratte noch aggressiver und schneller als die andere machen – und damit in den Augen der Wachen noch bedrohlicher.

Die Hand mit der Ratte zuckte vor, warf … Mit ihren kurzen, scharfen Klauen in der Luft fuchtelnd, landete die Ratte auf dem Kopf einer der Wachen – die einen kurzen, durchdringenden Schrei ausstieß.

Das hatte Janson nicht gewollt. Wenn der Schrei Soldaten anlockte, die nicht dem Nordflügel zugeteilt waren, war das Manöver schief gegangen. Bis jetzt gab es allerdings keine Zeichen dafür, obwohl die bereits anwesenden Wachen sichtlich erregt waren. Er wandte vorsichtig den Kopf und musterte das unruhige Durcheinander auf der nördlichen Veranda. Sein Ziel war ein Punkt unmittelbar unter jener Veranda, und es gab keinen geschützten Weg dorthin, denn die Plattenwege, die von den langen Ost- und Westmauern des Gebäudekomplexes ausgingen, endeten fünf Meter vor der gegenüberliegenden Mauer.

Dass die Wachen im Licht saßen, während er und Katsaris sich im Dunkeln bewegen würden, bot einigen Schutz, aber nicht genug: Der menschliche Gesichtssinn reagierte auf Bewegungen, und die Innenbeleuchtung erhellte das

Kopfsteinpflaster vor der nördlichen Veranda schwach. Ihr Einsatz erforderte absolute Unsichtbarkeit. So gut ausgebildet und ausgerüstet sie auch sein mochten, zwei Männer konnten den hundert Guerillakämpfern im Steinpalast unmöglich Paroli bieten. Entdeckung bedeutete den Tod. So einfach war das.

Zehn Meter entfernt und in knapp zwei Meter Höhe erschien ein älterer Mann mit einem tief zerfurchten, lederartigen Gesicht und gebot Stille. Stille, um die schlafenden Befehlshaber nicht zu wecken, die vor kurzem als rechtmäßige Bewohner in den Palast eingezogen waren. Als Janson den älteren Mann beobachtete, wuchs seine Unruhe. Der Befehl des Mannes war scharf, aber sein Gesicht verriet Janson, dass die Unruhe nicht seine einzige, ja nicht einmal seine Hauptsorge war. Nur Argwohn konnte die zusammengekniffenen, suchenden Augen erklären; die Tatsache, dass sein Blick schnell von den verstörten Wachen zu dem von Schatten erfüllten Hof hinter ihm wanderte und dann zu den vergitterten Fenstern über ihm. Sein huschender Blick ließ erkennen, dass ihm die Besonderheiten des nächtlichen Sehens bewusst waren: dass die periphere Sicht schärfer als die direkte wurde, dass ein konzentrierter Blick Umrisse verformte und einem das zeigte, was man zu sehen erwartete. Ein geschulter Blick dagegen blieb nachts ständig in Bewegung; das Gehirn war imstande, aus den verschwommenen Umrissen, die die Augen registrierten, ein Bild aufzubauen.

Janson fuhr fort, das von Falten durchzogene Gesicht des Mannes zu mustern, und zog einige weitere Schlüsse. Dies war ein intelligenter, ein vorsichtiger Mann, der nicht zu vorschnellen Schlüssen neigte. Aus dem offenkundigen Respekt, den die anderen Männer ihm entgegenbrachten, war abzuleiten, dass er eine führende Position einnahm. Ein weiteres Anzeichen dafür war die Waffe, die er in

einer Schlinge um die Schultern trug: eine russische KLIN. Eine weit verbreitete Waffe, aber kleiner und etwas teurer als der M16-Karabiner. Die KLIN war verlässlicher, eignete sich besser für punktgenaues Schießen und gezieltes Streufeuer als die andere, mehr ungeübten Schützen zugedachte Waffe.

Die Männer würden das tun, was er ihnen sagte.

Janson beobachtete ihn noch ein paar Augenblicke lang, hörte wie er mit leiser Stimme den Männern etwas sagte, auf den dunklen Hof wies und eine Wache rügte, die geraucht hatte. Das hier war kein Amateur.

Entdeckung bedeutete den Tod. Hatte man sie entdeckt?

Er musste vom Gegenteil ausgehen. *Vom Gegenteil ausgehen:* Was hätte Commander Alan Demarest von einer solchen Überlegung gehalten, von der von Hoffnung erfüllten Unterstellung, dass die Welt sich den eigenen operativen Zielsetzungen anpasste und sie nicht etwa vereitelte? Aber Demarest war tot – unter den Schüssen eines Exekutionskommandos gefallen –, und wenn es auf der Welt eine Gerechtigkeit gab, dann briet er in der Hölle. Um vier Uhr morgens in der brütenden Schwüle Anuras im Hof des Steinpalastes, umgeben von schwer bewaffneten Terroristen, machte es keinen Sinn, die Erfolgschancen der Operation zu kalkulieren. Ihr Dogma war fast theologischer Natur, musste es sein. *Credo quia absurdum est.* Ich glaube, weil es absurd ist.

Und der ältere Mann mit dem faltigen Ledergesicht: Was glaubte er? Er war derjenige, der als Erster erledigt werden musste. Aber war genügend Zeit verstrichen? Unterdessen musste der kleine Zwischenfall von den Wachhabenden zur Kenntnis genommen worden sein. Es war von entscheidender Wichtigkeit, dass sich auch seine Erklärung – das Auftauchen der verfluchten Bandicoot-Ratte – herum-

gesprochen hatte. Weil es weitere Geräusche geben würde. Das war unvermeidbar. Geräusche, für die es eine Erklärung gab, waren ohne Belang. Geräusche, für die die Erklärung fehlte, würden weitere Untersuchungen auslösen, und das konnte tödlich sein.

Janson zog den Blo-Jector, ein fünfzig Zentimeter langes Rohr aus eloxiertem Aluminium, aus einer Hängetasche seiner schwarzen Drillichkombination. Taschen waren ein operatives Problem gewesen. Sie konnten sich das reißende Geräusch von Klettverschlüssen ebenso wenig wie das Klicken von Metallschließen leisten, und deshalb hatten sie eine geräuschlose Verschlussversion gewählt: In einem Wollsaum eingenähte Magnetstreifen. Die Magnete hielten die Taschen geschlossen, ließen sich aber lautlos öffnen und schließen.

Janson flüsterte seinen Plan in sein Lippenmikrofon. Er würde den großen Mann und die Wache rechts von ihm übernehmen; Katsaris sollte auf die anderen zielen. Vorsichtig hob Janson das Gummimundstück des Blasrohrs an die Lippen, zielte über das Rohrende. Der Bolzen war eine Spezialkonstruktion für verdeckte Einsätze, eine hauchdünne Nadel mit einem pillenförmigen Klumpen daran in einem Gebilde aus Plexiglas und Mylar, das wie eine Wespe aussah. Das künstliche Insekt würde zwar nur einer sehr oberflächlichen Überprüfung standhalten, aber wenn alles planmäßig lief, würde sie auch oberflächlich bleiben. Er blies kräftig in das Mundstück, schob dann schnell den zweiten Bolzen ein und blies ein zweites Mal. Dann nahm er wieder geduckte Haltung ein.

Der große Mann griff sich an den Hals, zog hastig den Bolzen heraus und musterte ihn im schwachen Licht. Hatte er ihn herausgezogen, ehe die »Pille« ihren Inhalt injiziert hatte? Das Objekt sah aus und fühlte sich an wie ein großes Insekt: das steife Exoskelett, der gestreifte

Unterleib. Aber das Gewicht stimmte nicht, ganz besonders dann, wenn die Attrappe noch die lähmende Flüssigkeit enthielt, einen Milliliter Carfentanilcitrat. Der Mann mit dem faltigen Gesicht starrte die »Wespe« wütend an und sah dann direkt zu Janson hinüber. Er kniff die Augen zusammen; offensichtlich hatte er seine Umrisse in den Schatten erkannt.

Seine Hand griff nach dem Revolver, der in einem Halfter an seiner Seite steckte – dann kippte er vornüber, fiel von der Veranda. Janson konnte hören, wie er zwei Meter tiefer auf das Kopfsteinpflaster auftraf. Zwei weitere Wachen glitten zu Boden, verloren das Bewusstsein.

Ein heftiger Wortwechsel entspann sich zwischen zwei der jüngeren Wachen links von ihm. Sie wussten, dass etwas nicht stimmte. Hatte Katsaris sie noch nicht getroffen?

Der Einsatz eines Betäubungsmittels war nicht nur ein Versuch, human zu sein. Nur wenige Menschen hatten Erfahrung mit Carfentanilbolzen gemacht; während eines Zeitraums von zehn Sekunden nahmen sie an, ein Insekt habe sie gestochen. Im Gegensatz dazu hatten Schüsse nichts Geheimnisvolles an sich: Wenn ein Schuss aus einer schallgedämpften Waffe nicht sofort tödlich war – also nicht das Zentralnervensystem lähmte –, würde das Opfer mit seinen Schreien alle alarmieren. Im Nahkampf leistete die Würgeschlinge gute Dienste, weil sie die Luftzufuhr ebenso wie den Blutkreislauf unterbrach, aber das kam hier nicht in Frage. Blasrohrbolzen mochten riskant sein, aber bei der taktischen Optimierung ging es nicht darum, die *bestmögliche* Methode zu wählen, nein, es galt die beste *verfügbare* Methode einzusetzen.

Janson zielte mit seinem Blasrohr auf die schnatternden beiden Wachen und schickte sich an, einen weiteren Bolzen abzuschicken, als die beiden benommen zusammen-

sanken; Katsaris hatte sie also doch getroffen.

Jetzt herrschte wieder Stille; nur das Keckem der Elstern und die Rufe der Möwen, das Summen und Schrillen der Zikaden und Käfer waren zu hören. Alles schien richtig. Alles schien so, als ob die Probleme erledigt worden und die Männer zu ihrem pflichtgemäßen Wachdienst zurückgekehrt wären.

Und doch konnte die Sicherheit, die sie sich gerade verschafft hatten, jeden Augenblick wieder dahin sein. Die Informationen, die sie sich aus abgehörten Telefonaten und Satellitenbildmaterial verschafft hatten, deuteten darauf hin, dass die nächste Schicht erst in einer Stunde den Dienst antreten würde – aber sie hatten keine Garantie, dass der Dienstplan nicht geändert worden war. Jede Minute war jetzt von immensem Wert.

Janson und Katsaris huschten blitzschnell zu der dunklen Stelle unter der Nordveranda und glitten zwischen den massiven Stützpfeilern hindurch, die die Veranda in Abständen von einem Meter trugen. Nach den Plänen, die sie studiert hatten, befand sich der kreisförmige Steindeckel in der Mitte der Nordmauer und grenzte dort unmittelbar an das Kalksteingemäuer des Hauptgebäudes. Janson tastete sich blind am Boden entlang, seine Hände wanderten über das Bruchsteinfundament, wo Boden und Bauwerk sich trafen. Plötzlich spürte er, wie seine Hand an etwas stieß und dann darüber glitt. Es fühlte sich wie ein prall gefüllter Gummischlauch an. Seine Hand zuckte zurück. Er hatte eine Schlange in ihrem Schlaf gestört. Die meisten Schlangenarten auf der Insel waren harmlos, aber auch die giftigen – darunter die Sägeschuppenviper und die anuranische Krait – waren ziemlich weit verbreitet. Er zog sein Kampfmesser aus seiner Scheide und stach damit in die Richtung, wo er die Schlange ertastet hatte. Das Messer stieß mitten in der Luft auf Widerstand – es hatte etwas

getroffen –, und Janson drückte das Etwas lautlos auf die Steinmauer herunter. Etwas Sehniges, Massives gab unter dem Druck der rasiermesserscharfen Klinge nach.

»Ich hab es gefunden«, flüsterte Theo, ein kurzes Stück von ihm entfernt.

Janson knipste eine winzige Infrarotlampe an, zog sich das Nachtsichtgerät über die Augen und schaltete es von passivem auf aktives Infrarot.

Theo kauerte vor einer großen Steinscheibe. Die Grotte unter ihren Füßen war im Laufe der Jahre für die verschiedensten Zwecke benutzt worden, deren wichtigster die Unterbringung von Gefangenen war. Zu anderen Zeiten hatte man die Grotte auch zur Lagerung unbelebter Gegenstände benutzt, seien es nun Lebensmittel oder Munition, und unter dem massiven Steindeckel gab es deshalb einen senkrechten Tunnel, der als Abwurfschacht diente. Der Deckel war so konstruiert, dass man ihn leicht entfernen konnte, aber der Zahn der Zeit neigt dazu, die Dinge zu komplizieren. Sie konnten froh sein, wenn sie es überhaupt schafften, den Deckel zu entfernen.

Er hatte beiderseits Handgriffe. Theo zerrte an dem einen, stemmte die kräftigen Beine ein und versuchte, den flachen, runden Stein in die Höhe zu hieven. Nichts. Nur ein halb erstickes Grunzen war zu hören.

Jetzt schloss Janson sich ihm an, kauerte sich auf der gegenüberliegenden Seite nieder und presste die Hände in den für diesen Zweck vorgesehenen Schlitz. Beide Beine einstemmend, drückte er mit aller Kraft zu. Er konnte hören, wie Theo langsam seinen Atem entweichen ließ, während er seine ganze beträchtliche Körperkraft einsetzte.

Nichts.

»Drehen«, flüsterte Janson.

»Das ist doch kein Glas mit Oliven«, sagte Theo, veränderte aber seine Position. Er stemmte die Beine gegen die senkrechte Mauer, krampfte beide Hände um den Vorsprung in dem Steindeckel und drückte. Auf der anderen Seite zog Janson den Deckel in dieselbe Richtung.

Und jetzt bewegte er sich: Das scharrende Mahlen von Stein auf Stein war zu hören, schwach, aber unverkennbar. Janson war sofort klar, womit sie es hier zu tun hatten. Die kreisförmige Bettung, in der der Steindeckel lag, bestand aus gebranntem Ton, und durch das Verwittern des Kalksteins in der feuchten Tropenluft hatte sich im Laufe der Jahre aus eingedrungenem Schlamm, Blattwerk und dem Gemenge aus Ton und Kalkstein so etwas wie ein natürlicher Mörtel gebildet, der in alle Zwischenräume eingedrungen war und den Deckel praktisch festzementiert hatte. Jetzt, da sie ihn losgerissen hatten, sollte es möglich sein, ihn zu öffnen.

Er und Theo kauerten sich wie zuvor wieder über den Deckel und hoben ihn mit einer einzigen abgestimmten Bewegung hoch. Der Deckel war zwanzig Zentimeter dick und ungeheuer schwer, eigentlich dazu gedacht, von vier starken Männern bewegt zu werden, nicht von zweien. Aber es ließ sich schaffen. Unter Einsatz ihrer ganzen Kraft hoben sie ihn hoch und legten ihn dann vorsichtig neben der Öffnung ab.

Janson spähte in das Loch hinunter, das sie freigelegt hatten. Unmittelbar unter dem Deckel war ein Gitter zu erkennen, durch das ein Gewirr von Stimmen aus dem unterirdischen Raum zu ihm heraufdrang.

Undeutlich, ja, aber zugleich auch unbesorgt. Das meiste von dem, was eine Stimme vermitteln kann – Zorn, Angst, Freude, Ärger –, vermittelt sie durch den *Tonfall.* Worte als solche sind eher wie Girlanden, eher dazu bestimmt, irre zu führen. Ein Großteil der Verhörausbildung besteht

darin, dass man lernt, *durch die Worte hindurch* die Charakteristiken der reinen Vokalität zu hören. Die Laute, die zu ihnen drangen, waren nicht die eines Gefangenen – so viel war Janson klar. Und wenn man sich in einem Verlies befand und nicht Gefangener war, dann *bewachte* man den Gefangenen. Dies waren die Wachen. Sie waren ihr unmittelbarer Feind.

Flach auf den Boden gepresst, legte Janson den Kopf unmittelbar über das Gitter. Die Luft, die ihm von unten entgegenschlug, fühlte sich an seinem Gesicht kühl an, und er nahm Zigarettenrauch wahr. Zuerst mischten sich die Stimmen wie das Plätschern eines Bachs, aber dann konnte er die Stimmen einzelner Männer herausfiltern. Wie viele? Er konnte das nicht mit Sicherheit erkennen. Und ebenso wenig durfte man davon ausgehen, dass die Zahl der Sprechenden dieselbe war wie die Gesamtzahl der anwesenden Männer.

Sie wussten, dass der Schacht ein paar Meter durch das Gestein führte, teilweise im Winkel von fünfundvierzig Grad, sich dann verengte und flacher verlief. In dem schwachen Licht, das durch das Gitter drang, war kaum etwas zu erkennen.

Katsaris reichte Janson die Faseroptikkamera, die wie ein Makeup-Etui mit einem langen Kabel daran aussah. Janson fädelte das Kabel, den Rücken gegen den roh behauenen Kalkstein gepresst, Zentimeter für Zentimeter durch das Gitter, sorgfältig darauf bedacht, nicht über sein Ziel hinauszugeraten. Das Kabel war so dick wie ein Telefondraht, und seine Spitze war nicht viel größer als ein Streichholzkopf. In dem Kabel verlief ein doppelschichtiger Glasfaden, der Bilder auf einen acht mal zwölf Zentimeter großen Bildschirm am anderen Ende übertragen würde. Janson sah ständig auf das kleine Matrixdisplay, während er das Kabel bedächtig durch das

Gitter fädelte. Wenn jemand dort drunten das Kabel bemerkte und erkannte, worum es sich dabei handelte, war ihr Einsatz vorbei. Ein grauer Schleier füllte den Bildschirm, ein Schleier freilich, der immer heller wurde. Und dann war da plötzlich das Bild eines schwach erleuchteten Raums aus der Vogelperspektive. Janson zog das Kabel ein paar Zentimeter zurück. Jetzt war die Sicht teilweise verdeckt, aber man konnte noch den größten Teil des vorherigen Bildes erkennen. Das vordere Ende des Kabels war vermutlich einen Millimeter vom Schachtende entfernt und daher mit großer Wahrscheinlichkeit nicht zu entdecken. Nach fünf Sekunden sorgte das automatische Fokussierprogramm des Geräts, dass sie das Bild mit maximaler Schärfe und Helligkeit betrachten konnten.

»Wie viele?«, wollte Katsaris wissen.

»Das ist nicht gut«, sagte Janson.

»Wie viele?«

Janson tastete nach einem Knopf, mit dem sich die Kameraspitze drehen ließ, bevor er antwortete. »Siebzehn Mann. Bis an die Zähne bewaffnet. Aber was sagen schon Zahlen?«

»Scheiße«, erwiderte Katsaris.

»Ganz meine Meinung«, knurrte Janson.

»Wenn das ein gerader Schacht wäre, könnten wir die Mistkerle einfach wegspritzen.«

»Ja, aber das ist er nicht.«

»Und wie wär's, wenn wir einfach eine Handgranate hinunterwerfen?«

»Es braucht bloß ein Einziger zu überleben, und der Gefangene ist tot«, erklärte Janson. »Das haben wir alles schon besprochen. Am besten, du siehst schleunigst zu, dass du deinen Hintern zu Zugang A verlegst.«

Zugang A, wie er auf den Plänen bezeichnet wurde, war ein lange nicht genutzter Eingang, der in den hinteren Bereich des Verlieses führte. Er spielte in ihrem Plan eine entscheidende Rolle: Während man den Gefangenen in die innersten Tiefen des alten Bauwerks bringen würde, konnten sie eine Phosphorgranate in den Schacht werfen und seine Bewacher außer Gefecht setzen.

»Roger«, bestätigte Katsaris. »Wenn der dort ist, wo er sein soll, sollte ich in drei Minuten wieder zurück sein. Ich hoffe nur, dass du dir in der Zwischenzeit etwas einfallen lässt.«

»Beeil dich«, sagte Janson. Er stellte das Bild von Hand noch schärfer und drehte die Kamera immer wieder ein wenig, um den Blickwinkel zu verändern.

Durch den blauen Dunst des Zigarettenrauchs sah er, dass die Männer um zwei Tische saßen und Karten spielten. Das taten Soldaten weiß Gott immer. Kräftige, bewaffnete Männer mit der Macht, Entscheidungen über Leben und Tod zu treffen, wappneten sich mit dünnem, bunt bedrucktem Papier gegen ihren hartnäckigsten Feind, die Zeit. Er selbst hatte in Drillichkleidung mehr Zeit mit Kartenspielen verbracht, als ihm lieb war.

Janson studierte die gelangweilten Bewegungen der Männer, sah zu, wie Karten aufgenommen und wieder abgelegt wurden. Er kannte dieses Spiel. Er hatte es einmal stundenlang im Dschungel von Mauritius gespielt. Es nannte sich *Proter* und war im Wesentlichen die Antwort des Indischen Ozeans auf Rommé.

Und weil Janson das Spiel kannte, zog ein junger Mann achtzehn, neunzehn Jahre alt –, der am größeren Tisch saß und die halb vorsichtigen und halb bewundernden Blicke der anderen auf sich zog, auch seinen Blick an.

Der junge Mann sah sich um, und seine von der Akne

zerfressenen Wangen verzogen sich zu einem Lächeln, ließen gleichmäßige weiße Zähne und einen raffiniert siegesbewussten Gesichtsausdruck erkennen.

Janson begriff. Es ging nicht nur um *Proter*. Das Spiel, das der junge Mann spielte, war klar: maximales Risiko für maximalen Lohn. Ein Spiel, das sie beide spielten.

Der junge Mann trug einen allem Anschein nach mit 7mm-Patronen gefüllten Patronengurt um die Schultern; eine Ruger Mini-14 hing in einer Schlinge vor seiner Brust. Eine schwerere Automatikwaffe – Janson konnte nicht deutlich genug sehen, was für ein Modell – lehnte an seinem Stuhl und war ohne Zweifel der Grund für den Patronengurt. Die Zusammenstellung der Waffen deutete an, dass der junge Mann eine Art Führungsposition einnahm, in militärischen Dingen ebenso wie in der Freizeitgestaltung.

Jetzt wischte sich der junge Mann die Finger an dem blauen Fetzen ab, den er sich um den Kopf gewunden hatte, und zog den ganzen Haufen Geldscheine zu sich heran.

Janson konnte ein paar Rufe hören – ungläubiger Zweifel.

Das Spiel kam zum Stillstand. Selbst die Soldaten an dem kleineren zweiten Tisch drängten sich jetzt um den jungen Mann und seine Kumpane. Jeder hatte einen Karabiner, das sah Janson jetzt, als die Männer aufgestanden waren, und dazu mindestens eine Waffe am Gürtel. Ihre Bewaffnung wirkte abgegriffen, aber gut instand gehalten.

Der junge Mann legte seine Karten um, eine nach der anderen, eine makellose Sequenz. Es war wie der Augenblick beim Billardspiel, wo ein Meister eine Kugel nach der anderen ins Loch jagt, so als würde er nur für sich allein spielen. Als der junge Mann mit Auflegen fertig

war, hatte er keine Karten mehr übrig. Er warf den Kopf in den Nacken und grinste. Ein Satz aus dreizehn Karten: Offenbar hatten seine Kameraden so etwas noch nie gesehen, denn sie brachen in Beifall aus – der Ärger darüber, verloren zu haben, wich der Bewunderung darüber, mit welchem Geschick sie besiegt worden waren.

Ein schlichtes Spiel. Ein Kagama-Guerillaführer, der zugleich ein Meister im *Proter*-Spiel war. Würde er mit der Maschinenpistole, die an seinem Stuhl lehnte, ebenso geschickt umgehen?

Durch seinen Faseroptikspion betrachtete Janson den gespannten Gesichtsausdruck des jungen Mannes, als die nächste Runde Karten ausgeteilt wurde. Ihm war klar, wer gewinnen würde, falls das Spiel je zu Ende gespielt wurde.

Ihm war auch klar, dass dies keine einfachen Bauern waren, sondern erfahrene Veteranen. Das konnte man selbst an der Art und Weise erkennen, wie sie ihre Waffen trugen. Sie wussten, was sie taten. Wenn sie angegriffen wurden und nur Sekunden Zeit hatten, Position zu beziehen, würde einer von ihnen den Gefangenen erledigen. Aus den Protokollen abgehörter Gespräche, die er gelesen hatte, war dies wahrscheinlich ein genereller Befehl.

Er zoomte auf den jungen Mann mit den Aknenarben und ließ die Kamera dann weiterwandern. Hier waren siebzehn erfahrene Krieger, und wenigstens einer von ihnen verfügte über eine außergewöhnliche Beobachtungsgabe und auch die Fähigkeit, das Beobachtete zu registrieren und zu verarbeiten.

»Wir sind im Arsch.«

*K*atsaris sprach über sein Lippenmikrofon, ausdruckslos und zur Sache.

»Ich komme gleich rüber«, sagte Janson und schob die Kamera ein paar Zentimeter tiefer in den Schacht hinein.

Er spürte, wie sein Magen sich zu einem kleinen, harten Ball zusammenzog.

Auch seine Glieder schmerzten, weil er zu lange gekauert hatte. In Wahrheit war er für diese Art von Expedition zu alt, wenigstens zehn Jahre zu alt. Warum hatte er sich ausgerechnet diesen Part ausgewählt, den gefährlichsten und anspruchsvollsten von allen? Er hatte sich eingeredet, er sei der Einzige, der dazu bereit sein würde, bereit, das fast Aussichtslose zu wagen; oder besser gesagt, wenn *er* nicht dazu bereit war, würde das auch kein anderer sein und sollte es auch nicht. Und außerdem hatte er sich eingeredet, dass er seiner Erfahrung wegen am besten geeignet wäre. Er hatte sich eingeredet, nachdem er ja den Plan entwickelt hatte, sei er auch am besten darauf vorbereitet, ihn wenn nötig umzukrempeln. Aber war da vielleicht auch Eitelkeit im Spiel? Wollte er sich selbst beweisen, dass er es immer noch *schaffen* konnte? Oder drängte es ihn so verzweifelt danach, seine Ehrenschuld bei Peter Novak zu tilgen, dass er deshalb eine Entscheidung getroffen hatte, die am Ende Novaks Leben möglicherweise ebenso in Gefahr brachte wie sein eigenes? Zweifel drängten auf ihn ein, als regnete es Nadeln, und er zwang sich, ruhig zu bleiben. *Klar wie Wasser, kalt wie Eis*, das war ein Mantra, das er in den langen Tagen und Nächten des Schreckens und der Qualen als Kriegsgefangener in Vietnam immer aufs Neue wiederholt hatte.

Katsaris stand exakt an der Stelle, wo sich nach den Plänen der zweite Eingang befinden sollte – der Zugang, der die ganze Operation überhaupt erst möglich machen würde.

»Das Ding ist genau da, wo es sein soll«, sagte Katsaris. »Man kann die Umrisse der Falltür sehen.«

»Das ist eine gute Nachricht. Ich mag gute Nach-

richten.«

»Der Zugang ist mit Hohlblocksteinen zugemauert.«

»Das ist eine schlechte Nachricht. Ich mag keine schlechten Nachrichten.«

»Und das Mauerwerk ist in gutem Zustand. Wahrscheinlich keine dreißig Jahre alt. Die hatten vielleicht einmal Probleme mit Flutwasser und haben das so repariert. Wer weiß das schon? Ich weiß nur, dass es Zugang A nicht mehr gibt.«

Der Knoten in Jansons Magen krampfte sich noch mehr zusammen. *Klar wie Wasser, kalt wie Eis.*

»Kein Problem«, sagte Janson. »Es gibt einen Ausweg.«

Aber es *war* ein Problem, und er wusste *keinen* Ausweg. Das Einzige, was er wusste, war, dass man als Befehlshaber seine Männer nie spüren lassen durfte, dass man in Panik geriet.

Sie hatten sich mit lückenhaftem Wissen auf die ganze Geschichte eingelassen. Es gab die Information, und die war von Abhörberichten bestätigt, dass Peter Novak in dem Verlies der Kolonialfestung festgehalten wurde. Der gesunde Menschenverstand lieferte einem den Schluss, dass er schwer bewacht sein würde. Die Folgerung daraus war notwendigerweise, dass man nur von oben, aus der Luft, in das Gebäude eindringen konnte. Aber dann? Janson hatte sich nie mit dem Gedanken auseinander gesetzt, das Verlies frontal anzugehen – ein Spießrutenlauf mitten durch die feindlichen Wachen hindurch, womit die Retter ebenso wie der zu Rettende tödlicher Gefahr ausgesetzt wurden. Was den Plan durchführbar machte, war die Aussicht auf simultanes Handeln: Befreiung der Geisel, während die Wachen aktionsunfähig waren. Aber jetzt gab es keinen Hintereingang mehr, den sie nutzen konnten. Und deshalb keinen Plan mit Aussicht auf Erfolg.

»Komm mit«, sagte Janson. »Ich zeig es dir.«

Sein Verstand arbeitete fieberhaft, während er und Katsaris zu dem Schacht zurückkehrten. *Es gab etwas.* Eine Erkenntnis, die zunächst völlig amorph gewesen war, nahm nebelhafte Konturen an, aber auch nicht mehr, doch etwas war besser als nichts, Hoffnung besser als keine Hoffnung.

Er drehte an dem winzigen Joystick der faseroptischen Kamera, verlagerte das Sichtfeld weg von dem sitzenden Soldaten zu der ausgetretenen Treppe, die am Ende des Raums nach oben führte. »Treppe«, sagte er. »Treppensims. Rohre. Vorsprung.«

Aus dem Treppensims auf halber Höhe ragte eine Art Sims aus Beton. »Ein relativ neuer Anbau – aus den letzten zwanzig Jahren, würde ich schätzen. Bei der Modernisierung der sanitären Einrichtungen angebracht.«

»Da kommen wir nicht unentdeckt hin.«

»Meinst du? Auf dem Weg von dem Treppenabsatz zu dem Vorsprung würden wir nur relativ kurze Zeit sichtbar sein. Der Raum ist voll Zigarettenqualm, und im Übrigen sind die ziemlich auf ihr Kartenspiel konzentriert. Wir hätten immer noch das Prinzip der Gleichzeitigkeit. Bloß dass wir den Haupteingang und den Schacht benutzen müssen.«

»Das war also dein Plan für den Notfall?«, konterte Katsaris. »Du improvisierst mehr als das Miles-Davis-Quintett. Herrgott, Paul, was ist das eigentlich, ein Einsatz oder eine Jam Session?«

»Theo?«

Ein Flehen um Verständnis.

»Und welche Garantie haben wir, dass in dem Verlies nicht eine weitere Wache steckt? Im selben Raum wie die

Geisel.«

»Jeder enge Kontakt mit Peter Novak ist gefährlich. Das weiß die KLF – sie bewachen ihn, isolieren ihn aber von den Kagama-Rebellen.«

»Wovor haben sie denn Angst – dass er mit einem Manschettenknopf eine Wache bedroht?«

»Vor seinen *Worten* haben sie Angst, Theo. In einem armen Land sind die Worte eines Plutokraten hochgradig gefährlich als Fluchtmittel viel beängstigender als jede Säge. Deshalb treten die Wachen nur in Gruppen und in einiger Distanz von dem Gefangenen auf. Überleg doch – wenn der Gefangene mit einer einzelnen Wache Kontakt herstellen würde – wer weiß da schon, wie er ihn manipulieren könnte? Vergiss nicht, Theo, das Pro-Kopf-Einkommen in Anura beträgt weniger als siebenhundert Dollar im Jahr. Stell dir doch eine Kagama-Wache vor, die mit einem Mann, der *Milliarden* besitzt, ins Gespräch kommt. Du kannst es dir ja ausrechnen. Jeder weiß, dass Novak ein Mann ist, der sein Wort hält. Angenommen, du bist ein Kagama-Rebell und er sagt dir, dass er dich und deine Familie reich machen kann, reicher, als du dir in deinen kühnsten Träumen ausmalen könntest. Du würdest anfangen, darüber nachzudenken – das liegt in der Natur des Menschen. Manche Leute könnte die ideologische Begeisterung gegen eine solche Versuchung immun machen, so wie es beim Kalifen der Fall ist. Aber niemand, der hier etwas zu sagen hat, wird sich darauf verlassen. Vertrauen ist gut – Kontrolle ist besser. Also bewacht man ihn, aber man isoliert ihn auch. Nur das bietet Sicherheit.«

Katsaris lächelte plötzlich. »Okay, Boss, dann darf ich um meinen Marschbefehl bitten«, sagte er. Beide Männer waren an einem Punkt angelangt, wo Angst und Furcht keine Rolle mehr spielten; eine seltsame, abgeklärte Ruhe

hatte sich über sie gelegt, zumindest für den Augenblick.

Das Gitter aus der Schachtmündung zu entfernen erforderte den Einsatz beider, und die Arbeit wurde dadurch noch erschwert, dass es völlig geräuschlos geschehen musste. Als Janson schließlich Katsaris verließ, schmerzten seine Gelenke und Muskeln. Er war kein junger Mann mehr, daran gab es nichts zu deuteln. Die Beretta in ihrem Schenkelhalfter presste sich in sein Fleisch. Schweißtropfen standen auf seiner wasserfesten Gesichtsbemalung, rannen ihm in die Augen und brannten. Und seine Muskeln erholten sich nicht mehr so schnell wie früher einmal, musste Janson erkennen; sie blieben länger verknotet – sie schmerzten, und das zu einem Zeitpunkt, wo körperlicher Schmerz das Allerletzte war, womit er sich auseinander setzen wollte. Vor Jahren hatte er sich mitten im heißesten Kampf gefühlt, als wäre er selbst eine Waffe, ein Automat. Jetzt fühlte er sich nur allzu menschlich. Seine Nylonkombination drückte und scheuerte an seinen Knien, im Schritt, unter den Armen, an den Ellbogen, überall.

Ein demütigender Gedanke ging ihm durch den Sinn: Vielleicht hätte *er* am Schacht bleiben und Katsaris diesen Part übernehmen lassen sollen. Jetzt kletterte er an dem Gemäuer, das die Wand stützte, nach oben auf den schmalen, rechteckigen Spalt zu, der zum inneren Rand der Veranda führte. Dieser rechteckige Spalt, einer von mehreren, die am Dach entlang angeordnet waren, diente vermutlich dazu, bei den heftigen Monsungüssen das Wasser ablaufen zu lassen. Als er sich durch die einen knappen halben Meter breite Öffnung zwängte, wurde ihm bewusst, dass er Atemschwierigkeiten hatte. Erschöpfung? Angst? Katsaris hatte ihm gesagt, sein Plan sei gut. Beide wussten, dass er log. Das war kein guter Plan. Es war nur der einzige Plan, den sie hatten.

Immer noch von heftigen Muskelkrämpfen geplagt,

arbeitete sich Janson einen schmalen Korridor hinunter, der an die Gemächer im Nordflügel angrenzte. Er erinnerte sich an den Grundrissplan: den Korridor hinunter, links, sechs Meter. Die Tür würde am Ende des Flurs sein. Diskret. Holzverschalung auf dem Stein. Eine unauffällig wirkende Tür, die in ein unsägliches Verlies führte. Zwei Stühle beiderseits der Tür – leer. Die Männer, die das Geschehen am Fuße der Veranda angelockt hatte, würden immer noch bewusstlos sein. Dasselbe galt für das zusätzliche Wächterpaar, das sonst den Flur beobachtet hätte. Sieben ausgeschaltet. Blieben noch siebzehn.

Jansons Pulsschlag beschleunigte sich, als er schließlich vor der Tür angelangt war. Das Schloss war mehrere Jahrzehnte alt und eher als Formalität anzusehen. Wenn ein Eindringling so weit gelangt war, war es höchst unwahrscheinlich, dass ein Türschloss ihn aufhalten würde. Es handelte sich um eine einfache Konstruktion mit Zuhaltungen, vermutlich aus der Mitte des Jahrhunderts. In solchen Schlössern, das wusste Janson, waren Metallplatten eingesetzt, keine Stifte, und die Federn befanden sich im Zylinder selbst, nicht etwa in der Schlossschale. Er zog einen kleinen Schraubenschlüssel heraus; äußerlich erinnerte er an ein Gerät zur Zahnpflege und war nicht viel größer als ein Streichholz. Er schob das hakenförmige Vorderteil des Dietrichs in die Öffnung und drückte auf den hinteren Teil, um damit das Drehmoment und zugleich auch sein Druckempfinden zu intensivieren. Beides war wichtig. Dann zog er nacheinander jede einzelne Zuhaltung zurück. Zehn Sekunden später waren alle Zuhaltungen aus dem Weg geschoben. Aber das Schloss war noch nicht so weit, dass man es öffnen konnte. Er führte ein zweites Werkzeug ein, einen Stift aus Karbidstahl, dünn, aber völlig unflexibel, und drückte im Uhrzeigersinn.

Mit angehaltenem Atem hantierte er mit beiden Instrumenten, hörte, wie die Schließzunge zurückglitt, und zog die Tür zu sich her, nur ein paar Zentimeter. Sie bewegte sich leicht und lautlos in gut geölten Scharnieren. Diese Scharniere *mussten* gut geölt sein: Beim Öffnen sah er, dass die Tür fast einen halben Meter dick war. Der Gouverneur mochte zwar unter seinen Füßen ein Verlies angebracht haben, aber er war offenbar nicht gewillt gewesen, auch nur das Echo irgendwelcher Schreie von dort unten zu hören.

Janson öffnete die Tür ein Stück weiter und blieb dann stehen, einen knappen halben Meter vom Eingang entfernt. Es konnte immerhin sein, dass hinter der Tür jemand lauerte.

Langsam, vorsichtig vergewisserte er sich, dass der Gang, zumindest in unmittelbarer Umgebung der Tür, frei war. Er schob sich durch die Türöffnung auf eine im Laufe der Jahre von vielen Füßen blank getretene Steinplatte und fixierte den Bronzeriegel mit Isolierband, stellte sicher, dass die Tür nicht mehr ins Schloss fallen konnte.

Dann stieg er langsam die Treppe hinunter. Wenigstens war es eine Steintreppe, nicht ächzendes Holz. Ein paar Stufen weiter unten führte ein Treppenabsatz zu einem zweiten Hindernis, einem in Scharnieren befestigten Stahlgitter.

Das Gitter leistete seinen Werkzeugen kaum Widerstand, war dafür aber im Gegensatz zu der Tür oben alles andere als geräuschlos.

Es öffnete sich mit einem deutlichen Scharren von Metall auf Stein – einem Scharren, das die versammelten Wachen unmöglich überhören konnten.

Erstaunlicherweise reagierten sie nicht. Warum? Wollte man ihn herunterlocken?

Eine Vielzahl von Gedanken schoss Janson durch den Kopf. Und dann hörte er das Wort *theyilai!*.

Selbst bei dem wenigen Anuranisch, das er aus dem Reiseführer kannte, war ihm das Wort vertraut: *Tee.* Die Wachen erwarteten jemand – jemand, der ihnen Tee brachte. Deshalb erschreckte sie das Geräusch nicht. Wenn der Tee freilich nicht bald eintraf, würden sie argwöhnisch werden.

Jetzt konnte er direkt sehen, was er vorher nur auf dem kleinen Bildschirm gesehen hatte. Eine einzige nackte Glühbirne lieferte die Beleuchtung. Er hörte, wie das leise Murmeln wieder einsetzte; das Kartenspiel war immer noch voll in Gang. Der Rauch, der ihm durch das Treppenhaus entgegenschlug, deutete darauf hin, dass wenigstens ein Dutzend Zigaretten gleichzeitig brannten.

Siebzehn Wachen für einen Mann. Kein Wunder, dass sie sich nur wenig Sorge um die Sicherheit ihrer Geisel machten.

Janson dachte an den jungen *Proter*-Champion mit seinem Spiel um hohe Einsätze; dem Spiel, das Triumph oder Katastrophe bedeutete. Nichts dazwischen.

Alles war jetzt eine Frage des richtigen Zeitpunkts. Janson wusste, dass Katsaris auf sein Kommando wartete und eine lautlos wirkende Thermitgranate in der Hand hielt. Im üblichen Kampfeinsatz wäre jetzt eine Blitzgranate angesagt gewesen, aber jede hörbare Explosion könnte andere alarmieren. Wenn die in der Kaserne stationierten Soldaten zu Hilfe gerufen wurden, musste die ohnehin geringe Chance ihres Erfolgs auf null zusammenschrumpfen.

Katsaris und Janson waren beide mit modifizierten MP5Ks ausgestattet, einer von Heckler & Koch hergestellten Maschinenpistole mit kurzem Lauf, Schalldämpfer und

ausklappbarem Kolben. Die Magazine enthielten jeweils dreißig Schuss Hohlspitzmunition für den Einsatz in Innenräumen und auf kurze Distanz. Die 9mm-Hydraschock-Geschosse hatten eine geringe Abprallneigung, drangen also tief in jedes Bindegewebe ein, das sie trafen, und zerstörten es – zerfetzten es, statt es nur zu durchschlagen. Jansons Kameraden bei den SEALs hatten dieser Waffe, die bis zu neunhundert Schuss pro Minute verfeuerte, den grausamen Spitznamen »Räumbesen« gegeben. Die Waffe war schallgedämpft – nur die Schreie der Getroffenen konnte sie nicht zum Verstummen bringen. Aber die massive Korridortür würde hinreichenden akustischen Schutz bieten, und darüber hinaus war das Verlies durch meterdicken Stein von dem darüber liegenden Stockwerk isoliert.

Janson schlich sechs Stufen tiefer und schwang sich dann auf die reichlich einen Meter breite Betonplatte. Wie erwartet, waren darauf diverse PVC-Rohre und isolierte Elektrokabel untergebracht, er landete aber völlig geräuschlos. So weit, so gut. Die Soldaten waren ganz auf ihre Karten konzentriert; keiner sah zur Decke.

An die Wand gepresst, schob er sich vorsichtig auf dem Sims nach vorne; je weiter er vom Treppenschacht entfernt war, umso weniger würden die Wachen seinen Standort ahnen – und umso früher würde er Peter Novak in seiner Zelle erreichen. Trotzdem war Jansons Schussposition alles andere als ideal; Soldaten an einem Ende des größeren Tisches würden ihn sehen können, wenn sie nach oben blickten. Aber dazu hatten sie eigentlich keinen Anlass.

»*Veda theyilai?*«

Der junge Proter-Champion am Tischende sagte das leicht verstimmt und verdrehte dabei die Augen. Hatte er etwas bemerkt?

Einen Augenblick später blickte er nach oben, spähte in

Bewegte sich da noch jemand? Er brauchte ein paar Augenblicke, bis er es sah. Der junge Mann, der die verblüffende Sequenz von dreizehn Karten ausgespielt hatte, rutschte über den Boden – der Mann, der den Blick zu dem Betonsims gehoben hatte. Sein Oberkörper war rot, glitschig, aber seine Arme waren ausgestreckt, griffen nach dem Revolver des leblosen Soldaten neben ihm.

Janson gab einen weiteren Feuerstoß aus seiner HK ab. Wieder wurden die Karten des Lebens gemischt, und der junge Mann erstarrte in seiner Bewegung.

Der Raum war ein Schlachthaus, angefüllt mit dem süßlichen, Übelkeit erregenden Gestank von Blut und dem Inhalt zerfetzter Verdauungsorgane. Janson kannte diesen Geruch nur zu gut: Es war der Gestank des Lebens, sobald das Leben verschwunden war.

Herrgott im Himmel. Ein Gemetzel war das, nichts anderes. War es das, was er tat? *War das er, der das tat?* Die Worte eines alten Fitnessberichts kehrten zurück, verspotteten ihn: War er tatsächlich »in seinem Element«? Wieder wanderten seine Gedanken zu einem seiner Abschiedsgespräche.

»Sie haben kein Herz, Janson. Deshalb tun Sie das, was Sie tun. Verdammt noch mal, deshalb sind Sie der, der Sie sind.«

»Mag sein. Aber vielleicht bin ich nicht der, für den Sie mich halten.«

»Sie sagen, das Töten macht Sie krank. Jetzt werde ich Ihnen etwas sagen, was Ihnen eines Tages auch selbst klar sein wird: Nur so werden Sie das Gefühl haben, zu leben.«

»Was ist das für ein Mensch, der töten muss, um das Gefühl zu haben, dass er lebt?«

Was für eine Art Mensch war er?

Er spürte eine heiße, beißende Flüssigkeit in seiner Kehle. Hatte er durchgedreht? Hatte er sich auf eine Art und Weise verändert, die ihn für die Aufgabe ungeeignet machte, die er übernommen hatte? Aber vielleicht war das nur so, weil er zu lange nicht mehr im Einsatz gewesen war und die für diese Arbeit erforderlichen Schwielen sich abgelöst hatten.

Ihm war danach, sich zu übergeben. Aber er wusste auch, dass er das nicht tun würde. Nicht vor Theo, seinem guten Protegé. Nicht mitten in einem Einsatz. Nicht jetzt. Diesen Luxus würde er seinem Körper nicht erlauben.

Eine kühl warnende Stimme in seinem Kopf schaltete sich ein: Ihre Opfer waren schließlich Soldaten gewesen. Sie hatten gewusst, dass ihr Leben ersetzbar war. Sie gehörten einer Terroristenbewegung an, die einen international hoch angesehenen Mann gefangen genommen und feierlich geschworen hatte, ihn zu exekutieren. Indem sie einen Zivilisten bewachten, der gegen jedes Recht und Gesetz eingesperrt wurde, hatten sie sich selbst in die Schusslinie gebracht. Sie hatten geschworen, für Ahmad Tabari, el Kalif, ihr Leben zu geben – alle hatten sie das. Janson hatte sie lediglich beim Wort genommen und ihr Angebot beantwortet.

»Gehen wir«, sagte Janson zu Katsaris. Er konnte all dies denken, konnte erkennen, dass seine Rechtfertigungsversuche nicht ganz ungültig waren, und doch machte nichts davon das Gemetzel hier erträglicher.

Das Einzige, was ihm Trost verschaffte, war das eigene Gefühl des Abscheus. So viel Gewalt mit Gleichmut hinnehmen zu können war Terroristen vorbehalten: Extremisten, Fanatikern – einer Gattung Mensch, gegen die er ein Leben lang gekämpft hatte, einer Gattung Mensch, der selbst immer ähnlicher zu werden er befürchtet hatte. Doch was auch immer er tat, die Tatsache, dass

er seine Handlungen nicht ohne Abscheu betrachten konnte, sagte ihm, dass er noch nicht zum Monstrum geworden war.

Er kletterte schnell von dem Betonsims herunter und trat vor Katsaris an das mit Eisen beschlagene Tor zum Verlies des Generalgouverneurs. Er sah, dass Katsaris' Stiefelsohlen ebenso wie die seinen mit Blut verschmiert waren, und wandte den Blick schnell wieder ab.

»Lass mich machen«, sagte Katsaris. Er hielt einen großen, altmodischen Ring mit Schlüsseln in der Hand, den er einem der getöteten Wachen weggenommen hatte.

Drei Schlüssel. Drei Schlösser. Die Tür schwang auf, und die beiden traten in einen engen, finsteren Raum. Es roch stickig und ranzig. Außerhalb des schwachen Lichtkegels der Glühbirne an der Decke des Raums, in dem die Soldaten gesessen hatten, war es so dunkel, dass sie kaum etwas erkennen konnten.

Katsaris schaltete seine Taschenlampe von Infrarot auf gewöhnliches Licht. Ein scharfer Scheinwerferstrahl bohrte sich in das Dunkel.

Sie lauschten stumm.

Irgendwo in der Dunkelheit waren Atemzüge zu hören.

Der schmale Gang weitete sich, und jetzt sahen sie, wie das zweihundert Jahre alte Verlies gebaut war. Es bestand aus einer Reihe unglaublich dicker Eisenstangen, die nur einen reichlichen Meter von den steinernen Wänden entfernt eingelassen waren. In Abständen von zweieinhalb Meter waren Mauern aus roh behauenem Stein hochgezogen, die die langen Zellenreihen aufteilten. Es gab keine Fenster nach oben, keinerlei Beleuchtung; nur ein paar in die Steinwände eingelassene Kerosinlaternen; sie hatten das letzte Mal, als das Verlies benutzt wurde, hier als Beleuchtung gedient.

Janson schauderte und malte sich die Schrecken eines vergangenen Zeitalters aus. Was für Verbrechen hatten Menschen in das Verlies des Generalgouverneurs gebracht? Nicht gewöhnliche Streitigkeiten unter den Eingeborenen – dafür waren die traditionellen Dorfhäuptlinge zuständig gewesen, die vielleicht gelegentlich von den Kolonialherren dazu angehalten wurden, in ihren Strafen »zivilisiert« zu sein. Nein, diejenigen, die hier in den Verliesen des Kolonialregenten geendet hatten, das wusste Janson, waren die Widerständler – jene, die sich der Herrschaft der Ausländer widersetzt hatten, jene, die glaubten, die Eingeborenen wären selbst imstande, ihre Angelegenheiten zu regeln, frei von der Peitsche von Hollands zerfallendem Kolonialreich.

Und jetzt hatte eine neue Gruppe von Rebellen die Macht über das Verlies an sich gebracht, und wie so viele Rebellen vor ihnen nicht etwa versucht, es einzureißen, sondern lediglich für ihre eigenen Zwecke genutzt. Es war eine bittere und doch unwiderlegbare Wahrheit: Jene, die die Bastille stürmten, fanden unweigerlich auch Mittel und Wege, um sie selbst zu nutzen.

Der Bereich hinter dem Eisengitter lag im Dunkeln. Katsaris ließ den Strahl seiner Taschenlampe durch die Käfige wandern, bis sie ihn sahen.

Einen Mann.

Einen Mann, der gar nicht erfreut wirkte, sie zu sehen. Er hatte sich zitternd vor Angst an die Wand gepresst. Als der Lichtstrahl ihn erfasste, ließ er sich zu Boden fallen, kauerte sich in die Ecke, ein verängstigtes Tier, das hoffte, sich unsichtbar machen zu können.

»Peter Novak?«, fragte Janson leise.

Der Mann vergrub das Gesicht in den Armen wie ein Kind, das glaubt, es könne nicht gesehen werden, wenn es

selbst nichts sieht.

Plötzlich begriff Janson: Wie sah er denn aus, mit seiner schwarzen Gesichtsbemalung, der Kampfweste und den Stiefeln, die Blutspuren zurückließen? Wie ein Retter – oder wie ein *Meuchelmörder?*

Katsaris' Lichtstrahl hatte jetzt den ängstlich auf dem Boden kauernden Mann erfasst, und Janson konnte das an diesem Ort fremdartig wirkende Hemd erkennen, steif nicht von der Stärke einer französischen Wäscherin, sondern von Schmutz und verkrustetem Blut.

Janson atmete tief durch und sprach jetzt die Worte aus, von denen er früher einmal nur in seinen kühnsten Fantasien geglaubt hatte, dass er sie je würde sagen können.

»Mr. Novak, mein Name ist Paul Janson. Sie haben mir einmal das Leben gerettet. Ich bin hier, um mich zu revanchieren.«

7

Ein paar endlose Sekunden blieb der Mann völlig reglos. Dann blickte er auf und sah, immer noch am Boden kauernd, ins Licht; Katsaris nahm die Lampe zur Seite, um ihn nicht zu blenden.

Janson war wie vom Blitz gerührt.

Keine zwei Meter von ihm entfernt sah er das Antlitz, das die Titelseiten zahlloser Magazine und Zeitungen geziert hatte. Ein Antlitz, so geliebt wie das des Papstes – in dieser gottlosen Zeit vielleicht sogar noch mehr. Das dichte, in die Stirn hängende Haar immer noch mehr schwarz als grau. Die hohen, fast asiatisch wirkenden Backenknochen. Peter Novak. Träger des Friedensnobelpreises des vergangenen Jahres. Ein Philanthrop, wie die Welt noch keinen erlebt hatte.

Gerade die Vertrautheit seines Gesichts ließ Novaks Zustand noch erschreckender erscheinen. Die Augen lagen tief in dunklen, fast schwarzen Höhlen; sein einstmals entschlossener Blick war jetzt vom Entsetzen gezeichnet. Als der Mann sich schließlich schwerfällig aufrichtete, konnte Janson sehen, dass er am ganzen Körper konvulsivisch zitterte. Novaks Hände vibrierten; selbst seine dunklen Augenbrauen waren in Bewegung.

Janson war dieser Blick nicht fremd: Es war der Blick eines Mannes, der jede Hoffnung aufgegeben hatte. Er war mit diesem Blick vertraut, weil er selbst einmal so ausgesehen hatte. *Baaqlina.* Eine staubige Stadt im Libanon. Geiselnehmer, die der Hass zu etwas verformt hatte, was nichts Menschliches mehr an sich hatte. Er würde nie ihre Augen vergessen, schwarz wie Onyx und abgrundtief wie der Hass, der sie erfüllte. *Baaqlina.* Der

Ort, der ihm als Ort seines Todes bestimmt war: Nie war er von etwas so überzeugt gewesen. Am Ende hatte er ihn als freier Mann verlassen, nachdem die Liberty Foundation sich eingeschaltet hatte. War Geld geflossen? Er erfuhr das nie. Selbst nach seiner Befreiung nicht, obwohl er lange Zeit darüber nachgrübelte, ob sein Schicksal wahrhaft abgewendet oder nur aufgeschoben worden war. Es waren zutiefst irrationale Gedanken und Empfindungen gewesen, und Janson hatte sie nie jemandem anvertraut. Aber vielleicht würde der Tag einmal kommen, wo er sie Peter Novak anvertrauen würde. Novak würde verstehen, dass andere das durchgemacht hatten, was er durchgemacht hatte, und das würde ihm vielleicht Trost bringen. So viel war er Novak schuldig. Nein, er war Novak alles schuldig. Und Tausende andere auch, vielleicht Millionen.

Peter Novak war um die Welt gereist, um blutige Konflikte zu schlichten. Und jetzt hatte jemand blutigen Konflikt zu ihm gebracht. Jemand, der dafür bezahlen würde.

Janson spürte in sich ein Gefühl der Wärme für Peter Novak aufsteigen und zugleich wütenden Zorn auf diejenigen, die ihm das angetan hatten. Den größten Teil seines Lebens war Janson auf der Flucht vor solchen Gefühlen gewesen; er stand in dem Ruf, ein eiskalt kontrollierter, gleichmütiger, emotional distanzierter Mann zu sein – »die Maschine« hatten sie ihn genannt. Seine Verhaltensweisen riefen in manchen Leuten Unbehagen hervor; in anderen erweckten sie nachhaltiges Vertrauen und Zuversicht. Aber Janson wusste, dass er kein Felsblock war; er verfügte lediglich über die Gabe, seine Gefühle zu verdrängen. Er zeigte selten Furcht, weil er zu sehr fürchtete. Er verdrängte seine Gefühle, weil sie zu heiß brannten. Ganz besonders nach dem Bombenattentat in Caligo, nachdem er das Einzige verloren hatte, was

seinem Leben einen Sinn verlieh. Es war schwer zu lieben, wenn man sah, wie leicht einem die Liebe weggenommen werden konnte. Es war schwer zu vertrauen, wenn man erfahren musste, wie leicht Vertrauen sich brechen ließ. Einmal, das lag Jahrzehnte zurück, hatte es einen Mann gegeben, den er mehr als alle anderen bewundert hatte, und jener Mann hatte ihn verraten. Nicht nur ihn – der Mann hatte die ganze Menschheit verraten.

Helene hatte einmal zu ihm gesagt, er sei ein Suchender. *»Die Suche ist vorbei«,* hatte er ihr darauf erwidert. *»Ich habe dich gefunden«,* und dann hatte er zärtlich ihre Stirn, ihre Augen, ihre Nase, ihre Lippen, ihren Hals geküsst. Aber sie hatte damit etwas anderes gemeint: Sie hatte gemeint, dass er auf der Suche nach Sinn und Bedeutung war, nach etwas, das größer war als er selbst. Dass er jemand sei, vermutete er jetzt, wie Peter Novak.

Peter Novak: das Wrack eines Menschen, wenn man ihn so vor sich sah. Das Wrack eines Menschen, der doch ein Heiliger war. Er hätte ein brillanter Wirtschaftsfachmann sein können; einige seiner theoretischen Arbeiten waren zu Standardwerken geworden. Er hätte der Midas des 21. Jahrhunderts sein können, ein verwöhnter Playboy, eine Reinkarnation des Schah Jahan, des Mogulkaisers, der das Tadsch Mahal gebaut hatte. Aber sein einziges Interesse bestand darin, die Welt besser zu hinterlassen, als er sie vorgefunden hatte. Und ganz sicherlich auch besser, als die Welt ihn gefunden hatte, geboren auf den mörderischen Schlachtfeldern des Zweiten Weltkriegs.

»Wir sind gekommen, um Sie hier rauszuholen«, sagte Janson zu ihm.

Peter Novak trat tastend einen Schritt nach vorn, weg von der Steinmauer, drückte die Schultern zurück, wie um Luft in seine Lunge zu pumpen. Selbst das Reden schien ihm ungeheuer viel Mühe zu bereiten.

»Sie sind gekommen, um mich hier rauszuholen«, wiederholte Novak wie ein Echo, und die Worte klangen belegt und krächzend, vielleicht waren es die ersten Worte, die er seit mehreren Tagen über die Lippen brachte.

Was hatten die mit ihm gemacht? Hatte man seinen Körper zerbrochen oder seinen Geist? Der Körper würde schneller heilen, das wusste Janson aus Erfahrung. Novaks Atemholen deutete darauf hin, dass er eine Lungenentzündung hatte, Flüssigkeit in der Lunge, weil er die stickigfeuchte, mit Sporen angereicherte Luft des Verlieses geatmet hatte. Und was er jetzt sagte, wirkte weitgehend zusammenhanglos.

»Sie arbeiten für *ihn«,* sagte Novak. »Ja, natürlich. Er sagt, dass es nur *einen* geben kann! Er weiß, wenn ich aus dem Weg geschafft bin, *kann nichts und niemand ihn mehr aufhalten.«*

Was er sagte, ergab keinen Sinn, und doch sprach er mit großem Nachdruck.

»Wir arbeiten für *Sie«,* sagte Janson. »Wir sind gekommen, um Sie zu holen.«

In den unstet herumhuschenden Augen des großen Mannes war Verblüffung zu lesen. *»Sie können ihn nicht aufhalten!«*

»Von wem sprechen Sie?«

»Von Peter Novak!«

»Sie sind Peter Novak.«

»*Ja!* Natürlich!«

Er schlang sich die Arme um die Brust und hielt sich kerzengerade wie ein Diplomat bei einem offiziellen Empfang.

Hatte er den Verstand verloren?

»Wir sind gekommen, um Sie zu holen«, wiederholte Janson, während Katsaris einen Schlüssel an dem Ring in das Gitter vor Peter Novaks Zelle schob. Das Gitter schwang auf. Zuerst bewegte Novak sich nicht. Janson beobachtete seine Pupillen, suchte nach Anzeichen, dass man ihm Drogen eingeflößt hatte, und gelangte zu dem Schluss, dass die einzige Droge, der er ausgesetzt worden war, das Trauma der Gefangenschaft war. Man hatte den Mann drei Tage in völliger Dunkelheit festgehalten. Man hatte ihm ohne Zweifel Wasser und zu essen gegeben, ihn aber der Hoffnung beraubt.

Janson erkannte das Syndrom, erkannte Elemente einer posttraumatischen Psychose. In einer staubigen Stadt im Libanon war er ihr selbst nicht ganz entkommen. Die Leute erwarteten, dass Geiseln vor Dankbarkeit auf die Knie sanken oder ihren Befreiern in die Arme fielen, so wie sie das im Film taten. Doch die Wirklichkeit war meist anders.

Katsaris sah Janson viel sagend an, tippte auf seine Armbanduhr. Jede Minute, die sie länger hier blieben, steigerte ihr Risiko.

»Können Sie gehen?«, fragte Janson. Es klang schärfer, als er das beabsichtigt hatte.

Novak gab nicht gleich Antwort. »Ja«, sagte er schließlich. »Ich glaube schon.«

»Wir müssen jetzt weg.«

»Nein«, sagte Peter Novak.

»Bitte. Wir können uns keine Verzögerung leisten.«

Aller Wahrscheinlichkeit nach war Novak bloß verwirrt und desorientiert; das war bei Menschen, deren Gefangenschaft plötzlich zu Ende ist, ganz normal. Aber konnte es sein, dass da mehr dahinter steckte? Hatte das Stockholm-Syndrom eingesetzt? Hatten sich in Novak Sympathien für

seine Quälgeister aufgebaut?

»Nein – da ist noch jemand!«, flüsterte er.

»Was reden Sie da?«, fiel Katsaris ihm ins Wort.

»Hier ist noch jemand.«

Er hustete. »Noch eine Gefangene.«

»Wer?«, setzte Katsaris ihm nach.

»Eine Amerikanerin«, antwortete er. Er deutete auf die Zelle am Ende des Ganges. »Ich gehe hier ohne sie nicht weg.«

»Das ist unmöglich!«, widersprach Katsaris.

»Wenn Sie sie zurücklassen, wird man sie töten. Man wird sie sofort töten!«

Novaks Augen flehten, wurden dann fordernd. Er räusperte sich, feuchtete seine aufgesprungenen Lippen an und holte tief Luft. »Das kann ich nicht mit meinem Gewissen vereinbaren.«

Sein Englisch wirkte präzise, fast affektiert. Da war nur der Hauch eines ungarischen Akzents. Wieder ein gequälter Atemzug. »Berührt Sie das nicht?«

Janson erkannte, dass der Gefangene allmählich zu sich zurückfand, seine Fassung wiedergewann. Seine durchdringenden, dunklen Augen erinnerten Janson daran, dass Novak kein gewöhnlicher Mensch war. Er war ein geborener Aristokrat, war es gewöhnt, der Welt Befehle zu erteilen. Dafür besaß er ein Talent, ein Talent, das er immer wieder in außergewöhnlicher Weise für gute Zwecke eingesetzt hatte.

Janson musterte Novak, sah den entschlossenen Blick. »Und wenn wir das nicht können…«

»Dann werden Sie auch mich hier lassen müssen.«

Die Worte kamen stockend, ließen aber keinen Zweifel

an seiner Entschlossenheit.

Janson starrte ihn ungläubig an.

In Novaks Gesicht zuckte es, und dann fuhr er fort: »Ich bezweifle, dass Ihre Rettungspläne Vorkehrungen für eine Geisel enthalten, die sich nicht retten lassen will.«

Es war klar zu erkennen, dass sein Verstand immer noch messerscharf arbeitete. Er hatte seine taktische Karte sofort ausgespielt und Janson damit klar gemacht, dass es keine weitere Diskussion geben konnte.

Janson und Katsaris wechselten Blicke. »Theo«, sagte Janson leise. »Hol sie.«

Katsaris nickte widerstrebend. Dann erstarrten beide.

Ein Geräusch.

Das Scharren von Stahl auf Stein.

Ein vertrautes Geräusch; das Stahlgitter, das sie geöffnet hatten, um hier einzudringen.

Janson erinnerte sich an den hoffnungsvoll klingenden Ruf des Soldaten: *Theyilai.*

Der erwartete Bote, der den Soldaten ihren Tee brachte.

Janson und Theo eilten in den angrenzenden Raum mit den vielen Leichen und dem Blut, hörten eine Schlüsselkette klappern und sahen, wie ein Tablett – beladen mit einem Teekessel aus gehämmertem Metall und mehreren Stapeln kleiner Tontassen – sichtbar wurde.

Er sah die Hände, die das Tablett trugen – erstaunlich kleine Hände. Und dann den Mann, der gar kein Mann war.

Es war ein Junge. Wenn Janson hätte raten müssen, dann hätte er gesagt, dass der Junge acht Jahre alt war. Große Augen, kaffeebraune Haut, kurzes schwarzes Haar. Er trug kein Hemd, nur blaue Shorts aus Madrasstoff. Seine Schuhe wirkten zu groß für seine dünnen Waden und

ließen ihn noch kleiner erscheinen. Die Augen des Jungen waren auf die nächste Stufe gerichtet: Man hatte ihm eine wichtige, verantwortungsvolle Aufgabe zugewiesen, und er würde sich mit großer Vorsicht bewegen. Nichts würde vom Tablett fallen. Keinen Tropfen Tee würde er verschütten.

Er hatte zwei Drittel der Treppe hinter sich gebracht, als er plötzlich stehen blieb. Wahrscheinlich hatte der Geruch ihn gewarnt, ihm angedeutet, dass hier etwas nicht ganz in Ordnung war – entweder der Geruch oder die Stille.

Jetzt drehte der Junge sich um und sah das Gemetzel – die toten Wachen in Pfützen aus gerinnendem Blut – und Janson konnte hören, wie er aufstöhnte. Er ließ unwillkürlich das Tablett fallen. Das wertvolle Tablett. Das runde Tablett und den Tee, für den die Wachen so dankbar gewesen wären. Es rollte wie ein Reifen die Treppenstufen hinunter, die Tassen zerschellten auf den Stufen unter ihm, und der Teekessel verspritzte seinen dampfenden Inhalt auf die Füße des Jungen. Janson sah das alles wie in Zeitlupe ablaufen.

Alles würde herunterfallen. Alles würde vergossen werden. Einschließlich Blut.

Janson wusste genau, was er tun musste. Wenn er nichts unternahm, würde der Junge jetzt fliehen und die anderen alarmieren. Was getan werden musste, war bedauerlich, aber es konnte darüber keine Diskussion geben. Es gab keine andere Wahl. In einer einzigen fließenden Bewegung richtete er die schallgedämpfte HK auf den Jungen.

Einen Jungen, der seinen Blick aus großen, verängstigten Augen erwiderte.

Ein Achtjähriger, mit zitterndem Kinn. Ein unschuldiges Kind, das keine Wahl in seinen Entscheidungen hatte. Kein Kombattant. Kein Verschwörer. Kein Rebell. Nicht

verantwortlich.

Ein Junge. Bewaffnet mit – ja, was? – einem heißen Kessel Pfefferminztee?

Egal, In den Einsatzhandbüchern gab es eine Bezeichnung für Personen wie ihn: engagierte Nicht-Kombattanten. Janson wusste, was er zu tun hatte.

Aber seine Hand tat es nicht. Sie weigerte sich, seinem Befehl zu folgen. *Sein Finger wollte den Abzug nicht drücken.*

Janson stand stocksteif da, erstarrt, wie er das noch nie im Leben gewesen war, selbst nicht in noch so turbulenten Situationen. Sein Ekel gegenüber dem »Standardtaktikprotokoll« wurde absolut und jetzt lähmend.

Der Junge wandte sich von ihm ab und hastete die Treppe hinauf, nahm mit jedem Schritt zwei Stufen – zurück, die Treppe hinauf, zurück in die Sicherheit.

Und doch war seine Sicherheit ihr Verderben! Selbstvorwürfe überfluteten Janson wie Lava: Seine zwei Sekunden der Sentimentalität hatten ihren Einsatz in fataler Weise zum Scheitern verurteilt.

Der Junge würde Alarm schlagen. Wenn er ihn leben ließ, hatte Janson für Peter Novak das Todesurteil unterzeichnet. Und für Theo Katsaris. Und für sich selbst. Und höchstwahrscheinlich auch für die anderen Teilnehmer des Einsatzes.

Er hatte einen nicht hinnehmbaren, unverzeihlichen und durch nichts zu rechtfertigenden Fehler gemacht. Er war jetzt praktisch ein Mörder, hatte mehr gemordet als nur dies eine Kind. Sein entsetzter Blick huschte von Novak zu Katsaris. Ein Mann, den er mehr bewunderte als irgendeinen Menschen, den er bisher gekannt hatte; jemand, den er wie einen Sohn liebte. Der Einsatz war vorbei. Sabotiert von einer zufällig ins Spiel gekommenen

Macht, die er nie hätte vorhersehen können: ihm selbst.

Jetzt sah er Katsaris an sich vorbeihuschen, sah seine Fußabdrücke in dem Blut; der Grieche hatte den kürzesten Weg zur Treppe gewählt, setzte über Leichen und umgefallene Stühle hinweg. Der Junge musste nur noch eine Armlänge von der Korridortür entfernt gewesen sein, als Katsaris aus seiner schallgedämpften Pistole einen Schuss abfeuerte. Selbst nach dem Aufflammen des Mündungsfeuers blieb Katsaris in der eintrainierten Haltung des Combat-Schützen stehen: die Schusshand von der anderen gestützt, die Haltung von jemand, der sich einen Fehlschuss nicht leisten konnte. Die Haltung eines Soldaten, der auf eine Person schießt, die das Feuer nicht erwidern kann, deren weiteres Überleben aber in sich eine Bedrohung darstellte.

Jansons Blick verschwamm kurz, konzentrierte sich gleich darauf wieder, und jetzt sah er, wie der leblose Körper des Kindes die Steintreppe hinunterpurzelte, sich dabei fast überschlug.

Und dann blieb er auf der untersten Stufe liegen wie eine achtlos beiseite geworfene Stoffpuppe.

Als Janson näher trat, sah er, dass der Kopf des Jungen auf dem Tablett lag, das er einmal so stolz getragen hatte. Auf seinen weichen Kinderlippen hatte sich eine Speichelblase gebildet.

Jansons Herz schlug langsam, kraftvoll. Übelkeit erfüllte ihn, Ekel über sich selbst und das, was er beinahe hätte geschehen lassen, und zugleich über das, was hatte geschehen müssen. Über die Verschwendung, den gleichgültigen Umgang mit dem einen, was auf dieser Erde wirklich wichtig war, menschlichem Leben. Die Derek Collins' dieser Welt würden das nie verstehen. Er erinnerte sich daran, weshalb er den Dienst quittiert hatte.

Entscheidungen wie diese mussten getroffen werden, das war ihm bewusst. Aber er hatte nicht mehr derjenige sein wollen, der sie traf.

Katsaris sah ihn mit fragend geweiteten Augen an: Warum war sein Kommandant zur Bewegungslosigkeit erstarrt? Was war über ihn gekommen?

Dass Katsaris' Ausdruck verblüfft, nicht etwa tadelnd war, empfand Janson als seltsam bewegend. Katsaris hätte wütend auf ihn sein müssen, so wie Janson wütend auf sich selbst war. Nur die Liebe des Jüngeren für seinen Mentor konnte seine Empörung in ungläubiges Staunen verwandelt haben.

»Wir müssen hier raus«, sagte Janson.

Katsaris deutete auf die Treppe, den Ausgang, den ihr Plan vorsah.

Aber Janson hatte die Pläne entwickelt und wusste, wann sie geändert werden mussten. »Das ist jetzt zu gefährlich. Wir müssen einen anderen Weg finden.«

Würde Katsaris noch seinem Urteil vertrauen? Ein Einsatz ohne eindeutigen Befehlshaber war der sichere Weg in die Katastrophe. Er musste ihm jetzt zeigen, dass er die Lage im Griff hatte.

»Eines nach dem anderen. Holen wir zuerst die Amerikanerin«, sagte der Grieche.

Zwei Minuten später hantierte Katsaris am Schloss eines weiteren Zellengitters, während Novak und Janson ihm dabei zusahen. Das Gitter öffnete sich ächzend.

Der Lichtkegel der Taschenlampe erfasste verklebtes Haar, das einmal blond gewesen war.

»Bitte, nicht weh tun«, wimmerte die Frau und presste sich an die Wand ihrer Zelle. *»Bitte, nicht weh tun!«*

»Wir werden Sie nach Hause bringen«, sagte Theo und

ließ den Lichtstrahl seiner Lampe über sie wandern, damit sie sich ein Bild von ihrem Zustand machen konnten.

Es war Donna Hedderman, die Anthropologiestudentin; Janson erkannte ihr Gesicht. Als die KLF den Steenpaleis erobert hatte, hatten sie allem Anschein nach die Amerikanerin ebenfalls in das Verlies gesteckt. Es würde leichter sein, die beiden Gefangenen an nur einem Ort zu bewachen, mussten die Guerillas überlegt haben.

Donna Hedderman war eine grobknochige Frau mit einer breiten Nase und runden Wangen. Sie war einmal kräftig gebaut gewesen und war selbst jetzt noch, nach siebzig Tagen der Gefangenschaft, nicht gerade schlank. Wie das alle einigermaßen ernst zu nehmenden Terroristengruppen taten, sorgte auch die KLF dafür, dass ihre Gefangenen reichlich zu essen bekamen. Dahinter steckte brutales Kalkül. Ein vom Hunger geschwächter Gefangener konnte krank werden und sterben. Und an Krankheit sterben bedeutete, dem Zugriff der KLF zu entkommen. Einen Gefangenen, der an einer Krankheit starb, konnte man nicht hinrichten.

Dennoch hatte Donna Hedderman die Hölle hinter sich: Ihre Haut hatte die krankhafte Farbe eines Fischbauchs angenommen, ihr Haar war wirr und verklebt, und ihre Augen blickten starr und glasig. Janson hatte in den Zeitungsartikeln über ihre Entführung Fotos von ihr gesehen. In den Bildern aus glücklicheren Tagen war sie rundlich, strahlte, strotzte vor Gesundheit. Das Adjektiv »lebhaft« tauchte häufig auf. Aber die langen Wochen der Gefangenschaft hatten das alles zunichte gemacht. In einem Kommunikee der KLF war sie als amerikanische Spionin bezeichnet worden; dabei galten ihre politischen Sympathien, wenn sie überhaupt solche hatte, eher der Linken, und das hätte einen solchen Einsatz mit Sicherheit ausgeschlossen. Sie hatte Sympathien für die schlimme

Lage der Kagama an den Tag gelegt, aber die KLF verschmähte Sympathien und klassifizierte sie als nicht revolutionäre Empfindung. Sympathie war etwas, was die Angst beeinträchtigte, und Angst war es, was der Kalif mehr als alles andere anstrebte.

Endlich brachte die Frau etwas über ihre ausgetrockneten Lippen. »Für wen arbeiten Sie?«, fragte sie mit zitternder Stimme.

»Wir arbeiten für Mr. Novak«, sagte Janson und sah ihn von der Seite an.

Nach kurzem Zögern nickte Novak. »Ja«, sagte er. »Sie sind unsere Freunde.«

Donna Hedderman richtete sich auf und tappte zu der offenen Zellentür. Ihre Knöchel waren angeschwollen, sie ging unsicher.

Janson beriet sich leise mit Katsaris. »Es gibt einen anderen Weg, und der scheint mir im Augenblick günstiger. Jeder von uns hat ein wenig Semtex dabei. Das werden wir brauchen.«

Ein kleiner Brocken Semtex und ein Zünder gehörte zu ihrer Standardausrüstung für Einsätze in unsicherer Umgebung.

Katsaris musterte ihn prüfend und nickte dann. Jansons Tonfall, die Klarheit seiner Anweisungen schienen ihn zu beruhigen. Janson hatte nicht durchgedreht. Oder wenn doch, dann nur kurzzeitig. Janson war noch Janson.

»Kerosinlaternen.«

Janson deutete darauf. »Bevor man das hier alles elektrifiziert hat, dienten sie als Hauptbeleuchtungsquelle. Als das noch der Palast des Generalgouverneurs war, gab es sicherlich im Keller einen Kerosintank, einen Tank, der von außen gefüllt wurde. Er war mit Sicherheit darauf aus,

immer reichliche Kerosinvorräte zu haben.«

»Die könnten den Tank herausgerissen haben«, gab Katsaris zu bedenken, »oder er wurde mit Beton ausgegossen.«

»Kann sein. Aber wahrscheinlicher ist, dass sie ihn einfach still vor sich hinrosten ließen. Die hatten ja genügend Platz.«

»Das stimmt allerdings. Wie sollen wir den Tank finden?«

»Auf dem Plan ist der Tank etwa zweihundert Meter von der Nordwestumfriedung aus eingezeichnet. Mir war zuerst nicht klar, was das zu bedeuten hat, aber jetzt scheint es mir offenkundig.«

»Das ist ein gutes Stück entfernt«, meinte Katsaris. »Wird die Frau das schaffen?«

Donna Hedderman hielt sich an den Eisenstangen fest, um auf den Beinen zu bleiben; ihre Muskeln waren offenbar von der langen Gefangenschaft und dem erzwungenen Bewegungsmangel geschwächt, und ihre noch immer beträchtliche Leibesfülle war eine nicht unerhebliche Belastung.

Novak sah sie an und wandte sich dann verlegen ab. Janson war mit den Beziehungen vertraut, die sich zwischen zwei zutiefst verängstigten Gefangenen entwikkelten, die einander nicht sehen, aber im Flüsterton oder vielleicht durch Klopfzeichen an den Eisenstangen miteinander kommunizieren konnten.

»Lauf du voraus, Theo. Sag mir Bescheid, wenn du den Tank gefunden hast, dann komme ich mit den anderen nach.«

Drei Minuten verstrichen, dann war Katsaris' triumphierende Meldung in seinem Kopfhörer zu vernehmen.

»Gefunden!«

Janson sah auf die Uhr. Weitere Verzögerung war gefährlich. Wann würde die nächste Schicht Wachen eintreffen, um die anderen abzulösen? Wann würden sie das Scharren des Stahltors auf dem steinernen Treppenvorsprung hören? Er führte Peter Novak und Donna Hedderman durch den muffigen unterirdischen Gang zu dem alten Kerosintank. Donna Hedderman stützte sich beim Gehen auf Jansons Arm, und er merkte, dass ihr jeder Schritt wehtat.

Der Tank, der offensichtlich seit langer Zeit nicht mehr benutzt worden war, hatte eine Eisentür mit Bleiflanschen, die für Dichtigkeit sorgten.

»Wir haben keine Zeit zu vergeuden«, sagte Janson. »Lass uns das verdammte Ding eintreten. Die Scharniere sind ja schon halb abgerostet. Man muss bloß ein wenig nachhelfen.«

Er nahm Anlauf und hob den Fuß, als er die Eisentür erreichte. Wenn die Tür nicht nachgab, musste er mit einer ziemlichen Prellung rechnen. Aber sie gab nach, brach in einer Wolke aus Staub und oxidiertem Metall in sich zusammen.

Janson hustete. »Hol dein Semtex raus«, sagte er und lief durch einen Raum, der einmal ein Lagertank für Kerosin gewesen war. In der mit Kupferplatten ausgekleideten Kammer hing immer noch öliger Geruch. Das Einfüllloch war fast ganz von einer verhärteten teerähnlichen Substanz verkrustet, die auch die Tankwände bedeckte – Unreinheiten des Kerosins, die nach vielen Jahrzehnten zurückgeblieben waren.

Er schlug mit dem Kolben seiner HK gegen die Außenwand, hörte den hohlen Klang von Kupfer. Das war die richtige Stelle, vielleicht ein reichlicher Meter über dem

Boden.

Katsaris drückte die weißliche Kittmasse, die etwa so groß wie ein Stück Hotelseife war, um das verrostete eiserne Spundloch herum fest und presste zwei dünne, silbrig schimmernde Drähte hinein. Das andere Ende der Drähte befestigte er an einer runden Lithiumbatterie, wie sie in Uhren und Hörgeräten benutzt wird. Die Batterie hing herunter, und Katsaris beschloss, sie in das Semtex hineinzudrücken, um sie zu stabilisieren.

Während er damit beschäftigt war, brachte Janson sein eigenes Semtex an und überlegte kurz, welche die beste Position für die Sekundärsprengung war. Die Positionierung des Plastiksprengstoffs war für den gewünschten Effekt von entscheidender Bedeutung, ein Scheitern konnten sie sich nicht leisten. Bis jetzt hatte sie die Isoliertheit des Verlieses geschützt – die dicken Steinschichten, die es vom Rest des Nordflügels abgrenzten. Von dem Gemetzel in der Wachstube hatte außer seinen Opfern niemand etwas gehört. Aber die unterirdischen Räume zu verlassen, ohne dabei Lärm zu machen, war unmöglich. Die Explosion würde sich durch den ganzen Steinpalast verbreiten und alle in dem Gebäude Anwesenden wecken. Und für die Rebellen würde es auch nicht den geringsten Zweifel daran geben, wo die Explosion stattgefunden hatte und wohin Soldaten geschickt werden mussten. Nichts durfte ihre Flucht behindern, sonst war alles umsonst gewesen.

Janson drückte sein Semtex in die Ecke der Wand, wo diese an den gewölbten oberen Rand des mit Kupfer ausgekleideten Tanks grenzte, einen Meter über Katsaris' Plastik.

Es fiel herunter, und Janson fing es auf, ehe es den Boden erreichte. Die weißliche Masse klebte nicht an der öligen Fläche.

Was nun? Er zog das Messer heraus und schabte damit die gummiartigen Rückstände von der Tankwand. Im Schein seiner Taschenlampe war bald eine glänzende, zerkratzte Metallfläche zu erkennen.

Er presste die noch saubere Seite des Semtexklumpens dagegen. Sie blieb hängen, klebte aber nicht fest; es sah aus, als wollte sie jeden Augenblick herunterfallen.

»Zurück!«, rief Janson.

Die beiden verließen den Tank, nachdem Janson sich durch einen letzten Blick vergewissert hatte, dass sein Semtex immer noch an Ort und Stelle haftete. Als sie die Geiseln hinter der nächsten Korridorbiegung erreicht hatten, drückten sie gleichzeitig die Funkzünder, die die Batterien aktivierten.

Die Explosion war ohrenbetäubend, ein dröhnendes Brüllen, als würden die Bässe mehrerer Vierzigtausend-Watt-Lautsprecher tönen. Die Schockwellen erschütterten ihre Körper, ließen selbst ihre Augen vibrieren. Weißer Rauch quoll näher und trug den unverkennbaren Geruch von Plastiksprengstoff zu ihnen – und noch etwas anderes: den salzigen Duft der Seebrise. Sie hatten einen Weg nach draußen.

Wenn sie lange genug lebten, um ihn benutzen zu können.

8

Wie lange würde es dauern, bis die KLF-Soldaten im vollen Maße mobilisiert waren? Hundertzwanzig Sekunden? Weniger? Wie viele Wachen waren im Dienst? Wie viele Wachen waren an den Schutzwällen postiert?

Es würde nicht lange dauern, bis sie es genau wussten.

Ein Stück der massiven Steinmauer war unter der Wucht der Explosion in sich zusammengebrochen, und überall lagen zackige Trümmer herum. Aber Theos Taschenlampe bestätigte, was ihnen die feuchte Seebrise versprochen hatte. Die Öffnung war groß genug, dass sie, wenn sie kräftig zerrten und schoben, nach draußen klettern konnten. Katsaris übernahm die Spitze. Janson würde die Nachhut bilden. Sie würden gemeinsam den geschwächten Gefangenen dabei behilflich sein, sich durch den aufgehäuften Schutt der Sprengung ins Freie zu arbeiten.

Achtzig Sekunden später waren sie alle vier draußen. Die Seebrise war jetzt kräftiger geworden, und der Nachthimmel war heller, als er das zuvor bei ihrem Absprung gewesen war; die Wolkendecke fing an aufzubrechen. Man konnte die Sterne und ein Stück der Mondsichel sehen.

Aber eine Mondscheinnacht war das Letzte, was sie jetzt brauchen konnten. Sie hatten das Verlies hinter sich gelassen. Aber sie waren nicht frei. Noch nicht.

Janson stand mit den anderen an die Kalksteinmauer gelehnt und stellte ihre exakte Position fest. Die Brise wehte ihm um die Nase, verdrängte den klebrigen Geruch des Bluts seiner Opfer und ließ ihn auch den Schweißgeruch der Gefangenen nicht wahrnehmen, die sich seit

Tagen nicht mehr hatten waschen können.

Das Areal unmittelbar unter der Mauer war in mancher Hinsicht weniger gefährlich als das weiter draußen. Janson sah, dass auf den dem Meer zugewandten Befestigungsmauern bewaffnete Männer standen, manche an schweren Geschützen. Deshalb hatte man die Befestigungsanlagen gebaut – um von ihnen aus die Korvetten und Handelsschiffe rivalisierender Kolonialimperien beschießen zu können. Je weiter sie sich von den Mauern entfernten, umso bessere Zielscheiben würden sie bieten.

»Können Sie laufen?«, fragte Janson Novak.

»Eine kurze Strecke?«

»Ja, nur eine kurze Strecke«, erwiderte er beruhigend.

»Ich werde mir verdammt Mühe geben«, antwortete der Milliardär und schob entschlossen das Kinn vor. Er war um die Sechzig und war unter höchst bedrohlichen Umständen in Gefangenschaft gewesen, aber seine schiere Willenskraft würde sicherstellen, dass er es schaffte.

Seine Entschlossenheit beruhigte Janson. Was Donna Hedderman anging, hatte er einige Zweifel. Sie schien die Art Frau zu sein, die jeden Augenblick einen hysterischen Anfall bekommen konnte. Und sie war zu schwer, um sie sich auf die Schultern zu laden.

Er legte ihr die Hand auf den Arm. »Hey«, sagte er. »Niemand verlangt etwas von Ihnen, was über Ihre Kräfte geht. Haben Sie das verstanden?«

Sie wimmerte leise, und ihre Augen blickten ihn flehentlich an. Ein Mann im Kampfanzug mit schwarzer Gesichtsbemalung bot für sie nicht gerade einen beruhigenden Anblick.

»Ich möchte, dass Sie sich voll und ganz konzentrieren, okay?«

Er deutete auf einen fünfzig Meter entfernten Felsvorsprung, wo das Terrain jäh in die Tiefe abfiel. Ein Staketenzaun, der einmal weiß gestrichen worden war und von dem jetzt die Farbe abblätterte, umgab die Klippe, eher eine Demarkationslinie als ein echtes Hindernis. »Dort laufen wir jetzt hin.«

Er ersparte ihr weitere Einzelheiten seines Plans, sagte ihr nicht, dass sie sich an Seilen über den Klippenrand hinunterlassen würden, zu einem Boot, das achtzig Meter unter ihnen in der wogenden Brandung wartete.

Katsaris und Novak rannten zu dem Felsvorsprung hinüber; Janson, den die keuchende Amerikanerin beim Laufen behinderte, folgte ihnen nach.

Im Grau der Nacht sah es aus wie der Rand der Welt. Ein heller Felsbrocken und dahinter nichts.

Und jenes Nichts war ihr Ziel; ihre einzige Rettung.

Wenn sie es rechtzeitig erreichten.

»Mach das Seil fest!«, rief Janson Katsaris zu.

Die Klippe bestand überwiegend aus Gneis, einem festen, unregelmäßig verwitterten metamorphen Gestein. In der Nähe des Übergangs gab es einige geeignete Felszacken. Wenn sie einen davon benutzen konnten, würde das schneller gehen und sicherer sein, als Bolzen oder Klemmkeile in Felsspalten zu dreschen. Katsaris wickelte mit geschickter Hand zwei Seilschlingen um den höheren der beiden Felszacken, verknotete das Seil darunter und sicherte es mit einem zusätzlichen Überhandknoten. Wenn ein Seilstrang zerrissen wurde – von der Reibung an einer scharfen Felskante oder einer zufälligen Kugel –, würde der zweite Strang halten. Janson hatte beschichtetes 8,5mm-Nylonseil mitgenommen, das elastisch war, um die Bremswirkung bei einem Fall im Griff zu haben. Es war nicht dick, aber für das, was sie

vorhatten, kräftig genug.

Während Katsaris noch damit beschäftigt war, das Seil zu befestigen, legte Janson Novak schnell und mit geschickter Hand einen Klettergurt aus Nylon an und vergewisserte sich anschließend, dass Bein- und Hüftgurte gesichert waren. Dies würde kein kontrolliertes Abseilen sein; die eigentliche Arbeit musste das Material, nicht der Mensch übernehmen. Und das Material war nicht hochtechnisch; sie hatten sich mit Dingen begnügen müssen, die leicht zu tragen waren. Als Abseilbremse diente ein Stück aus poliertem Stahl, nicht viel größer als seine Hand, beiderseits mit einem Ring versehen, von denen einer etwas größer, der andere etwas kleiner war. Das Ganze kam ohne bewegliche Teile aus und wurde von Bergsteigern als »Abseilachter« bezeichnet.

Katsaris schob eine Schleife des Seils durch den großen Ring und schlang ihn um den Bügel, der die beiden Ringe verband. Anschließend hakte er den kleinen Ring mit Hilfe eines Karabiners an Peter Novaks Klettergurt fest. Eine sehr rudimentäre Vorrichtung, die aber genügend Reibung lieferte, um die Bremswirkung sicher unter Kontrolle halten zu können.

Von einem Eckturm über der Palastmauer schickte ein Posten einen langen Feuerstoß zu ihnen herüber.

Sie waren entdeckt worden.

»Herrgott, Janson, wir haben keine Zeit mehr!«, schrie Katsaris.

Aber sie konnten sich Zeit verschaffen – eine Minute vielleicht, möglicherweise auch weniger.

Janson hakte eine Blitzgranate von seiner Kampfweste und warf sie in Richtung auf den Wachturm. Sie flog im weiten Bogen durch die Luft in das Wachhäuschen.

Unmittelbar darauf warf er das Seil über die Klippe. Je

schneller Novak folgte, umso sicherer würde er sein: Seine einzige Chance lag darin, sich in einem Zug abzuseilen.

Unglücklicherweise war der Kagama auf dem Wachturm ebenso geschickt wie geistesgegenwärtig: Er hob die Granate auf und warf sie Sekunden vor der Explosion zurück. Die Granate explodierte im Flug, und der Lichtblitz beleuchtete die vier Menschen am Klippenrand, wie es ein Scheinwerfer von einem Wachturm nicht besser hätte tun können.

»Was jetzt?«, fragte Novak. »Ich bin kein Bergsteiger.«

»Springen«, drängte ihn Katsaris. *»Jetzt!«*

»Sie sind *verrückt!«,* schrie Novak, von dem schwarzen Abgrund entsetzt, der sich unter ihm dehnte.

Katsaris packte ihn mit beiden Armen und schob ihn über den Klippenrand, sorgfältig darauf bedacht, nicht selbst den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Es war schlimm. Aber es war die einzige Möglichkeit. Selbst für die elementarste Unterweisung fehlte die Zeit, davon ganz abgesehen, dass Novak ihr unmöglich hätte folgen können: Ein gesicherter Sturz war seine einzige Chance. Und der Felsüberhang ragte so weit vor, dass keine Gefahr bestand, dass er im Fallen mit der Felswand in Berührung kam.

Janson hörte, wie das Seil kontrolliert durch die Achterbremse glitt, das bestätigte ihm, dass es Novak mit gleichmäßiger Fallgeschwindigkeit zu den von der Brandung umspülten Felsen in der Tiefe tragen würde. Die weit nach draußen ragende Klippe war jetzt der beste Schutz für Novak, weil sie ihn vor den Scharfschützen in dem Wachturm abschirmte. Die Kugeln würden an ihm vorbeizischen, konnten ihn nicht treffen. Novak brauchte nichts zu tun. Die Schwerkraft würde alles für ihn erledigen.

Und den Rest würde das B-Team, das am Klippensockel im Boot wartete, besorgen.

Der Klippenüberhang hatte die Festung über die Jahrhunderte hinweg vor Angriffen vom Meer her geschützt, ebenso wie die Felsen und Untiefen Kriegsschiffe davon abgehalten hatten, zu nahe heranzukommen. Der Standort der Festung war gut ausgewählt. Und doch würden eben diese Besonderheiten jetzt auch den Eindringlingen zugute kommen.

Peter Novak war beinahe zu Hause.

Für die anderen würde es nicht ganz so einfach sein.

Janson und Katsaris konnten sich ohne Mühe die Klippe hinab abseilen. Aber was sollten sie mit Donna Hedderman machen? Es war kein dritter Klettergurt und auch kein weiteres Bremssystem vorhanden, das sie benutzen konnte. Janson und Katsaris wechselten einen langen Blick – und einigten sich wortlos auf ein weiteres Vorgehen, das sie in stummer Verzweiflung als das einzigmögliche erkannt hatten.

Während Theo ein weiteres Seil in einer Doppelschlinge um einen anderen Felszacken legte, ließ sein Gesichtsausdruck keine Zweifel an seinen Gedanken. *Der Teufel sollte die Amerikanerin holen!* Aber sie hier zurückzulassen kam nicht in Frage.

Ein Feuerstoß von dem Wachturm ließ neben ihm Felssplitter aufspritzen.

Sie hatten keine Zeit.

Immer mehr Wachposten würden jetzt ihr Feuer auf den Felsvorsprung konzentrieren. Die Dunkelheit und der Nebel erschwerten freilich das Ziel, denn es war klar zu erkennen, dass die Schüsse auf eine Distanz von vierzig Metern weitab lagen. Aber was den Rebellen an Genauigkeit fehlte, ersetzten sie durch Masse. Jetzt knatterten

ununterbrochen Schüsse. Wie lange noch, bis eine der vielen Kugeln ihr Ziel traf?

»Nimm dein Seilende«, wies Janson Katsaris an. Unterdessen verschnürte Janson die Frau in seinem eigenen Klettergürtel, was nicht ganz leicht war und dazu führte, dass das Nylonnetz sich um ihre Schenkel und ihre beträchtliche Taille spannte. Hastig bereitete er den Abseilachter vor. Ein nicht gerade zaghafter Schubs, und sie war auf dem Weg nach unten.

Janson hatte jetzt weder einen Klettergurt noch eine Abseilvorrichtung. Er überprüfte die Verankerung, die Katsaris vorgenommen hatte, klammerte sich dann rittlings an das Seil, schlang es um den linken Schenkel und quer über die Hüfte, über die Brust und den Kopf herum zur rechten Schulter und dann wieder auf dem Rücken zur linken Hand. Das Seil schlang sich jetzt wie ein S um seinen Oberkörper. Er würde es mit der rechten Hand führen und mit der linken die Geschwindigkeit regulieren. Wenn er das Seil mit der Handfläche nach oben umfasst hielt, konnte er es vom Rücken wegdrücken, um sein Tempo zu beschleunigen, oder es sich um die Hüfte schlingen, um langsamer zu werden. Seine Nylonkleidung würde ihm etwas Schutz vor Reibungsverbrennungen liefern. Trotzdem gab er sich keinen Illusionen hin. Er hatte sich bei einer Übung einmal auf diese Weise, im so genannten Dülfersitz, abgeseilt; es würde äußerst schmerzhaft sein.

»Funktioniert das wirklich?«, fragte Katsaris skeptisch.

»Aber sicher funktioniert es«, erwiderte Janson. »Ich habe das schon mal gemacht.«

Damals hatte er gehofft, es nie wieder tun zu müssen.

Einige Feuerstöße, die wie das Rattern einer Kreissäge klangen, peitschten wie ein bleierner Hagel auf die Klippe

nieder. Das Felsgestein zu ihren Füßen, nur wenige Zentimeter von ihnen entfernt, explodierte; ein paar Splitter trafen Janson ins Gesicht. *Sie hatten keine Zeit.*

»Ich *stecke fest!«*

*D*as war Donna Heddermans klagende Stimme, vielleicht zehn Meter unter ihnen.

»Wir kommen gleich!«, rief Janson ihr zu, während er und Katsaris sich über den Vorsprung hinunterließen. In der Hüfte abgeknickt, stemmten die beiden Männer die Beine senkrecht zur Felswand, »gingen«, wo das möglich war. Für Janson war der Abstieg qualvoll; seine Nylonweste war zwar kräftig, konnte aber in keiner Weise verhindern, dass das Seil sich in sein Fleisch presste. Der Druck ließ sich nur dadurch lindern, dass er seinen ohnehin schon schmerzenden Muskeln noch mehr zumutete.

»Helft mir!«, hallte die Stimme der Frau ängstlich aus der Tiefe.

Als sie ein Drittel des Weges zurückgelegt hatten, erreichten sie sie und sahen, was passiert war. Ihr langes, von der Gefangenschaft verfilztes Haar hatte sich in dem Achter verfangen. Damit hätten sie rechnen müssen. Katsaris zog ein Messer heraus, stieß sich seitwärts mit den Füßen ab und schwebte auf sie zu. Sie stieß einen ohrenbetäubenden Schrei aus. Mit einem Schnitt war ihr verheddertes Haar frei. Aber sie hatte noch viel mehr Haare, und es konnte wieder passieren. Katsaris wand einen Segeltuchstreifen um das Tau, der ein weiteres Abgleiten verhinderte.

»Ganz ruhig«, sagte er, schob sich weiter auf die Frau zu, packte eine Hand voll Haar und säbelte es ab, ohne auf ihre lauten Protestrufe zu achten. Mit ihrer Frisur war jetzt kein Staat mehr zu machen, aber diesmal ging Sicherheit vor Schönheit.

Janson gab sich alle Mühe, mit den anderen Schritt zu halten, biss die Zähne zusammen, als das Tau sich wie eine Pythonschlange um seine Brust wand und seine Atmung behinderte; gleich darauf presste es sich schmerzend in seine Gesäßmuskulatur. Diese Art des Abseilens war etwas ganz Natürliches, vermutete er, so wie es eine natürliche Geburt gab. Das Qualvolle daran war eben das, was die Realität ausmachte. Seine Hände waren am Ende ihrer Leistungsfähigkeit; aber wenn er das Tau losließ, dann war nichts mehr zwischen ihm und den Felsklippen in der Tiefe.

Er brauchte nur noch ein wenig durchzuhalten, musste sich immer wieder daran erinnern, dass dort unten am Klippensockel die anderen Mitglieder seines Teams auf sie warteten, in einem ultraleichten Schlauchboot, das im Flugzeug verstaut gewesen war. Sie würden ausgeruht sein und bereit. Janson und die anderen würden sich ihren helfenden Händen anvertrauen können. Wenn sie es nur bis zu ihnen hinunter schafften.

Klar wie Wasser, kalt wie Eis.

Die Sekunden tickten dahin wie Stunden. Er konnte die Geräusche des B-Teams hören, als sie Peter Novak losschnallten und ihn in das Boot verfrachteten.

Nur der Schnellste konnte das Rennen gewinnen. Falls es irgendwelche Zweifel gab, wohin sie entkommen waren, würden die Seile den Wachen alles verraten, was sie wissen mussten. Und wenn diese Seile in den nächsten paar Minuten durchschnitten wurden, würden drei Menschen in den Tod stürzen. Die Dunkelheit und der Nebel waren die einzigen Verbündeten, die sie hatten, die Zeit ihr größter Feind.

Geschwindigkeit bot die einzige Überlebenshoffnung – sie mussten das Boot erreichen, und das so schnell wie

möglich.

Wie viel Zeit war verstrichen? Vierzig Sekunden? Fünfzig? Sechzig?

Gerade als seine Muskeln den Punkt völliger Erschöpfung erreicht hatten, spürte Janson, wie Hände nach oben griffen, um ihn zu packen, und er ließ endlich eine Rettungsleine los, die zum Folterinstrument geworden war. Während er in dem kleinen Boot niedersank, blickte er in die Runde. Sie waren sechs. Novak. Hedderman. Katsaris. Andressen. Honwana. Hennessy würde die BA609 steuern, die zweite Schicht übernehmen.

Der Motor heulte auf, als das Schlauchboot – ein Modell Sea Force 490 – von den Felsen davonschoss, eine halbe Meile lang dicht am Ufer entlang nach Süden jagte und dann hinaus in die vom Nebel verhüllten Wellen. Die schlechte Sicht würde es den Verfolgern erschweren, das Schlauchboot zu sichten, und sie hatten einen Kurs gewählt, der sie außer Reichweite der fest positionierten Geschütze der Rebellen bringen würde. »Alle anwesend«, sprach Andressen in sein Funkmikrofon und alarmierte damit Hennessy in der BA609. »Mit einem zusätzlichen Gast.«

Kugeln brachten in einiger Entfernung von ihnen das Wasser zum Aufspritzen, Kugeln, die aus Verzweiflung abgefeuert waren, um des Effekts willen. Aber nach den Gesetzen des Zufalls konnten auch ungezielte Schüsse manchmal dasselbe Ergebnis wie solche zeitigen, die sorgsam gezielt waren.

Erst als sie sich eine halbe Meile vom Ufer entfernt hatten, verstummte das Gewehrfeuer der Rebellen. Zweifellos hielt es an, nicht zuletzt aus schierer Wut, aber die unruhige See übertönte das Krachen der Schüsse.

Das Schlauchboot tanzte im Rhythmus der Wogen; sein

starker Motor hatte alle Mühe, mit der vom Monsun aufgewühlten See fertig zu werden. Als die Küste von Anura schließlich im Nebel verschwand, schoss Janson flüchtig durch den Kopf, wie belanglos ihr Boot doch war, ein winziges Gebilde aus Gummi und Metall, das sich seinen Weg durch die endlose leere See bahnte. Und doch war seine Ladung für jene, denen die Zukunft der Menschheit auf diesem Planeten wichtig war, sehr bedeutsam.

Peter Novak sah in die Richtung, in die sie fuhren. Der entschlossene Zug um seinen Mund verriet Janson, dass er dabei war, zu sich selbst zurückzufinden. Und doch war sein Gesicht ohne Ausdruck, seine Gedanken weilten in weiter Ferne. In seinem Haar und auf seinem Gesicht glitzerten Gischt und Wassertropfen; sein Hemd war vom Salzwasser durchtränkt. Von Zeit zu Zeit fuhr er sich mit der Hand durchs Haar.

Die Amerikanerin hatte das Gesicht in den Händen vergraben und hatte sich wie eine Kugel zusammengerollt. Ihre Genesung würde lange Zeit in Anspruch nehmen, das war Janson bewusst. Die beiden waren unter radikal verschiedenen Umständen in die Klauen der KLF geraten, einen größeren Kontrast konnte man sich kaum vorstellen.

Auch Jansons Männer waren stumm, in Gedanken verloren oder vielleicht auch auf die nächsten Etappen ihres Einsatzes konzentriert.

Würden die Rebellen sie mit einem Schnellboot verfolgen? Möglich war es, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich. Wenn man kein sehr geschickter Kletterer war, stellte Adam's Hill ein recht beeindruckendes Hindernis dar.

Die sechs Menschen im Schlauchboot konnten das *Womp-womp* der Rotoren hören, ehe sie das Flugzeug entdeckten. Eine Viertelmeile offenes Meer trennten sie

noch davon. Andressen sah auf die Uhr und beschleunigte ihre Fahrt. Sie hatten ihren Zeitplan überschritten: Das Befreiungsmanöver hatte länger gedauert als erwartet. Das kleine Boot hob und senkte sich mit den Wellen wie ein Stück Treibholz, während sein starker Außenbordmotor sie auf mehr oder weniger geradem Kurs hielt. Jetzt tauchte das Flugzeug vor ihnen auf. Es ruhte auf einem sich selbst aufblasenden schwarzen Gummischwimmer. Die Rotoren peitschten das Meer, und es sah so aus, als würde sich um die Maschine herum eine schüsselförmige Vertiefung bilden. Hennessy, der Honwana auf dem Rückflug ablösen würde, bereitete die Hydraulik vor.

Jetzt zeichnete sich der matt schimmernde Kunststoffrumpf der Maschine im ersten Schimmern des jungen Tages ab, einem rosafarbenen Streifen, der entlang des Horizonts verlief. Ein paar Minuten später hatte der Streifen sich verbreitert, seine Konturen verloren, war dafür aber intensiver geworden, wie das Licht einer Bogenlampe, wenn man es durch die aneinander gelegten Finger sieht. Der Morgen dämmerte an einem jetzt fast klaren Himmel: ein dunkles Violett, das schnell in ein intensives Hellblau überging. Morgendämmerung auf dem Indischen Ozean. Die erste Morgendämmerung, die Peter Novak seit mehreren Tagen zu sehen bekam.

Hennessy öffnete sein Fenster und rief zu Janson hinunter: »Und wer ist die Frau?«, wollte er wissen. Seine Stimme klang angespannt.

»Je von Donna Hedderman gehört?«

»Maria, Mutter Gottes, Janson! *Eine* Person solltet ihr befreien. In dieser Kiste bringe ich keine zusätzliche Person unter. Verdammt noch mal, wir sind ohnehin an der Grenze unserer Treibstoffkapazität. Wir können nicht einmal hundert Pfund zusätzliche Ladung aufnehmen, ohne dass uns der Treibstoff ausgeht, ehe wir die Lande-

zone erreichen. So knapp sind die Toleranzen.«

»Ich verstehe.«

»Solltest du auch. War schließlich dein Plan, Herrgott. Gib mir also eine Alternative.«

Janson schüttelte den Kopf. »Es gibt keinen Ort in der Nähe, den wir nutzen können, sonst wäre das eine Alternative.«

»Und was sieht dein Plan jetzt vor?«, wollte der Ire wissen.

»Ich werde zurückbleiben«, sagte Janson. »Der Treibstoff in dem Schlauchboot reicht aus, um damit nach Sri Lanka zu kommen.«

Hennessy sah ihn ungläubig an, worauf Janson hinzufügte: »Ich brauche bloß das Tempo zu reduzieren und die Strömung auszunutzen. Glaub mir, ich weiß, was ich tue.«

»Sri Lanka ist nicht sicher. Das hast du doch selbst gesagt, bei allen Heiligen!«

»Für Novak nicht sicher, *das* habe ich gesagt. Ich kriege das schon hin. Ich habe Ausweichpläne vorbereitet, für den Fall, dass es zu so etwas kommt.«

Das war nur zur Hälfte ein Bluff. Der Plan konnte funktionieren, aber er hatte nicht mit dieser Eventualität gerechnet.

Jetzt wurde Donna Hedderman, die erregt, aber zusammenhanglos ständig auf die Männer einredete, an Bord der Maschine gebracht. Ihr Gesicht war gerötet, ihre Kleidung von der Gischt nass.

»Mr. Janson?«

Die Stimme des Ungarn klang klar und deutlich und war trotz der lärmenden Rotoren zu verstehen. »Sie sind ein sehr tapferer Mann. Sie beschämen mich, und mich zu beschämen ist gar nicht so leicht.«

Er packte Janson am Arm. »Das werde ich nicht vergessen.«

Janson senkte den Kopf und sah Peter Novak gerade in dessen braune Augen. »Bitte, tun Sie das aber. Ich muss Sie sogar darum bitten, aus Gründen meiner Sicherheit und der meines Teams.«

Das war die Antwort eines Profis. Und Janson war ein Profi.

Der andere blieb eine Weile stumm. »Sie sind ein guter Mann«, sagte er schließlich. Katsaris half Peter Novak die Rampe hinauf in das Flugzeug und kletterte dann wieder herunter.

Der Grieche sah Janson mit strengem Blick an. »Ich bleibe. Du gehst.«

»Nein, mein Freund«, sagte Janson.

»Bitte.«

Katsaris ließ nicht locker. »Du wirst gebraucht. Einsatzleitung, ja? Falls etwas schief geht.«

»In dieser Phase kann nichts mehr schief gehen«, widersprach Janson. »Novak ist in erfahrenen Händen.«

»Hundert Meilen auf dem offenen Meer in einem Schlauchboot – das ist kein Witz«, beharrte Katsaris mit versteinerter Miene.

»Willst du sagen, ich bin für einen kleinen Segeltörn zu alt?«

Katsaris schüttelte den Kopf, ohne auf den lockeren Ton des anderen einzugehen. »Bitte, Paul. Ich sollte der sein, der hier bleibt.«

Sein schwarzes Haar glänzte im Licht der Morgendämmerung.

»Verdammt noch mal, *nein!«*, herrschte Janson ihn in einer Aufwallung von Ärger an. »Ich habe hier das

Kommando, ich habe Mist gebaut, und ich werde das auslöffeln. Kein Mitglied meines Teams geht ein Risiko ein, das mir zukommt. Ende der Diskussion.«

Es war eine Sache des Stolzes – es hatte etwas mit Ehre in der Schattenwelt zu tun, in der sie lebten. Katsaris schluckte und tat dann, was Janson ihm befohlen hatte. Aber die Sorge konnte er nicht aus seinem Gesicht wischen.

Janson stieß ab und drosselte den Motor des Schlauchboots. Bei geringerem Tempo würde der Treibstoff länger halten. Anschließend vergewisserte er sich durch einen Blick auf den Kompass seiner Armbanduhr, dass die Richtung stimmte.

Er würde drei oder vier Stunden brauchen, um die Küste im Südosten von Sri Lanka zu erreichen. Dort hatte er einen Kontaktmann, der ihn auf einem schnellen LKW zum internationalen Flughafen von Colombo bringen konnte, vorausgesetzt, dass dort nicht wieder die Tiger von Tamil Eelam das Sagen hatten. Das war keine ideale Lösung, aber eben die beste aller verfügbaren Alternativen.

Er sah der kleinen türkisfarbenen Spezialmaschine nach, wie sie sich in die Lüfte erhob, Höhe gewann und Kurs auf Katchall nahm.

Der Morgenhimmel war jetzt von herrlichem Azurblau, einem Blau, von dem sich der Kunststoffrumpf des Flugzeuges kaum abhob, und Jansons Erleichterung wuchs, als er die Maschine über den Himmel gleiten sah.

Einen kurzen Augenblick lang gab er sich einem Gefühl des Stolzes hin. Was sie geleistet hatten, war ein Triumph gegen fast aussichtslose Chancen gewesen. Peter Novak war frei. Die muslimischen Fanatiker hatten ihren prominenten Gefangenen verloren und eine schwere Demütigung hinnehmen müssen. Janson lehnte sich im

Boot zurück und sah zu, wie das Flugzeug noch ein wenig höher stieg; mit seiner Beweglichkeit sah es beinahe wie ein natürliches Lebewesen aus, ein Insekt.

In dem kleinen Boot würde er die Küstenebene von Sri Lanka mit großer Vorsicht ansteuern müssen; manchmal traf man dort auf unerwartete Sandbänke, die das Manövrieren erschwerten. Aber von Colombo gab es einen direkten Flug nach Bombay, und von dort würde er unmittelbar in die Staaten zurückkehren können. Er hatte sich Marta Langs Telefonnummer eingeprägt und die von Katsaris ebenfalls; er würde sie so bald wie möglich anrufen. Sein Boot verfügte nicht über die dafür erforderlichen Einrichtungen, aber er wusste, dass Katsaris das Kommando übernehmen und in wenigen Minuten Novaks Stellvertreterin davon verständigen würde, dass der Einsatz geglückt war. Janson hatte sich gewünscht, dieses Gespräch führen zu können, aber Katsaris hatte ein mindestens ebenso großes Anrecht darauf: Er hatte Ungewöhnliches geleistet, und der Triumph gebührte ebenso ihm.

So wie Janson die Liberty Foundation kannte, hatten sie, wahrscheinlich schon bevor die BA609 nach Katchall zurückkehrte, eine kleine Luftflotte zusammengestellt, sinnierte er und blickte der Maschine nach, wie sie immer höher in den Himmel stieg.

Und dann – *nein,* das konnte nicht sein, es musste sich um eine Luftspiegelung handeln! – sah er den Blitz, das grelle, feurige Leuchten und die weiße Wolke einer Explosion. Ein heller Schimmer bleichte den Morgenhimmel, unmittelbar gefolgt von einem gewaltigen zweiten Blitz, diesmal dem Gelbweiß von in Sekundenbruchteilen verbrennendem Treibstoff. Kleine Wrackstücke regneten auf das Meer herab.

Nein! Um Himmels willen, nein!

Einige endlose Sekunden lang war Janson wie benommen. Er schloss die Augen, öffnete sie wieder: Hatte er sich das eingebildet?

Ein Propeller wirbelte träge an ihm vorbei, bevor er ins Meer klatschte.

Du lieber Gott.

Es war eine Katastrophe, wie er sie noch nie erlebt hatte. Er spürte, wie sich eine eisige Hand um sein Herz krampfte. Theo. Theo Katsaris, der Mann, der für ihn wie ein Sohn gewesen war. Ein Mann, der ihn liebte und den er geliebt hatte. »Lass mich hier bleiben«, hatte Theo ihn angefleht, und Janson hatte es – aus Eitelkeit, aus Stolz – abgelehnt.

Tot. Vor seinen Augen verbrannt.

In einem Kaleidoskop sah er die Gesichter der anderen. Den schweigsamen, immer gleichmütigen Manuel Honwana. Andressen: loyal, methodisch, verlässlich, ein Mann, von dem man nie ein lautes Wort hörte – jemand, den man häufig unterschätzte, weil er sein Selbstbewusstsein nicht so offen zur Schau trug. Sean Hennessy, den er aus einer englischen Gefängniszelle herausgeholt hatte, um das Todesurteil über ihn zu sprechen. Und Donna Hedderman – die glücklose amerikanische Aktivistin.

Sie alle dahin, seinetwegen tot.

Und Peter Novak. Der größte Philanthrop eines neuen Jahrhunderts. Ein Riese unter den Menschen. Der Friedensbringer. Ein Mann, der Janson einmal das Leben gerettet hatte. Der Sinn und Zweck des ganzen Einsatzes war.

Tot.

Verbrannt, dreitausend Fuß über dem Indischen Ozean.

Ein unglaublicher Triumph hatte sich jetzt, wo der Tag

angebrochen war, in einen Albtraum verwandelt.

Er wusste nur, dass das kein Unfall war, kein Maschinenversagen. Die doppelte Explosion – der Blitz, der ein paar Sekunden vor der Explosion des verbrennenden Treibstoffs gekommen war – verriet alles. Was da geschehen war, war die Folge planmäßigen Handelns. Vier der besten Männer, die er je gekannt hatte, waren planmäßig ermordet worden, und mit ihnen einer der besten Menschen, die die Welt je gekannt hatte.

Was zum Teufel war hier geschehen? Wer konnte so etwas geplant haben? Und wann waren diese Pläne geschmiedet worden? Und warum? Um Himmels willen, *warum?*

Janson sank, gelähmt von Leid und Wut, auf den Boden seines Schlauchboots. Einen Augenblick lang fühlte er sich auf dem offenen Meer, als läge er in einer Grabkammer, mit einem schweren Gewicht, das auf seiner Brust lastete. Das Atmen bereitete ihm Schwierigkeiten. Das Blut, das durch seine Adern strömte, schien zu stocken. Die wogende See lockte, bot ewiges Vergessen an. Von Angst und Pein erfüllt, wusste er, wie er dem ganzen Leid würde ein Ende machen können.

Aber das kam nicht in Frage.

Er hätte sein Leben für das eines jeden Einzelnen von ihnen gegeben. Das war ihm klar.

Aber diese Wahl hatte er nicht.

Nur er überlebte.

Und in den tiefsten Gründen seines Bewusstseins lief wie der Mechanismus eines Uhrwerks eine von harter, eisiger Wut getriebene Kalkulation an. Er hatte gegen eine Gruppe von Fanatikern zu den Waffen gegriffen, und eine noch viel diabolischere Macht hatte ihm eine Niederlage zugefügt. Der Zorn ließ seine Seele zu Eis erstarren.

Niedergeschlagenheit und Sorge wichen einem Gefühl von viel größerer Tragweite, dem absoluten, unbeugsamen Durst nach Gerechtigkeit; und dieses Gefühl war es, das ihm befahl, nicht anderen Empfindungen nachzugeben. Er war derjenige, der am Leben geblieben war – übrig geblieben, um herauszufinden, was gerade geschehen war. Und weshalb.

TEIL 2

9

Washington, D.C.

»Das oberste Gebot ist strengste Geheimhaltung«, sagte der Mann von der DIA, der Defense Intelligence Agency, zu den übrigen im Raum Anwesenden. Mit seinen dicken, dunklen Augenbrauen, den breiten Schultern und den muskelbepackten Armen sah er wie jemand aus, der sich seinen Lebensunterhalt mit der Arbeit seiner Hände verdiente; tatsächlich war Douglas Albright freilich ein sehr intellektueller Mensch, der manchmal zu nachdenklichem Brüten neigte. Er hatte in Politologie promoviert und eine viel beachtete Diplomarbeit über Spieltheorie geschrieben. »Geheimhaltung hat erste, zweite und dritte Priorität. Daran darf es nie den leisesten Zweifel geben.«

Solche Zweifel waren kaum berechtigt, dafür sorgte schon der höchst unwahrscheinliche Ort des kurzfristig angesetzten Treffens. Das Meridian International Center befand sich am Crescent Place an der Sixteenth Street am Meridian Hill. Das gepflegte Gebäude in dem für das offizielle Washington typischen neoklassizistischen Stil war alles andere als auffällig. Es strahlte einen gewissen diskreten Charme aus, der mit der ein wenig ungewöhnlichen Tatsache zu tun hatte, dass das Gebäude sich nicht im Besitz der Bundesregierung befand – das Zentrum bezeichnete sich selbst als ein Kultur- und Bildungsinstitut –, aber in Wirklichkeit fast ausschließlich für sehr geheime Regierungszwecke genutzt wurde. Der Vordereingang des Zentrums war von schlichter Eleganz, jedoch bei

weitem nicht so wichtig wie der Seiteneingang, der von einer privaten Zufahrt aus zugänglich war, was wichtigen Persönlichkeiten ein unauffälliges Kommen und Gehen ermöglichte. Obwohl das Zentrum nicht einmal eine Meile vom Weißen Haus entfernt war, bot es für bestimmte Treffen die idealen Voraussetzungen, insbesondere für Abstimmungsgespräche zwischen einzelnen Ministerien, für die rein formal keinerlei Notwendigkeit vorlag. Treffen, die in diesem Gebäude abgehalten wurden, hinterließen nicht die nur schwer zu verbergende Papierspur, die die Sicherheitsprozeduren des Weißen Hauses, des Pentagon oder der diversen Geheimdienste erforderten. Sie konnten hier stattfinden, ohne dass irgendwelche offiziellen Protokolle erstellt wurden. Sie konnten sogar stattfinden, ohne offiziell überhaupt je stattgefunden zu haben.

Die fünf graugesichtigen Männer, die um den kleinen Konferenztisch versammelt waren, gingen alle ähnlichen Tätigkeiten nach, und doch hätten sie im Hinblick auf die offizielle Struktur der Regierungsbehörden unter normalen Umständen nie Anlass gehabt, sich zu treffen. Es bedurfte daher keiner Erwähnung, dass das Programm, das sie hierher zusammengeführt hatte, weit außerhalb der üblichen Normen lag, und dass die Umstände, denen sie sich jetzt gegenübersahen, möglicherweise von geradezu katastrophaler Tragweite waren.

Im Gegensatz zu ihrem Titularvorgesetzten verdankten sie ihre Ämter nicht ihrer Parteizugehörigkeit; sie waren Karrierebeamte und mit Programmen betraut, die weit über die Amtszeit einer einzelnen Regierung hinausreichten. Sie arbeiteten mit den Männern und Frauen zusammen, die in Vier-Jahres-Zyklen ins Amt kamen und es auch wieder verließen, und standen ihnen auch zur Verfügung, aber so wie sie ihre Verantwortungsbereiche

sahen, reichte ihr Horizont wesentlich weiter.

Gegenüber dem Mann von der DIA hatte der stellvertretende Direktor der National Security Agency Platz genommen, ein Mann mit einer hohen, glatten Stirn und schmalen, verkniffen wirkenden Gesichtszügen. Er hielt sich viel darauf zugute, dass ihn auch die widrigsten Umstände nicht von seiner ruhigen Gelassenheit abbringen konnten. Jetzt allerdings war diese Gelassenheit im höchsten Maße strapaziert und damit auch sein Stolz. »Geheimhaltung, ja, natürlich – das Wesen der Direktive ist klar«, sagte er ruhig. »Nicht so klar ist, was es mit der betreffenden Person auf sich hat.«

»Paul Elie Janson«, sagte der Unterstaatssekretär im State Department, der auf dem Papier den Nachrichtendienst seines Ministeriums leitete. Er war ein athletisch gebauter Mann mit glattem Gesicht und zerzaust wirkendem strohblondem Haar; für eine ganze Weile hatte er nicht das Wort ergriffen. Seine wuchtige schwarze Brille ließ ihn älter erscheinen, als er war. Ein Überlebenstyp, das wussten die anderen Männer. Und weil er das war, achteten sie sorgfältig darauf, welche Haltung er zu den hier in Rede stehenden Themen einnahm. »Janson war, wie Sie wissen, einer von unseren Leuten. Die Akten, die Ihnen über ihn vorliegen, sind leicht redigiert worden. Dafür muss ich um Nachsicht bitten – sie sind so, wie sie aus dem Archiv kamen, und wir hatten nicht viel Zeit, uns mit ihnen zu befassen. Im Übrigen reichen sie aus, um Ihnen einen allgemeinen Eindruck zu verschaffen.«

»Eine Ihrer gottverdammten Killermaschinen, Derek, das ist er«, sagte Albright und funkelte den Unterstaatssekretär an. Trotz Albrights hohem Rang in der Verwaltungshierarchie hatte er seine ganze Karriere nicht etwa im operativen Sektor sondern im Analysebereich verbracht und war auch im Kern seines Wesens Analytiker

geblieben. Das tief verwurzelte Misstrauen, das solche Menschen gegenüber ihren Kollegen aus dem operativen Sektor empfanden, war nur allzu oft berechtigt. »Sie schaffen diese seelenlosen Maschinen, lassen sie auf die Welt los und überlassen es dann einem anderen, hinter ihnen sauber zu machen. Ich verstehe einfach nicht, was für ein Spiel der Mann spielt.«

Das Gesicht des Mannes aus dem State Department rötete sich verärgert. »Haben Sie einmal die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass jemand *mit ihm* ein Spiel treibt?«

Der Unterstaatssekretär starrte sein Gegenüber durchdringend an. »Vorschnelle Folgerungen könnten gefährlich sein. Ich bin nicht bereit, hier zu erklären, dass Janson ein Abtrünniger ist.«

»Das Entscheidende ist, dass wir es nicht mit Sicherheit wissen«, meinte der NSA-Mann, Sanford Hildreth, nach einer Weile. Er wandte sich seinem Nachbarn zu, einem Computerspezialisten, der sich als junger Mann den Ruf eines Genies erworben hatte, als er praktisch im Alleingang die entscheidenden Strukturen für die Datenbank der CIA entwickelt hatte. »Gibt es irgendwelche Einzelheiten, die wir hier übersehen, Kaz?«

Kazuo Onishi schüttelte den Kopf. Er hatte am Caltech studiert, war in Südkalifornien aufgewachsen und sprach auch heute noch im typisch lässigen Tonfall jener Region, was ihn lockerer erscheinen ließ, als er in Wirklichkeit war. »Ich kann Ihnen sagen, dass wir einige anomale Aktivitäten hatten, potenzielle Firewall-Brüche. Aber ich kann den Täter nicht identifizieren. Jedenfalls jetzt noch nicht.«

»Nehmen wir einmal an, Sie hätten Recht, Derek«, fuhr Hildreth fort. »Dann habe ich großes Mitgefühl mit dem Mann. Aber wir dürfen unter keinen Umständen das

Programm in irgendeiner Weise gefährden. Doug hat Recht – das ist die oberste Direktive. Absolut und unwiderruflich. Sonst könnten wir ebenso gut der Pax Americana Adieu sagen. Was er sich dabei gedacht hat, ist beinahe gleichgültig. Wir können nur feststellen, dass dieser Janson nicht weiß, wo er da hineingeschlittert ist.«

Er führte die Kaffeetasse zum Mund und nahm einen Schluck, wobei er hoffte, dass niemand das leichte Zittern seiner Hand bemerkte, als er die Tasse wieder abstellte. »*Und er wird es ebenfalls nie wissen.«*

*D*as war eher eine Deklaration als eine Feststellung.

»Das kann ich akzeptieren«, sagte der Mann aus dem State Department. »Ist Charlotte informiert worden?«

Charlotte Ainsley war die Sicherheitsberaterin des Präsidenten und die wichtigste Verbindung zum Weißen Haus.

»Das ist für heute Nachmittag geplant«, sagte der NSA-Mann. »Aber sehen Sie irgendwelche sinnvollen Alternativen?«

»Für den Augenblick? Er ist in Treibsand geraten. Wir könnten ihm, selbst wenn wir wollen, nicht helfen.«

»Dann ist es für ihn erträglicher, wenn er sich nicht wehrt«, sagte der DIA-Analytiker.

»Kein Widerspruch«, nickte Derek Collins. »Aber er wird sich wehren, wenn ich mich nicht sehr in ihm täusche. Und zwar mächtig.«

»Dann werden extreme Maßnahmen ergriffen werden müssen«, erklärte der Analytiker. »Selbst wenn nur ein Prozent des Programms an die Öffentlichkeit gelangt, dann vernichtet das nicht nur uns, sondern es vernichtet alles, was irgendjemandem hier wichtig ist. *Alles.* Die letzten zwanzig Jahre Menschheitsgeschichte werden ungeschehen gemacht, und das wäre noch ein optimales

Szenario, ein Lotteriegewinn sozusagen. Viel wahrscheinlicher kommt dabei ein neuer Weltkrieg heraus. Nur dass wir ihn dieses Mal verlieren könnten.«

»Armer Teufel«, sagte der stellvertretende Direktor der NSA, während er in der Janson-Akte blätterte. »Er steckt wirklich bis über die Ohren in einer scheußlichen Geschichte.«

Der Unterstaatssekretär unterdrückte ein Schaudern. »Das Schreckliche daran ist nur«, meinte er mit grimmiger Miene, »dass wir mit ihm drinstecken.«

Athen

Die Griechen hatten ein Wort dafür: *nefos.* Smog – das Geschenk der westlichen Zivilisation an die Wiege, aus der sie stammte. Von den die Stadt umgebenden Bergen eingefangen und von atmosphärischer Inversion heruntergedrückt, reicherte sich die Luft mit Säure an, beschleunigte damit den Zerfall der antiken Kunstschätze und reizte Augen und Lungen der vier Millionen Bewohner der Stadt. An schlimmen Tagen hing dieser Nebel wie eine stinkende Glocke über Athen. Dies war ein schlimmer Tag.

Janson hatte eine direkte Maschine von Bombay nach Athen genommen und war am Ostterminal des Ellinikon International Airport eingetroffen. Er fühlte sich innerlich wie ein Toter; ein Zombie in einem Anzug, der seinen Geschäften nachging. *Du warst doch der Bursche mit dem Granitbrocken, wo andere das Herz tragen.* Wenn es nur so wäre.

Er hatte Marta Lang wiederholt angerufen, doch ohne Erfolg. Es war zum Wahnsinnigwerden. Sie sei unter der Nummer, die sie ihm gegeben hatte, überall und jederzeit

erreichbar, hatte sie zu ihm gesagt: Die Nummer führte unmittelbar zu ihrem Schreibtisch, ihrer Privatleitung, und wenn sie nach dreimal Läuten nicht abnahm, würde der Anruf an ihr Handy weitergeschaltet werden. Es war eine Nummer, die auf der ganzen Welt nur drei Menschen kannten, hatte sie betont. Und doch war das Einzige, was sich unweigerlich bei jedem Versuch wiederholte, das elektronische Summen eines Apparats, den niemand abhob. Er hatte verschiedene Regionalbüros der Liberty Foundation angerufen, in New York, Amsterdam, Bukarest. »*Ms. Lang ist nicht zu sprechen*« hatten ihn Subalterne mit talkumglatten Stimmen informiert. Janson war hartnäckig. Es wäre äußerst wichtig. Sie habe um seinen Rückruf gebeten. Er wäre persönlich mit ihr befreundet. Es handelte sich um eine Angelegenheit von äußerster Wichtigkeit. Es betraf Peter Novak persönlich. Alles hatte er versucht, jede Taktik, die ihm einfiel, aber er hatte nichts erreicht.

Sie wird verständigt werden, hatte man ihm jedes Mal gesagt, eine geschickte passive Satzkonstruktion, die sich nie änderte. Aber die wirkliche Nachricht konnten sie nicht an sie weiterleiten, die Worte einer schrecklichen, vernichtenden Wahrheit. Denn was konnte Janson ihnen sagen? Dass Peter Novak tot war? Die Leute in der Foundation, mit denen er sprach, ließen durch nichts erkennen, dass sie sich dessen bewusst waren, und Janson dachte nicht im Traum daran, es ihnen zu sagen.

Während er durch den Korridor des Ostterminals schritt, hörte er durch die Lautsprecheranlage des Flughafens die allgegenwärtige amerikanische Popdiva mit ihrem allgegenwärtigen Hit aus dem allgegenwärtigen amerikanischen Kassenschlager. So war es heutzutage, wenn man durch die Welt reiste: Überall wurde man in das gleiche kulturelle Netz gewickelt.

Sie wird verständigt werden.

Es war zum Verrücktwerden! *Wo war sie?* War sie auch getötet worden? Oder – durchfuhr es ihn schneidend, als ob ihm jemand ein Rasiermesser über die Stirn gezogen hätte – war sie vielleicht selbst Teil eines düsteren, unergründlichen Komplotts? War Novak von einem oder mehreren Angehörigen seiner eigenen Organisation getötet worden? Er konnte die Hypothese nicht einfach automatisch abtun, obwohl sie entsetzliche Implikationen mit sich brachte: nämlich dass er selbst eine Schachfigur in der Verschwörung gewesen war. Dass er nicht etwa den Mann gerettet hatte, der einmal ihn gerettet hatte, sondern selbst das Werkzeug seiner Vernichtung gewesen war. Aber das war der helle *Wahnsinn!* Das ergab keinen Sinn nichts davon ergab Sinn. Warum einen Mann töten, über den bereits ein Todesurteil verhängt worden war?

Janson ließ sich auf dem Sitz des Flughafentaxis nieder, das ihn in das Mez-Viertel von Athen, südwestlich des Olympiastadions, bringen würde. Ihm stand eine schwierige Aufgabe bevor. Er musste Marina Katsaris mitteilen, was geschehen war, musste es ihr persönlich sagen, und die Aussicht auf dieses Gespräch lastete wie ein schwerer Felsbrocken auf seiner Brust.

Der Flughafen war zehn Kilometer von seinem Ziel in der Innenstadt Athens entfernt; Janson saß nicht sonderlich bequem auf dem Rücksitz des Taxis und wusste nicht, wo er seine langen Beine hintun sollte. Er sah sich müde um. Die Fernstraße, die aus dem Vorort Glyfada, wo sich der Flughafen befand, in die ausgedehnten Hügel der Stadtlandschaft Athens führte, glich einem Förderband für Autos, deren gesammelte Auspuffgase dem tief hängenden Nebel aus Schwefeldioxid neue Nahrung zuführten.

Er entdeckte die kleine »2« in einem Fenster der Taxiuhr, und sein Blick begegnete dem des Fahrers, einem

gedrungenen Mann mit einem schwarzen Bartschatten ums Kinn, den er wohl nie ganz wegrasieren konnte.

»Ist noch jemand im Kofferraum?«, fragte Janson.

»Jemand im *Kofferraum?*«, wiederholte der Fahrer vergnügt. Er war stolz auf sein Englisch. »Ha! Nicht, als ich das letzte Mal nachgesehen habe, Mister! Warum fragen Sie?«

»Weil ich sonst niemanden auf dem Rücksitz sehe. Und deshalb wollte ich herausbekommen, warum Sie die Uhr auf doppelten Fahrpreis gestellt haben.«

»Mein Fehler«, sagte der Fahrer nach kurzem Stutzen, und seine strahlende Miene verschwand. Er schaltete mürrisch die Uhr um, womit er nicht nur auf den niedrigeren Tarif schaltete, sondern auch die bereits angefallenen Euro löschte.

Janson zuckte die Schultern. Das war ein alter Trick der Athener Taxifahrer; dass der Fahrer den kleinen Schwindel probiert hatte, deutete darauf hin, dass er ihn als müde und erschöpft eingestuft und daher für unaufmerksam gehalten hatte.

Der Athener Verkehr brachte es mit sich, dass die letzten zwei Kilometer der Fahrt länger dauerten als die vorangegangenen acht. Die Straßen des Mez-Viertels führten an einer steilen Hügelflanke entlang, und die noch aus der Vorkriegszeit stammenden Häuser – bevor die Bevölkerung der Stadt plötzlich aus allen Nähten geplatzt war – erinnerten an eine frühere, angenehmere Zeit. Sie waren fast alle sandfarben und wiesen Ziegeldächer, rote Fensterläden und Höfe mit Topfpflanzen und außen angebrachten Wendeltreppen auf, die sich hinter den Häusern versteckten. Katsaris' Haus stand an einer schmalen Seitenstraße der Voulgareos, ein halbes Dutzend Häuserblocks vom Olympiastadion entfernt.

Janson schickte den Fahrer mit zwanzig Euro weg, drückte den Klingelknopf und wartete, hoffte halb, dass niemand öffnen würde.

Doch die Tür ging nach wenigen Augenblicken auf, und da stand Marina, ganz so, wie er sie in Erinnerung hatte – sie war höchstens noch schöner geworden. Janson registrierte ihre hohen Backenknochen, ihren honigfarbenen Teint, die offen blickenden braunen Augen und das seidige, lange schwarze Haar. Die Wölbung ihres Bauchs war kaum feststellbar, bloß eine weitere üppige Kurve, die sich unter dem weiten Rock aus Rohseide andeutete.

»Paul!«, rief sie entzückt aus. Doch die Freude verflog sofort, als sie seinen Gesichtsausdruck deutete. Ihr Gesicht verlor alle Farbe. »Nein«, sagte sie mit leiser Stimme.

Janson erwiderte nichts, aber sein sorgenvolles Gesicht konnte nichts verschweigen.

»Nein«, hauchte sie.

Jetzt erfasste sie ein Zittern, und ihr Gesicht wurde zuerst von Leid, dann von Wut verzerrt. Janson folgte ihr ins Innere des Hauses, wo sie sich umdrehte und ihn ins Gesicht schlug. Immer wieder schlug sie auf ihn ein, robuste, kräftige Schläge wie um damit eine Wahrheit zurückzuschlagen, die ihre Welt zerstören würde.

Die Schläge schmerzten, aber bei weitem nicht so wie die Wut und die Verzweiflung, die hinter ihnen steckten. Schließlich packte Janson sie an beiden Handgelenken. »Marina«, sagte er mit einer Stimme, die von seinem eigenen Leid belegt klang. *»Bitte, Marina.«*

Sie starrte ihn an, als könnte sie ihn mit schierer Willenskraft vor ihren Augen verschwinden lassen – und mit ihm die niederschmetternde Nachricht, die er ihr gebracht hatte.

»Marina, mir fehlen die Worte, um dir zu sagen, wie

schrecklich Leid mir das tut.«

In solchen Augenblicken stellten sich klischeehafte Phrasen ein, obwohl das, was er sagte, ganz seinen Empfindungen entsprach. Er schloss die Augen, suchte nach Worten, die Trost vermitteln konnten. »Theo war ein Held, war es bis zu seiner letzten Sekunde.«

Die Worte kamen ihm selbst hölzern und abgedroschen vor, denn das Leid, das er und Marina im gleichen Maße empfanden, ließ sich nicht in Worte kleiden. »Es gab keinen anderen wie ihn. Und ich habe gesehen, wie er…«

»Mpa! Thi mou!«

*S*ie riss sich von ihm los, rannte auf den Balkon hinaus und sah auf den kleinen Hof hinter dem Haus hinunter. »Verstehst du denn nicht? All das ist mir *egal!* Euer Heldentum, eure Indianerspiele sind mir gleichgültig. Sie bedeuten mir nichts.«

»Das war aber nicht immer so.«

»Nein«, sagte sie. »Weil ich dieses Spiel auch einmal selbst gespielt habe…«

»Mein Gott, was du am Bosporus getan hast – unbeschreiblich.«

Die Operation lag sechs Jahre zurück, Marina war gleich darauf aus dem Abwehrdienst ihres Landes ausgeschieden. Eine Waffenladung, die zu der *17-Noémri*-Gruppe unterwegs gewesen war, der Terroristengruppe 17. November, war beschlagnahmt und die Waffenschmuggler waren festgenommen worden. »Ich kenne Leute in den Nachrichtendiensten, die immer noch darüber staunen.«

»Man kommt ja erst, wenn es vorbei ist, dazu, sich die Frage zu stellen, ob das Ganze auch einen Sinn hatte, nicht wahr?«

»Die Aktion hat Leben gerettet!«

»Wirklich? Eine Sendung mit Handfeuerwaffen! Die haben später sicher wieder Waffen geschickt, an einen anderen Ort. Ich denke, das sorgt dafür, dass die Preise lukrativ bleiben und die Händler ein gutes Geschäft machen.«

»Theo hat das nie so gesehen«, meinte Janson leise.

»Nein, Theo ist nie so weit gekommen, es so zu sehen, da hast du Recht. Und das wird er jetzt auch nicht mehr.«

Ihre Stimme bebte.

»Du gibst mir die Schuld.«

»Ich gebe mir selbst die Schuld.«

»*Nein*, Marina.«

»Ich habe ihn gehen lassen, oder? Wenn ich darauf bestanden hätte, wäre er hier geblieben. Oder bezweifelst du das? Aber ich habe nicht darauf bestanden. Denn selbst wenn er diesmal zu Hause geblieben wäre, hätte man ihn ein anderes Mal wieder gerufen, und noch einmal, und noch einmal. Und dem Ruf nicht zu folgen, *nie* zu folgen – das hätte ihn ebenso umgebracht. Theo hat das, was er getan hat, großartig gemacht. Ich weiß das, Paul. Darauf war er auch sehr stolz. Und wie hätte ich ihm diesen Stolz nehmen können?«

»Wir treffen alle unsere Entscheidungen.«

»Und wie hätte ich ihm beibringen sollen, dass er vielleicht in der Lage gewesen wäre, auch in anderen Dingen Großartiges zu leisten? Dass er ein guter Mensch war. Dass er ein großartiger Vater sein würde.«

»Er war ein großartiger Freund.«

»Ja, für dich war er das«, nickte Marina. »Warst du es für ihn auch?«

»Ich weiß nicht.«

»Er hat dich geliebt, Paul. Deshalb ist er deinem Ruf

gefolgt.«

»Das verstehe ich«, sagte Janson ausdruckslos. »Das verstehe ich.«

»Du hast ihm sehr viel bedeutet.«

Janson blieb eine Weile stumm. »Es tut mir so Leid, Marina.«

»Du warst es, der uns beide zusammengebracht hat. Und jetzt hast du uns auseinander gerissen, auf die einzige Art, wie man uns je auseinander reißen konnte.«

Marinas dunkle Augen sahen ihn flehentlich an, und dann brachen plötzlich alle Dämme in ihr. Sie schluchzte, gab Geräusche von sich wie ein Tier, wild und unartikuliert, wurde am ganzen Körper von Zuckungen geschüttelt. Sie ließ sich auf einen schwarzen Lackhocker fallen, umgeben von den kleinen Dingen des Alltagslebens, die sie und Theo gemeinsam angesammelt hatten: dem Webteppich, dem erst vor kurzem ausgelegten Eichenparkett, dem kleinen, wohnlichen Haus, in dem sie und ihr Mann sich zusammen ein Leben aufgebaut hatten – in dem sie sich gemeinsam darauf vorbereitet hatten, ein anderes Leben zu führen. Janson sinnierte, dass eine vom Krieg zerrissene Insel im Indischen Ozean ihn auf andere Weise ebenso wie Theo der Vaterschaft beraubt hatte.

»Ich wollte nicht, dass er geht«, sagte sie. »Nie habe ich das gewollt.«

Ihr Gesicht war jetzt gerötet, und als sie den Mund aufmachte, konnte man zwischen ihren angeschwollenen Lippen einen Speichelfaden sehen. Der Zorn hatte Marina den einzigen Halt verliehen, den es für sie gab, und als dieser Zorn in sich zusammengebrochen war, tat sie das auch.

»Ich weiß, Marina«, sagte Janson, und seine Augen waren feucht. Er sah, dass sie im Begriff war, die Fassung

gänzlich zu verlieren, und legte die Arme um sie, drückte sie an sich. »Marina.«

Er flüsterte ihren Namen wie ein flehentliches Gebet. Die helle Sonne draußen vor dem Fenster stand in scharfem Kontrast zu ihren Gefühlen, und das Hupen der Autos, der blökende Lärm der Großstadt war wie Balsam. Ein Meer von Menschen, die zu ihren Familien nach Hause zurückkehrten: Männer, Frauen, Söhne, Töchter – die Geometrie des häuslichen Lebens.

Als sie ihn jetzt wieder ansah, blickte sie durch einen Schleier von Tränen. »Hat er jemanden gerettet? Jemanden befreit? Sag mir, dass er nicht umsonst gestorben ist. Sag mir, dass er ein Leben gerettet hat. *Sag es mir,* Paul!«

Janson ließ sich schwer auf einen Korbsessel sinken.

»Sag mir, was geschehen ist«, flüsterte Marina, als ob Einzelheiten über das Vorgefallene dem Ganzen Sinn geben würden.

Eine Minute verstrich, bis Janson sich genügend im Griff hatte, um sprechen zu können, und dann erzählte er ihr, was geschehen war. Schließlich war das der Grund seines Kommens gewesen. Er war der Einzige, der genau wusste, wie Theo gestorben war. Marina wollte das wissen, *musste* es wissen, und er würde es ihr sagen. Und doch wurde ihm, während er sprach, auf eindringliche Weise bewusst, wie wenig seine Erklärung doch erklärte. Es gab so viel mehr, das er nicht wusste. So viele Fragen, auf die er keine Antwort hatte. Das Einzige, was er sicher wusste, war, dass er diese Antworten finden – oder bei dem Versuch, es zu tun, sterben würde.

Das Hotel Spyrios, einige Häuserblocks vom Syntagma-Platz entfernt, war in dem nichts sagenden Stil internationaler Resort-Hotels gebaut; die Aufzugkabinen waren mit

imitiertem Travertin ausgekleidet, die Türen mit Mahagoni furniert, das Mobiliar darauf abgestimmt, in Prospekten zu prunken, ohne aber überflüssigen Luxus zu bieten.

»Ihr Zimmer ist in fünf Minuten bereit«, versprach ihm der Mann am Empfangstresen. »Nehmen Sie bitte in der Halle Platz, wir rufen Sie dann. Fünf Minuten, bestimmt nicht länger.«

Die fünf Minuten nach athenischer Zeitrechnung waren eher zehn, aber schließlich bekam Janson seine Schlüsselkarte und begab sich zu seinem Zimmer im achten Stock. Ein automatisches Ritual lief ab: Er schob die schmale Schlüsselkarte in den Schlitz, wartete auf das Blinken der grünen Diode, drückte die Klinke nieder und schob die schwere Tür nach innen.

Er fühlte sich belastet, und dies nicht nur von seinem Gepäck. Seine Schultern und sein Rücken schmerzten. Das Treffen mit Marina war genauso qualvoll gewesen, wie er das erwartet hatte. Das gemeinsame Leid hatte sie einander nahe gebracht, aber nur auf kurze Zeit. Er war der Verursacher ihres Leids, das ließ sich nicht wegdiskutieren, und Marina würde wahrscheinlich nie verstehen, wie sehr ihn der Verlust seines Freundes traf, wie sehr ihn Schuldgefühle quälten.

In dem Zimmer roch es nach abgestandenem Schweiß, was darauf hindeutete, dass das Reinigungspersonal den Raum erst vor kurzem verlassen hatte. Und die Vorhänge waren zugezogen, zu einer Zeit, wo sie normalerweise offen waren. Immer noch im Bann seiner aufgewühlten Gefühle, zog Janson daraus nicht die Schlüsse, die er sonst gezogen hätte. Das Leid hatte sich wie ein dünner Gazevorhang zwischen ihn und die Welt geschoben.

Erst als seine Augen sich dem Licht im Raum angepasst hatten, sah er den Mann, der, mit dem Rücken den

Vorhängen zugewandt, auf einem Polstersessel saß.

Janson zuckte zusammen, griff nach einer Waffe, die er nicht hatte.

»Es ist lange her, dass wir den letzten Drink miteinander genommen haben, Paul«, sagte der Mann auf dem Sessel.

Janson erkannte die seidig salbungsvoll klingende Stimme des Mannes sofort, das kultivierte Englisch mit der winzigen Andeutung eines griechischen Akzents. Nikos Andros.

Erinnerungen stiegen in ihm auf, nur wenige davon angenehm.

»Es verletzt mich, dass Sie Athen besuchen und mir nicht Bescheid sagen«, fuhr Andros fort, stand auf und ging ein paar Schritte auf ihn zu. »Ich dachte, wir wären Freunde. Ich dachte, ich wäre jemand, den Sie auf einen Drink besuchen, auf ein Glas Ouzo. Ein Schluck auf alte Zeiten, mein Lieber. Nein?«

Die hohen Backenknochen, die kleinen, stets wachsam blickenden Augen: Nikos Andros gehörte in eine andere Epoche von Jansons Leben, in einen Abschnitt, hinter dem er für immer die Tür geschlossen hatte, nachdem er seinen Dienst bei Consular Operations quittiert hatte.

»Wie Sie hier hereingekommen sind, ist mir gleichgültig meine einzige Frage ist jetzt, wie Sie es vorziehen würden, wieder zu verschwinden«, sagte Janson, dem in diesem Augenblick nicht nach vorgetäuschter Jovialität zu Mute war. »Am schnellsten wohl über den Balkon, acht Stockwerke nach unten.«

»Redet man so mit einem Freund?«

Andros trug sein Haar millimeterkurz gestutzt; seine Kleidung war wie immer teuer und sah aus, als käme sie frisch aus dem Modeatelier: der schwarze Kaschmirblazer,

das mitternachtsblaue Seidenhemd, die auf Hochglanz polierten Schuhe aus feinstem Kalbsleder. Jansons Blick fiel auf den überlangen Nagel an Andros' kleinem Finger, eine affektierte Marotte gewisser Athener, die damit ihren Abscheu für jede Art körperlicher Arbeit zur Schau stellten.

»Ein Freund? Wir haben miteinander *Geschäfte* gemacht, Nikos. Aber das liegt weit zurück. Ich bezweifle, dass Sie etwas zu verkaufen haben, was mich interessiert.«

»Keine Zeit für ein kleines Verkaufsgespräch? Sie müssen es eilig haben. Aber was soll's. Ich bin heute großzügig gestimmt. Ich bin nicht hier, um Informationen zu verkaufen. Ich gebe sie Ihnen gratis.«

In Griechenland war Nikos Andros als Konservator der nationalen Kunstschätze bekannt. Als Kurator des Archäologischen Museums von Piräus und engagierter Kämpfer für die Erhaltung der archäologischen Schätze seines Landes wurde er häufig in Fragen der Repatriierung von Kunstschätzen zitiert und sprach sich in regelmäßigen Abständen dafür aus, dass die Marmorkunstwerke von Elgin in das Land zurückgebracht werden sollten, aus dem man sie geraubt hatte. Er wohnte in einer Villa im neoklassizistischen Stil in dem schattigen Athener Vorort Kifissia, an den unteren Hängen des Pendeli-Berges, und war ein prominentes Mitglied der Athener Elite. Als bedeutender Fachmann für klassische Archäologie war er ein gesuchter Gast in den Salons der Reichen und Mächtigen ganz Europas. Weil er gut lebte und gelegentlich Andeutungen über das Geld seiner Familie machte, genoss er die bei den Griechen verbreitete Hochachtung für den *anthropos kalos anatrophes*, den Mann von guter Abstammung.

Janson dagegen wusste, dass der soignierte Kurator als Sohn eines Ladenbesitzers in Thessaloniki aufgewachsen

war. Er wusste auch, dass Andros' hart erarbeitete gesellschaftliche Prominenz für seine Karriere als Informationsmakler im Kalten Krieg bedeutsam gewesen war. In jener Zeit war der Sektor Athen ein Zentrum im Netzwerk der CIA ebenso wie dem des KGB gewesen. Damals wurden häufig Spione durch die Bosporus-Meerenge geschleust, und die ägäische Halbinsel war der Ausgangspunkt komplizierter Manöver gewesen, die sowohl Griechenland als auch das benachbarte Kleinasien betrafen. Andros achtete stets darauf, Distanz zu dem größeren Spiel der Supermächte zu halten; er war ebenso wenig geneigt, der einen Seite den Vorzug vor der anderen zu geben, wie das ein guter Makler nicht tun darf.

»Wenn Sie etwas zu sagen haben«, meinte Janson knapp, »dann sagen Sie es und verschwinden.«

»Sie *enttäuschen* mich«, beklagte sich Andros. »Ich hatte Sie immer für einen gebildeten, weltläufigen Mann gehalten. Das habe ich immer an Ihnen respektiert. Transaktionen mit Ihnen waren erfreulicher als die mit den meisten anderen.«

Janson waren Transaktionen mit Andros als besonders strapaziös in Erinnerung geblieben. Mit Menschen, die den Wert der Ware kannten und die bereit waren, bei einem Handel Wert und Gegenwert angemessen einzuschätzen, war wesentlich leichter umzugehen. Im Gegensatz dazu musste man Andros immer schmeicheln und ihm gut zureden, ihn nicht nur bezahlen. Janson erinnerte sich noch sehr wohl daran, wie der Grieche ihn mit endlosen, im klagenden Ton vorgebrachten Forderungen nach besonders seltenen Ouzo-Varianten gequält hatte. Und dann die Huren, die jungen Frauen und manchmal auch jungen Männer, die zu höchst unpassenden Gelegenheiten in Andros' Gesellschaft aufgetreten waren. Solange für ihn selbst gesorgt wurde, war ihm

völlig gleichgültig, ob er die Sicherheit anderer und die Integrität der Netzwerke gefährdete, mit denen er in Kontakt stand.

Nikos Andros hatte aus dem Kalten Krieg seinen Profit gezogen und war damit reich geworden; so einfach war das. Janson empfand für solche Männer nur Verachtung, und wenn er diese Verachtung schon nicht hatte zeigen können, als er die Dienste solcher Leute noch gebraucht hatte, so war diese Zeit jetzt lang vorbei.

»Wer hat Sie geschickt?«, fragte Janson.

»Du liebe Güte«, sagte Andros. »Jetzt verhalten Sie sich wie ein *koinos eglimatias,* ein gewöhnlicher Gangster – eine Gefahr für sich selbst und andere. Sie wissen, dass es unter Ihren Bekannten solche gibt, die der Ansicht sind, Sie hätten sich seit Ihrer Zeit in Vietnam geändert … und solche, die wissen, dass das nicht der Fall ist.«

Janson spürte, wie seine Muskeln sich spannten. »Sie haben keine Ahnung, wovon Sie reden.«

Hitze wallte in ihm hoch.

»Nein? Sie haben sich in jener Zeit eine Menge Feinde gemacht, von denen eine ganze Anzahl eine ähnliche Karriere wie Sie eingeschlagen haben. Darunter gibt es auch welche, denen es Mühe bereitet, Ihnen zu verzeihen. Auf meinen Reisen bin ich selbst dem einen oder anderen begegnet, der nach ein oder zwei Flaschen Ouzo bereitwillig erklärte, dass er Sie für ein Monstrum hält. Es heißt, Sie hätten die Beweise geliefert, die dazu geführt haben, dass man Ihren kommandierenden Offizier wegen Kriegsverbrechen exekutiert hat – und das trotz der Tatsache, dass das, was Sie selbst getan haben, genauso schlimm oder noch schlimmer war. Was für einen eigenartigen Gerechtigkeitssinn Sie doch haben – immer nach außen gerichtet, wie die Kanonen einer Festung.«

Janson trat einen Schritt vor, legte die Hand auf Andros' Brust und schmetterte den Mann mit aller Kraft gegen die Wand. Er spürte ein Schrillen in seinem Bewusstsein – und brachte es mit schierer Willenskraft zum Verstummen. Verdammt, er musste sich konzentrieren. »Was haben Sie mir mitzuteilen, Andros?«

Etwas wie Hass flammte in Andros' Augen auf, und Janson wurde zum ersten Mal bewusst, dass der Grieche die Abneigung, die er für ihn empfand, uneingeschränkt erwiderte. »Ihre ehemaligen Auftraggeber wollen Sie sehen.«

»Sagt wer?«

»Das ist die Botschaft, ich Ihnen überbringen soll. Man hat mich aufgefordert, Ihnen zu sagen, dass man Sie sprechen will. Man möchte, dass Sie *hereinkommen.«*

Hereinkommen: eine Formulierung, deren Bedeutung Andros ebenso gut wie jeder andere Eingeweihte kannte. *Hereinkommen* – sich im Hauptquartier in den Staaten melden, sich der Analyse, dem Verhör stellen oder welche andere Form der Informationsgewinnung auch immer für passend und geeignet gehalten wurde. »Was Sie da sagen, ist Unsinn. Wenn die Leitung von Cons Op wollte, dass ich hereinkomme, dann würden sie mich das nicht über einen verwöhnten Schmarotzer wie Sie wissen lassen. Sie arbeiten doch für jeden. Ich würde wirklich gern wissen, wer heutzutage Ihr echter Auftraggeber ist, Sie Botenjunge.«

»›Botenjunge‹ sagen Sie?«

»Mehr sind Sie doch nie gewesen.«

Andros lächelte, um seine Augen bildeten sich winzige Fältchen, wie ein Spinnennetz. »Erinnern Sie sich an die Geschichte von Marathon? Im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt haben die Perser eine Invasion gestartet und

sind in der Küstenstadt Marathon gelandet. Ein Botenjunge, Phidippides, erhielt den Auftrag, nach Athen zu laufen und Truppen anzufordern. Die Armee der Athener, die im Verhältnis eins zu vier unterlegen war, startete einen Überraschungsangriff, und was zuerst wie Selbstmord aussah, wandelte sich in einen glanzvollen Sieg. Die Leichen Tausender Perser bedeckten das Schlachtfeld. Die Überlebenden flohen auf ihre Schiffe, um den Versuch zu machen, Athen direkt anzugreifen. Eine geheime Nachricht musste nach Athen gebracht werden, um die Stadt über den Sieg und den bevorstehenden Angriff zu unterrichten. Man beauftragte noch einmal den Botenjungen Phidippides damit. Dabei hatte er den ganzen Morgen in schwerer Rüstung auf dem Schlachtfeld gestanden. Doch das machte ihm nichts aus. Er rannte die ganze Strecke, rannte, so schnell die Füße ihn trugen, rannte die zweiundvierzig Kilometer, überbrachte die Nachricht und brach dann tot zusammen. In Griechenland haben Botenjungen eine große Tradition.«

»Überraschungsangriffe und geheime Botschaften – ich kann gut verstehen, dass Ihnen das imponiert. Aber Sie haben meine Frage nicht beantwortet, Andros. *Weshalb ausgerechnet Sie?«*

»Weil ich zufälligerweise gerade in der Gegend war, mein Freund.«

Wieder lächelte Andros. »Mir gefällt die Vorstellung, dass Phidippides vielleicht diesen Satz hervorgestoßen hat, ehe er zusammenbrach. Nein, Janson, Sie verstehen das ganz falsch. In diesem Fall gehört die Botschaft dem, der ihren Empfänger ausfindig machen kann. Man hat Tausende von Brieftauben ausgeschickt – und diese hier ist zufälligerweise am Ziel eingetroffen. Anscheinend hatten Ihre alten Kollegen Ihre Fährte verloren, bis sie erfuhren, dass Sie in diesem Land eingetroffen waren.

Man hat mich gebraucht, mich, mit meinem Netz von Verbindungen. Ich kenne in praktisch jedem Hotel jemanden, jeder *taverna*, jedem *kapheneion* und jeder *ouzeri* in diesem Teil der Stadt. Also habe ich eine Nachricht ausgeschickt und eine bekommen. Meinen Sie denn, dass irgendein amerikanischer Attaché so schnell arbeiten könnte?«

Andros lächelte und legte dabei zwei gleichmäßige Reihen scharf aussehender, fast raubtierhafter Zähne frei. »Aber an Ihrer Stelle würde ich mich weniger um den Sänger und mehr um das Lied sorgen. Sehen Sie, für Ihre Leute ist es ungemein wichtig, mit Ihnen zu sprechen, weil sie Sie nämlich brauchen, damit Sie ihnen gewisse Dinge *erklären.«*

»Was für Dinge?«

Andros seufzte tief und theatralisch. »Es sind Fragen bezüglich Ihrer jüngsten Aktivitäten aufgetaucht, die einer sofortigen Erklärung bedürfen.«

Er zuckte die Schultern. »Schauen Sie, ich weiß nichts von diesen Dingen. Ich wiederhole nur eine Formulierung, die man mir gegenüber gebraucht hat – so wie das ein alternder Schauspieler in einer unserer *epitheorisi*, unserer Seifenopern, tun würde.«

Janson lachte geringschätzig. »Sie lügen.«

»Und Sie sind unhöflich.«

»Meine früheren Auftraggeber würden einen solchen Auftrag unter keinen Umständen Ihnen anvertrauen.«

»Weil ich ein *outheteros* bin? Ein Unparteiischer? Aber sehen Sie, ich habe mich auch geändert, wie Sie. Ich bin ein neuer Mensch.«

»Sie, ein neuer Mensch?«, spottete Janson. »Doch wohl kaum neu. Und kaum das, was man einen Menschen

nennt.«

Andros' Schultern strafften sich. »Ihre ehemaligen Auftraggeber … sind meine derzeitigen Auftraggeber.«

»Wieder eine Lüge.«

»Keine Lüge. Wir Griechen sind Leute der *agora,* des Marktes. Aber es gibt keinen Markt ohne Wettbewerb. Freier Markt, Wettbewerb – nicht wahr? Begriffe, denen Ihre Politiker so bereitwillig Lippendienste leisten. Die Welt hat sich im letzten Jahrzehnt sehr verändert. Einmal war der Wettbewerb lebhaft. Jetzt haben sie die *agora* für sich alleine. Sie besitzen den Markt und nennen ihn frei.«

Er legte den Kopf zur Seite. »Was soll man also tun? Meine ehemaligen Klienten im Osten machen die Brieftasche auf, und es flattert nur eine Motte heraus. Deren Geheimdienste interessiert bloß, ob es diesen Winter in Moskau genug Heizöl geben wird. Ich bin ein Luxus, den sie sich nicht länger leisten können.«

»Im KGB gibt es genügend Hardliner, die Ihre Dienste immer noch schätzen würden.«

»Was nützt mir ein Hardliner, der nicht über harte Währung verfügt? Einmal kommt die Zeit, wo man sich entscheiden muss, für welche Seite man tätig sein will, ja? Ich glaube, das haben Sie oft zu mir gesagt. Ich habe mich für die Seite mit wie lautet doch die bezaubernde Formulierung, die ihr Amerikaner dafür habt? – mit den Greenbacks entschieden.«

»Das war doch *immer* Ihre Seite. Geld war das Einzige, für das Sie Loyalität empfunden haben.«

»Es verletzt mich, wenn Sie so reden.«

Er hob die Augenbrauen. »Da komme ich mir *billig* vor.«

»Was spielen Sie für ein Spiel, Andros? Sie versuchen

die Leute zu überzeugen, dass Sie jetzt auf der Gehaltsliste der amerikanischen Abwehrdienste stehen?«

In den Augen des Griechen blitzte es zornig. »Glauben Sie, ich würde meinen Freunden sagen, dass ich für diese Supermacht tätig bin, die selbst nicht weiß, was sie will? Sie stellen sich vor, ein Grieche könnte sich mit so etwas brüsten?«

»Warum nicht? Sie würden wichtig erscheinen, ein echter Spieler…«

»Nein, Paul. Ich würde aussehen wie ein *amerikano filos*, ein Büttel von Uncle Sam.«

»Und was ist daran so schlecht?«

Andros schüttelte mitleidig den Kopf. »Bei anderen Leuten würde mich ja so viel Verblendung nicht wundern. Aber so etwas aus dem Mund eines so weltgewandten Mannes, wie Sie einer sind! Die Griechen hassen Amerika nicht für das, was es *tut*, sie hassen Amerika für das, was es *ist.* Uncle Sam wird hier *verabscheut.* Aber Ihre Naivität sollte mich vielleicht nicht wundern. Ihr Amerikaner habt den Antiamerikanismus nie kapiert. Ihr seid so erpicht darauf, geliebt zu werden, dass ihr einfach nicht begreifen könnt, warum man euch so wenig Liebe entgegenbringt. Fragen Sie sich doch einmal, warum Amerika so gehasst wird! Oder übersteigt das Ihr Vorstellungsvermögen? Da trägt ein Mann hohe Stiefel und wundert sich, warum ihn die Ameisen, die er zertritt, fürchten und hassen er empfindet ihnen gegenüber keine derartigen Gefühle!«

Janson blieb einen Augenblick lang stumm. Wenn Andros mit den amerikanischen Abwehrdiensten eine Beziehung eingegangen war, dann jedenfalls nicht, um damit prahlen zu dürfen; so viel war klar. Aber was war sonst noch klar?

»Jedenfalls«, fuhr der Grieche fort, »habe ich Ihren alten Kollegen erklärt, dass zwischen Ihnen und mir eine besonders herzliche Verbindung besteht. Ein Gefühl tiefen Vertrauens und großer Zuneigung, das sich über lange Jahre hinweg entwickelt hat.«

Das klang ganz nach Andros: die glatten Lügen, die er stets zur Hand hatte, die nichts sagenden Beteuerungen. Janson konnte es sich gut vorstellen: Wenn Andros davon Wind bekommen hatte, dass ein Kontakt hergestellt werden musste, dann war gut vorstellbar, dass er sich um den Auftrag bemüht hatte. *Was von einem vertrauten Freund kommt,* würde Andros dem Verbindungsmann von Cons Op gesagt haben, *erweckt am wenigsten Argwohn.*

Janson starrte den griechischen Zwischenträger an und spürte, wie sich in ihm ein unbehagliches Gefühl der Spannung aufbaute – man will, *dass Sie hereinkommen.*

Aber warum? Jansons ehemalige Auftraggeber benutzten diese Formulierung nicht leichtfertig. Es war eine Formulierung, die man ernst nahm, weil man wusste, was es für Konsequenzen hatte, wenn man eine solche Anweisung nicht befolgte.

»Sie verschweigen mir etwas«, bohrte Janson.

»Ich habe Ihnen das gesagt, womit man mich beauftragt hat«, erwiderte Andros.

»Sie haben mir gesagt, was Sie mir sagen wollten. Jetzt sagen Sie mir das, was Sie mir verschweigen.«

Andros zuckte die Schultern. »Ich höre vieles.«

»Was zum Beispiel?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich arbeite nicht für Sie. Ohne Geld spielt die Musik nicht.«

»Sie Dreckskerl«, explodierte Janson. »Sagen Sie mir, was Sie wissen, oder…«

»Oder was? Was werden Sie denn tun – mich erschießen? Das Blut eines wohlgelittenen Mitarbeiters der amerikanischen Abwehr in Ihrem Hotelzimmer hinterlassen? Das würde sicherlich gute Stimmung schaffen.«

Janson sah den Griechen einen Augenblick lang scharf an. »Ich würde Sie nie erschießen, Nikos. Aber ein Agent Ihrer neuen Auftraggeber würde das vielleicht tun. Wenn sie von Ihrer Verbindung mit *Noémvri* erfahren.«

Sein Hinweis auf die berüchtigte Terroristengruppe, auf die der amerikanische Geheimdienst immer noch Jagd machte, löste eine sofortige Reaktion aus.

»Eine derartige Verbindung gibt es nicht!«, brauste Andros auf.

»Dann sagen Sie ihnen das doch. Man wird Ihnen sicher glauben.«

»Also wirklich, Sie können einem den letzten Nerv rauben. Das ist doch eine reine Erfindung. Dass ich gegen die Obristen war, ist kein Geheimnis, aber eine Verbindung zu den Terroristen? Einfach lächerlich! Schiere Verleumdung.«

»Ja?«

Die Andeutung eines Lächelns spielte um Jansons Lippen. »Nun gut.«

Andros war die Unruhe anzumerken. »Man würde Ihnen ohnehin nicht glauben.«

»Nur, dass es nicht von mir kommen würde. Glauben Sie, ich habe vergessen, wie das System funktioniert? Ich habe Jahre in diesem Gewerbe verbracht – ich weiß ganz genau, wie man Informationen so ausstreut, dass man keine Verbindung zu mir herstellen kann – und dass die Informationen immer glaubwürdiger werden, je weiter sie sich von ihrer Quelle entfernen.«

»Ich glaube, Sie reden Unsinn.«

»Ein Mitglied des griechischen Parlaments offenbart sich einem anderen, der im Sold der CIA steht, was der Abgeordnete natürlich nicht weiß. Über verschiedene Stationen und durch ein paar Filter wird daraus eine Aktennotiz, die auf dem Tisch des örtlichen Stationschefs erscheint. Der übrigens nicht vergessen hat, dass die Terroristen vom 17. November einen seiner Vorgänger ermordet haben. Quellenbeurteilung: absolut glaubwürdig. Berichtsbeurteilung: absolut glaubwürdig. Neben Ihren Namen wird ein Fragezeichen gesetzt. Jetzt sehen sich Ihre Zahlmeister einem unangenehmen Dilemma gegenüber. Die bloße Möglichkeit, dass ein Komplize des *17. Noémvri* amerikanisches Geld erhält, würde in Geheimdienstkreisen einen Skandal auslösen. Das wäre für alle Beteiligten das sichere Ende ihrer Karriere. Wenn Sie der zuständige Beamte sind, könnten Sie eine Untersuchung anordnen. Aber wollen Sie wirklich eine solche Untersuchung riskieren? Wo sich doch die Abwehragenten bei einem positiven Resultat selbst die Kehle durchschneiden müssen. Es wird eine interne Papierspur geben, dass amerikanische Steuerdollars in die Taschen eines antiamerikanischen Terroristen geflossen sind. Worin besteht also die Alternative?«

Janson ließ den anderen nicht aus den Augen, während er weiterredete. »Gibt es eine *ungefährliche* Möglichkeit? Einen Unfall? Vielleicht hat eine der Huren, die Sie immer mit nach Hause bringen, ein besonderes Spielzeug dabei, und Sie wachen in dieser Nacht nicht mehr auf. ›Kurator stirbt nach plötzlichem Herzanfall‹ – so würde das in der Schlagzeile stehen, und alle würden erleichtert aufatmen. Oder vielleicht würde es so aussehen, dass jemand Sie auf der Straße überfallen hat. Da gibt es hundert Möglichkeiten.«

»Lächerlich!«, sagte Andros, wirkte aber bei weitem nicht mehr so selbstsicher.

»Andererseits könnte man auch zu der Entscheidung gelangen, Sie einfach aus den Akten zu streichen, alle Hinweise auf Gelder zu löschen, die an Sie geflossen sind, und Sie in Frieden lassen. Das ist natürlich ebenso gut möglich.«

Eine kurze Pause. »Würden Sie auf diese Wahrscheinlichkeit setzen wollen?«

Andros' Kinnmuskeln spannten sich, lockerten sich gleich darauf und spannten sich wieder. Das ging ein paar Sekunden lang so, und Janson sah, wie eine Ader auf der Stirn des Griechen pulsierte. »Es heißt«, sagte er dann, »dass man von Ihnen wissen will, weshalb Sie sechzehn Millionen Dollar auf Ihrem Konto auf den Cayman-Inseln haben. Bei der Bank of Monte Verde. Sechzehn Millionen Dollar, die noch vor ein paar Tagen nicht dort waren.«

»Sie lügen schon wieder!«, brauste Janson auf.

»Nein!«, winselte Andros, und die Furcht in seinen Augen war echt. »Ob es nun wahr ist oder falsch, die *glauben* das jedenfalls. Und dass es keine Lüge ist.«

Janson atmete ein paar Mal tief durch und musterte Andros scharf. »Verschwinden Sie hier«, sagte er. »Ihr Anblick macht mich krank.«

Andros huschte wortlos aus dem Zimmer, verließ Jansons Hotel, allem Anschein nach erschüttert von dem, was er hatte preisgeben müssen. Vielleicht war ihm sogar bewusst, dass Janson ihn zu seinem eigenen Schutz weggeschickt hatte, für den Fall, dass die aufsteigende Wut des Amerikaners versuchte, sich Luft zu machen, dass Janson gewalttätig wurde.

Als er jetzt alleine in seinem Zimmer saß, spürte Janson, wie seine Gedanken ihm wirr durch den Schädel jagten. Es

ergab einfach keinen Sinn. Andros war ein professioneller Lügner, aber diese Botschaft – die Andeutung, er hätte ein geheimes Vermögen beiseite gebracht – beinhaltete eine Unwahrheit einer ganz anderen Größenordnung. Und noch beunruhigender war der Hinweis auf ein Konto auf den Caynianmseln; Janson besaß tatsächlich ein Konto bei der Bank of Monte Verde, hatte aber dessen Existenz immer geheim gehalten. Es gab keinerlei offizielle Hinweise darauf – nicht den leisesten Beweis seiner Existenz. Wie ließ sich also der Hinweis auf ein Konto erklären, von dem nur er wissen konnte?

Was für ein Spiel trieb Nikos Andros?

Janson schaltete sein Dreiband-Handy ein und tippte die Nummern ein, die ihm den Internetzugang zu seiner Bank auf den Cayman-Inseln verschafften. Die Signale würden beiderseits verschlüsselt werden, einen der beiden Schlüssel lieferte Jansons Handy. Ein Abfangen der Botschaft war unmöglich. Der Tausendvierundzwanzig-Bit-Schlüssel verlangsamte den Vorgang erheblich, aber nach zehn Minuten hatte Janson den Download seiner letzten Kontenaktivität beendet.

Als er das Konto das letzte Mal überprüft hatte, war der Habensaldo mit siebenhunderttausend Dollar beziffert worden.

Jetzt wies das Konto einen Bestand von sechzehn Komma sieben Millionen Dollar auf.

Wie war das möglich? Das Konto war gegen unbefugte Einzahlungen ebenso gesichert wie gegen unbefugte Abhebungen.

Die wollen, dass Sie hereinkommen.

Die Worte hallten wie ein schrilles Klingeln in ihm nach.

Im Verlauf der nächsten dreißig Minuten überprüfte Janson eine Reihe von Übertragungen, die seine eigene

einmalige digitale Unterschrift erforderten, eine nicht replikable Ziffernfolge, die nur ihm anvertraut worden war – ein digitaler »Privatschlüssel«, zu dem selbst die Bank keinen Zugang hatte. *Es war unmöglich.* Und doch war das elektronische Zeugnis unwiderlegbar: Janson selbst hatte die Einzahlung von sechzehn Millionen Dollar autorisiert. Das Geld war in zwei Teilbeträgen von jeweils acht Millionen eingetroffen. Acht Millionen vor vier Tagen, acht Millionen gestern um neunzehn Uhr einundzwanzig Eastern Standard Time.

Eine knappe Viertelstunde nach Peter Novaks Tod.

10

Die Luft in dem Raum wirkte immer stickiger, geradeso als ob die Wände sich zusammenschieben würden, als ob der Raum immer enger würde. Janson musste mit sich ins Reine kommen, er musste ins Freie. Rings um den Syntagma-Platz wimmelte es von Läden und Kiosken, lediglich der Platz selbst wirkte etwas eleganter. Aber auch hier waren die Flaggenträger der Globalisierung vertreten: ein Wendy's, ein McDonald's, ein Arby's. Janson eilte mit schnellen Schritten weiter, vorbei an den neoklassizistischen Fassaden der osmanischen Bauten des 19. Jahrhunderts, in denen jetzt hauptsächlich Behörden untergebracht waren. Er ging die Herod-Atticus-Straße entlang, anschließend die Vassilissis Sofias und blieb vor dem Vouli stehen, dem griechischen Parlament, einem ausgedehnten, in bräunlichem Ton getünchten Gebäude mit relativ kleinen Fenstern und einer großen Säulenfassade. Vor dem Gebäude stolzierten Evzonen-Wachen mit ihren Bajonetten und ihren typischen braunen Quastenmützen und Kilts auf und ab. Eine Anzahl Bronzetafeln kündeten von inzwischen vergessenen Siegen.

Janson zog es in die Kühle der Nationalgärten hinter dem Vouli, wo sich zwischen den Büschen und Bäumen eine große Zahl verschmutzter, ehemals weißer Statuen und kleine Fischteiche verteilten. Im Gebüsch und auf den Bäumen tummelten sich Hunderte bösartig wirkender Katzen, viele mit ledernen, lang gezogenen Zitzen, die aus ihrem Bauchfell hervorragten. Seltsam: Es war möglich, sie einfach nicht wahrzunehmen. Und wenn man sie einmal entdeckt hatte, sah man sie überall.

Er nickte einem weißhaarigen Mann auf einer Parkbank

zu, von dem er den Eindruck hatte, dass er zu ihm herübersah; der Mann wandte seinen Blick eine Spur zu schnell ab, wie es ihm schien, insbesondere wenn man wusste, wie freundlich und umgänglich die meisten Griechen waren. Aber vermutlich waren das nur Jansons Nerven; er war überempfindlich.

Schließlich kehrte er zur Omonia zurück, einem etwas heruntergekommenen Viertel im Nordwesten des Syntagma-Platzes, wo er einen Mann kannte, der dort ein ganz spezielles Geschäft betrieb. Er ging schnell am Stadion vorbei, passierte Läden und *kapheneion.* Ein Gesicht fiel ihm auf, nicht etwa weil es ihm vertraut vorkam, sondern weil sich auch dieses Gesicht zu schnell abwandte, als er näher kam. Fing er an, Gespenster zu sehen? Er ließ das Bild noch einmal vor seinem inneren Auge ablaufen. Ein unauffällig gekleideter Mann hatte anscheinend mit zusammengekniffenen Augen eine Straßentafel betrachtet, als Janson um die Ecke gebogen war, und dann den Blick sofort auf eine Ladenfassade gerichtet. Janson war das ein wenig abrupt vorgekommen; es wirkte wie das Verhalten eines Beobachters, der weiß, dass man sich nicht zu nahe beim Objekt seiner Überwachung sehen lassen darf.

Janson befand sich jetzt in einem Stadium, in dem er seine Umgebung mit zu großer Aufmerksamkeit musterte. Eine Straße weiter bemerkte er die Frau auf der anderen Straßenseite, die das Schaufenster eines Juweliergeschäfts betrachtete; aber auch daran schien ihm etwas nicht zu stimmen. Die Sonne fiel schräg auf das Fenster und machte es zu einem Spiegel. Wenn sie sich tatsächlich für die Colliers und Armbänder interessiert hätte, die im Schaufenster ausgestellt waren, hätte sie anders stehen müssen; mit dem Rücken zur Sonne, um Schatten zu erzeugen und damit das Fenster für sie wieder durchsichtig zu machen. Augenblicke zuvor hatte ein anderer Passant

den Hut abgenommen und damit die Sonne abgedeckt, um in das Schaufenster sehen zu können. Was aber, wenn in Wirklichkeit nur das interessierte, was das Glas widerspiegelte?

Jansons Instinkte signalisierten ihm erregt: Er wurde beobachtet! Wenn er jetzt ein wenig gründlicher nachdachte, dann hätte ihm auch das Pärchen an dem Blumenstand vor dem Hotel auffallen müssen, das so auffällig einen auseinander gefalteten Stadtplan studiert hatte, der ihre Gesichter verbarg. Der Stadtplan war auffällig groß gewesen. Die meisten Touristen, die zu Fuß unterwegs waren, begnügten sich mit kleineren Taschenausgaben.

Was zum Teufel ging hier vor?

Er schlenderte in den Omonia-Fleischmarkt, der sich in einem riesigen Gebäude aus dem 19. Jahrhundert mit Eisengittern vor den Fenstern ausdehnte. Auf großen Körben mit gehacktem Eis lagen dort Berge blutig schimmernder Innereien: Herzen, Lebern, Mägen. Ganze Karkassen von Kühen, Schweinen und unwahrscheinlich großem Geflügel hingen an Haken von der Decke, eine geradezu groteske Ansammlung von Fleisch.

Jansons Augen huschten in die Runde. Zu seiner Linken, ein paar Verkaufsstände entfernt: ein Kunde, der einen der Schweinebäuche betastete – derselbe Mann, der im Nationalgarten den Blick abgewandt hatte. Ohne sich anmerken zu lassen, dass er den Beobachter erkannt hatte, ging Janson schnell auf die andere Seite eines veritablen Vorhangs aus an einer langen Stange aufgereihten Hammelleibern. Zwischen zwei Schafsrümpfen hindurch sah er, wie der weißhaarige Kunde schnell das Interesse an dem Schwein verlor. Der Mann ging an der Reihe herunterhängender Schafskarkassen vorbei und versuchte, auf die andere Seite zu sehen. Janson zog eines der größeren

Exemplare beiseite, packte es an den hinteren Hufen und schwang den mächtigen Rumpf, als der weißhaarige Mann davor stand, zu ihm hinüber, traf ihn so heftig, dass er auf einen Berg Kalbskutteln stürzte.

Lautes Geschrei erhob sich, und Janson trat hastig den Rückzug an, eilte zum anderen Ende des Fleischmarkts und wieder auf die Straße hinaus. Sein Ziel war jetzt ein nahe gelegenes Kaufhaus, Lambropouli Bros, an der Ecke der Eolou und der Lykourgos-Straße.

Das Gebäude mit seiner Fassade aus Glas und Sichtbeton war drei Stockwerke hoch. Er blieb vor dem Kaufhaus stehen und tat so, als würde er ein Schaufenster betrachten, bis ihm schließlich ein Mann in einer weiten gelben Windjacke auffiel, der vor einem Lederwarengeschäft auf der anderen Straßenseite stand. Janson betrat das Kaufhaus und nahm Kurs auf die Abteilung für Herrenkleidung im hinteren Bereich des Erdgeschosses, musterte interessiert Anzüge, sah dabei immer wieder auf die Uhr und blickte gelegentlich zu den kleinen, an der Decke angebrachten Spiegeln auf, die dort strategisch platziert waren, um Ladendieben ihr Handwerk zu erschweren. Fünf Minuten verstrichen. Selbst wenn jeder Eingang bewacht wird, lässt kein Mitglied eines Beobachtungsteams die Zielperson fünf Minuten lang aus den Augen. Das Risiko, dass in dieser Zeitspanne etwas Unvorhergesehenes passiert, ist zu groß.

Und da war der Mann in der gelben Windjacke auch schon wieder. Er hatte das Kaufhaus ebenfalls betreten und schlenderte jetzt durch die Gänge, bis er Janson entdeckte, worauf er an einer Parfümvitrine stehen blieb; die Glasflächen würden es ihm leicht machen, Janson zu beobachten, falls dieser das Geschäft durch den Hinterausgang verlassen sollte.

Schließlich trug Janson einen Anzug und ein Hemd in

eine der Umkleidekabinen an der hinteren Wand und wartete dort. Die Abteilung war offenkundig unterbesetzt, und der Verkäufer hatte mehr Kunden, als er betreuen konnte. Er würde Janson nicht vermissen.

Wohl aber der Beobachter. Während die Minuten verstrichen, würde er sich mit zunehmender Sorge fragen, weshalb Janson so lang brauchte. Er würde sich fragen, ob Janson vielleicht durch einen Personalausgang entkommen war, den er nicht berücksichtigt hatte. Also blieb ihm keine andere Wahl, als selbst den Umkleidebereich aufzusuchen und Nachforschungen anzustellen.

Drei Minuten später tat der Mann in der gelben Windjacke genau das; Janson konnte ihn mit einer über den Arm drapierten Khakihose durch den Türspalt der Kabine vorbeigehen sehen. Der Mann musste gewartet haben, bis sich der schmale Vorraum vor den Umkleidekabinen geleert hatte. Aber das war ein Umstand, den nicht nur er nutzen konnte. In dem Augenblick, in dem der Mann an der Tür vorbeiging, stieß Janson sie mit explosiver Gewalt auf. Er sprang aus der Kabine und zerrte den benommenen Mann ans hintere Ende des Vorraums und durch eine Tür, die in einen nur für Kaufhausangestellte bestimmten Raum führte.

Er musste sich beeilen, da nicht auszuschließen war, dass jemand das Geräusch gehört hatte und nachsehen würde.

»Ein Wort, und Sie sind tot«, sagte Janson leise zu dem immer noch benommenen Mann und hielt ihm, um die Drohung zu unterstreichen, ein kleines Messer an die Halsschlagader.

Selbst im Halbdunkel des Lagerraums konnte Janson das Ohrteil des Mannes sehen, ein Draht führte zu seinem Hemdkragen und verschwand darunter. Er riss dem Mann

das Hemd auf und entfernte den dünnen Draht, der bei einem Mini-Funkgerät in seiner Hosentasche endete. Dann sah er sich das Plastikarmband an, das der Mann trug und das sich beim genaueren Hinsehen als Peilsender erwies, der dem Einsatzleiter seine exakte Position übermittelte.

Das war kein sehr kompliziertes System – der ganze Überwachungseinsatz war hastig improvisiert worden, und das eingesetzte Gerät war dementsprechend. Und das Gleiche galt für das eingesetzte Personal. Sie waren zwar nicht unausgebildet, aber sie agierten entweder nicht hinreichend erfahren oder ungeübt, vielleicht auch beides. Das war Reservepersonal. Er sah sich den Mann näher an: das verwitterte Gesicht, die weichen Hände. Den Typ kannte er – ein ehemaliger Marineinfanterist, der zu lange Schreibtischdienst getan und den man kurzfristig eingesetzt hatte, eine Hilfsperson für einen unerwarteten Bedarfsfall.

»Warum sind Sie mir gefolgt?«, fragte Janson.

»Das weiß ich nicht«, sagte der Mann mit geweiteten Augen. Er sah aus, als wäre er Anfang der dreißig.

»Warum?«

»Man hat mir den Auftrag gegeben. Man hat mir nicht gesagt, warum. Ich hatte Anweisung zu beobachten, nicht einzugreifen.«

»Wer ist Ihr Auftraggeber?«

»Als ob Sie das nicht wüssten.«

»Der Chef der Sicherheit im Konsulat«, sagte Janson und musterte dabei seinen Gefangenen scharf. »Sie gehören zu den dort stationierten Marines.«

Der Mann nickte.

»Wie viele sind Sie?«

»Bloß ich.«

»Jetzt werde ich böse.«

Janson rammte dem Mann zwei ausgestreckte Finger in den Hypoglossalnerv, unmittelbar unter dem Kinn; er wusste, dass er damit kurzzeitig seinen Atem lähmte, und zugleich presste er dem Mann die Hand über den Mund. »Wie *viele?«,* fragte er und nahm kurz die Hand weg, damit der Mann reden konnte.

»Sechs«, keuchte der Mann, vor Angst und Schmerz beinahe erstarrt.

Janson hätte weitere Fragen gestellt, wenn dafür noch Zeit gewesen wäre; aber wenn die Peileinheit des Mannes keine Bewegung anzeigte, würden bald andere eintreffen, um nachzusehen. Außerdem vermutete er, dass der Typ über keine zusätzlichen Informationen verfügte. Man hatte den Marine der Anti-Terrorismus-Sektion seiner Abteilung zugewiesen, ihn aller Wahrscheinlichkeit nach kurzfristig ausgerüstet und ihm nicht gesagt, was die ganze Aktion bezweckte. Das war die in derartigen Notsituationen in Konsulaten übliche Vorgehensweise.

Was hatte Nikos Andros ihnen gesagt?

Janson riss ein paar Streifen von dem Hemd des Mannes, fesselte ihn an Handgelenken und Fußknöcheln und stopfte ihm einen improvisierten Knebel in den Mund. Das Transponderarmband nahm er mit.

Er war damit vertraut, wie bei Transpondereinsätzen vorgegangen wurde; sie unterstützten die Mini-Funkgeräte, die für ihre geringe Verlässlichkeit berühmt waren, besonders im Stadtbereich. Außerdem war Sprechfunk nicht immer möglich oder angemessen. Die Transponder erlaubten es dem Teamleiter, die Mitglieder seiner Schicht im Auge zu behalten: Jedes einzelne erschien als pulsierender Punkt auf einem Plasmaschirm. Wenn eine Person sich bei der Verfolgung der Zielperson

zu weit entfernt hatte, würden die anderen ihm mit oder ohne verbale Anweisungen folgen können.

Janson schlüpfte in die gelbe Windjacke des Mannes, setzte sich seine graue Mütze auf und eilte im Laufschritt durch den Seitenausgang des Kaufhauses ins Freie.

Jetzt würde er seinen Abstand halten müssen. Er rannte die Eolou hinunter zur Praxitelous-Straße und dann durch die Lecka-Straße, wobei ihm bewusst war, dass seine Bewegungen als pulsierender Punkt sichtbar sein würden.

Was hatte Andros ihnen gesagt?

Und was für eine Erklärung gab es für das Geld auf seinem Konto auf den Cayman-Inseln? Hatte jemand ihn reingelegt? Wenn das der Fall war, dann war das eine sehr aufwändige Methode. Wer hatte schon Zugang zu so viel Geld? Mit Sicherheit keine Regierungsbehörde. Für ein ranghohes Mitglied der Liberty Foundation dagegen wäre das kein Problem. Womit sich wieder einmal die uralte Frage stellte: *Cui bono?* Wer hat Nutzen davon?

Wer in der Liberty Foundation würde jetzt, da Novak aus dem Weg geschafft war, daraus einen Vorteil ziehen? War Novak getötet worden, weil er in Begriff gewesen war, irgendeine Ungeheuerlichkeit in seiner eigenen Organisation zu entdecken, eine Unkorrektheit vielleicht, die bislang weder ihm noch Marta Lang aufgefallen war?

Eine kleine Katze huschte am Trottoir entlang: Janson näherte sich erneut dem Katzenzentrum Athens, dem Nationalgarten. Er hastete hinter der Katze her, versuchte sie einzufangen.

Ein paar Passanten musterten ihn verblüfft.

»Greta!«, rief er, schnappte sich die graue Katze und drückte sie an sich. »Du hast ja dein Halsband verloren!«

Er ließ das Plastikarmband mit dem Transponder um den

Hals des Tieres herum zuschnappen. Es saß knapp, aber nicht unbequem. Als er sich dem Park näherte, ließ er das wild um sich schlagende Tier los, das sofort im Dickicht verschwand und die Mäusejagd aufnahm. Dann trat Janson in eine der Holzhütten, die in dem Park als Toiletten aufgestellt waren, und stopfte die Mütze und die gelbe Windjacke in einen schwarzen Abfallbehälter.

Minuten später saß er in einem Wagen der Straßenbahnlinie 1; weit und breit war kein Beschatter zu sehen. Bald würden die Mitglieder des Teams im Park zusammenströmen. Wie er den Sektor Athen kannte, würde sich gleich darauf jeder mit großer Genialität dem Verfassen gesichtswahrender Berichte zuwenden.

Sektor Athen. Er hatte Ende der siebziger Jahre dort mehr Zeit verbracht, als ihm lieb war. Jetzt zermarterte er sich das Gehirn bei dem Versuch, sich an jemanden zu erinnern, der ihm vielleicht erklären konnte, was hier im Gange war – es von innen heraus erklären konnte. Es gab eine Menge Leute, die ihm Gefälligkeiten schuldeten; jetzt war es an der Zeit, sie daran zu erinnern.

Das Gesicht tauchte vor seinem inneren Auge auf, ehe sich der Name einstellte: ein Schreibtischhengst in mittleren Jahren von der Athener CIA-Station. Er arbeitete in einem kleinen Büro im zweiten Stock der US-Botschaft an der Vassilissis Sofias Avenue, in der Nähe des Byzantinischen Museums.

Nelson Agger war ein vertrauter Typ. Ein Karrierebeamter mit Magengeschwüren und ohne nennenswerte Überzeugungen. Er hatte sein Studium an der Northwestern University mit einem Diplom in Politologie abgeschlossen, und seine Studienleistungen und Empfehlungsschreiben hatten zwar ausgereicht, um ihm die Promotion zu ermöglichen, aber nicht für ein Stipendium oder den Zuschuss zu den Studiengebühren, den er

gebraucht hätte. Derartige Unterstützung musste von einer außen stehenden Stelle kommen – in seinem Fall einer vom State Department gesponserten Stiftung.

Als das alles geregelt war, wurde er Analytiker und legte in seiner Tätigkeit eine wahre Meisterschaft in der Beherrschung der ungeschriebenen Regeln für die Produktion analytischer Berichte an den Tag. Die Berichte – von denen Janson eine ganze Anzahl zu Gesicht bekommen hatte – waren ausnahmslos untadelig und verlässlich und deuteten auf die große Autorität ihres Verfassers hin, wobei die hochtrabenden Formulierungen ihre Inhaltslosigkeit hervorragend tarnten. Sie waren mit Phrasen wie *augenblickliche Trends dürften mutmaßlich anhalten* verziert und nutzten raffiniert Adverbien wie *zunehmend.* Auf diese Weise wurden Trends identifiziert, ohne dass der Verfasser sich dem Risiko aussetzte, daraus Schlussfolgerungen zu ziehen. *König Fahd wird es zunehmend schwer fallen, die Kontrolle zu behalten,* hatte er im Hinblick auf den saudischen König Monat für Monat aufs Neue prophezeit. Die Tatsache, dass der Potentat Jahr für Jahr an seiner Macht festhielt, bis er schließlich einen Schlaganfall erlitt – ein fast zwei Jahrzehnte dauerndes Regime –, war nur bedingt peinlich; schließlich hatte Agger ja nie gesagt, dass König Fahd die Kontrolle über seinen Staatsapparat innerhalb eines definierten Zeitrahmens verlieren würde. Über Somalia hatte Agger einmal geschrieben: »Lage und Umstände haben sich bis zur Stunde noch nicht in einem Maße entwickelt, dass man momentan mit hinreichender Genauigkeit nähere Angaben über die Nachfolgeregierung oder die von ihr zu gegebener Zeit praktizierte Politik machen könnte.«

Die Analyse war durchaus zutreffend – Schall und Rauch, durch keinerlei Sinngehalt beeinträchtigt.

Nelson Agger war ein dünner, schlaksiger Mann mit

schütterem Haar, den die Feldagenten häufig unterschätzten; ein mögliches Defizit an Mut glich er mit Erfolg durch sein Geschick in Büropolitik aus. Was immer der Bürokrat auch sonst sein mochte, ein Überlebenstyp war er allemal.

Außerdem war er ein auf seltsame Weise liebenswerter Mensch. Welche Gründe Janson dazu bewogen hatten, so gut mit ihm auszukommen, war nur schwer zu erklären. Zum Teil hatte das sicherlich damit zu tun, dass Agger sich in Bezug auf die eigene Person keinerlei Illusionen hingab. Er war Zyniker, zweifellos, aber im Gegensatz zu den salbungsvollen Opportunisten, von denen es in Washington wimmelte, machte er daraus nie ein Hehl, zumindest nicht Janson gegenüber. Die wirklich Gefährlichen, davon war Janson aus langer Erfahrung überzeugt, waren die mit den grandiosen Plänen und den eiskalten Augen. Agger hingegen, alles andere als eine Leuchte seines Berufs, tat mehr Gutes, als er Schaden anrichtete.

Aber wenn Janson mit sich selbst ehrlich war, musste er zugeben, dass ein weiterer Grund in der schlichten Tatsache bestand, dass Agger ihn mochte und zu ihm aufblickte. Schreibtischhengste pflegten gegenüber den Agenten im Feldeinsatz aus einem gewissen Minderwertigkeitskomplex heraus hinsichtlich ihrer eigenen Rolle im System ein hohes Maß an Herablassung an den Tag zu legen. Im Gegensatz dazu machte Agger, der sich selbst als ›Wunderknaben ohne Mumm‹ bezeichnete, aus seiner Bewunderung nie ein Hehl.

Übrigens auch nicht aus seiner Dankbarkeit. Janson hatte in der Vergangenheit gelegentlich dafür gesorgt, dass Agger der Erste war, der bestimmte nachrichtendienstliche Informationen erhielt. In einigen dieser Fälle hatte Agger demzufolge seine Analyseberichte so gestalten können, dass sie zu dem Zeitpunkt, wo sie durch die entsprechen-

den Kanäle geleitet worden waren, prophetisch gewirkt hatten. Das Maß der Mittelmäßigkeit in der nachrichtendienstlichen Analyse war derart, dass ein Beamter nur einige wenige solcher Hilfestellungen brauchte, um sich den Ruf exzellenter Fähigkeiten zu erwerben.

Nelson Agger war genau der Typ Mensch, der ihm helfen konnte. Worin auch immer Aggers Defizite in der internationalen Welt der Nachrichtendienste bestehen mochten, er hatte ein außergewöhnlich scharfes Ohr für interne Informationen seiner Abteilung – wer gerade in Gunst stand und wer nicht, von wem man annahm, dass er in seiner Leistungsfähigkeit nachließ, und wer sich nach allgemeiner Ansicht auf dem aufsteigenden Ast befand. Ein Tribut an sein politisches Geschick war, dass er zu einer Art Klatschbörse geworden war, ohne dass er selbst je in den Ruf geraten war, Klatsch zu verbreiten. Nelson Agger war der Mann, der Licht ins Dunkel bringen konnte, wenn überhaupt jemand dazu im Stande war. Im Sektor Athen geschah nichts, ohne dass die kleine, eng koordinierte CIA-Station davon erfuhr.

Janson saß im hinteren Bereich eines Cafes an der Vassilissis Sophias, gegenüber der amerikanischen Botschaft, nippte immer wieder an dem starken, süßen Kaffee, den die Athener so schätzten, und rief die Zentrale der Station über sein Dreiband-Handy an.

»Handelsprotokolle«, meldete sich eine Stimme, »Mr. Agger, bitte.«

Ein paar Sekunden, in denen es dreimal klickte; der Anruf würde mitgeschnitten und registriert werden.

»Darf ich Mr. Agger sagen, wer am Apparat ist?«

»Alexander«, sagte Janson. »Richard Alexander.«

Ein paar weitere Sekunden, dann war Aggers Stimme zu

hören. »Es ist lange her, dass ich diesen Namen zuletzt gehört habe«, sagte er. Seine Stimme klang neutral, ohne Gefühlsregung. »Es freut mich, ihn jetzt zu hören.«

»Lust auf ein Glas Retsina?«

Bewusst beiläufig. »Können Sie sich freimachen? Da wäre die *taverna* an der Lakhitos…«

»Ich weiß etwas Besseres«, sagte Agger. »Das Cafe an der Papadhima. Kaladza. Sie erinnern sich daran? Ein bisschen weiter entfernt, aber man isst dort ausgezeichnet.«

Janson verspürte einen winzigen Adrenalinstoß: Der Gegenvorschlag war zu schnell gekommen. Und sie wussten beide, dass das Essen im Kaladza scheußlich war; bei ihrem letzten Zusammentreffen vor vier Jahren hatten sie darüber geredet. »Das schlechteste Essen der ganzen Stadt«, hatte Agger gesagt und mit angewiderter Miene einen nicht sonderlich vertrauenswürdig wirkenden Kalmar auf seine Gabel gespießt.

Agger ließ ihn wissen, dass sie beide Vorkehrungen treffen mussten.

»Na prima«, sagte Janson, anscheinend erfreut, für den Fall, dass jemand zuhörte. »Haben Sie ein Handy?«

»In Athen – wer hat da keines?«

»Nehmen Sie es mit. Wenn ich aufgehalten werde, sage ich Ihnen Bescheid.«

»Gute Idee«, erwiderte Agger. *»Gute* Idee.«

Aus dem Cafe an der Vassilissis Sophias beobachtete Janson, wie Agger durch eine Seitentür kam und die Straße hinunter ging, auf das Marine Hospital zu, und dann die Straße entlang, an deren Ende das Kaladza lag.

Dann sah er das, was er befürchtet hatte. Ein Mann und eine Frau kamen hinter Agger aus dem unauffällig

wirkenden grauen Ziegelbau neben dem Botschaftsgebäude und setzten sich in dieselbe Richtung wie er in Bewegung. Er wurde beschattet.

Und der Schreibtischtäter verfügte nicht über die rudimentären Fähigkeiten des Feldagenten, um das zu bemerken.

Wer auch immer ihr Telefonat belauscht hatte, hatte den Decknamen erkannt und sofort reagiert. Jansons Beziehung zu Agger war zweifellos mit ins Kalkül gezogen worden, und man hatte damit gerechnet, dass er mit dem Analytiker Kontakt aufnehmen würde.

Jetzt schloss sich Agger einer Gruppe Fußgänger an, die in Richtung auf den Parko Euftherias gingen, und der Mann und die Frau tauchten im Fußgängerverkehr auf dem Gehsteig unter.

Kaladza war zu gefährlich; das Treffen musste auf einem Terrain nach Jansons Wahl stattfinden.

Er legte ein paar Euro neben seine Tasse und verließ das Lokal in Richtung auf den Lykavittós. Der Lykavittós war der höchste Berg in der Athener Stadtlandschaft, seine bewaldete Kuppe ragte wie ein grüner Dom aus der Stadt heraus. Für ein geheimes Treffen war der Lykavittós ideal geeignet. Für Besucher besaß er eine besondere Attraktivität, weil man von der Hügelkuppe aus einen atemberaubenden Ausblick auf die Stadt hatte. Seine Attraktivität für Janson bestand darin, dass die Höhenlage es einem Beobachterteam schwer machen würde, unbeobachtet Position zu beziehen – insbesondere dann, wenn Janson das Terrain vorher gründlich absuchte. Im Augenblick besaß er nur einen kleinen Feldstecher. War es ein Anzeichen von Paranoia, dass er sich Sorgen machte, dass das möglicherweise nicht ausreichen könnte?

Die Zahnradbahn verkehrte in Abständen von zwanzig

Minuten vom oberen Ende der Ploutarkhou Avenue im vornehmen Kolonaki-Viertel. Wachsam nach irgendwelchen Anzeichen professionellen Interesses an seiner Person Ausschau haltend, fuhr Janson mit der Bahn den Hügel hinauf, vorbei an einer gepflegten Terrassenlandschaft. Man hatte das angenehme Gefühl, den Smog hinter sich zu lassen, während die kleine Bahn allmählich ihrem höchsten Punkt auf dreihundert Meter Höhe entgegen strebte. Die Kuppe war von Aussichtsplätzen und Cafes umgeben. Ganz oben stand eine kleine weiße Kapelle, Aghios Georgios, dem heiligen Georg geweiht, ein Bau aus dem 19. Jahrhundert.

Janson rief Agger auf dessen Handy an. »Planänderung, alter Knabe«, sagte er.

»Viele Leute meinen, dass Änderungen Gutes bedeuten«, erwiderte Agger.

Janson zögerte. Sollte er ihm sagen, dass er beschattet wurde? Das leichte Zittern in Aggers Stimme riet ihm, es besser bleiben zu lassen. Agger würde nicht wissen, wie man einen Verfolger abschüttelte, und ein unprofessioneller Versuch könnte alles nur noch viel schwieriger machen. Außerdem würde es die Nerven des Mannes zu sehr belasten, wenn er von den Beschattern erfuhr – ihn unsicher machen, ihn dazu veranlassen, in aller Eile in sein Büro zurückzukehren. Da war es besser, ihm eine Route vorzuschlagen, bei der er die Chance hatte, die Verfolger abzuschütteln, ob er das wollte oder nicht.

»Haben Sie einen Kugelschreiber?«, fragte Janson.

»Ich *bin* einer«, seufzte der Analytiker.

»Hören Sie mir gut zu, mein Freund. Ich möchte, dass Sie folgende Trambahnen nehmen.«

Janson gab ihm eine komplizierte Folge von Umsteigepunkten durch.

»Ziemlicher Umweg«, meinte Agger.

»Haben Sie Vertrauen zu mir«, sagte Janson. Einen professionellen Beobachter konnte man nicht etwa dadurch abhalten, dass man es ihm erschwerte, mit dem Zielobjekt mitzuhalten; was ihn abschrecken konnte, war eher die mit jedem Umsteigen wachsende Wahrscheinlichkeit, dass er von der Zielperson entdeckt wurde. In einer solchen Situation pflegten erfahrene Agenten lieber die Überwachung abzubrechen, als die Entdeckung zu riskieren.

»Geht in Ordnung«, sagte Agger mit der Stimme eines Menschen, dem völlig klar ist, dass er keine Ahnung davon hat, was mit ihm geschieht. »Selbstverständlich.«

»Und wenn Sie schließlich die Zahnradbahn nach Lykavittós verlassen haben, nehmen Sie den Fußweg zum Theater von Lykavittós. Wir treffen uns vor dem Elias-Brunnen.«

»Da müssen Sie mir – ja, wie viel – eine Stunde geben?«

»Bis dann.«

Janson war bemüht, beruhigend zu klingen; Aggers Stimme klang nervös, sogar noch nervöser als üblich, und das war nicht gut. Das würde ihn auf unproduktive Weise vorsichtig machen, er würde zu sehr auf Zufälligkeiten achten und in seiner Wachsamkeit nicht zwischen Wichtigem und Unwichtigem unterscheiden.

Janson ging an einem Cafe vorbei – einem freundlich wirkenden Lokal mit gelben Plastiksesseln, pfirsichfarbenen Tischtüchern und einer Terrasse aus Schieferplatten. In der Nähe war ein mit modernen Marmorplastiken ausstaffierter Park zu sehen. Zwei Teenager in weißen T-Shirts, die locker um ihre völlig unmuskulösen Oberkörper schlabberten und von der Brise hochgeweht wurden. Eine verwirrt wirkende Frau, die eine Tüte mit altem Pita-Brot in der Hand hielt, fütterte bereits überfütterte Tauben.

Janson bezog in einem dichten Gebüsch aus Aleppo-Fichten Station und musterte die übrigen Personen seiner Umgebung. An heißen Tagen suchten viele Athener hier Zuflucht vor der Hitze und dem beißenden *nephos.* Er sah ein japanisches Paar; der Mann hielt eine winzige Videokamera in der Hand, etwa so groß wie eine alte Instamatic, Zeugnis für die Genialität der Entwickler elektronischer Geräte für den Massenmarkt. Der Mann ließ seine Frau vor dem dramatischen Hintergrund posieren – ganz Athen lag ihr zu Füßen.

Während aus fünf Minuten zehn und schließlich fünfzehn wurden, kamen und gingen Menschen in scheinbar zufälliger Folge. Und doch war nicht alles Zufall. Dreißig Meter unter ihm und zu seiner Linken skizzierte ein Mann in einem kaftanähnlichen Hemd die Landschaft auf einem großen Block; seine Hand bewegte sich in weiten, bogenförmigen Schleifen über das Blatt. Janson richtete sein Glas auf ihn, stellte auf seine starken, kräftig wirkenden Hände scharf. Er hielt in einer Hand einen Kohlestift und füllte das Blatt mit ziel- und planlosen Strichen. Was immer sein Interesse gefunden hatte, es war jedenfalls nicht die Landschaft vor ihm. Janson betrachtete durch das Glas sein Gesicht und spürte einen Stich. Dieser Mann war anders als die Amerikaner, denen er zuvor begegnet war. Der muskulöse Nacken, der seinen Kragen zu sprengen drohte, die toten Augen – dieser Mann war ein professioneller Killer, ein Revolver, den man mieten konnte. Janson verspürte ein Prickeln an seiner Kopfhaut.

Schräg gegenüber las ein anderer Mann Zeitung. Er war wie ein Geschäftsmann gekleidet, trug eine Brille und einen hellgrauen Anzug. Janson stellte sein Glas scharf: Die Lippen des Mannes bewegten sich. Aber er las nicht etwa laut, denn er redete auch dann weiter, wenn seine Augen sich von der Zeitung abwandten. Er stand in

Verbindung mit einem Partner – das Mikrofon steckte vermutlich in seiner Krawatte oder an seinem Revers –, sprach mit jemand, der einen Ohrhörer trug.

Noch jemand?

Die rothaarige Frau in dem grünen Baumwollkleid? Aber nein – zehn kleine Kinder folgten ihr. Eine Lehrerin, die die Kinder auf einen Ausflug führte. Ein Feldagent würde sich unter keinen Umständen dem Chaos und dem unberechenbaren Verhalten einer Gruppe kleiner Kinder aussetzen.

Dreißig Meter über dem Brunnen, an dem Agger und er sich um vier Uhr treffen wollten, fuhr Janson fort, das Areal abzusuchen. Sein Blick wanderte über die Kieswege und das wild wuchernde Gras und die Büsche.

Folgerung: An die Stelle eines unfachmännischen amerikanischen Teams waren lokale Experten getreten, Leute, die das Terrain kannten und schnell reagieren konnten.

Aber wie lauteten ihre Anweisungen?

Er fuhr fort, die Gestalten, die er an der Hügelflanke sah, zu mustern, suchte nach weiteren Anomalien. Der Geschäftsmann war jetzt offenbar eingenickt, das Kinn war ihm auf die Brust gesunken, sodass der unbefangene Beobachter glauben musste, er halte eine nachmittägliche Siesta. Nur seine gelegentlichen Mundbewegungen – gemurmelte Meldungen, und wäre es nur, um die Langeweile im Schach zu halten – verrieten die Illusion.

Die zwei Gestalten, die er identifiziert hatte, der Geschäftsmann mit seiner Zeitung und der Künstler mit seinem Skizzenblock, waren offenkundig Griechen, keine Amerikaner; so viel war deutlich aus ihrer Physiognomie, ihrer Kleidung, ja selbst ihrer Haltung zu erkennen. Und auch aus der Sprache: Janson verstand sich nicht besonders darauf, Lippen zu lesen, aber dass der Mann

Griechisch und nicht Englisch sprach, war für ihn klar zu erkennen.

Doch um Himmels willen, weshalb das Schleppnetz? Die schlichte Existenz belastenden Materials erklärte noch nicht die Bereitschaft, diese Erkenntnis als gewichtig zu akzeptieren. Janson war fünfundzwanzig Jahre lang ein Agent in einem der geheimsten Nachrichtendienste Amerikas gewesen; man hatte sein Profil so gründlich überprüft und untersucht, wie man sich das überhaupt nur vorstellen konnte. Wenn er auf das große Geld aus gewesen wäre, hätte er sich das schon vor langer Zeit auf hundert verschiedene Arten beschaffen können. Und doch unterstellte man ihm jetzt, wie es schien, das Schlimmste, verzichtete darauf, bei der Interpretation des Beweismaterials Alternativen in Betracht zu ziehen.

Was hatte sich verändert? Etwas, das er getan hatte oder von dem man vermutete, dass er es getan habe? War es etwas, das er wusste? Jedenfalls war er allem Anschein nach plötzlich zu einer Bedrohung für die Planer in Washington geworden, eine halbe Welt weit von diesem uralten Hügel im Zentrum von Athen entfernt.

Wer war sonst noch da? Die schräg einfallenden Sonnenstrahlen behinderten die Sicht, aber Janson erforschte jeden Zentimeter der ihm sichtbaren Umgebung, teilte das Terrain in ein Rastergitter auf, bis seine Augen zu schmerzen begannen.

Um vier Uhr tauchte ein besorgt wirkender Agger auf; er hatte seine blaue Leinenjacke ausgezogen und trug sie über die Schulter gelegt, sein blau gestreiftes Hemd zeigte Schweißflecken, ohne Zweifel etwas, was dem sehr auf sein Äußeres bedachten Analytiker, der nur selten die klimatisierte Umgebung seines Büros oder seiner Wohnung verließ, unangenehm war.

Jetzt konnte Janson von seinem Standort zwischen den Fichten erkennen, dass Agger sich auf die lange Marmorbank am Brunnen setzte, schwer atmete und sich nach seinem alten Trinkgefährten umsah.

Janson duckte sich.

Der Mann mit dem Zeichenblock: nur Überwachung? Dass der Mann Grieche war, beunruhigte ihn. Die Beobachter auf der Straße waren Amerikaner gewesen, davon hatte er sich überzeugt, Teil der üblichen militärischen Abwehrabteilung, die allen amerikanischen Botschaften zugeteilt wurde. Es waren keine Amateure, aber sie hatten auch keine besondere Professionalität erkennen lassen. Eben das Beste, was man kurzfristig einsetzen konnte, hatte er gefolgert. Der Sektor Athen war nicht vorgewarnt worden, dass er in die Stadt kommen würde; schließlich hatte er selbst die Entscheidung ganz spontan und erst vor zwölf Stunden getroffen.

Aber diese Griechen: Wer waren sie? CIA-Angestellte waren es nicht. Das hier waren Profis, Freiberufler, die einen Auftrag erhalten hatten. Die Art von Männern, mit denen man nichts zu tun haben wollte – bis man sie brauchte. Das bedeutete häufig eine Sanktion, einen Akt, den man keinem offiziellen Angehörigen einer Sicherheitsgruppe anvertrauen wollte.

Aber Janson griff den Dingen voraus, das wusste er: Es gab keinen Anlass für einen Sanktionsbefehl. Jedenfalls jetzt noch nicht.

Janson kroch auf dem Bauch durch das Gestrüpp und hielt sich dabei dicht an eine lange Schutzmauer aus aufgetürmten Schieferplatten. Das Gestrüpp beeinträchtigte sein Vorwärtskommen. Grashalme kitzelten ihn an der Nase; überall wucherte hohes Unkraut, und Janson achtete sorgsam darauf, seine Anwesenheit nicht dadurch zu

verraten, dass er damit in Berührung kam. Zwei Minuten später hob er kurz den Kopf über den Sichtschutz, den die Schieferplatten boten, und vergewisserte sich, dass er nur noch ein paar Meter von dem Typ mit dem Skizzenblock entfernt war. Der Mann stand jetzt aufrecht und hatte den Kohlestift sorglos weggeworfen, wie man einen Zigarettenstummel wegwirft.

Der Grieche wandte ihm den Rücken zu, und Janson konnte erkennen, wie kräftig gebaut der junge »Künstler« war. Sein Blick war auf Agger auf der Marmorbank vor dem Brunnen gerichtet, und seine Muskeln schienen angespannt, als wäre er bereit, jederzeit zu reagieren. Dann sah Janson, wie er unter seinem kaftanähnlichen Hemd nach etwas griff.

Janson hob einen Schieferbrocken vom Boden auf, achtete aber darauf, das in völliger Stille zu tun; jedes unerwartete Geräusch, etwa das Reiben zweier Steine aneinander, würde den Griechen dazu veranlassen, sofort herumzuwirbeln. Janson hob den Stein hoch über den Kopf und warf ihn mit seiner ganzen Kraft, zielte auf den Halsansatz des Griechen. Der Mann hatte zu einer Drehung angesetzt, als der Stein ihn traf, und ging jetzt taumelnd zu Boden. Janson stieg über die niedrige Mauer, packte den Mann an den Haaren und presste ihm den Unterarm über den Mund. Er zog ihn über die Mauer, warf ihn auf den Rücken und zog eine Waffe – eine Walther P99 Automatik – aus seinem Hosenbund. An ihrer Laufmündung war ein Zylinder mit regelmäßig verteilten Löchern befestigt. Eine schallgedämpfte Waffe: dazu bestimmt, nicht etwa nur gezeigt zu werden – eine Waffe, nicht um zu drohen, sondern um Drohungen wahr zu machen. Der Mann war ein Profi, mit Profiausrüstung. Janson fuhr mit dem Finger unter den bestickten Hemdkragen, tastete nach dem Mikrofon und vergewisserte sich,

dass der Kontaktschalter nicht umgelegt worden war. Er zog den Stoff zur Seite, sodass eine blaue Plastikscheibe mit einem Kupferdraht sichtbar wurde, der aus der Scheibe herausführte.

»Sagen Sie Ihrem Freund, dass ein Notfall eingetreten ist«, flüsterte er dicht am Ohr des Mannes. Er wusste, dass ein solcher Auftrag nicht Leuten erteilt wurde, die kein Englisch sprachen und daher möglicherweise Befehle nicht verstehen würden. »Sagen Sie ihm, dass man Sie verraten hat! Was ja auch stimmt!«

»Dhen milao Anglika«, sagte der Mann.

Janson drückte dem Mann das Knie auf den Hals, bis er würgte. »Sie sprechen nicht Englisch? Dann gibt es für mich auch keinen Grund, Sie nicht zu töten.«

Die Augen des Mannes weiteten sich. »Nein! *Bitte*, ich tue, was Sie sagen.«

»Und nicht vergessen: *Katalaveno Ellinika.«*

Ich verstehe Griechisch. Das war jedenfalls die halbe Wahrheit.

Der Grieche drückte den verborgenen Kontaktschalter, aktivierte sein Mikrofon und begann zu reden, wobei der Pistolenlauf, den Janson ihm gegen die Schläfe presste, das Ganze noch dringlicher machte.

Als die Nachricht übermittelt war, schmetterte Janson den griechischen Killer gegen die Schiefermauer. Der Schädel des Mannes absorbierte den größten Teil des Aufpralls; er würde eine Stunde, möglicherweise auch zwei, bewusstlos sein.

Durch das Okular seines Feldstechers sah Janson den Geschäftsmann in dem hellgrauen Anzug plötzlich aufstehen und in Richtung auf die Bäume gehen. Die Art und Weise, wie er seine zusammengefaltete Zeitung trug,

ließ klar erkennen, dass er darunter etwas verbarg. Der Geschäftsmann mit der Brille schaute sich argwöhnisch um, als er in das Wäldchen schritt, und hielt seine Hand immer noch unter der zusammengefalteten *Eleftheria,* der Athener Tageszeitung, verborgen.

Janson sah auf seine Armbanduhr. Zu viel Zeit verstrich; Agger konnte leicht unruhig werden und in seiner Angst beschließen, ins Büro zurückzukehren. Das war die übliche Reaktion, wenn jemand nicht erschien: Man wartete nicht über eine bestimmte Zeitspanne hinaus.

Janson bezog schnell am Ende des Weges durch das Wäldchen Position. Als der Mann herauskam, warf Janson sich auf ihn, schlug ihm die Walther P99 ins Gesicht, zerschmetterte Zähne und Knochen. Blut spritzte dem Mann aus dem Mund auf sein weißes Hemd und das Jackett; die Zeitung und die darunter verborgene schallgedämpfte Waffe fielen zu Boden. Janson tastete schnell unter das Revers des Mannes und entdeckte dort eine kleine blauschwarze Scheibe, identisch mit der, die der andere Grieche getragen hatte.

Während Janson die Walther in seinen Hosenbund schob und sich einen Blutstropfen von der Hand wischte, spürte er, wie sich ein Gefühl düsteren Unbehagens in ihm ausbreitete. In den letzten paar Tagen war er in all das zurückgefallen, was er einmal hatte hinter sich lassen wollen – die Gewalt, die Tricks, die tödlichen Ausflüchte, eine Fülle von Verhaltensweisen, die ihm in seiner langen Laufbahn zur zweiten Natur geworden waren. Aber dies war jetzt nicht der Zeitpunkt, einen Blick in den Abgrund zu tun. Er musste sich konzentrieren, musste analysieren, handeln.

Gab es noch andere? Keine Person, die er entdeckt hatte, aber er konnte nicht sicher sein. Der japanische Tourist? Möglich. Unwahrscheinlich.

Er würde das Risiko eingehen müssen.

Janson setzte sich in Richtung auf Agger in Bewegung, der immer noch auf der Marmorbank saß und heftig schwitzte.

»Paul«, sagte Agger, »dem Himmel sei Dank! Ich habe schon angefangen, mir Sorgen zu machen, dass Ihnen etwas zugestoßen sein könnte.«

»Der Verkehr auf der Vas Sofias. Ich hatte völlig vergessen, wie schlimm das um diese Tageszeit sein kann.«

Janson hatte für sich entschieden, dass er den anderen nicht beunruhigen durfte, wenigstens jetzt noch nicht. Die Welt Aggers war eine Welt von Papier und Computertastaturen; ein Treffen wie dieses passte nicht dort hinein, war ein Verstoß gegen die Vorschriften. Ein Kontakt, selbst mit einem Mitglied oder ehemaligen Mitglied eines Nachrichtendienstes, erforderte nach dem Regelwerk eine Gesprächsniederschrift, die sofort angefertigt werden musste. Schon dadurch, dass Agger dem Treffen zugestimmt hatte, strapazierte er diese Regeln bereits – und wahrscheinlich auch seine Nerven.

»Herrgott, bei diesem ständigen Umsteigen quer durch die ganze Stadt habe ich mir gedacht – was bin ich denn eigentlich, ein Spion?«

Ein fahles Lächeln. »Sagen Sie nichts dazu. Hören Sie, ich bin wirklich so froh, dass Sie angerufen haben, Paul. Ich habe mir Sorgen um Sie gemacht – echte Sorgen. Sie können sich nicht vorstellen, was zurzeit für Unfug über Sie geredet wird.«

»Ganz ruhig bleiben, alter Freund«, sagte Janson.

Die Ruhe, die Janson ausstrahlte, die er sich auszustrahlen zwang, schien Agger seinerseits ruhiger zu machen. »Aber ich weiß, dass wir das alles ins Lot bringen können. Was auch immer es ist, ich weiß, wir kriegen das hin. Sie

können diese Bürokraten in Washington unbesorgt mir überlassen. Glauben Sie mir, niemand kennt einen anderen Erbsenzähler so gut wie jemand, der selbst ein Erbsenzähler ist.«

Janson lachte, hauptsächlich Agger zuliebe. »Ich glaube, zum ersten Mal habe ich Wind davon bekommen, dass da etwas im Busch ist, als ich heute Morgen die Stadiou hinunterging. Das sah ja aus wie ein Klassentreffen sämtlicher Marines der ganzen Botschaft. Ich wusste gar nicht, dass ich so populär bin.«

»Es ist verrückt«, sagte Agger. »Aber die sagen, Sie hätten einen Job angenommen, Paul. Einen Job, den Sie nicht hätten übernehmen sollen.«

»Und?«

»Jeder will wissen, für wen Sie den Job erledigt haben. Eine ganze Menge Leute wollen das wissen. Manche denken, dass es darauf sechzehn Millionen Antworten gibt.«

»Allmächtiger Himmel! Wie man nur so etwas glauben kann! Man kennt mich doch. Ich bin eine bekannte Größe.«

Agger musterte ihn scharf. »Mir brauchen Sie das nicht zu sagen. Schauen Sie, die sind alle richtig aus dem Häuschen. Aber ich weiß, dass wir die ganze Geschichte in Ordnung bringen können. Dann…«, er wirkte jetzt fast verlegen, »dann stimmt es also, dass Sie diesen Job übernommen haben?«

»Ja, ich habe den Job übernommen – für Peter Novak. Seine Leute sind an mich herangetreten. Ich stand in seiner Schuld, und zwar tief. Aber jedenfalls ist es auf Empfehlung erfolgt. Aus dem State Department.«

»Seltsam, das State Department will davon nichts wissen.«

»Was?«

Agger zuckte die Schultern, wie um sich zu entschuldigen. »Das State Department dementiert. Die Agency ebenfalls. Sie weiß nicht einmal, was genau in Anura abgelaufen ist. Die Berichte sind widersprüchlich und bestenfalls lückenhaft. Aber es heißt, man hätte Sie dafür bezahlt, dass Sie sicherstellen, dass Peter Novak die Insel nie verlassen würde.«

»Das ist doch Wahnsinn.«

Wieder ein hilfloses Schulterzucken. »Interessant, dass Sie dieses Wort benutzen. Man hat uns gesagt, Sie seien möglicherweise verrückt geworden, obwohl es natürlich viel hochtrabender formuliert wird. Dissoziative Störung. Posttraumatische Abreaktion…«

»Wirke ich auf *Sie* verrückt, Agger?«

»Selbstverständlich nicht«, sagte Agger schnell. »Selbstverständlich nicht.«

Eine etwas peinliche Pause trat ein. »Aber, schauen Sie, wir alle wissen ja, was Sie durchgemacht haben. All die Monate der Folter durch den Vietkong. Ich meine … Herrgott! Geschlagen, ausgehungert – das muss ja Auswirkungen haben. Über kurz oder lang *muss* das ja Wirkung zeigen. Herrgott, was die Ihnen angetan haben…«

Seine Stimme überschlug sich fast. Dann wurde er wieder ruhiger und fügte hinzu: »Ganz zu schweigen von all den Dingen, die Sie selbst getan haben.«

Janson lief es eisig über den Rücken. »Nelson, was wollen Sie damit sagen?«

»Einfach, dass es eine ganze Menge Leute gibt, die sich Sorgen machen – und dass Sie ziemlich weit oben in der Nahrungskette unseres Gewerbes stehen.«

Glaubten die *tatsächlich,* dass er den Verstand verloren hatte? Wenn das der Fall war, konnten sie es sich nicht leisten, ihn frei herumlaufen zu lassen, nicht bei all dem, was er als ehemaliger Cons-Op-Agent in seinem Kopf herumtrug – das detaillierte Wissen über Vorgehensweisen, Informanten, Agentennetze, die noch operierten. Ein Sicherheitsleck konnte Jahre intensiver Arbeit zunichte machen und durfte deshalb unter keinen Umständen riskiert werden. Janson wusste, welche Überlegungen in solchen Fällen in den Geheimdiensten abliefen.

Obwohl es auf dem Hügel angenehm warm war, fröstelte Janson plötzlich.

Agger rutschte unruhig auf der Bank zur Seite. »Ich bin kein Fachmann für diese Dinge. Man hat gesagt, Sie würden einen durchaus kompetenten, überzeugenden Eindruck machen, wie jemand, der die Dinge im Griff hat. Und ganz gleich, was in Ihrem Kopf vorgeht, sechzehn Millionen sind eine Summe, der man nicht so leicht widerstehen kann. Aber in dem Punkt spreche ich vielleicht nur für mich selbst.«

»Ich habe absolut keine Erklärung für das Geld«, sagte Janson. »Vielleicht hat die Liberty Foundation eine exzentrische Art, Zahlungen zu leisten. Es war von Vergütung die Rede. Aber wir haben nichts ausgehandelt, nichts vereinbart. Hören Sie, das war meinerseits nicht das oberste Motiv. Es ging um eine Ehrenschuld. Sie wissen, weshalb.«

»Paul, mein Freund, ich möchte, dass das alles ins Lot gebracht wird, und ich werde tun, was in meiner Macht steht das *wissen* Sie. Aber Sie müssen mir auch helfen, mir ein paar Fakten liefern. Wann sind Novaks Leute das erste Mal an Sie herangetreten?«

»Das war am Montag. Achtundvierzig Stunden nach

Novaks Entführung.«

»Und wann sind die ersten acht Millionen einbezahlt worden?«

»Warum ist das so wichtig?«

»Es ist einbezahlt worden, *bevor* nach Ihren Worten diese Leute an Sie herangetreten sind. *Bevor* sie wussten, dass Sie Ja sagen würden. *Bevor* Sie wussten, dass eine Entführung notwendig werden würde. Das ergibt einfach keinen Sinn.«

»Hat jemand sie danach befragt?«

»Paul, diese Leute wissen nicht, wer Sie sind. Die wissen nichts von der Entführung. Die wissen nicht einmal, dass ihr Chef tot ist.«

»Wie haben sie denn reagiert, als sie es erfuhren?«

»Das haben wir ihnen nicht gesagt.«

»Warum nicht?«

»Befehl von ganz oben. Wir sind im Informationsbeschaffungsgeschäft, nicht im Informationsverbreitungsgeschäft. Alle haben diesbezüglich strikte Anweisung bekommen. Und zum Thema Beschaffung – genau deshalb sind die Leute so wild darauf, dass Sie hereinkommen. Das ist die einzige Möglichkeit. Wenn Sie das nicht tun, wird man Vermutungen anstellen. Und danach handeln. Okay? Muss ich mehr sagen?«

»Herrgott im Himmel«, murmelte Janson.

»Paul, Sie müssen mir vertrauen. Wir schaffen es, dass wir diesen ganzen Scheiß hinter uns bringen. Aber Sie *müssen* hereinkommen. Das müssen Sie.«

Janson musterte sein Gegenüber nachdenklich. Es war nicht zu übersehen, dass Agger im Laufe des Gesprächs ganz offensichtlich einen Teil seiner Angst abgelegt hatte, jetzt weniger unterwürfig wirkte. »Ich werde darüber

nachdenken.«

»Das heißt, nein«, sagte Agger ausdruckslos. »Und das ist nicht gut.«

Er griff an sein Revers und fingerte am Knopfloch herum, eine übermäßig beiläufige Geste.

Rief andere herbei.

Janson streckte die Hand aus, griff an Aggers Revers und klappte es um. Hinter dem Knopfloch war die vertraute blauschwarze Scheibe zu sehen. Plötzlich fühlte er sich wie betäubt. Die Griechen waren keine Beschatter. *Sie waren Aggers Reservemannschaft.* Der nächste Schritt war gewaltsame Entführung.

»Jetzt habe ich eine Frage wegen des Zeitablaufs an Sie«, sagte Janson. »Wann ist die Anweisung ergangen?«

»Die Rückrufdirektive? Daran kann ich mich nicht erinnern.«

»Wann?«

*E*r stand auf, schirmte damit das, was er tat, vor Passanten ab, zog die Walther heraus und zielte auf den Analytiker.

»Jesus, Herr Jesus!«, schrie Agger. »Paul – was machen Sie? Ich bin doch hier, um Ihnen zu *helfen.* Ich will doch nur *helfen.«*

»Wann?«

*J*anson drückte Agger die Mündung der Pistole an die knochige Brust.

Die Worte sprudelten förmlich aus dem Analytiker heraus. »Vor zehn Stunden. Das Kabel trug den Zeitstempel zweiundzwanzig Uhr dreiundzwanzig. EST.«

Aggers Blick huschte in die Runde, er war außerstande, das wachsende Gefühl von Bestürzung zu unterdrücken.

»Und wie lautete die Anweisung für den Fall, dass ich ablehne? Ist ein Liquidationsbefehl erteilt worden?«

Er presste die Waffe gegen Aggers Brustbein.

»*Halt!*«, rief Agger. »Sie tun mir weh.«

Er sagte das mit lauter Stimme, als sei er in Panik geraten, aber Agger war zwar alles andere als ein Außenagent, er war aber auch kein Amateur, und so groß seine Angst in diesem Augenblick auch sein mochte, er neigte nicht zur Hysterie. Der Ruf galt nicht Janson; damit sollten andere verständigt werden, andere, die sich in Rufweite befanden.

»Erwarten Sie Gesellschaft?«

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden«, log Agger, bemüht, möglichst ruhig zu sprechen.

»Tut mir Leid. Ich hätte vorher schon erwähnen sollen, dass Ihre griechischen Freunde leider unerwartet verhindert sind.«

»Sie verdammter Mistkerl!«

Das brach aus ihm heraus. Aggers Gesicht war weiß – aber nicht aus Angst, sondern vor Wut.

»Sie werden sich sicherlich bei Ihnen entschuldigen. Sobald sie wieder bei Bewusstsein sind.«

Aggers Augen zogen sich zusammen. »Herrgott, was da behauptet wird, stimmt also wirklich. *Sie sind außer Kontrolle!*«

11

Die Hafenkneipe war dunkel und heruntergekommen, ihre Fußbodenbretter vom über die Jahre hinweg verschütteten Bier verzogen, die schlichten Holzstühle und Hocker von der gleichgültigen Benutzung und gelegentlichen Prügeleien verschrammt. Janson arbeitete sich langsam zu der langen, mit Zinkblech beschlagenen Bar vor, während seine Augen sich allmählich der Dunkelheit anpassten. Ein Matrose saß allein am äußersten linken Ende der Theke und trank mürrisch vor sich hin. Er war nicht der einzige Matrose in dem Lokal, aber derjenige, mit dem am leichtesten Kontakt aufzunehmen war. Und Janson konnte nicht länger warten. Er musste Griechenland schleunigst verlassen. Vor ein paar Minuten hatte er erneut etwas getan, was mit der Zeit zu einem Ritual wurde, das ihn in den Wahnsinn trieb: Er hatte Marta Langs Nummer angerufen. Nichts. *Die wissen nicht einmal, dass ihr Chef tot ist*, hatte Agger gesagt.

Und doch war Janson eine Person eingefallen, die wissen würde, was es zu wissen gab, und die auch offen mit ihm reden würde. Natürlich mussten zuerst Vorsichtsmaßnahmen eingeleitet werden – um ihn selbst zu schützen und auch den Mann, den er aufsuchen wollte.

Der Hafen von Piräus war eine ausgedehnte kreisförmige Bucht, die das Meer, so schien es Janson zumindest, wie eine offene Handschelle umfing – oder wie eine Handschelle, die im Begriff war, sich zu schließen. Die Notwendigkeit hatte ihn dennoch hierher getrieben. Aber er hatte nicht die Absicht, seine nächsten Schritte jemandem zu signalisieren, der daran professionelles Interesse hatte.

Die letzten zwei Stunden hatte er ein Dutzend andere Möglichkeiten, Griechenland zu verlassen, erwogen und wieder verworfen. Der Flughafen von Athen wimmelte inzwischen zweifellos von Beobachtern; wahrscheinlich würden auch bald Agenten an den größeren Flughäfen wie Thessaloniki und dergleichen mobilisiert werden. Jedenfalls kam es nicht in Frage, mit seinem eigenen Pass zu reisen: Da man die Botschaft bereits eingeschaltet hatte, war die Wahrscheinlichkeit zu groß, dass alle für den internationalen Reiseverkehr in Frage kommenden Punkte alarmiert worden waren. Doch als er versucht hatte, den einen ihm bekannten Mann in Athen aufzusuchen, der sich auf das Fälschen offizieller Dokumente spezialisiert hatte – einen Mann, der einen Schreibwarenladen in der Nähe von Omonia besaß –, hatte er dort Beobachter vorgefunden: Ein Besuch hätte also entweder seine Kontaktperson oder ihn selbst in Gefahr gebracht. Er hatte keine andere Wahl, als jene Leute aufzusuchen, deren Lebensunterhalt von den Formalitäten des internationalen Transits abhing – und die auch wussten, wann man diese Formalitäten vielleicht übersehen konnte.

Janson trug einen Anzug, aber die Krawatte hing ihm ungeknotet um den Kragen, und er wirkte wie jemand, der sich treiben lässt, fast wie ein Verzweifelter. Mit unsicherem Schritt trat er an die Bar. *Entscheide dich für eine Rolle und kleide dich dann danach.* Er war ein wohlhabender Geschäftsmann in ernster Notlage. Wenn der Ausdruck der Verzweiflung nicht die erwünschten Ergebnisse zeitigte, würde er in zwei Minuten auf der Toilette und mit durchgedrückten Schultern jenen Eindruck völlig verwischen können.

Er nahm auf dem Hocker neben dem Matrosen Platz und sah den Mann von der Seite an. Er war kräftig gebaut mit gerade genug Übergewicht, um auf gesunden Appetit

schließen zu lassen, aber Jansons geübtem Blick entging nicht, dass sich unter dem Hemd kräftige Muskelpakete verbargen. Ob er Englisch sprach?

»Verdammte albanische Hure«, murmelte Janson vor sich hin, gerade laut genug, um gehört zu werden. Verwünschungen, die ethnische Minderheiten zum Ziel hatten – ganz besonders Zigeuner und Albaner –, waren in Griechenland, einem Land, wo noch die alte Vorstellung von reinem Blut regierte, ein verlässliches Mittel, um ein Gespräch zu eröffnen.

Der Matrose drehte sich zu ihm herum und gab einen Grunzlaut von sich. Aber seine blutunterlaufenen Augen blickten argwöhnisch. Was hatte ein Mann, der so gekleidet war wie dieser Fremde, in einer Kaschemme wie der Perigaili-Bar zu suchen?

»Alles hat sie mir genommen«, fuhr Janson fort. »Richtig ausgenommen hat sie mich.«

Er winkte dem Barkeeper, ihn zu bedienen.

»Eine *shqiptar-Hure* hat Ihnen Ihr Bargeld geklaut?«

Der Ausdruck des Matrosen ließ keine Sympathie erkennen, eher wirkte er amüsiert. Aber der Anfang war gemacht.

»Bargeld ist so ziemlich das Einzige, was mir noch geblieben ist. Wollen Sie wissen, warum?«

Er sah das Abzeichen auf dem Hemd des Matrosen: U.C.S. UNITED CONTAINER SERVICES. Janson rief dem Barkeeper: »Bringen Sie meinem Freund hier ein Bier!«

»Warum nicht einen Metaxa?«, fragte der Matrose und testete damit sein Glück.

»Gute Idee – Metaxa!«, rief Janson. »Einen Doppelten! Für uns beide.«

Etwas an dem Matrosen ließ Janson vermuten, dass dies ein Mann war, der sämtliche Docks und Häfen der Ägäis und die unappetitlichen Unternehmungen, die dort zu Hause waren, wie seine Westentasche kannte.

Zwei Gläser Metaxa wurden gebracht, die mit Anis gewürzte, farblose Variante. Janson bestellte sich ein Glas Wasser dazu. Mit missbilligendem Stirnrunzeln schob ihm der Barkeeper ein bernsteinfarbenes Glas hin, das ein paar Finger breit lauwarmes Leitungswasser enthielt. Eine Bar konnte nicht davon leben, wenn sie die Bäuche ihrer Gäste mit Wasser füllte, es sei denn, man bezog das Wasser mit ein, mit dem sie den Schnaps verdünnten.

Janson fing an, seinem neuen Trinkgefährten eine Geschichte zu erzählen – wie er in eine *ouzeri* gegangen sei, um dort auf die Minoan-Lines-Fähre an der Zea Marina zu warten. »Ich hatte gerade eine fünfstündige Besprechung hinter mir, wissen Sie. Wir hatten ein Geschäft unter Dach und Fach gebracht, das sich schon seit Monaten hinzieht – deshalb hat man mich persönlich hierher geschickt, verstehen Sie. Den Vertretern vor Ort kann man ja nicht vertrauen. Man weiß nie, für wen die wirklich arbeiten.«

»Und was macht Ihre Firma, wenn man fragen darf?«

Jansons Augen huschten in die Runde, blieben an dem glasierten Keramikaschenbecher hängen. »Keramik«, sagte er. »Nichtleitende Hochdruckkeramikteile für Elektrogeräte.«

Er lachte. »Jetzt tut es Ihnen Leid, dass Sie gefragt haben, wie? Na ja, ein dreckiger Job, aber irgendjemand muss das ja auch machen.«

»Und die Hure…«, drängte der Matrose und kippte das scharfe Zeug wie Wasser hinunter.

»Also, ich bin völlig gestresst – Sie verstehen doch, ›gestresst‹? –, und dieses Mädchen, sie lässt mich nicht

los, und ich denk mir, was zum Teufel. Sie verstehen schon, ich denke an Entspannung, klar? Und sie bringt mich in so ein Dreckloch ein paar Türen weiter, ich weiß nicht einmal, wo, und…«

»Und Sie wachen auf, und die Nutte hat Sie völlig ausgeraubt.«

»Genau!«

Janson winkte dem Barkeeper, ihnen die nächste Runde zu bringen. »Ich muss weggekippt sein oder so was, und sie hat meine Taschen durchsucht. Zum Glück hat sie meinen Geldgurt nicht gefunden. Ich schätze, dazu hätte sie mich herumdrehen müssen, und sie hat wohl Angst gehabt, ich würde dabei aufwachen. Aber sie hat mir den Pass gestohlen, meine Kreditkarten…«

Janson griff nach seinem Ringfinger, hielt ihn dem Matrosen vors Gesicht und zeigte ihm, dass die Diebin nicht einmal vor der letzten Demütigung zurückgeschreckt war, ihm den Ehering zu stehlen. Sein Atem ging schwer, ein Mann aus einer anderen Welt, der sich an einen Albtraum erinnert.

»Warum melden Sie es nicht der *astynomia?* Die Hafenpolizei hier in Piräus kennt die Nutten.«

Janson hielt sich die Hände vors Gesicht. »Das kann ich nicht. Das Risiko ist zu groß. Wenn ich Anzeige erstatte, kostet mich das Kopf und Kragen. Und das ist auch der Grund, warum ich nicht zur Botschaft gehen will. Meine Firma ist sehr konservativ. Ich darf unter keinen Umständen das Risiko eingehen, dass die es erfahren – wir haben überall Vertreter. Ich weiß, ich sehe nicht so aus, aber ich habe einen Ruf zu wahren. Und meine Frau – *du großer Gott!«*

*P*lötzlich standen ihm Tränen in den Augen. »Sie darf das nie erfahren, niemals!«

»Sie sind also ein großer Mann«, sagte der Matrose und musterte den Fremden von Kopf bis Fuß.

»Und ein noch viel größerer Idiot. Was habe ich mir bloß dabei *gedacht?«*

Er leerte sein Glas Metaxa, füllte beide Backen mit dem süßlichen Branntwein, drehte dann seinen Hocker nervös herum und führte das bernsteinfarbene Wasserglas an die Lippen. Nur ein geübter Beobachter hätte bemerkt, dass der Pegel in Jansons Wasserglas, obwohl niemand nachgeschenkt hatte, wie durch Zauberei stieg.

»Nicht der große Kopf hat gedacht«, meinte der Seemann weise. »Der kleine Kopf hat gedacht.«

»Wenn ich nur zu unserem Regionalbüro in Izmir gelangen könnte, dann ließe sich alles in Ordnung bringen.«

Der Seemann fuhr ruckartig vor ihm zurück. »Sind Sie Türke?«

»Türke? Großer Gott, nein.«

Janson rümpfte angewidert die Nase. »Wie können Sie nur so etwas glauben? Sind *Sie* Türke?«

Der Seemann spuckte auf den Boden, anstatt die Frage zu beantworten.

In Piräus zumindest lebte die alte Feindschaft noch.

»Schauen Sie, wir sind eine internationale Firma. Ich bin zufälligerweise kanadischer Staatsbürger, aber unsere Kunden sind überall. Ich gehe nicht zur Polizei und darf es auch nicht riskieren, in der Botschaft aufzutauchen. Diese Geschichte könnte meine Karriere zerstören – ihr Griechen, ihr seid weltläufig, ihr habt Verständnis für menschliche Schwächen, aber die Leute, mit denen ich zusammenarbeite, sind nicht so. Die Sache ist, wenn es mir bloß möglich wäre, nach Izmir zu kommen, dann könnte ich dafür sorgen, dass dieser ganze *Albtraum*

verschwindet. Wenn es sein muss, würde ich die ganze Strecke schwimmen.«

Er knallte das dicke Glas auf die zerbeulte Blechverkleidung der Bar. Dann wedelte er mit einem Hundert-Euro-Schein, um dem Barkeeper zu bedeuten, dass er eine weitere Runde bringen sollte.

Der Mann sah den Geldschein an und schüttelte den Kopf. *»Echetai mipos pio psila?«*

Er wollte einen kleineren Schein.

Janson sah den Schein an, als ob seine Sicht getrübt wäre. »Oh, tut mir Leid«, sagte er dann, steckte die Geldnote weg und reichte dem Mann zwei Fünf-Euro-Scheine.

Wie Janson das beabsichtigt hatte, entging die Verwechslung seinem Gesprächspartner nicht; dessen Interesse an seiner Notlage wuchs jetzt.

»Eine ziemliche Strecke, wenn man sie schwimmen muss«, sagte der Seemann und grinste. »Vielleicht gibt es eine andere Möglichkeit.«

Janson sah ihn flehentlich an. »Glauben Sie?«

»Spezialtransport«, sagte der Mann. »Nicht sehr bequem. Nicht billig.«

»Wenn Sie mich nach Izmir bringen, zahle ich Ihnen zweitausendfünfhundert Dollar – US-Dollar, keine kanadischen.«

Der Matrose sah Janson an, als würde er überlegen. »Da müssen andere mitmachen.«

»Die zweitausendfünfhundert sind für Sie, dafür, dass Sie alles arrangieren. Wenn weitere Spesen anfallen, dann übernehme ich die ebenfalls.«

»Warten Sie hier«, sagte der Matrose, den die Habgier zusehends nüchtern machte. »Ich muss telefonieren.«

Janson trommelte mit den Fingern auf der Theke, während er wartete; auch wenn seine Trunkenheit vorgetäuscht war, erforderte doch die Unruhe, die er an den Tag legte, nur wenig Schauspielkunst. Nach ein paar endlosen Minuten kehrte der Seemann zurück.

»Ich habe mit einem Kapitän gesprochen, den ich kenne. Er sagt, wenn Sie mit Drogen an Bord kommen, wirft er Sie ohne Schwimmweste in die Ägäis.«

»Absolut nicht!«, rief Janson entsetzt. »Keine Drogen!«

»Die hat also die albanische Hure auch genommen?«, erwiderte der Mann mit trockenem Humor.

»Was?«

Janson gab sich indigniert, ein humorloser Geschäftsmann, den man in seiner Würde gekränkt hatte. *»Was* sagen Sie da?«

»Das war doch nur ein Witz«, entgegnete der Seemann, um sein Geld besorgt. »Aber ich habe dem Kapitän versprochen, dass ich die Warnung an Sie weitergebe.«

Er hielt kurz inne. »Es ist ein Containerschiff. Unter U.C.S.-Lizenz, wie das meine. Es legt um vier Uhr morgens ab. Und trifft achtzehn Stunden später an Liegeplatz sechs im Hafen von Izmir ein, okay? Was in Izmir passiert, ist Ihre Sache – Sie sagen niemand, wie Sie dort hingekommen sind.«

Er strich sich mit dem ausgestreckten Zeigefinger über den Hals. »Sehr wichtig. Und noch etwas ist sehr wichtig: Sie zahlen ihm am Pier 23 tausend Dollar. Ich werde dort sein, um die Vorstellung zu übernehmen.«

Janson nickte und fing an, unter der Theke Euro-Scheine zu bündeln. »Die andere Hälfte kriegen Sie, wenn wir uns morgen sehen.«

Die Augen des Seemanns glitzerten. »Einverstanden.

Aber wenn Sie der Kapitän später fragt, was Sie mir bezahlt haben, dann lassen Sie eine Null weg. Okay, mein Freund?«

»Sie schickt mir der Himmel«, erklärte Janson.

Der Matrose krallte seine Finger um das Bündel Geldscheine und lächelte. »Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?«

Janson schüttelte den Kopf und griff dann geistesabwesend nach seinem Ringfinger. »Ich werde ihr sagen, dass man mich überfallen hat.«

»Ja, sagen Sie Ihrer Frau, ein *Albaner* hat Sie überfallen und ausgeraubt«, riet der Seemann. »Wer könnte das nicht glauben?«

Später, im Flughafen von Izmir, ging es Janson durch den Sinn, wie solche Manöver doch immer nach demselben Schema abliefen. Die Leute schenkten einem dann ihr Vertrauen, wenn man ihnen zu verstehen gab, wie wenig vertrauenswürdig man doch selbst war. Jemand, der ein Opfer der eigenen Habgier oder der eigenen Triebe geworden war, gewann viel schneller Sympathie als jemand, der auf ehrliche Weise Pech gehabt hatte. Mit verlegener Miene vor einem britischen Reiseleiter stehend, lieferte Janson diesem eine leicht abgewandelte Version der Geschichte, die er dem Seemann aufgetischt hatte.

»Sie hätten sich nicht mit diesen schmutzigen Mädels einlassen sollen«, erklärte ihm der Reiseleiter – hühnerbrüstig und mit zottigem weißblondem Haar. Sein Grinsen war weniger mitfühlend als sadistisch. »Böser, böser Junge.«

Der Mann trug eine Plakette aus Plastik mit seinem Namen darauf auf der Brusttasche. Darüber war in grellbunten Lettern der Name und der Wahlspruch des

Billigveranstalters zu lesen, für den er tätig war: *Holiday Express Ltd. – a package of fun!*

»Ich war scheißbetrunken!«, protestierte Janson und verfiel in den Dialekt der Home Counties. »Die verdammten Türken. Dieses Mädchen hat mir eine ›Privatvorstellung‹ versprochen – ich nehme an, sie hat *Bauchtanz* gemeint!«

»Das wette ich«, erwiderte der Mann und grinste dabei anzüglich. »Wo Sie doch ein solcher Unschuldsengel sind.«

Nach ein paar Tagen, in denen er vor seinen Schützlingen hatte den Affen machen müssen, genoss er die Gelegenheit, seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen.

»Aber mich einfach hier *allein zu lassen!* Ich weiß schon, es war ein Pauschalurlaub – aber das gehörte doch wirklich nicht mit zur Pauschale! Mich einfach hier sitzen zu lassen, als ob ihnen das völlig egal wäre…«

»Kommt vor, kommt vor. Sie können doch schließlich nicht erwarten, dass die ganze Gruppe den Nachhauseflug verpasst, bloß weil einer über die Stränge geschlagen hat. Das wäre doch unvernünftig, oder?«

»Verdammte Sauerei, ich war wirklich ein Riesenidiot«, sagte Janson und zerfloss dabei beinahe vor Selbstmitleid. »Das Denken einfach dem kleinen Kopf zu überlassen und nicht dem großen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»›Wer unter uns ohne Schuld ist…‹, so steht es in der Bibel«, erwiderte der Mann, der jetzt den Eindruck machte, seinem in Not geratenen Gegenüber wirklich helfen zu wollen. »Und jetzt nennen Sie mir noch einmal den Namen, bitte.«

»Cavanaugh. Richard Cavanaugh.«

Er war volle zwanzig Minuten damit beschäftigt gewe-

sen, in einem Internet-Cafe an der Kibris-Sehitleri-Straße den Namen aus einer Teilnehmerliste von Holiday Express ausfindig zu machen.

»Richtig. Dicky Cavanaugh lässt in der Türkei die Sau raus und lernt seine Lektion, wie man sauber lebt.«

Einen harmlosen Kunden zu schikanieren – einen, dessen missliche Lage ihn jeder Möglichkeit beraubte, sich zu beschweren – schien ihm unendlichen Spaß zu bereiten.

Janson blieb stumm und blickte finster drein.

Der Mann mit dem weißblonden Haar rief über sein Handy das Izmir-Büro von Thomas Cook an und schilderte die Notlage des Kunden, wobei er die interessanteren Teile von »Cavanaughs« Story verschwieg. Er wiederholte den Namen zweimal. Das Gespräch dauerte insgesamt zehn Minuten, wobei er sich in zunehmendem Maße auf das Hören verlegte.

Als es schließlich beendet war, schüttelte er den Kopf und lachte. »Ha! Die meinen, Sie wären vor zwei Stunden mit Ihrer Gruppe in Stansted eingetroffen.«

»Was zum Teufel?«

Jansons Augen weiteten sich ungläubig.

»Kommt vor«, sagte der Mann philosophisch und kostete seine eigene Weitläufigkeit damit bis zur Neige aus. »Kommt vor. In der Liste steht, dass eine zwanzigköpfige Reisegruppe eintrifft, und keiner hat Lust, den ganzen Papierkram noch einmal von vorne anzufangen, also glaubt der Computer, dass alle zwanzig wirklich dabei sind. Bei einem Linienflug könnte das nicht passieren, aber die Chartergesellschaften sind da nicht so pingelig. *Uups* – sagen Sie bloß dem Chef nicht, dass ich das gesagt habe. ›Billigpreise für Urlaub Erster Klasse‹ behaupten wir immer. Wenn der Computer Recht hätte, dann würden

Sie jetzt schon wieder in Ihrem Optikerladen in Uxbridge stehen, statt in diesem beschissenen Izmir rumzuhängen und sich zu fragen, ob Sie je wieder Haus und Herd zu sehen bekommen.«

Ein verschmitzter Blick. »War sie wenigstens gut?«

»Wer?«

»Die Tussi. War sie gut?«

Janson ließ sich die Verlegenheit anmerken. »Das ist ja das Tragische, verstehen Sie. Ich war zu voll, um mich daran zu erinnern.«

Der Mann legte ihm gönnerhaft die Hand auf die Schulter. »Ich glaube, diesmal kann ich das für Sie in Ordnung bringen«, sagte er. »Aber nur, und damit das klar ist, Bums-Urlaube sind nicht unser Geschäft. Halten Sie Ihren Hosenlatz geschlossen, Kumpel. Wie mein Mädchen immer sagt, passen Sie auf, dass Sie mit Ihrem Prügel keinem ein Auge ausstoßen.«

Er lachte brüllend über seinen anspruchslosen Witz. »Und ausgerechnet Sie, mit einem Scheiß-*Brillen*laden!«

»Wir ziehen ›Zentrum für gutes Sehen‹ vor«, sagte Janson frostig und fiel in die Rolle des stolzen Ladenbesitzers zurück. »Und Sie sind auch sicher, dass ich in Stansted bei der Einreise keinen Ärger bekomme?«

Die Stimme des Reiseleiters wurde leiser. »Ja, sehen Sie, das versuche ich Ihnen ja klar zu machen. Holiday Express wird sicherstellen, dass es keine Pannen gibt. Haben Sie verstanden? Wir werden Ihnen helfen.«

Janson nickte dankbar, obwohl ihm klar war, welchem Umstand er die plötzlich so auffällig zur Schau gestellte Hilfsbereitschaft zu verdanken hatte – dem Unbehagen nämlich, das der Anruf des Reiseleiters im Büro der Firma ausgelöst hatte. Durch Jansons Schachzug war die Firma,

ganz wie er das beabsichtigt hatte, in eine knifflige Lage gebracht worden: Angestellte eines Reiseveranstalters hatten eindeutig den britischen Zollbehörden eine unrichtige Auskunft gegeben, nämlich dass ein gewisser Richard Cavanaugh, wohnhaft 43 Culvert Lane, Uxbridge, im Vereinigten Königreich eingetroffen sei. Eine genaue Überprüfung der Aktivitäten der Firma und damit auch ihrer Lizenz war nur dadurch zu vermeiden, dass man sicherstellte, dass Richard Cavanaugh tatsächlich im Vereinigten Königreich eintraf, und zwar ohne eine Datenspur zu hinterlassen, die zu peinlichen Fragen hinsichtlich schlampiger Geschäftspraktiken führen könnte. Die provisorischen Papiere, die der hühnerbrüstige Mann für ihn ausstellte – *dringender Transport/Flugpersonal* –, waren ein primitives Hilfsmittel und wurden normalerweise bei eiligen Krankentransporten eingesetzt, aber sie würden das Problem lösen. Holiday Express würde eine peinliche kleine Panne aus der Welt schaffen, und »Dicky« Cavanaugh konnte bis zum Abendbrot zu Hause sein.

Der Reiseleiter schmunzelte, als er Janson den Stapel gelber Papiere gab. »Zu voll, um sich zu erinnern, was? Da möchte man doch am liebsten in Tränen ausbrechen, oder?«

Eine kleine Chartermaschine brachte ihn nach Istanbul, wo er nach zweistündiger Wartezeit in eine größere Chartermaschine umstieg, die drei separate Reisegruppen von Holiday Express zum Flughafen Stansted im Norden Londons bringen würde. Cavanaugh fuchtelte mehrfach mit den zusammengeklammerten gelben Blättern herum, die man ihm in Izmir ausgehändigt hatte, und ein Vertreter des Reisebüros geleitete ihn persönlich an Bord. Die Anweisung aus der Zentrale war klar gewesen: Sorgt dafür, dass dieser Trottel sein Ziel erreicht, sonst gibt es mächtigen Stunk.

Der Flug dauerte drei Stunden, und der Optiker aus Uxbridge, immer noch im Bann seines peinlichen Abenteuers, saß mit abweisender Miene auf seinem Sessel und wirkte so in sich versunken, dass niemand den Versuch machte, ihn anzusprechen. Die paar Leute, die seine Geschichte gehört hatten, sahen nur einen verklemmten Ladenbesitzer, der einen heiligen Eid geleistet hatte, dass das Wissen um seine Indiskretionen den Orient nicht verlassen würde.

Irgendwo über Europa gab sich Janson schließlich dem Schlaf hin, obwohl er sehr wohl wusste, dass die Geister von früher sich bald wieder bei ihm melden würden.

*

Es lag drei Jahrzehnte zurück, und es schien heute zu sein. Es war in einem weit entfernten Dschungel, und es war hier. Janson war von dem Debakel von Noc Lo in Demarests Büro im Basislager zurückgekehrt, ohne sich vorher auch nur die Zeit zum Duschen zu nehmen. Man hatte ihm gesagt, dass der Lieutenant Commander ihn sofort sprechen wollte.

In einer Kampfuniform, an der noch die Flecken und der Gestank des Kampfes hafteten, stand Janson vor Demarest, der nachdenklich an seinem Schreibtisch saß. Ein gregorianischer Choral – eine schlichte Klangfolge – drang aus den kleinen Lautsprechern.

Schließlich blickte Demarest zu ihm auf. »Wissen Sie, was dort draußen gerade passiert ist?«

»Sir?«

»Wenn es Ihnen nichts *bedeutet*, dann ist es ohne Grund geschehen. Aber das ist nicht das Universum, in dem Sie leben sollten. Sie müssen dafür sorgen, dass es einen Sinn

hat.«

»Wie ich schon vorher sagte, die haben anscheinend gewusst, dass wir kommen, Sir.«

»Scheint ziemlich klar, nicht?«

»Sie haben … Sie wirken … Sie sind anscheinend nicht überrascht, Sir.«

»Überrascht? Nein. Das war meine Hypothese null – die Vorhersage, die ich überprüfen wollte. Aber ich musste es sicher wissen. Noc Lo war unter anderem ein Experiment. Wenn man bei der Operationszentrale Pläne für einen Vorstoß einreichen würde, mit welchen Konsequenzen musste man dann rechnen? Welche Informationskanäle zu den örtlichen Aufständischen gibt es? Es gibt nur einen Weg, um diese Dinge zu überprüfen. Und jetzt haben wir etwas erfahren. Wir haben einen Feind, der fest entschlossen ist, uns mit Haut und Haaren zu vernichten – sich darauf mit Herz, Verstand und ganzer Seele konzentriert. Und was steht uns zur Verfügung? Eine Menge hierher verpflanzter Bürokraten, die sich einbilden, dass sie für die Energiebehörde von Tennessee arbeiten oder so etwas Ähnliches. Sie sind vor ein paar Stunden knapp mit dem Leben davongekommen, Junge. War Noc Lo eine Niederlage oder ein Sieg? Das lässt sich nicht ohne weiteres sagen, nicht wahr?«

»Wie ein Sieg hat es nicht ausgesehen. Sir.«

»Hardaway ist gestorben, weil er, wie ich gesagt habe, schwach war. Sie haben überlebt, genau wie ich das wusste, weil Sie stark waren. Stark wie Ihr Vater – zweite Welle bei der Landung am Red Beach, wenn ich mich nicht täusche. Stark wie Ihr Onkel in den Wäldern und Schluchten von Sumava, wo er mit einem alten Jagdgewehr Wehrmachtsoffiziere weggeputzt hat. Niemand ist fanatischer und wilder als diese osteuropäischen Partisa-

nen – ich hatte selbst einen solchen Onkel. Der Krieg zeigt uns, wer wir wirklich sind, Paul. Ich hoffe nur, dass Sie heute etwas über sich selbst gelernt haben. Etwas, das mir in Little Creek über Sie klar geworden ist.«

Lieutenant Commander Alan Demarest griff nach einem zerfledderten Taschenbuch auf seinem Schreibtisch. »Kennen Sie Ihren Emerson?«

Er begann vorzulesen: »›Ein großer Mann ist stets bereit, klein zu sein. Auf dem Kissen des Vorteils sitzend schläft er ein. Wenn man ihn unter Druck setzt, ihn quält, ihn besiegt, hat er die Chance, etwas zu lernen; sein Witz ist gefordert, sein Mannestum; er hat Tatsachen erfahren; hat erfahren, wie unwissend er ist, und so wird er vom Wahnsinn der Verblendung kuriert.‹ Ich schätze, Ralph Waldo hat da etwas Richtiges erkannt.«

»Wäre schön, das zu denken, Sir.«

»Das Schlachtfeld ist auch ein Ort der Bewährung. Man stirbt dort oder man wird neu geboren. Sie sollten das nicht einfach nur als Redewendung abtun. Haben Sie je mit Ihrer Mama darüber gesprochen, wie es war, Sie zur Welt zu bringen? Frauen kennen diesen blendenden Blitz, in dem ihnen klar wird, was das alles bedeutet – sie wissen, dass ihr Leben, das Leben ihrer Eltern, das der Eltern ihrer Eltern, alles menschliche Leben auf diesem Planeten, seit Zehntausenden von Jahren seinen Höhepunkt in diesem feuchten, um sich schlagenden, schreienden kleinen Ding findet. Geburt ist nichts Hübsches. Ein neun Monate dauernder Zyklus, vom Vergnügen zum Schmerz. Der Mensch wird in einem Gemenge aus Körperflüssigkeiten, Scheiße, Pisse und Blut, geboren – ein Baby. Und am Ende sind das Sie. Ein Augenblick unglaublicher Agonie. Ja, gebären ist eine Qual, weil jener Schmerz dem Vorgang erst einen Sinn gibt. Und ich sehe Sie jetzt vor mir stehen, mit den

stinkenden Gedärmen eines anderen Soldaten an der Uniformjacke, und sehe in Ihre Augen und sehe einen Menschen, der wiedergeboren wurde.«

Janson starrte seinen Vorgesetzten verwirrt an. Ein Teil von ihm war entsetzt, angewidert, ein anderer Teil wie hypnotisiert.

Demarest stand auf, und seine Augen ließen Janson dabei nicht los. Er streckte die Hand aus, legte sie dem jüngeren Mann auf die Schulter. »Worum geht es in diesem Krieg? Die alten Knacker im State Department haben dicke Ringbücher, in denen angeblich die Antwort steht. Aber das ist alles bloß leeres Gerede, sinnlose Vernünfteleien. Jeder Konflikt beinhaltet dasselbe. Es geht um die Feuerprobe, die jede Schlacht darstellt. In den letzten vier Stunden haben Sie mehr Energie und Erschöpfung, mehr Agonie und Ekstase – mehr reines Adrenalin in ihren Adern – erlebt, als das die meisten Menschen in ihrem ganzen Leben erleben werden. Sie sind lebendiger als die Zombies in ihren Station Wagons, die sich selbst einreden, wie froh sie doch sind, keiner Gefahr ausgesetzt zu sein, so wie Sie es waren. Diese Leute sind die verlorenen Seelen. Sie verbringen ihre Tage damit, die Preise von Beefsteak und Schachteln voll Waschmittel zu vergleichen, und fragen sich, ob sie den Ausguss selber reparieren oder auf den Klempner warten sollen. Im Inneren sind sie tot und wissen es nicht einmal.«

Demarests Augen leuchteten hell. »Worum geht es im Krieg? Es geht um die simple Tatsache, dass Sie die getötet haben, die Sie töten wollten. Was ist gerade geschehen? Ein Sieg, eine Niederlage? Falscher Maßstab, Junge. *Das* ist geschehen: Sie sind beinahe gestorben und haben gelernt, was *leben* bedeutet.«

12

Ein schwerer weißer LKW mit einer Ladung Bauholz bog von der dicht befahrenen M11-Autobahn in die Queen's Road in Cambridge ein und hielt dort neben mehreren Lastwagen mit Baumaterial für ein umfangreiches Umbauprojekt. Ein Vorgang, wie er für eine große, alternde Universität wie Cambridge nicht unüblich war – es gab dort ständig etwas umzubauen oder zu renovieren.

Nachdem der Fahrer angehalten hatte, bedankte sich der Mann, den er mitgenommen hatte, für sein Entgegenkommen und kletterte auf den kiesbelegten Platz hinunter. Statt freilich zur Arbeit zu gehen, verschwand der Mann, der blaue Arbeitskleidung trug, in einem von ein paar auf dem Gelände aufgestellten Toilettencontainern, auf dessen Tür das Motto einer Baufirma aus West Yorkshire: ›Führend durch Innovation‹ eingeprägt war. Als er die Kabine wieder verließ, trug er ein graues Fischgrat-Sakko aus Harris-Tweed. Das war eine andere Art von Uniform, die ihm Unauffälligkeit garantierte, als er auf der ›Backs‹ dahinschlenderte, dem breiten Rasenstreifen, der an den ältesten Colleges von Cambridge entlang verlief: King's, Clare, Trinity Hall und seinem Ziel, dem Trinity College. Insgesamt war nicht einmal eine Stunde verstrichen, seit Paul Janson auf dem Stansted Airport eingetroffen war, einem Flughafen, der ihm jetzt nur noch als vages Gebilde aus Glas und den Stahlträgern der Deckenkonstruktion in Erinnerung blieb.

Janson hatte im Verlauf der letzten vierundzwanzig Stunden so viele Lügen in mindestens ebenso vielen Abwandlungen aufgetischt, dass ihm der Kopf davon schmerzte. Aber jetzt würde er bald jemanden treffen, der

dem ganzen Nebel und dem ewigen Versteckspiel ein Ende machen würde. Jemand, mit dem er vertrauensvoll würde reden können, jemand, der sich in der einmaligen Lage befand, vollen Einblick in die Tragödie zu haben. Seinen Rettungsanker würde er im Trinity College finden: einen brillanten Don, wie sich die Universitätsprofessoren in Cambridge nannten, namens Angus Fielding.

Janson hatte Anfang der siebziger Jahre als Marshall-Stipendiat bei ihm studiert, und der sanftmütige Gelehrte mit dem stets amüsierten Gesichtsausdruck hatte ihm eine Anzahl Sondervorlesungen über Wirtschaftsgeschichte gehalten. Etwas an Fieldings geschmeidigem Verstand hatte Janson in seinen Bann gezogen, und auch der Gelehrte hatte an Janson höchst faszinierende Eigenschaften entdeckt. Nach so vielen Jahren war es Janson unangenehm, Fielding in seine gefährlichen Ermittlungen hineinzuziehen, aber er hatte keine andere Wahl. Sein alter akademischer Mentor, ein weithin geschätzter Experte in allen Fragen der globalen Finanzwelt, war Mitglied des Brain Trusts gewesen, den Peter Novak aufgebaut hatte, um ihm bei der Führung der Liberty Foundation zu helfen. Wie Janson gehört hatte, war er inzwischen Rektor des Trinity College geworden.

Während Janson über die Trinity Bridge und danach über die weite Rasenfläche der Backs schritt, drängten sich Bilder aus der Vergangenheit in sein Bewusstsein – Erinnerungen an eine andere Zeit, eine Zeit des Lernens, des Heilens und der Ruhe. Alles, was ihn hier umgab, beschwor in ihm Bilder jener goldenen Periode seines Lebens herauf. Die Rasenflächen, die gotischen Bauwerke, selbst die Punter, die ihre Boote mit langen Stangen unter den Steinbögen der Brücken und an den herunterhängenden Ästen der Trauerweiden entlang die Cam hinaufstakten. Als er sich Trinity näherte, tönten die

Windglocken seiner Erinnerung sogar noch lauter. Hier, unmittelbar an den Backs, standen der Anfang des 17. Jahrhunderts erbaute Speisesaal und die grandiose, von Christopher Wren entworfene Bibliothek mit ihren mächtigen Gewölben und Bögen. Die körperliche Präsenz des Trinity College in Cambridge war groß und majestätisch, repräsentierte aber nur einen Teil seiner Bedeutung; immerhin war das College der zweitgrößte Landbesitzer im Vereinigten Königreich, an zweiter Stelle hinter den Ländereien der Königin selbst. Janson ging an der Bibliothek vorbei zu der kleinen Kiesfläche vor dem Haus des Rektors.

Er klingelte, und eine Frau in mittleren Jahren öffnete das Fenster neben der Tür einen Spalt. »Termin mit dem Rektor?«

»Richtig.«

»Ein wenig früh dran, nicht wahr? Aber macht nichts. Kommen Sie doch bitte vorne rum, dann lasse ich Sie rein.«

Sie hielt ihn ganz offenkundig für jemand anders, der mit dem Rektor um diese Stunde verabredet war.

Alles das deutete nicht gerade auf besondere Sicherheitsvorkehrungen hin. Die Frau hatte ihn nicht einmal nach dem Namen gefragt. Cambridge hatte sich seit seiner Studienzeit hier in den siebziger Jahren nicht sonderlich verändert.

Im Inneren des Hauses führte eine breite, mit rotem Teppich belegte Treppe vorbei an den Würdenträgern des Trinity aus vergangenen Jahrhunderten ins Obergeschoss: an der Wand ein bärtiger George Trevelyan, ein glatt rasierter William Whewell, ein Christopher Wordsworth mit Hermelinkragen. Oben an der Treppe, zur Linken, gab es einen mit rosa Teppichboden ausgelegten Salon mit

vertäfelten Wänden, die weiß getüncht waren, um die Porträts, die sie schmückten, besser zur Geltung kommen zu lassen. Dahinter kam ein wesentlich größerer Saal mit einem dunklen, mit mehreren großen Orientteppichen belegten Dielenboden. Als Janson den Raum betrat, sah er sich einem Porträt von Queen Elizabeth I. in voller Lebensgröße gegenüber, das zu ihren Lebzeiten entstanden war und mit detaillierter Akkuratesse alle Einzelheiten ihres Gewandes wiedergab und dafür schmeichelhaft wenig von ihrem verwüsteten Gesicht. Isaac Newton an der Wand daneben blickte würdevoll unter einer braunen Allongeperücke hervor. Ein grinsender Vierzehnjähriger, ein gewisser Lord Gloucester, starrte die beiden selbstbewusst aus seinen Ölpigmenten an. Alles zusammengenommen war dies hier eine der eindrucksvollsten Sammlungen ihrer Art außerhalb der National Portrait Gallery. Eine Prunkdarstellung einer ganz besonderen Elite, politisch wie intellektuell, die das Land geformt und seine Geschichte gelenkt hatte und die Verantwortung für viele seiner Leistungen und manche seiner Niederlagen trug. Die Gesichter stammten überwiegend aus früheren Jahrhunderten, und doch wäre Peter Novaks Porträt hier keineswegs fehl am Platze gewesen. Wie dies bei echten Führungspersönlichkeiten stets der Fall ist, fußte die seine auf einem Gefühl der Verpflichtung und einem tief empfundenen moralischen Sendungsbewusstsein.

Janson ertappte sich dabei, wie er fasziniert die Gesichter lang verblichener Könige und ihrer Berater anstarrte, und deshalb zuckte er zusammen, als er hörte, wie sich hinter ihm jemand räusperte.

»Du liebe Güte, du bist es *tatsächlich!*«, trompetete Angus Fielding mit seiner etwas schrillen Stimme. »Verzeih mir – ich habe dich beobachtet, wie du die Porträts bewun-

derst, und mich gefragt, ob es wirklich möglich ist. Die Schultern sind es, die Haltung. Mein lieber Junge, das ist viel zu lange her. Aber wirklich, das ist ja eine *entzückende* Überraschung! Gilly hat mir gesagt, mein Zehn-Uhr-Termin sei da, und ich war deshalb darauf vorbereitet, mit einem unserer weniger viel versprechenden Diplomanden über Adam Smith und Condorcet zu sprechen. Um Lady Asquith zu zitieren: ›Er hat einen brillanten Verstand – wenn er ihn nur gebrauchen würde.‹ Du hast ja keine Ahnung, wovor du mich bewahrt hast.«

In den von Wolken gefilterten Sonnenstrahlen, die in den düsteren Raum fielen, wirkte der Kopf von Jansons altem Freund und Lehrmeister wie von einem Heiligenschein umgeben. Das Alter hatte seinem Gesicht seine Spuren aufgeprägt, und Fieldings weißes Haar war dünner, als Janson es in Erinnerung hatte, aber der alte Don war immer noch schlank und beweglich, und in seinen hellblauen Augen blitzte es, als wäre ihm gerade etwas Spaßiges eingefallen – irgendein namenloser kosmischer Witz – und als habe er vor, seinen Besucher daran teilhaben zu lassen. Fielding war jetzt Ende der Sechzig und nicht besonders groß, aber seine Ausstrahlung ließ ihn größer erscheinen.

»Komm, mein lieber Junge«, sagte Fielding. Er führte Janson durch einen kurzen Flur, vorbei an der alterslosen Frau mit dem wächsernen Gesicht, die seine Sekretärin war, in sein geräumiges Büro mit dem riesigen Panoramafenster, das auf den großen Hof hinaus blickte. Schlichte weiße Regale an den angrenzenden Wänden waren mit Büchern, Journalen und Sonderdrucken seiner Artikel gefüllt. Die Titel vermittelten dem Besucher das Gefühl der Ahnungslosigkeit: »Ist das globale Finanzsystem in Gefahr? Eine makroökonomische Betrachtung«; »Devisenliquiditätspositionen der Zentralbanken – eine

Forderung nach Transparenz«; »Eine neue Methode zur Beurteilung aggregierter Marktrisiken«; »Strukturelle Aspekte der Marktliquidität und deren Konsequenzen für die finanzielle Stabilität«. Auf einem Ecktisch lag eine vergilbte Ausgabe des *Far Eastern Economic Review;* unter einem Foto Peter Novaks war die Schlagzeile: AUS DOLLARS KLEINGELD MACHEN zu lesen.

»Verzeih mir die Unordnung«, sagte der Don und nahm einen Stapel Papiere von einem der schwarzen Windsorsessel neben seinem Schreibtisch. »Weißt du, in gewisser Weise bin ich froh, dass du mir nicht Bescheid gesagt hast, dass du kommen würdest, dann hätte ich nämlich vielleicht hier aufgeräumt, und wir beide wären enttäuscht gewesen. Alle sagen mir, ich sollte die Köchin rauswerfen, aber die Ärmste ist praktisch seit Oliver Cromwell hier, und ich habe dazu einfach nicht das Herz und vielleicht auch nicht den Magen. Dabei besteht Einigkeit darüber, dass ihre Süßspeisen hochgradig toxisch sind. Sie ist so etwas wie eine graue Eminenz – meine Kollegen sagen immer, eine grässliche Eminenz. Die Annehmlichkeiten hier stellen eine seltsame Mischung aus Opulenz und Sparsamkeit dar, um nicht zu sagen Schäbigkeit, an die man sich gewöhnen muss. Du wirst dich ja sicher aus deiner Zeit in diesen heiligen Hallen daran erinnern, aber eben so, wie man sich an seine Kindheit erinnert, wo einem manche Dinge ungeheuer reizvoll erschienen sind, die man jetzt überhaupt nicht mehr begreift.«

Er tätschelte Jansons Arm. »Und jetzt, lieber Junge, bist du dran.«

Der Redefluss, die funkelnden, amüsiert blickenden Augen – es war ganz der alte Angus Fielding, an den er sich erinnerte, weise und immer so wirkend, als wolle er einem gleich einen Streich spielen. Diese Augen sahen mehr, als ihr Besitzer zugab, und seine zerstreute Gelehrtenmanier

und die damit einhergehende Geschwätzigkeit eigneten sich hervorragend, um den Gesprächspartner abzulenken. Angus Fielding gehörte einer Fakultät an, die Giganten wie Marshall, Keynes, Lord Kaldo und Sen hervorgebracht hatte, und sein Ruf reichte weit über seine Beiträge zum Thema des globalen Finanzsystems hinaus. Er war auch Mitglied des Tuesday Clubs, einer Gruppe von Intellektuellen und Analytikern, die in ständiger Verbindung mit dem britischen Geheimdienst standen. Fielding hatte in einem frühen Stadium seiner Karriere den MI6 beraten und mitgeholfen, die Schwachpunkte im Wirtschaftssystem des Ostblocks zu identifizieren.

»Angus…«, begann Janson, und seine Stimme klang dabei etwas belegt.

»Eine Flasche Ciaret!«, rief der Gelehrte. »Ein wenig früh am Tag, ich weiß, aber *das* lässt sich vergessen. Schau zum Fenster hinaus, und du siehst den Großen Hof. Aber wie du dich möglicherweise erinnerst, gibt's darunter einen riesigen Weinkeller. Er verläuft quer über den Hof und unter dem Garten, der dem College gehört. Eine *Katakombe* voll Ciaret. *Ein flüssiges Fort Knox!* Es gibt einen Verwalter mit einem gewaltigen Schlüsselbund, und das ist der einzige Mensch auf der ganzen Welt, der dich da hineinlassen kann, der alte Trunkenbold. Wir haben einen Weinausschuss, der für die Auswahl zuständig ist, aber der ist in sich zerstritten, mit einem Dutzend Parteien, wie das ehemalige Jugoslawien, nur bei weitem nicht so friedlich.«

Er rief seine Sekretärin. »Ob wir wohl eine Flasche Lynch Bages zweiundachtzig kriegen können? Ich glaube, von gestern Abend ist sogar noch eine Flasche offen.«

»Angus«, begann Janson erneut, »ich bin hier, um mit dir über Peter Novak zu sprechen.«

Plötzlich wirkte Fielding wie verändert, seine Augen verengten sich. »Bringst du eine Nachricht von ihm?«

»*Über* ihn.«

Fielding verstummte einen Augenblick lang. »Ich verspüre plötzlich einen Zug«, sagte er. »Einen ziemlich eisigen.«

Er zupfte an seinem Ohrläppchen.

»Ich weiß nicht, was du erfahren hast«, meinte Janson vorsichtig.

»Ich weiß praktisch gar nichts…«

»Angus«, sagte Janson. »Er ist tot.«

Der Rektor des Trinity College wurde bleich und starrte Janson ein paar endlose Augenblicke lang mit halb offenem Mund an. Dann ließ er sich auf einen Holzsessel vor seinem Schreibtisch fallen, dessen Rückenlehne wie eine Harfe geformt war.

Er sackte auf dem Stuhl zusammen, als ob man die Luft aus ihm herausgelassen hätte.

»Es hat früher schon mehrfach falsche Gerüchte über seinen Tod gegeben«, meinte er dann mit schwacher Stimme.

Janson setzte sich neben ihn. »Ich habe ihn sterben sehen.«

Angus Fielding beugte sich in seinem Stuhl vor und sah plötzlich wie ein alter Mann aus. »Das ist nicht möglich«, murmelte er. »Das kann nicht sein.«

»Ich habe ihn sterben sehen«, wiederholte Janson.

Er berichtete Fielding, was sich in Anura zugetragen hatte, atmete schwer, als er zu der Schreckensszene der beiden Explosionen über dem Indischen Ozean kam. Angus hörte nur ausdruckslos zu, nickte immer wieder mit halb geschlossenen Augen, als würde er dem Vortrag

eines Schülers zuhören.

Janson war einmal einer jener Schüler gewesen, wenn auch nicht gerade der typische Internatszögling mit roten Apfelwangen, einem Rucksack mit zerfledderten Büchern und kaputten Kugelschreibern, der auf dem Fahrrad die King's Parade heruntergeradelt kommt. Als Janson mit einem Marshall-Stipendium in Trinity eingetroffen war, war er ein körperliches Wrack gewesen, ausgezehrt und wie ein Skelett aussehend, immer noch bemüht, seinen ausgemergelten Körper und seinen verwüsteten Geist nach achtzehn Monaten qualvoller Gefangenschaft und all den Brutalitäten, die ihr vorangegangen waren, zu heilen. Das war 1974 gewesen, und er hatte versucht, dort weiterzumachen, wo er sein Studium der Wirtschaftsgeschichte an der University of Michigan unterbrochen hatte. Der SEAL-Kommandokämpfer kehrte in die geruhsamen Gefilde der akademischen Welt zurück. Zuerst hatte er befürchtet, sich nicht mehr in dieser Welt zurechtfinden zu können. Aber hatte ihn seine militärische Ausbildung nicht dazu befähigt, sich seiner Umgebung anzupassen, wie auch immer die beschaffen war? Geschichtswerke und Wirtschaftsformeln traten an die Stelle von Codebüchern und Messtischblättern – und er attackierte sie mit der gleichen Hartnäckigkeit und Entschlossenheit, die ihn während seiner Militärzeit ausgezeichnet hatten.

Janson trug seine Referate gewöhnlich in Fieldings Büro in Neville Court vor und hatte häufig den Eindruck, als würde der Don dabei einnicken. Aber im richtigen Augenblick schlug Fielding die Augen auf und legte den Finger präzise auf den schwächsten Punkt seiner Darlegung. Einmal trug Janson eine Arbeit über die wirtschaftlichen Folgen von Bismarcks expansionistischer Politik vor, und Fielding schien erst am Ende seines Vortrages aus dem Schlummer zu erwachen. Doch dann

prasselten die Fragen plötzlich wie Pfeile auf Janson herab. Wie unterschied er zwischen Expansionismus und regionaler Konsolidierung? Und was war mit den verzögerten wirtschaftlichen Folgen der Annexion der Herzogtümer von Schleswig und Holstein einige Jahre davor? Und was die Zahlen anging, auf denen seine Argumentation basierte, die Abwertung der Reichsmark zwischen 1873 und 1877 – die stammten doch nicht etwa aus *Hodgeman's* Studie, oder, junger Mann? Schade: Dem alten Hodgeman sind bei seinen Berechnungen erhebliche Fehler unterlaufen – aber was kann man schon von einem *Oxford-Mann* erwarten? Tut mir Leid, alter Junge, aber bevor Sie Ihr Haus bauen, sollten Sie sich vergewissern, dass die Fundamente stehen.

Fielding verfügte über einen rasiermesserscharfen Verstand; dazu kam ein durch nichts aus der Ruhe zu bringendes, ja manchmal geradezu aufgekratzt wirkendes Wesen. Er zitierte häufig den Satz Shakespeares über den »Lächler mit dem Messer«, und obwohl er alles andere als ein Heuchler war, kennzeichnete das seinen Stil als Wissenschaftler in hohem Maße. Dass man Janson Fielding zugeteilt hatte, war, wie der Gelehrte wenige Monate nach Beginn seiner Privatvorlesungen zugab, kein reiner Zufall. Fielding hatte Freunde in Washington, die von den ungewöhnlichen Charaktereigenschaften und den mehrfach unter Beweis gestellten Fähigkeiten des jungen Mannes so beeindruckt gewesen waren, dass sie ihn gebeten hatten, ein Auge auf ihn zu haben. Selbst jetzt hätte Janson noch nicht mit Gewissheit sagen können, ob Fielding ihn für die Tätigkeit bei Consular Operations rekrutiert hatte oder nur vage Gesten in diese Richtung gemacht und es Janson selbst überlassen hatte, die Entscheidung zu treffen, die ihm richtig erschienen war. Er erinnerte sich an lange Gespräche über den Begriff des

»gerechten Krieges«, über das Zusammenwirken von Realismus und Idealismus in vom Staat sanktionierter Gewalt. Hatte der Gelehrte den jungen Mann, indem er ihn ermuntert hatte, über eine Vielzahl von Themen seine Ansichten zu äußern, lediglich dazu veranlasst, seine analytischen Fähigkeiten in vollem Maße zu nutzen? Oder hatte Fielding jene Ansichten auf subtile Weise *in neue Bahnen gelenkt* und damit einen jungen Mann, der den Boden unter den Füßen verloren hatte, dazu veranlasst, seinem Leben einen neuen Sinn zu geben? Indem er es dem Dienst an seinem Land widmete?

Jetzt betupfte sich Fielding die Augen mit einem Taschentuch, aber sie glänzten immer noch feucht. »Er war ein wahrhaft großer Mann, Paul. Heutzutage sind solche Formulierungen vielleicht nicht mehr Mode, aber ich habe nie jemanden gekannt, der ihm gleichkam. Mein Gott, seine Vision, seine brillanten Gedanken, sein Mitgefühl mit anderen Menschen – Peter Novak hatte etwas absolut Einmaliges an sich. Ich empfand es immer als besonderes Privileg, ihn zu kennen, und hatte das Gefühl, dass unser Jahrhundert – dieses neue Jahrhundert – privilegiert war, einen Menschen wie ihn zu besitzen!«

Einen Augenblick lang presste er sich die Hände ans Gesicht. »Jetzt fange ich an zu schwafeln wie ein alter Esel. Oh, Paul, ich bin wirklich kein Mensch, der zur Heldenverehrung neigt. Aber Peter Novak – es war geradeso, als würde er einer höheren Entwicklungsstufe angehören als wir anderen. Während wir Menschen damit beschäftigt waren, einander in Stücke zu reißen, hatte ich immer das Gefühl, dass er einer Rasse angehörte, die es endlich gelernt hatte, Hirn und Herz in Einklang zu bringen, und das mit Scharfsinn und Freundlichkeit. Er war nicht nur ein Zahlenkünstler – er verstand auch die Menschen, nahm sie wichtig. Ich glaube, derselbe sechste Sinn, der ihm immer

wieder aufzeigte, in welche Richtung die Währungsmärkte sich entwickeln würden – und damit die Gezeiten menschlicher Habgier –, hat ihn auch exakt erkennen lassen, welche Art gesellschaftlicher Eingriffe auf diesem Planeten wirklich etwas bedeuten würden. Aber wenn du mich fragst, weshalb er sich auf diese Probleme gestürzt hat, die jeder andere als hoffnungslos ansah, dann musst du die Vernunft beiseite schieben. Große Geister sind selten – und große Herzen noch seltener. Und am Ende war dies eine Sache des Herzens. Philanthropie im echten Sinn des Wortes: Liebe zu den Menschen.«

Fielding schnauzte sich leise und kniff dann die Augen zusammen, war entschlossen, seine Gefühle im Zaum zu halten.

»Ich habe ihm alles zu verdanken«, sagte Janson und erinnerte sich an den Staub von Baaqlina.

»Ebenso wie die Welt«, erwiderte Fielding. »Deshalb sagte ich ja, dass das einfach nicht sein kann. Ich meinte damit natürlich nicht die Tatsache selbst, sondern die Folge daraus. Er darf nicht sterben. Zu viel hängt von ihm ab. Zu viele subtile Anstrengungen um Frieden und Stabilität, die alle von ihm unterstützt, gelenkt und inspiriert sind. Wenn er umkommt, werden viele mit ihm umkommen, Opfer sinnlosen Leids und sinnlosen Mordens – Kurden, Hutus, Roma, all die Parias dieser Welt. Christen im Sudan, Muslime auf den Philippinen, Indianer in Honduras, Casamance-Separatisten im Senegal…, aber weshalb auch nur mit einer Liste von *les damnés de la terre* anfangen? Schlimme Dinge werden geschehen. Viele, viele schlimme Dinge. Und am Ende werden *sie* den Sieg davongetragen haben.«

Fielding wirkte so, als ob er in den letzten Minuten kleiner geworden wäre, nicht nur älter. Es war, als wäre jegliche Lebensenergie aus ihm herausgeflossen.

»Vielleicht lässt sich das Spiel so spielen, dass ein Patt dabei herauskommt«, sagte Janson leise.

Der Blick des Gelehrten wirkte verzweifelt. »Du wirst mir jetzt klar zu machen versuchen, Amerika auf seine stümperhafte Art könnte einspringen. Du glaubst vielleicht sogar, dass es deinem Land zukommt, das zu tun. Aber das eine, was ihr Amerikaner nie ganz begriffen habt, ist, wie tief Antiamerikanismus verwurzelt ist. In dieser neuen Epoche, die nach dem Ende des Kalten Krieges begonnen hat, haben viele Menschen auf der ganzen Welt das Gefühl, dass sie von der amerikanischen Wirtschaft wie von einer Besatzungsmacht beherrscht werden. Ihr redet von ›Globalisierung‹, und sie hören ›Amerikanisierung‹. Ihr Amerikaner seht Fernsehbilder von antiamerikanischen Demonstrationen in Malaysia oder Indonesien, von Protestmärschen in Melbourne oder Seattle, hört, dass ein paar McDonald's in Frankreich niedergebrannt werden – und haltet das für Zufälligkeiten. Das Gegenteil ist der Fall. Das sind alles Vorboten eines Sturms, so wie die ersten Regentropfen vor einem Wolkenbruch.«

Janson nickte. Das war nicht das erste Mal, dass er solche Gedanken hörte, und das letzte Mal lag noch gar nicht so lange zurück. »Jemand hat erst dieser Tage zu mir gesagt, dass die Feindseligkeit sich gar nicht wirklich auf das bezieht, was Amerika tut, sondern auf das, was Amerika ist.«

»Und genau das ist der Grund, weshalb Peter Novak eine unschätzbare Rolle gespielt hat und unersetzlich ist.«

Die Stimme des Gelehrten wurde lebhafter. »Er war kein Amerikaner und wurde nicht als Handlanger amerikanischer Interessen empfunden. Jeder wusste, dass er häufig amerikanische Avancen zurückgewiesen hat, dass er das für die Außenpolitik zuständige Establishment geärgert hat, indem er seinen eigenen Weg ging. Die einzige

Richtschnur, die es für ihn gab, war sein eigenes Gewissen. Er war derjenige, der sich hinstellen und erklären konnte, wir hätten unsere Orientierung verloren. Er besaß die Autorität, sagen zu können, dass Märkte ohne Moral keine Dauer haben – er konnte solche Dinge aussprechen. Und man hörte ihm zu. Der Zauber der Märkte reicht nicht aus, hat er immer wieder erklärt und: ›Wir brauchen einen *moralischen* Sinn für unsere Ziele und die verpflichtende Entschlossenheit, sie zu erreichen.‹«

Fieldings Stimme versagte, und er musste schlucken. »Das habe ich gemeint, als ich sagte, dass dieser Mann nicht sterben darf.«

»Und doch ist er gestorben«, erwiderte Janson.

Fielding wippte leicht vor und zurück, als wäre er auf See. Eine Weile sagte er nichts. Und dann öffnete er seine leuchtend blauen Augen weit. »Das Seltsame ist, dass nirgends etwas von dieser Katastrophe berichtet wurde – weder von seiner Entführung noch von seiner Ermordung. Äußerst seltsam. Du hast mir die Fakten geschildert, aber keine Erklärung gegeben.«

Fieldings Blick wanderte zu den grauen Wolken draußen über der uralten Pracht des Innenhofs, die niedrig hängenden Wolken der Moorlandschaft von East Anglia über den grob behauenen Portlandsteinen des Hofes: ein Bild, das sich seit Jahrhunderten nicht verändert hatte.

»Ich denke, ich hatte gehofft, dass du mir da behilflich sein könntest«, sagte Janson. »Die Frage ist, wer würde wünschen, dass Peter Novak stirbt?«

Fielding schüttelte langsam den Kopf. »Bedauerlicherweise lautet die Frage: *Wer* würde das nicht wünschen?«

Janson spürte, wie der glasklare Verstand des alten Gelehrten arbeitete; seine Fischaugen zogen sich zusammen, seine Gesichtsmuskeln spannten sich. »Ich übertreibe

natürlich. Nur wenige Sterbliche haben sich so wie er die Liebe und die Dankbarkeit ihrer Mitmenschen verdient. Und doch. Und doch. *La grande benevolenza attira la grande malevolenza*, wie Boccaccio es formuliert: Übergroße Wohltätigkeit zieht immer übergroße Bosheit an.«

»Das musst du mir erklären, ja? Du hast gerade ›sie‹ erwähnt – du hast gesagt, ›sie‹ werden dann den Sieg davontragen. Was meinst du damit?«

»Was weißt du über Novaks Herkunft?«

»Sehr wenig. Ein Kind des vom Krieg zerrissenen Ungarn.«

»Seine Herkunft ist zugleich äußerst privilegiert und auch in höchstem Maße das genaue Gegenteil. Er war einer der wenigen Überlebenden eines Dorfes, das bei einem Gefecht zwischen den Soldaten Hitlers und denen Stalins liquidiert wurde. Novaks Vater war ein einigermaßen obskurer magyarischer Adeliger, der in den vierziger Jahren in der Regierung von Miklós Kállay diente, ehe er aus dem Lande floh, und es heißt, er habe das in erster Linie aus panischer Angst um die Sicherheit seines einzigen Kindes getan. Er hatte sich Feinde gemacht und war überzeugt, dass diese Feinde versuchen würden, an seinem Sohn Rache zu nehmen. Möglicherweise war der alte Adlige paranoid, aber der alte Spruch gilt immer noch, dass selbst paranoide Menschen Feinde haben.«

»Das liegt mehr als ein halbes Jahrhundert zurück. Wen könnte nach all den Jahrzehnten denn heute noch interessieren, was sein Vater in den vierziger Jahren getan hat?«

Fielding sah ihn mit dem strengen Blick eines Schulmeisters an. »Du hast offenbar nicht viel Zeit in Ungarn verbracht«, sagte er. »Man findet dort heute noch Novaks größte Bewunderer und seine erbittertsten Feinde. Und

dann gibt es natürlich auch überall sonst auf der Welt Millionen Menschen, die das Gefühl haben, Peter Novaks Erfolge als Financier hätten sie arm gemacht. Viele einfache Leute in Südostasien werfen ihm vor, dass er einen Run gegen ihre Währung ausgelöst hat, und es gibt genügend Demagogen, die diese Wut schüren.«

»Grundlos, meinst du?«

»Novak mag der größte Währungsspekulant der Geschichte sein, aber es gibt auch niemanden, der sich mit größerem Nachdruck gegen eben diese Praktiken ausgesprochen hat. Er hat sich mit aller Kraft für eine Währungspolitik eingesetzt, die derartige Spekulationen unmöglich machen würde – man kann wirklich nicht sagen, dass er damit seine eigenen Interessen vertreten hat. Genau das Gegenteil ist der Fall. Manche würden natürlich anführen, dass das alte England am meisten unter seiner Spekulationskunst gelitten hat, zumindest am Anfang. Du erinnerst dich doch, was in den achtziger Jahren abgelaufen ist? Diese große Währungskrise, als alle sich fragten, welche europäischen Regierungen ihre Umrechnungskurse senken würden.

Novak hat Milliarden seines eigenen Geldes auf seine Vermutung gesetzt, dass England das Pfund Sterling sinken lassen würde. Das hat es getan, und Novaks Electra Fund hat seinen Wert beinahe verdreifacht. Ein unglaublicher Coup! Unser damaliger Premierminister hat MI6 dazu gedrängt, in der Geschichte herumzustochern. Am Ende hat der Leiter der Ermittlungen dem *Daily Telegraph* erklärt, dass – und ich zitiere jetzt – ›das einzige Gesetz, das dieser Bursche gebrochen hat, das Gesetz der Durchschnittswerte‹ ist. Als natürlich der malaysische Ringgit seinen Sturzflug antrat und Novak einen weiteren dicken Profit einstrich, waren die Politiker dort drüben nicht gerade begeistert davon. Es gab eine Menge höchst

demagogischer Bemerkungen über die Manipulationen eines geheimnisvollen Ausländers. Du fragst, wer seinen Tod wünschen könnte, und ich muss dir sagen, dass es eine lange Liste solcher Interessenten gibt. Da wäre China: Die alten Männer jener Gerontokratie fürchten die ›Zielorientierte Demokratie‹, die sich Novaks Organisation auf die Fahnen geschrieben hat, mehr als alles andere. Sie wissen, dass er China für die nächste Zone der Demokratisierung hält, und diese alten Männer sind mächtige Feinde. In Osteuropa gibt es einen ganzen Klüngel von Wirtschaftsbossen – ehemalige kommunistische Parteigrößen, die sich bei der Privatisierung der Wirtschaft in unglaublichem Maße bereichert haben. Die Anti-Korruptionskampagnen, die die Liberty Foundation in diesen Ländern betrieben hat, sind eine direkte Bedrohung für sie, und sie haben geschworen, etwas dagegen zu unternehmen. Wie ich schon sagte, man kann keine guten Taten vollbringen, ohne dass sich nicht ein paar Leute davon bedroht fühlen – ganz besonders diejenigen, die von eingefleischten Feindschaften und systematischer Korruption profitieren. Du hast gefragt, was ich mit ›sie‹ gemeint habe – nun, da hast du deine Antwort.«

Janson sah, wie Fielding versuchte, sich in seinem Stuhl aufzurichten, sich seine Betrübtheit nicht anmerken zu lassen. »Du hast auch zu diesem Brain Trust gehört«, sagte er. »Wie hat der funktioniert?«

Fielding zuckte die Schultern. »Novak hat mich gelegentlich nach meiner Meinung gefragt. Wir haben vielleicht einmal im Monat miteinander telefoniert. Und einmal im Jahr sind wir einander persönlich begegnet. In Wahrheit hätte er mir sehr viel mehr beibringen können als ich ihm. Aber er konnte erstaunlich gut zuhören. Und er hat mir nie etwas vorgemacht, höchstens vielleicht gelegentlich den Anschein erweckt, weniger zu wissen, als

er in Wirklichkeit wusste. Er war immer besonders besorgt darüber, dass humanitäre Eingriffe unerwünschte Konsequenzen haben könnten. Er wollte ganz sicher sein, dass eine humanitäre Zuwendung nicht am Ende nur zu noch mehr Leid führte – dass man also beispielsweise, indem man Flüchtlingen half, damit nicht das Regime stützte, das eben diese Flüchtlinge zuerst vertrieben hatte. Man kann es nicht immer richtig treffen, das wusste er. Tatsächlich bestand er immer darauf, dass alles, was man wusste, möglicherweise falsch sein konnte. Das war so eine Art Glaubensbekenntnis für ihn. Man muss alles, was man weiß, immer wieder kritisch überprüfen und sich, wenn nötig, von seinen Vorstellungen trennen und ganz von vorne beginnen.«

Das von den Wolken gedämpfte Licht der Morgensonne umgab jetzt die College-Kapelle und erzeugte lange, ausgefranste Schatten. Janson hatte gehofft, das Feld der Verdächtigen einengen zu können; Fielding zeigte ihm jetzt, wie ausgedehnt es in Wirklichkeit war.

»Du sagst, du hättest dich in unregelmäßigen Abständen mit ihm getroffen«, versuchte Janson den anderen zum Weiterreden zu bringen.

»Er war kein Mensch fester Gewohnheiten. Nicht eigentlich ein Einsiedler, würde ich sagen, eher eine Art Nomade. Ein Peripatetiker, wie Epikrates von Heraklea, jener Weise des klassischen Altertums.«

»Aber die Weltzentrale der Stiftung befindet sich doch in Amsterdam.«

»Prinsengracht elf dreiundzwanzig. Seine Mitarbeiter haben den Leitspruch geprägt: ›Was ist der Unterschied zwischen Gott und Novak? Gott ist überall, und Novak ist das auch, nur nicht in Amsterdam.‹«

Er wiederholte den abgedroschenen Satz, ohne dabei zu

lächeln.

Janson furchte die Stirn. »Novak hatte natürlich viele Ratgeber. Wissenschaftler, deren Namen nie in den Medien erwähnt wurden. Vielleicht könnte von denen einer etwas Wichtiges wissen – ohne sich überhaupt bewusst zu sein, dass es wichtig ist. Die Stiftung selbst hat, soweit es mich betrifft, die Zugbrücke hochgeklappt – ich kann niemanden erreichen, mit niemanden sprechen, der in der Lage wäre, Auskunft zu geben. Das ist einer der Gründe, weshalb ich hier bin. Ich muss an jene Leute herankommen, die eng mit Novak zusammengearbeitet oder das früher einmal getan haben. Vielleicht jemand, der früher dem inneren Kreis angehört hat und dann sozusagen in Ungnade gefallen ist. Ich kann nicht ausschließen, dass Novak von einer oder mehreren Personen seiner unmittelbaren Umgebung ermordet wurde.«

Fielding hob eine Augenbraue. »Ebenso könntest du dein Interesse auf diejenigen richten, die *dir* nahe stehen oder standen.«

»Was willst du damit andeuten?«

»Du hast mich nach Peter Novaks Feinden befragt, und ich habe gesagt, dass es die überall auf der Welt gibt. Lass mich also ein etwas peinliches Thema ansprechen. Bist du dir in Bezug auf deine eigene Regierung ganz sicher?«

Fieldings Stimme klang weich wie Seide, und doch schwang da ein stählerner Unterton mit.

»Du sagst doch nicht wirklich, was ich denke, dass du sagst«, erwiderte Janson scharf. Er wusste, dass Fielding als Mitglied des sagenumwobenen Tuesday Club über solche Dinge mit echter, weltläufiger Distanz redete.

»Ich stelle nur die Frage«, meinte Fielding locker. »Ist es nicht sogar möglich, dass deine eigenen ehemaligen Kollegen bei Consular Operations die Hand im Spiel hatten?«

Janson zuckte zusammen: Die Spekulation des Gelehrten hatte einen Nerv getroffen; die Frage, so weit hergeholt sie auch scheinen mochte, hatte ihn seit Athen verfolgt. »Aber warum? Und wie?«, fragte er.

War es möglich?

Fielding rutschte unruhig auf seinem hölzernen Stuhl herum, fuhr mit den Fingerspitzen über den schwarzen Lack. »Ich treffe keine Feststellung. Ich mache nicht einmal eine Andeutung. Ich frage nur. Aber überlege doch. Peter Novak ist mächtiger geworden als viele souveräne Nationen. Und auf diese Weise könnte er – wissentlich oder nicht – irgendeine Operation beeinträchtigt, einen Plan ausgeheckt, die Zuständigkeit eines Bürokraten bedroht oder irgendeinen mächtigen Global Player wütend gemacht haben…«

Fieldings weit ausholende Handbewegung deutete vage Möglichkeiten an, die viel zu nebulös waren, um sie konkreter fassen zu wollen. »Könnte ein amerikanischer Stratege ihn für zu mächtig, für eine zu große Bedrohung gehalten haben, einfach weil er für seinen Geschmack auf der Bühne der Weltpolitik zu unabhängig agierte?«

Fieldings Spekulationen waren viel zu nahe liegend, um angenehm zu sein. Marta Lang hatte sich mit mächtigen Leuten im State Department und anderen Schaltstellen der Macht getroffen. Sie hatten sie gedrängt, Janson zu engagieren; möglicherweise hatten Langs Leute sogar mit Hilfe des State Department Teile ihrer Ausrüstung beschafft. Man würde sie natürlich zur Geheimhaltung verpflichtet und auf die »politischen Erwägungen« hingewiesen haben, auf die Lang so sarkastisch angespielt hatte. Janson brauchte nicht zu wissen, wo die Ausrüstungsgegenstände herkamen; und Marta Lang hatte keinen Anlass, das den amerikanischen Amtsträgern gegebene Wort zu brechen. Wer waren diese Amtsträger?

Namen waren keine gefallen; Janson hatte nur erfahren, dass sie ihn kannten oder von ihm wussten. Vermutlich Consular Operations. Und dann die belastenden Überweisungen auf sein Konto auf den Cayman-Inseln: Janson hatte geglaubt, seine ehemaligen Arbeitgeber wussten nichts von diesem Konto, aber ihm war auch klar, dass die amerikanische Regierung, wenn sie das wollte und wenn es um die Aktivitäten amerikanischer Bürger ging, subtilen Druck auf ausländische Bankinstitute ausüben konnte. Wer hätte sich besser in seine Finanztransaktionen einschalten können als hoch gestellte Mitglieder der amerikanischen Nachrichtendienste? Janson hatte nicht vergessen, dass sein Ausscheiden böses Blut gemacht hatte. Sein Wissen um immer noch existierende Netzwerke und Vorgehensweisen bedeutete, dass er im Prinzip eine potenzielle Bedrohung darstellte.

War es möglich?

Wie war das Komplott ausgeheckt worden? Hatte sich schnell denkenden Taktikern ganz einfach eine goldene Chance geboten? Zwei Fliegen mit einer Klappe: den lästigen Magnaten töten und dem widerspenstigen Ex-Agenten die Schuld dafür in die Schuhe schieben? Aber warum es nicht den Kagama-Extremisten überlassen, ihren angekündigten Plan auszuführen? Die einfache, die bequeme Möglichkeit wäre gewesen, dem mörderischen Fanatismus nichts in den Weg zu legen. Nur…

Der gedämpfte Klang einer alten Bronzeglocke war zu hören; jemand war an der hinteren Tür, die zu einem Vorzimmer des Rektors führte.

Fielding riss sich aus seinen Überlegungen und stand auf. »Du musst mich einen Augenblick entschuldigen – ich bin gleich wieder zurück«, sagte er. »Der unselige Diplomand macht einen ungelegenen Besuch. Aber so ist es eben.«

Das Geschehen verzweigte sich. Angenommen, die Vereinigten Staaten unternehmen nichts, die Welt unternimmt nichts und Novak wird getötet. Die Diplomaten und Amtsträger, die Marta Lang konsultiert hatte, betonen die Risiken einer amerikanischen Einmischung. Und doch lag auch in der Untätigkeit ein Risiko – das Risiko politischer Peinlichkeit. Trotz der von Fielding geschilderten Gegenströmungen war Peter Novak ein weithin beliebter Mann. Sollte er getötet werden, würden sich die Menschen auf der ganzen Welt fragen, weshalb die Vereinigten Staaten sich geweigert hatten, einem weltlichen Heiligen in seiner Stunde der Not zu helfen. Die Liberty Foundation könnte die Vereinigten Staaten – wütend und lautstark – anprangern, weil sie es abgelehnt hatten, in irgendeiner Weise tätig zu werden. Es erforderte nicht viel Fantasie, sich die Unzahl von Kongressanhörungen, Fernsehberichten und Zeitungsleitartikeln auszumalen, die darauf folgen würden. Durch das ganze Land würde der alte Satz hallen: *Um dem Bösen zum Triumph zu verhelfen, reicht es aus, dass gute Menschen untätig bleiben.* In der Flut der daraus erwachsenden Empörung konnten durchaus Karrieren vernichtet werden. Was wie der Pfad der Vorsicht aussah, war in Wirklichkeit mit Glassplittern übersät.

Aber was, wenn es eine andere Erklärung gab?

Die Liberty Foundation stellt, typisch für ihre Gewohnheit, nach eigenem Gutdünken zu handeln, ein internationales Kommandoteam auf, um den Gefangenen mit massiver Gewaltanwendung zu befreien. Wem kann sie schon außer sich selbst die Schuld geben, wenn das Vorhaben scheitert? Angehörige des State Departments in den mittleren Rängen würden alles an die Reporter »Durchsickern« lassen, die sich angewöhnt hatten, sie als unbenannte Gewährsleute zu nutzen: *Novaks Leute haben*

unser Hilfsangebot schlankweg abgelehnt. Anscheinend hatten sie Angst, es könnte seine Aura der Unabhängigkeit beschädigen. Der Außenminister ist über das, was geschehen ist, natürlich zutiefst erschüttert – wir alle sind das. Aber wie kann man Menschen helfen, die diese Hilfe entschieden ablehnen? Arroganz ihrerseits? Nun, das könnte man sagen. Aber war das nicht ohnehin der fatale Schwachpunkt der Liberty Foundation selbst? Die weltgewandten, klugen Reporter – der *New York Times*, der *Washington Post*, die Depeschendienste – würden ihre Kommentare abliefern, die auf subtile Weise von dem beeinflusst sein mussten, was man ihnen zugespielt hatte. *Nach Angaben informierter Quellen wurden Unterstützungsangebote rundweg abgelehnt…*

Jansons Gehirn arbeitete auf Hochtouren. War dieses Szenario mehr als eine Fantasievorstellung, gehässige Fiktion? Er wusste es nicht, *konnte es nicht wissen* – noch nicht. Was er wusste, war nur, dass er die Möglichkeit nicht ausschließen durfte.

Fieldings »Augenblick« zog sich in die Länge, wurde zu drei Minuten, und als er schließlich wieder auftauchte und die Tür sorgfältig hinter sich schloss, wirkte er verändert.

»Der schon erwähnte Diplomand«, versicherte ihm Fielding mit etwas schrill klingender Stimme. »Der hoffnungslose Hal, wie ich ihn für mich nenne. Er versucht eine These von Condorcet zu widerlegen, und ich kann ihm einfach nicht klar machen, dass in dieser These die Widersprüche selbst das Interessante sind.«

Janson spürte ein Prickeln in der Halsgegend. Etwas am Verhalten des Gelehrten hatte sich verändert – sein Tonfall klang brüchig, wie er das nie zuvor gewesen war; und war da nicht ein leichtes Zittern seiner Hände, das ihm vorher nicht aufgefallen war? Janson erkannte, dass etwas seinen alten Lehrer beunruhigt hatte, und zwar zutiefst.

Der Don ging zu einem Stehpult, auf dem ein dicker Foliant, ein Wörterbuch, ruhte. Nicht ein beliebiges Wörterbuch, das wusste Janson – es war der erste Band einer seltenen Ausgabe von Samuel Johnsons Wörterbuch aus dem Jahre 1759. Auf dem Rücken trug es in goldenen Lettern die Aufschrift M – P. Janson erinnerte sich an das Buch, das in einem Regal Fieldings gestanden hatte, als dessen Räume noch am Neville Court von Trinity gewesen waren.

»Ich will nur kurz etwas nachsehen«, sagte er. Aber Janson spürte die Anspannung hinter dem harmlosen Satz. Nicht den Kummer über den Verlust eines guten Freundes, sondern ein anderes Gefühl. Unruhe. Argwohn.

Da störte etwas an seinem Verhalten: das leichte Zittern, die Stimme … und … noch etwas. Was?

Angus Fielding vermied den Augenkontakt mit ihm: Das war es. Manche Leute suchten fast nie Augenkontakt, aber zu denen gehörte Fielding nicht. Wenn er mit einem sprach, blickte er einen durchdringend an, wie um seine Worte zu unterstreichen. Janson spürte, wie eine seiner Hände fast unwillkürlich nach hinten unter das Jackett griff.

Er starrte Fielding wie hypnotisiert an, als dieser mit dem Rücken zu ihm den Folianten aufschlug und – *das konnte einfach nicht sein!*

Der Rektor des Trinity College fuhr zu Janson herum; er hielt eine kleine Pistole in einer zitternden Hand. Hinter Fielding sah Janson das ausgehöhlte Stück aus den Seiten des Folianten, wo die Waffe versteckt gewesen war. Die Waffe, die sein alter Mentor jetzt auf ihn richtete.

»Weshalb bist du wirklich zu mir gekommen?«, fragte Fielding.

Endlich begegnete sein Blick wieder dem Jansons, und

was Janson in Fieldings Augen sah, nahm ihm den Atem: Da flammte mörderische Empörung.

»Novak war ein guter Mann«, sagte Fielding mit bebender Stimme, die aus weiter Ferne zu kommen schien. »Vielleicht sogar ein großer Mann. *Ich habe gerade erfahren, dass du ihn getötet hast.«*

13

Der alte Gelehrte blickte kurz nach unten und zuckte zusammen. Denn auch Janson hielt eine Waffe in der Hand – die Pistole, die er in einer fließenden Bewegung aus dem Halfter hinten an seinem Gürtel gezogen hatte, als sein Unterbewusstsein das registrierte, was sein Bewusstsein nur mit Mühe akzeptieren konnte.

Janson schob wortlos mit dem Daumen den Sicherungshebel der kurzläufigen Waffe zurück. Ein paar endlos lange Sekunden standen sich die beiden Männer stumm gegenüber.

Wer auch immer Fieldings Besucher gewesen war, es hatte sich bestimmt um keinen Diplomanden der Wirtschaftswissenschaften gehandelt. »Band M – P«, sagte Janson. »Trifft sich gut. M für Munition, P für Pistole. Ich würde an deiner Stelle diese Antiquität weglegen. Sie passt nicht zu dir.«

»Damit du mich ebenfalls töten kannst?«, schnaubte der Wissenschaftler.

»Um Himmels willen, Angus!«, erregte sich Janson. »Du solltest wirklich deinen großartigen Verstand benutzen. Hörst du denn nicht selbst, wie verrückt das klingt?«

»Quatsch. Ich sehe nur, dass man dich hierher geschickt hat, um mich zu beseitigen – jeden zu eliminieren, der dich zu gut kennt, das steht für mich fest. ›Eine Killermaschine‹ – ich habe mehrfach gehört, dass man dich so bezeichnet hat, eine homerische Bezeichnung, die einige deiner Führungsoffiziere für richtig zu halten schienen. Oh ja, ich habe die Verbindung mit meinen amerikanischen Kollegen gepflegt. Aber bis jetzt habe ich mich dieser

Charakterisierung nie anschließen können. Du kannst wirklich überzeugend lügen, ich muss das bewundern. Dein Bedauern ist ausgezeichnet gespielt. Du hast mich wirklich völlig getäuscht, und ich schäme mich nicht, das zuzugeben.«

»Ich wollte doch nur erfahren…«

»Wo Peters Kollegen sind – um sie ebenfalls zur Strecke zu bringen!«, fiel ihm der alte Professor hitzig ins Wort. »Der ›innere Kreis‹, wie du es genannt hast. Und sobald du mir das entlockt hattest, konntest du sicher sein, dass das, was Peter auf diesem Planeten bewirken wollte, ein für alle Mal zunichte gemacht war.«

Er lächelte, ein eiskaltes, schreckliches Lächeln, bei dem seine verfärbten, unregelmäßigen Zähne sichtbar wurden. »Wahrscheinlich hätte ich deinen Witz bewundern sollen, als du mich gefragt hast, wen ich mit ›sie‹ meine. Aber diese ›sie‹ sind natürlich die Leute, für die du arbeitest.«

»Du hattest gerade Besuch – wer war das?«

Janson war wütend und zugleich verwirrt. Sein Blick huschte zu der Waffe des Gelehrten, einer Webley-Pistole Kaliber 22, der kleinsten und am besten zu versteckenden Waffe, die die britischen Nachrichtendienste Anfang der Sechziger verwendet hatten. »Wer war das, verdammt noch mal?«

»Das würdest du gerne wissen, nicht wahr? Damit du ihn dann auch auf deine Liste setzen und abhaken kannst.«

»Hör dir doch selbst zu, Angus. Das ist *Wahnsinn!* Weshalb sollte ich…«

»Das ist das Wesen von Säuberungsaktionen, nicht wahr? Sie sind nie ganz abgeschlossen. Es findet sich immer wieder ein weiterer offener Punkt – den man eliminieren muss.«

»Verdammt, Angus. Du *kennst* mich.«

»Wirklich?«

Der Rektor und sein ehemaliger Schüler hielten immer noch ihre Waffen aufeinander gerichtet. »Hat einer von uns dich wirklich gekannt?«

Obwohl der Don sich betont gelassen gab, waren seine Angst und sein Ekel nicht zu verkennen, er spielte kein Theater: Angus Fielding war hundertprozentig überzeugt, dass Janson abtrünnig und zum Mörder geworden war.

Und nichts, was er sagen konnte, würde den Don vom Gegenteil überzeugen.

Wie sahen denn die *Fakten* aus?

Dass er alleine Zeuge des Geschehens gewesen war. Dass er alleine die Operation geleitet hatte, die schließlich mit Novaks Tod geendet hatte. Dass Millionen Dollar auf sein Konto überwiesen worden waren, und zwar auf eine Art und Weise, für die es allem Anschein nach keine ehrenhafte Erklärung gab. Mächtige Interessen hatten sich ganz eindeutig darum bemüht, Novak auszuschalten; war es da unvorstellbar – ja auch nur unwahrscheinlich –, dass sie versuchen würden, jemanden wie Janson damit zu betrauen, einen ehemaligen Cons-Op-Agenten, dessen Fähigkeiten außer Zweifel standen und der seinen Dienst im Zorn quittiert hatte?

Janson wusste sehr wohl, was ein Fachmann für psychologische Profile aus seiner Akte lesen würde: den Verrat und die Brutalität, die er in jungen Jahren erfahren hatte. Wie tief reichte das Trauma, und bestand die Möglichkeit, es zu neuem Leben zu erwecken? Seine Auftraggeber hatten diese Möglichkeit nie erwähnt, aber er hatte es immer in ihren Augen gelesen; die Persönlichkeitstests, denen er sich regelmäßig unterziehen musste – der Meyers-Briggs, das Aristos-Persönlichkeitsprofil, der

Wahrnehmungstest –, sie alle waren darauf abgestimmt, irgendwelche Haarrisse zu entdecken, die seine Psyche möglicherweise bekommen hatte. *Gewalt ist etwas, worauf Sie sich sehr, sehr, sehr gut verstehen:* Collins' eiskalte Beurteilung. Das war es, was ihn für seine Auftraggeber unschätzbar wertvoll gemacht hatte, aber es war auch der Grund, weshalb die Planer in den obersten Etagen ihm gegenüber stets einen gewissen Argwohn empfanden. Solange er auf den Feind gerichtet war, wie ortsgebundene schwere Artillerie, konnte er ein Geschenk des Himmels sein; aber wenn es je dazu kommen sollte, dass er sich gegen die Männer wandte, die ihn ausgebildet hatten, die Planer, die ihn benutzten, dann konnte er zu einer Nemesis werden wie kaum ein anderer vor ihm.

Eine Erinnerung, die zehn Jahre zurückreichte, ging ihm durch den Kopf, eine aus einem guten Dutzend, die kaum voneinander zu unterscheiden waren. *Er ist wie ein Kampfhund, der es geschafft hat, sich von seiner Leine zu befreien, Janson. Er muss unschädlich gemacht werden.* Eine Akte, die man ihm in die Hand drückte: Namen, Verhaltensmuster, ein paar einschränkende Bedingungen – alles auswendig zu lernen und anschließend zu verbrennen. Es stand zu viel auf dem Spiel, als dass man die Formalitäten eines Kriegsgerichtsverfahrens oder von »Disziplinarmaßnahmen« riskieren konnte; außerdem war der Agent bereits für den Tod einiger guter Männer verantwortlich, die einmal seine Kollegen gewesen waren. Also eine Kleinkaliberkugel in den Hinterkopf; die Leiche würde man im Kofferraum eines Wagens finden, der einem russischen Verbrecherboss gehörte, der selbst ein blutiges Ende genommen hatte. Soweit es die Welt anging – und die interessierte es eigentlich gar nicht –, war das Opfer bloß ein weiterer amerikanischer Geschäftsmann in Moskau, der geglaubt hatte, seine *mafija*-Partner hereinle-

gen zu können, und der dafür mit seinem Leben bezahlt hatte.

Ein Kampfhund hatte sich von der Leine befreit und musste vernichtet werden: eine bei Consular Operations übliche Prozedur. Janson – der mehr als einmal in derartigen Fällen die Rolle des Scharfrichters hatte spielen müssen – wusste dies ebenso gut wie jeder andere.

Jetzt wählte er seine Worte mit Bedacht. »Nichts, was ich sagen könnte, wäre geeignet, dir deinen Verdacht zu nehmen, Angus. Ich weiß nicht, wer dich gerade kontaktiert hat, und deshalb kann ich mich nicht zur Glaubwürdigkeit deines Gewährsmannes äußern. Ich finde es nur verblüffend, dass jemand es fertig gebracht hat, die Nachricht so schnell an dich zu übermitteln. Ich finde es verblüffend, dass man dich mit nur wenigen Worten und Erklärungen dazu überredet hat, eine tödliche Waffe auf jemanden zu richten, den du seit vielen Jahren kennst, als Protegé und als Freund.«

»Wie jemand einmal von Madame de Staël gesagt hat, du hast auf unversöhnliche Weise Recht. Mehr unversöhnlich als Recht.«

Fielding lächelte, ein unbehagliches Lächeln. »Versuche nicht, mit mir zu argumentieren. Dies hier ist kein Lehrvortrag.«

Janson musterte das Gesicht des alternden Gelehrten scharf; er sah einen Mann, der befürchtete, einem zutiefst verräterischen Widersacher gegenüberzustehen. Aber er sah auch einen Funken des Zweifels – sah einen Mann, der sich seines Urteils nicht absolut sicher war. *Alles, was Sie wissen, muss ständig neu überprüft werden, kritisch durchdacht. Wenn nötig aufgegeben.* Ihre beiden Waffen waren nach wie vor wie die von Spiegelbildern aufeinander gerichtet.

»Du hast immer gesagt, akademische Kämpfe sind deshalb so heftig, weil so wenig auf dem Spiel steht.«

Janson empfand eine seltsame Ruhe und seine Stimme klang auch so. »Ich denke, die Dinge ändern sich, aber wie du ja weißt, Angus, gibt es Leute, die versucht haben, mich zu töten, weil sie sich damit ihren Lebensunterhalt verdienen. In erster Linie haben sie das aus verwerflichen Gründen getan. Wenn man im Einsatz ist, denkt man nicht viel über Gründe nach. Aber nachher tut man das. Wenn du jemandem wehgetan hast, dann hoffst du inständig, es um einer guten Sache willen getan zu haben. Ich weiß nicht genau, was hier gespielt wird, aber ich weiß, dass jemand dich angelogen hat, Angus. Und weil ich das weiß, fällt es mir schwer, dir nachhaltig böse zu sein. Mein Gott, Angus, schau dich doch an. Du solltest nicht mit einer Pistole in der Hand hier stehen. Und ich ebenso wenig. Jemand hat uns beide dazu gebracht, dass wir vergessen, wer wir sind.«

Er schüttelte langsam und betrübt den Kopf. »Willst du abdrücken? Dann solltest du besser sicher sein, dass du das Richtige tust. Bist du sicher, Angus? Ich glaube es nicht.«

»Du hast immer zu vorschnellen Schlüssen geneigt.«

»Komm schon, Angus«, fuhr Janson fort. Seine Stimme klang warm, aber nicht hitzig. »Was hat Oliver Cromwell gesagt? ›Ich flehe Euch aus den Eingeweiden Christi an, in Betracht zu ziehen, dass Ihr Euch irrt.‹«

Er zog dabei einen Mundwinkel herunter.

»Worte, die mir immer auf seltsame Weise ironisch vorgekommen sind«, entgegnete Fielding, »aus dem Mund eines Mannes, der zum großen Schaden seines Landes im Wesen unfähig war, an sich selbst zu zweifeln.«

Ohne den Augenkontakt zu unterbrechen, streckte

Janson seine Hand mit der Waffe aus, löste die Finger vom Pistolengriff und hielt Fielding die flache Hand hin, auf der die Waffe lag, nicht als Drohung, sondern als Angebot. »Wenn du mich erschießen willst, dann nimm die meine. Der alte Vorderlader, den du da hast, könnte leicht explodieren.«

Das Zittern von Fieldings Hand verstärkte sich. Die Stille war fast unerträglich.

»Nimm sie«, sagte Janson leise.

Das Gesicht des Rektors des Trinity College war aschfahl, er war hin und her gerissen zwischen dem Philanthropen, den er zutiefst verehrte, und einem ehemaligen Schüler, dem er einmal in Freundschaft verbunden gewesen war. So viel zumindest konnte Janson in seinem zerfurchten Gesicht lesen.

»Möge Gott deiner Seele barmherzig sein«, sagte Fielding schließlich und ließ die Waffe sinken. Es klang wie ein Segensspruch und zugleich wie ein Fluch.

*

Vier Männer und eine Frau saßen im Meridian Center um den Tisch. In den Terminkalendern ihrer jeweiligen Sekretariate waren verschiedene auswärtige Termine notiert: ein Haarschnitt; der Piano-Vortrag eines Kindes; ein mehrfach verschobener Zahnarzttermin. Bei einer späteren Überprüfung der jeweiligen Aufzeichnungen würden nur die alltäglichen privaten und familiären Termine herauskommen, denen sich selbst höchstrangige Angehörige der Präsidialbürokratie und damit in Verbindung stehender Büros nicht entziehen konnten. Die Krise wurde aus den unsichtbaren Verästelungen übermäßig mit Terminen belasteter Tagesläufe herausgeschnitten. Das musste so

sein. Das Moebius-Programm hatte die Welt verändert; seine Entdeckung durch Personen bösen Willens konnte die Welt zerstören.

»Wir dürfen nicht von vorneherein vom allerschlimmsten Szenario ausgehen«, sagte die Nationale Sicherheitsberaterin, eine makellos gekleidete, rundgesichtige Schwarze mit großen, scharf blickenden Augen. Seit die Krise begonnen hatte, war dies das erste Treffen dieser Art, an dem Charlotte Ainsley teilnahm, aber der stellvertretende Direktor der NSA, Sanford Hildreth, hatte sie auf dem Laufenden gehalten.

»Das hätte ich vor einer Woche auch gesagt«, erwiderte Kazuo Onishi, der Computerexperte. In der formellen Welt der Washingtoner Bürokratie waren Leute wie der Vorsitzende des Nationalen Sicherheitsrates mehrere Etagen über dem Computerfreak von der CIA angesiedelt. Aber die strikte Geheimhaltung, die alles umfasste, was mit dem Moebius-Programm zusammenhing, hatte im Verein mit der augenblicklichen Krise des Programms eine Art künstliche Demokratie erzeugt, die alle gleich machte, die Demokratie des Rettungsbootes. Die Meinung keines der am Tisch Versammelten hatte nur deshalb höheres Gewicht, weil sie von jemandem vertreten wurde, der eine höhere Rangstufe einnahm; Macht lag hier in der Fähigkeit, zu überzeugen.

»Was für ein verworrenes Netz wir doch weben…«, begann Sanford Hildreth, der Mann von der NSA.

»Ersparen Sie uns bitte die Zitate«, sagte Douglas Albright, stellvertretender Direktor der DIA, und legte seine an mächtige Schinken erinnernden Unterarme auf den Tisch. »Was wissen wir? Was haben wir gehört?«

»Er ist verschwunden«, sagte der Mann von der NSA und massierte sich mit Daumen und Zeigefinger seine

hohe Stirn. »Wir hatten ihn, und dann war er wieder weg.«

»Das ist nicht möglich«, knurrte der Mann von der DIA und blickte finster.

»Sie kennen Janson nicht«, sagte Derek Collins, Unterstaatssekretär im State Department und in Personalunion Direktor von Consular Operations.

»Das klingt ja äußerst beruhigend, Derek«, erwidert Albright. »Ein Scheiß-Golem ist er – wissen Sie, was das ist? Meine Großmutter hat immer von ihm geredet. Eine Puppe aus Ton und bösen Geistern, und sie verwandelt sich in ein Ungeheuer. So ähnlich wie in der Frankenstein-Geschichte.«

»Ein Golem«, wiederholte Collins. »Interessant. Wir haben es hier *tatsächlich* mit einem Golem zu tun, aber wir wissen alle, dass es nicht Janson ist.«

Schweigen legte sich über den Raum.

»Bei allem Respekt«, gab Sandy Hildreth zu bedenken, »ich glaube, wir sollten zu den grundlegenden Punkten zurückkehren. Ist das Programm in Gefahr, enthüllt zu werden? Könnte Janson die Enthüllung verursachen?«

»Und warum haben wir zugelassen, dass wir in eine solche Lage kommen?«, fragte Albright und atmete schwer.

»Es ist immer die gleiche Geschichte«, sagte die Nationale Sicherheitsberaterin. »Wir dachten, jemand wollte aus Liebe mit uns ins Bett gehen, und in Wirklichkeit wollte er bloß bumsen.«

Ihre braunen Augen wanderten über die Gesichter im Raum. »Vielleicht haben wir etwas übersehen – schauen wir uns doch seinen Werdegang noch einmal an.«

Sie wandte sich an den Unterstaatssekretär. »Bloß die Höhepunkte.«

»Paul Elie Janson«, sagte Collins, dessen Augen von der schwarzen Brillenfassung halb verdeckt waren. »Aufgewachsen in Norfolk, Connecticut, hat die Kent School besucht. Seine Mutter war eine geborene Anna Klima – eine Emigrantin aus der damaligen Tschechoslowakei. Sie war dort literarische Übersetzerin, hat sich mit Dissidenten-Schriftstellern eingelassen, eine Cousine in New Haven besucht und ist dann nicht mehr in ihre Heimat zurückgekehrt. Hat Gedichte in Tschechisch und Englisch geschrieben, einige davon im *New Yorker* veröffentlicht. Alec Janson war leitender Angestellter einer Versicherungsgesellschaft, Senior Vice President der Dalkey Group, ehe er starb. 1969 verlässt unser heißsporniger Freund Paul die University of Michigan unmittelbar vor dem Abschluss und tritt in die Navy ein. Erweist sich begabt für Taktik und Kampfeinsätze, wird zu den SEALs versetzt, der jüngste Mann, der jemals SEAL-Training erhielt. Wird einer Abwehrabteilung zugeteilt. Wir haben es hier mit einer Lernkurve zu tun, deren Steilheit der einer Rakete ähnelt.«

»Augenblick mal«, sagte der DIA Mann. »Ein junges Genie – was hat der eigentlich beim Dirty Dozen zu suchen? Das ist eine Profildiskrepanz.«

»Sein ganzes Leben ist eine einzige ›Profildiskrepanz‹«, erwiderte Derek Collins mit einem Anflug von Schärfe. »Wollen Sie wirklich die Berichte der Seelenklempner sehen? Vielleicht rebelliert er gegen seinen alten Herrn – die beiden standen sich nicht sonderlich nahe. Vielleicht hatte er zu viele Geschichten über einen tschechischen Onkel gehört, der ein Held in der Widerstandsbewegung war, ein Partisan, der in den Wäldern und Schluchten von Sumava Nazis weggeputzt hat. Und Dad war auch nicht gerade ein Schlappschwanz. Im Zweiten Weltkrieg war der alte Alec selbst bei den Marines, ein echter Leder-

nacken, ehe er dann ins Geschäftsleben einstieg. Sagen wir einfach, dass Paul es im Blut hatte. Außerdem haben Sie ja sicher auch schon gehört, dass die Schlacht von Waterloo nicht gerade auf dem Sportplatz von Eton gewonnen wurde. Oder war das auch eine ›Profildiskrepanz‹, Doug?«

Das Gesicht Albrights rötete sich leicht. »Ich versuche bloß, jemanden zu begreifen, der allem Anschein nach wie der Unsichtbare aus dem Märchen einem regelrechten CIA-Hinterhalt entkommen ist.«

»Wir hatten kaum Zeit zur Vorbereitung – die ganze Operation war improvisiert, unsere Jungs hatten bloß wenige Minuten Zeit, um ihre Kräfte zu mobilisieren«, sagte Clayton Ackerley, der Mann von der CIA-Einsatzleitung. Er hatte schütteres rotes Haar, wässrige blaue Augen und eine allmählich verblassende Sonnenbräune. »Ich bin sicher, dass sie unter den gegebenen Umständen ihr Bestes getan haben.«

»Für Vorwürfe haben wir vielleicht später Zeit«, erklärte Charlotte Ainsley mit strengem Blick über den Rand ihrer Brillengläser. »Aber nicht jetzt. Fahren Sie fort, Derek. Ich bin immer noch nicht ganz im Bilde.«

»Er hat beim SEAL-Team vier gedient und sich bereits in seiner ersten Dienstzeit ein Navy Cross geholt«, sagte der Unterstaatssekretär. Sein Blick fiel auf ein vergilbendes Blatt aus der Akte, und er reichte es herum.

Fitness Report, Anmerkungen 20. November 1970

Die Leistungen von Lieutenant Junior Grade Janson in SEAL/Special Force Einheit A8 waren außergewöhnlich gut. Sein ausgeprägtes Urteilsvermögen, seine taktischen Kenntnisse im Verein mit seiner Kreativität und seiner Vorstellungskraft haben ihn in die Lage versetzt, Swift-

Strike-Operationen gegen feindliche Einheiten, Guerillakräfte und feindliche Anlagen zu planen, die mit einem Minimum an Verlusten durchgeführt werden konnten. Lt. j.g. Janson hat in ungewöhnlich hohem Maße die Fähigkeit demonstriert, sich an schnell ändernde Umstände anzupassen, und wurde dabei auch durch widrigste Begleitumstände nicht beeinträchtigt. Als Offizier legt er natürliche Führungsfähigkeiten an den Tag; er fordert nicht nur Respekt, sondern erwirbt ihn sich auch.

Lieutenant Harold Brady, Beurteilungsoffizier.

Lt. j.g. Janson lässt hochgradiges Potenzial erkennen: Seine Geschicklichkeit im Feldeinsatz im Verein mit seiner Improvisationsgabe unter widrigsten Umständen sind geradezu großartig. Ich werde ihn persönlich im Auge behalten, um sicherzustellen, dass sein Potenzial im vollen Maße genutzt wird.

Lieutenant Commander XXXX XXXXXXXX, begutachtender Offizier.

»Von der Sorte gibt es kaum ein Dutzend. Der Bursche absolviert einen Einsatz nach dem anderen, ständig in Kampfhandlungen verwickelt, pausenlos. Dann eine große Lücke. Gar nicht so leicht, als Kriegsgefangener etwas für seinen Lebenslauf zu tun. Im Frühjahr 1971 vom Vietkong gefangen genommen. Achtzehn Monate unter ziemlich erbärmlichen Bedingungen festgehalten.«

»Einzelheiten, bitte«, bat Charlotte Ainsley.

»Mehrfach gefoltert. Ausgehungert. Zeitweise hielt man ihn in einem Käfig fest – nicht in einer Zelle, einem Käfig, ähnlich einem großen Vogelkäfig, sechs Fuß hoch und vielleicht vier Fuß breit. Als wir ihn fanden, wog er dreiundachtzig Pfund. Er sah aus wie ein Skelett – eines

Tages sind ihm die Fußschellen von den Füßen gefallen. Hat drei Fluchtversuche unternommen. Der letzte gelang.«

»War eine derartige Behandlung typisch?«

»Nein«, sagte der Unterstaatssekretär. »Aber ebenso wenig war es typisch, immer wieder hartnäckig und raffiniert Fluchtversuche zu unternehmen. Die haben gewusst, dass er zu einer Abwehrabteilung gehörte, also haben sie sich ziemliche Mühe gegeben, ihn auszuhorchen. Und als sie damit auf keinen grünen Zweig kamen, waren sie natürlich sauer. Er kann von Glück reden, dass er überlebt hat. Mächtigem Glück sogar.«

»Dass er in Gefangenschaft geraten ist, spricht ja nicht gerade für sein Glück«, wandte die Nationale Sicherheitsberaterin ein.

»Nun, an dem Punkt sind die Dinge natürlich ein wenig kompliziert. Janson war der Ansicht, dass man ihn hereingelegt hat. Dass der Vietkong Informationen über ihn bekommen hatte und man ihn ganz bewusst in einen Hinterhalt gelockt hat.«

»Wer soll ihn denn hereingelegt haben?«

Ainsleys Stimme klang scharf.

»Sein Vorgesetzter.«

»Dessen Ansicht über seinen so geschätzten Protegé ja offenbar ein wenig abgekühlt ist.«

Sie blätterte zu dem letzten Blatt mit der Überschrift OFFIZIERSFITNESSREPORT und las laut vor:

Obwohl die persönlichen professionellen Standards von Lieutenant Janson nach wie vor eindrucksvoll sind, haben sich doch in der Art seines Führungsstils gewisse Unstimmigkeiten gezeigt: Er hat sowohl bei Trainingsübungen als auch im aktiven Einsatz versäumt, von seinen Unter-

gebenen ein ähnliches Maß an Fähigkeit und Einsatz zu fordern, und auch offenkundige Mängel übersehen. Er vermittelt den Eindruck, das Wohlergehen seiner Untergebenen sei ihm wichtiger als ihre Fähigkeit, einen Beitrag zum Erreichen des Einsatzziels zu leisten. Seine Loyalität gegenüber seinen Männern übersteigt das Gefühl der Pflichterfüllung für größere militärische Ziele im Rahmen der Vorgaben seiner Vorgesetzten.

»Da steckt mehr dahinter, als man auf den ersten Blick sieht«, meinte Collins. »Die Abkühlung war unvermeidbar.«

»Warum?«

»Weil er allem Anschein nach gedroht hat, seinen Vorgesetzten beim Oberkommando zu melden. Wegen Kriegsverbrechen.«

»Verzeihen Sie, ich sollte das wohl wissen. Aber was war hier im Gange? Hat das Wunderkind plötzlich angefangen, Gespenster zu sehen?«

»Nein. Jansons Verdacht war gerechtfertigt. Und als er in die Staaten zurückgekehrt war und man ihn aus der ärztlichen Behandlung entlassen hatte, hat er einen mächtigen Wirbel veranstaltet – im Rahmen der zuständigen Stellen, natürlich. Er wollte, dass sein Vorgesetzter vor ein Kriegsgericht kam.«

»Und ist es dazu gekommen?«

Der Unterstaatssekretär drehte sich herum und starrte die Frau an: »Sie meinen, Sie wissen es wirklich nicht?«

»Hören Sie auf, um den heißen Brei herumzureden«, erwiderte sie. »Wenn Sie etwas zu sagen haben, dann raus damit.«

»Sie wissen nicht, wer Jansons Vorgesetzter war?«

Sie schüttelte den Kopf und fixierte den Unterstaatssekretär durchdringend.

»Ein Mann namens Alan Demarest«, erwiderte der. »Vielleicht sollte ich sagen: Lieutenant Commander Demarest.«

»›Jetzt sehe ich es, sagte der Blinde.‹«

Ihr Südstaatenakzent, den sie sonst meist unterdrückte, kam jetzt durch, wie das meistens der Fall war, wenn sie in Stress geriet.

»Betrachten wir den weiteren Lebenslauf unseres Mannes. Wenig später ist Janson Student an der Cambridge University, mit einem Stipendium der Regierung. Anschließend kommt er wieder an Bord, bei Consular Operations.«

Die Stimme des Unterstaatssekretärs wurde schroff und geschäftsmäßig.

»Unter Ihnen«, warf Charlotte Ainsley ein.

»Ja, gewissermaßen.«

Collins' Tonfall sagte mehr als seine Worte, aber jeder begriff, was er zum Ausdruck bringen wollte: dass Janson nicht gerade der bequemste Untergebene gewesen war.

»Kurze Rückblende«, warf Ainsley ein. »Seine Zeit als POW in Vietnam muss doch unglaublich traumatisch gewesen sein. Vielleicht hat er sich nie ganz davon erholt.«

»Physisch war er nachher stärker denn je…«

»Ich spreche hier nicht von körperlicher Leistungsfähigkeit und auch nicht von geistigen Leistungen. Aber in psychologischer Hinsicht hinterlassen doch derartige Erlebnisse Narben, Verwerfungen, Sprünge, Schwächen – wie in einer Keramikschüssel. Fehler, die man gar nicht sieht, bis etwas anderes passiert, ein zweites Trauma. Und

dann geht der Betreffende in Stücke oder zerbricht völlig. Aus einem guten Mann wird ein schlechter.«

Der Unterstaatssekretär hob skeptisch eine Augenbraue.

»Ich akzeptiere natürlich, dass das alles nur Mutmaßungen sind«, fuhr sie fort, als ob sie nichts bemerkt hätte. »Aber können wir es uns leisten, einen Fehler zu machen? Ich gebe ja zu, es gibt eine ganze Menge, was wir nicht wissen. Aber in dem Punkt bin ich mit Doug einer Meinung. Es läuft auf Folgendes hinaus: Arbeitet er für uns oder gegen uns? Nun, eines wissen wir. Für uns arbeitet er nicht.«

»Stimmt«, sagte Collins. »Und trotzdem…«

»Für ›und trotzdem‹ ist immer Zeit«, fiel Ainsley ihm ins Wort. »Aber nicht in diesem Augenblick.«

»Dieser Mann ist eine variable Größe, die wir nicht kontrollieren können«, sagte Albright. »Und das in einer ohnehin schon komplizierten und wirren Wahrscheinlichkeits-Matrix. Ergebnisoptimierung bedeutet, dass wir diese Variable eliminieren müssen.«

»Eine ›Variable‹? Oder ein Mann, der zufälligerweise drei Jahrzehnte seines Lebens für sein Land gegeben hat«, konterte Collins. »Es ist wirklich komisch mit unserem Gewerbe – je gehobener die Sprache, umso niedriger das, was sich dahinter verbirgt.«

»Hören Sie schon auf, Derek. Niemand hat schmutzigere Hände als Sie. Mit Ausnahme unseres Freundes Janson. Eine Ihrer gottverdammten Killermaschinen.«

Der DIA-Mann funkelte den Mann aus dem State Department an. »Man muss ihm seine eigene Medizin zu kosten geben. Drücke ich mich klar genug aus?«

Collins schob sein schwarzes Brillengestell zurecht und erwiderte den unfreundlichen Blick des Analytikers. Aber

es war trotzdem klar genug, woher der Wind wehte.

»Es wird schwierig sein, ihn zu erledigen«, betonte der Mann von der CIA, dem das Debakel in Athen immer noch in den Knochen steckte. »Janson versteht sein Handwerk. Er könnte ernsthaften Schaden anrichten.«

»Allen Geheimdiensten sind Gerüchte und Berichte über Anura zugegangen, wenn auch alle unbestätigt«, sagte Collins. »Das bedeutet, Ihre Agenten von der vordersten Front ebenso wie die meinen stehen zur Verfügung.«

Er sah zuerst den Mann von der CIA und dann Albright an. »Warum lassen Sie es denn Ihre Cowboys nicht noch einmal versuchen?«

»Derek, Sie kennen die Regeln«, wies Ainsley ihn zurecht. »Jeder entsorgt seinen eigenen Abfall. Ich will so etwas wie Athen nicht noch einmal erleben. Keiner kennt Jansons Methoden so gut wie der Kader, der ihn ausgebildet hat. Kommen Sie, Ihre Spitzenleute haben doch sicherlich bereits einen Eventualplan aufgestellt.«

»Sicher haben sie das«, nickte Collins. »Aber sie haben nicht die leiseste Ahnung, was wirklich gespielt wird.«

»Glauben Sie, wir haben die?«

»Also gut.«

Eine Entscheidung war getroffen worden, die Zeit der Erwägungen war vorbei. »Die Pläne sehen vor, ein Spezialteam hochgradig qualifizierter Scharfschützen auszusenden. Die können den Auftrag auf diskrete Weise erledigen. Es sind Spitzenleute, gegen die keiner eine Chance hat.«

Seine grauen Augen blinzelten hinter seinen Brillengläsern bei der Erinnerung an die ungebrochene Erfolgsserie des Teams. Und dann fügte er mit leiser Stimme hinzu: »Ich sagte: keiner.«

»Liquidationsbefehl in Kraft?«

»Die augenblickliche Anweisung lautet, ausfindig machen, beobachten und warten.«

»Aktivieren«, sagte Charlotte Ainsley. »Dies ist eine Kollektiventscheidung. Mr. Janson ist nicht zu retten. Grünes Licht für die Sanktion. *Jetzt.«*

»Ich widerspreche ja nicht. Ich möchte nur, dass wir alle die Risiken kennen«, beharrte der Unterstaatssekretär.

»Kommen Sie uns nicht mit Risiken«, entgegnete der Analytiker von der DIA. »Schließlich haben Sie diese gottverdammten Risiken geschaffen.«

»Wir stehen alle unter gewaltigem Druck«, gab Hildreth besänftigend zu bedenken.

Der Analytiker verschränkte die Arme vor der Brust und funkelte Unterstaatssekretär Derek Collins erneut an. »Sie haben ihn gemacht«, sagte Albright. »Jetzt müssen Sie ihn im Interesse von uns allen auch aus der Welt schaffen.«

14

Auf den Gehsteigen der Jermyn Street in London drängten sich Menschen, die zu wenig Zeit hatten, und solche, die zu viel Zeit hatten. Ein stellvertretender Filialleiter der Nat-West Bank hastete, so schnell das mit seiner Würde in Einklang zu bringen war, zu einer Lunch-Verabredung mit dem stellvertretenden Leiter der Privatkundenabteilung der Fiduciary Trust International. Er wusste, dass er eigentlich jenes letzte Telefonat nicht mehr hätte annehmen sollen; wenn er nicht pünktlich war, würde er sich von seinem Job verabschieden müssen…

Ein vierschrötiger Handelsvertreter der Firma Whitehall-Robins eilte zu einer Verabredung mit einer Frau, die er am vergangenen Abend in Odette's Wine Bar angemacht hatte, und war dabei auf eine Enttäuschung vorbereitet. Gewöhnlich machte das Tageslicht die Schlampen, die im rauchigen Licht einer Kellerbar so appetitlich und schwül gewirkt hatten, um wenigstens zehn Jahre älter – aber irgendwie musste man sich ja schließlich vergewissern, oder nicht? Vielleicht sollte er vorher noch am Zeitungskiosk vorbeischauen: Wenn er pünktlich kam, würde ihn das vielleicht eine Spur zu eifrig erscheinen lassen…

Die vernachlässigte Ehefrau eines amerikanischen Geschäftsmannes, der sich zum Workaholic entwickelt hatte, presste drei mit teuren, aber ein wenig unmodernen Kleidern gefüllte Einkaufstüten an sich, Kleider, die sie wahrscheinlich in den Staaten nie tragen würde: Aber indem sie alles mit seiner American-Express-Platinum-Karte bezahlte, konnte sie immerhin ihrem Ärger darüber, dass er sie mitgeschleppt hatte, wenigstens ein bisschen Luft machen. Noch sieben Stunden totzuschlagen, bis sie

und ihr Mann sich zum dritten Mal *Die Mausefalle* ansahen…

Der Schadenssachbearbeiter des Westminster-Büros von Inland Revenue bahnte sich angestrengt den Weg durch die Menge und sah dabei immer wieder auf die Uhr; wenn man bei diesen Trotteln von Lloyd's zu spät kam, war jegliche Autorität dahin, das sagte jeder.

Paul Janson, der schnellen Schritts die Jermyn Street entlang eilte, verschwand zwischen all den Einkaufslustigen, Bürokraten und Geschäftsleuten, die die Gehsteige füllten. Er trug einen dunkelblauen Anzug, ein Hemd mit modisch gespreiztem Kragen und eine gepunktete Krawatte und wirkte gehetzt, aber nicht nervös. Das war der Gesichtsausdruck eines Menschen, der hierher gehörte; sein Gesicht vermittelte diesen Eindruck ebenso wie seine Körpersprache.

Er nahm die aus den Fassaden ragenden Schilder – die Ovale und Rechtecke über ihm – nur vage wahr. Die älteren Namen der älteren Etablissements – Floris, Hilditch & Key, Irwin – mischten sich mit Neuankömmlingen wie Ermenegildo Zegna oder Hugo Boss. Der Verkehr verlief halb geronnen, träge, mit hohen roten Bussen und niedrigen kastenförmigen Taxis und Lieferwagen, die eine bunte Folge von Werbemitteilungen vermittelten.

INTEGRON: YOUR GLOBAL SOLUTIONS PROVIDER.

VODAFONE: WELCOME TO THE WORLD'S LARGEST MOBILE COMMUNITY.

Er bog an der St. James Street nach links ein, vorbei an Brooks' and White's und dann noch einmal nach links, in die Pall Mall. Als er sein Ziel erreicht hatte, blieb er allerdings nicht stehen, sondern ging daran vorbei; seine

wachsamen Augen suchten nach irgendwelchen Spuren einer Unregelmäßigkeit. Vertraute Bilder: der Army and Navy Club, den Eingeweihte liebevoll The Rag nannten, der Reform Club, der Royal Automobile Club. Am Waterloo Square standen dieselben alten Bronzestandbilder. Da gab es ein Reiterstandbild von Edward VII., an dessen Podest ein paar Motorräder abgestellt waren, ein ungewollter Hinweis darauf, wie sehr sich doch die persönlichen Transportmittel geändert hatten. Nicht weit davon eine Statue von John Lord Lawrence, einem Vizekönig Indiens aus der Zeit der Queen Victoria, aufrecht und stolz, als wüsste er, dass die wenigen, die ihn kannten, ihn sehr gut kannten. Und würdevoll sitzend Sir John Fox Burgoyne, ein Feldmarschall, ein Held im Krieg der Spanier gegen Napoleon und dann später im Krimkrieg. »Der Krieg ist unglaublich populär«, hatte Queen Victoria gesagt und damit den Krimkonflikt gemeint, der als Inbegriff sinnlosen Leidens in die Geschichte eingehen sollte. Ein Held des Krimkrieges – was war das? Ein Konflikt, dessen Ausbruch diplomatische Unfähigkeit repräsentierte und dessen Fortführung militärische Unfähigkeit unter Beweis stellte.

Schließlich ließ er den Blick zu seinem Ziel an der Ecke des Waterloo Place schweifen: dem Athenaeum Club. Mit seinen großen cremefarbenen Steinen, der hohen Säulenhalle im Eingangsbereich und den vom Parthenon inspirierten Friesen war das Gebäude ein Exempel des neoklassizistischen Stils vom Anfang des 19. Jahrhunderts. An der Seite des Bauwerks ragte die Schutzhaube einer Sicherheitskamera aus einem Eckstein. Über den Eingangssäulen stand die in Gold gemalte Göttin Athena. Die Göttin der Weisheit – jener auf der Welt am wenigsten verbreiteten Tugend. Janson ging ein zweites Mal – in entgegengesetzter Richtung – vorbei, passierte einen roten

Kastenwagen der Royal Mail, betrachtete das Konsulat von Papua-Neuguinea und irgendein Bürogebäude. In der Ferne ragte ein rotorange lackierter Kran über einer für ihn unsichtbaren Baustelle in den Himmel.

Seine Gedanken kehrten immer wieder zu dem zurück, was im Trinity College geschehen war: Er musste dort irgendwie an einen Stolperdraht geraten sein. Die Wahrscheinlichkeit, dass sein alter Mentor unter Überwachung gestanden hatte, war wesentlich größer als die, dass man ihm gefolgt war, entschied er schließlich. Trotzdem, sowohl die Dimension des Netzes als auch die Schnelligkeit der Reaktion waren beeindruckend. Er durfte unter keinen Umständen irgendwelche weiteren Risiken eingehen, durfte sich auf niemanden verlassen.

Wo er jetzt stand, konnte er von überall her beobachtet werden. Er musste sich auf jene Art von Anomalien einstellen, die normalerweise völlig unbemerkt bleiben würden. Geparkte Lieferfahrzeuge, die eigentlich dort, wo sie standen, nichts zu suchen hatten. Zu langsam oder zu schnell fahrende Personenwagen. Der Blick eines Passanten, der einen Augenblick zu lang auf ihm verweilte – oder sich einen Augenblick zu früh abwandte. Baugerät, wo keine Bautätigkeit stattfand. Nichts durfte unbemerkt bleiben.

War er sicher? Schlüssige Beweise dafür zu erhalten war unmöglich. Er konnte nicht einmal mit Sicherheit sagen, dass der Postwagen einfach das war, was er zu sein schien. Nur seine Instinkte sagten ihm, dass er den Club unbeobachtet betreten durfte. Es war kein Treffpunkt, den er selbst ausgewählt hätte. Aber für seine unmittelbaren Bedürfnisse würde es hilfreich sein, sich mit Grigori Berman so zu treffen, wie es dessen Vorschlag entsprach. Außerdem war der Treffpunkt, wenn man ein wenig darüber nachdachte, in hohem Maße vorteilhaft. Öffentliche Parks

boten einem zwar den Vorteil der Bewegungsfreiheit – das machte sie ja für Treffpunkte so geeignet –, aber eben jene Freiheit konnte auch von Beobachtern ausgenutzt werden. In einem altmodischen Gentleman's Club hingegen würde es recht schwierig sein, ein unbekanntes Gesicht unterzubringen. Janson konnte dort als Gast eines Mitglieds auftreten. Er bezweifelte stark, ob Angehörige eines Überwachungsteams sich in ähnlicher Weise würden Zugang verschaffen können.

Am Clubeingang gab er sich einem uniformierten Wachmann in einem kleinen Raum neben der Eingangstür zu erkennen und nannte dem Mann auch den Namen des Mitglieds, mit dem er sich treffen wollte. Dann begab er sich in das Foyer mit dem polierten Marmorboden und den mächtigen vergoldeten korinthischen Säulen. Zu seiner Rechten war der Rauchsalon mit seinen kleinen runden Tischen und den tief hängenden Kandelabern, zu seiner Linken der große Speisesaal. Vor ihm führte eine breite Marmorfreitreppe vorbei an einem Meer aus rotgoldenem Teppich ins Obergeschoss, in die Bibliothek, wo man den Kaffee einnehmen konnte und wo auf einem langen Tisch Zeitschriften aus der ganzen Welt aufgestapelt waren. Er nahm auf einer ehrwürdigen mit rotem Leder gepolsterten Bank an einer der Säulen unter den Porträts von Matthew Arnold und Sir Humphry Davy Platz.

Der Athenaeum Club. Ein Sammelpunkt für Angehörige der politischen und kulturellen Elite.

Und ein höchst unwahrscheinlicher Treffpunkt für einen höchst unwahrscheinlichen Mann.

Grigori Berman war jemand, der es vorzog, die Bekanntschaft mit so etwas wie Moral – falls er die je überhaupt gemacht hatte – nicht zu eng werden zu lassen. Er war in der ehemaligen Sowjetunion als Buchhalter ausgebildet worden und hatte sich sein Vermögen damit verdient, dass

er für die russische *mafija* gearbeitet und sich dabei auf das komplizierte Geschäft der Geldwäsche spezialisiert hatte. Im Laufe der Jahre war es ihm gelungen, ein wahres Dickicht internationaler Firmen aufzubauen, durch die die schmutzigen Gewinne seiner *mafija* Partner geschleust und damit vor den Behörden versteckt werden konnten. Janson hatte ihn vor einigen Jahren bewusst durch ein Schleppnetz rutschen lassen, das Consular Operations damals aufgespannt hatte. Dutzende internationaler Verbrecher waren damals dingfest gemacht worden, aber Janson hatte den großen Finanzzauberer – zum Ärger einiger seiner Kollegen – entkommen lassen.

Tatsächlich entsprang die Entscheidung sorgfältiger Überlegung, nicht etwa einer vordergründigen Laune. Weil Berman wusste, dass der Mann von Cons Op ihn bewusst hatte entkommen lassen, war klar, dass er in Jansons Schuld stehen würde: Auf diese Weise konnte der Russe vom Gegner zum wichtigen Helfer umgekrempelt werden. Und es war in der Tat äußerst nützlich, einen Mann, der alle Feinheiten der internationalen Geldwäsche begriff und durchschaute, zum Helfer zu haben. Außerdem stellte Berman sich bei seinen Manipulationen höchst geschickt an: Die Behörden hätten erhebliche Schwierigkeiten gehabt, ihm den Prozess zu machen. Und wenn er ohnehin wahrscheinlich frei ausgehen würde, warum ihn dann nicht schon vorher laufen lassen, als jemanden, der in Jansons Schuld stand?

Und da war noch etwas. Janson hatte Hunderte von Seiten Abhörberichte bekommen und so die wichtigsten Spieler in dem Netzwerk kennen gelernt. Viele von ihnen waren kaltblütige, grausame Gangster. Berman andererseits hielt ganz bewusst Distanz zu den Details, war mit dem größten Vergnügen amoralisch, aber er war nicht *unfreundlich.* Andere Leute um ihr Geld zu betrügen

bereitete ihm das größte Vergnügen, aber zugleich konnte er seinen eigenen Leuten gegenüber auch recht großzügig sein. Und so hatte es sich ergeben, dass Janson irgendwann im Lauf seiner Ermittlungen einen Hauch von Sympathie für den sich einer höchst komfortablen Lebensweise erfreuenden Gauner entwickelte.

»Pauli!«, dröhnte der wie ein Bär wirkende Mann und breitete seine mächtigen Arme weit aus. Janson stand auf und ließ sich von der Umarmung des Russen halb erdrükken. Auf Berman passte keine der Klischeevorstellungen, die man üblicherweise mit Zahlenmenschen verbindet; er war voll Überschwang, höchst emotional, ein Mensch, der die Leidenschaft für die Dinge mit einer Leidenschaft für das Leben in Einklang zu bringen verstand.

»Ich umarme und küsse dich«, erklärte Berman und presste Janson die Lippen auf beide Wangen. Ein klassischer Berman: Die äußeren Umstände konnten sein, wie sie wollten, er würde nie die wachsame Vorsicht eines unter Druck stehenden Menschen an den Tag legen, sondern immer die Grandezza des Bonvivants.

Bermans maßgeschneiderter Nadelstreifenanzug war aus feinstem Kaschmir, und er roch dezent nach Geo. F. Trumpers Limonenextrakt, einem Duft, den angeblich auch der Prince of Wales schätzte. Auf eine karikaturenhafte Art bemühte sich Berman, Zoll für Zoll den englischen Gentleman darzustellen, und bei seiner Leibesfülle waren das einige Zoll. Sein Redeschwall wimmelte von Britizismen, Unangebrachtheiten und Formulierungen, die Janson als Bermanismen bezeichnete. Doch so absurd der Mann auch war, konnte Janson doch nicht umhin, eine gewisse Zuneigung für ihn zu empfinden. Selbst seine Widersprüchlichkeiten hatten etwas Gewinnendes an sich; die Art und Weise zum Beispiel, wie er es fertig brachte, zugleich raffiniert und naiv zu

sein – er hatte stets ein Auge auf den nächsten Coup und war immer geradezu entzückt, einem davon zu erzählen.

»Du siehst … glatt und wohlgenährt aus, Grigori«, sagte Janson.

Grigori strich sich über die recht großzügig gerundete Mittelpartie. »Innerlich bin ich am Verhungern. Komm, wir wollen essen. Chop-Chop.«

Er legte Janson den Arm um die Schulter und bugsierte ihn in Richtung auf den Speisesaal.

Drinnen strahlten befrackte Kellner, verbeugten sich der Reihe nach, als der überschwängliche Russe auftauchte, und geleiteten ihn sofort zu einem Tisch. Obwohl die Clubregeln jegliches Trinkgeld streng untersagten, ließen die Beflissenheit und die strahlenden Blicke der Ober erkennen, dass Berman dennoch Mittel und Wege gefunden hatte, seine Großzügigkeit unter Beweis zu stellen.

»Der kalte pochierte Lachs – der beste, den es auf der Welt gibt«, empfahl Berman und ließ sich auf seinen gepolsterten Sessel sinken. Berman sagte von vielen Dingen, dass sie die besten auf der Welt seien; er pflegte fast nur in Superlativen zu sprechen. »Oder nimm doch Hummer *à la nage*. Damit kann man nie etwas falsch machen. Und dann ich empfehle gebratenes Moorhuhn. Vielleicht beides. Du bist viel zu dünn. Wie Violette im dritten Akt von *La Traviata*. Müssen dich aufpäppeln.«

Er beorderte mit einem kurzen Blick einen Sommelier herbei. »Dieser Puligny-Montrachet, den wir gestern hatten? Können wir davon eine Flasche bekommen, Freddy?«

Er drehte sich zu Janson herum. »Der ist der Größte. Du wirst sehen.«

»Ich muss sagen, ich bin überrascht, dich hier im Herzen des britischen Establishments vorzufinden.«

»Ein Schurke wie ich, meinst du – wie konnten die mich je hereinlassen?«

Berman brüllte vor Lachen, und sein Bauch zitterte unter dem maßgeschneiderten Tuch. Dann fügte er etwas weniger laut hinzu: »Ist in Wirklichkeit tolle Geschichte. Weißt du, vor zwei Jahren war ich zu einer Gesellschaft bei Lord Sherwyn eingeladen. Am Ende ich spielte Billard mit sehr nettem Gentleman, den ich dort kennen gelernt habe…«

Bermans Angewohnheit war es, gewissen Leuten zur rechten Zeit Darlehen zur Verfügung zu stellen und sie damit aus ihren finanziellen Engpässen zu befreien; bei diesen Aktivitäten konzentrierte er sich oft auf den einen oder anderen Spross des Hochadels. Nach Bermans Vorstellung waren das Leute, die möglicherweise Einfluss in der Welt haben könnten, letzten Endes also kluge Investitionen.

»Du musst mir ein andermal davon erzählen«, sagte Janson verbindlich, aber bestimmt. Er hatte alle Mühe, nicht mit den Fingern zu trommeln.

Berman ließ sich davon nicht abschrecken. »Ich vermute, er ein bisschen zu viel getrunken und gerade dabei, ziemlich große Summen von mir gewinnen, und deshalb habe ich ihm Vorschlag gemacht, Einsatz verdoppeln…«

Janson nickte. Das Szenario war ihm durchaus vertraut. Ein mehr als nur leicht angeheiterter britischer Gentleman, der ungeheure Summen von einem scheinbar sinnlos betrunkenen Russen mit scheinbar endlosen Bargeldreserven gewann; einem bezechten Russen, der den ganzen Abend über nicht die geringsten Anzeichen zu erkennen gegeben hatte, dass er das eine Ende eines Queues vom anderen unterscheiden konnte. Das letzte Spiel, in dem die erheblichen Gewinne des britischen Gentleman gerade im

Begriff waren, zu einem echten Vermögen zu werden; verbunden damit die Überlegung des Gentleman, vielleicht das an seine Stadtwohnung angrenzende Appartement in Kensington zu erwerben oder vielleicht jenes Haus auf dem Lande zu kaufen, das er und seine Familie schon so lange Zeit immer wieder gemietet hatten. Beinahe außerstande, an sein Glück zu glauben. Aber man wusste ja fast nie, wie diese Dinge sich entwickelten, nicht wahr? Eine mit leichtem Widerstreben angenommene Einladung – der Adelsspross war mit einem schlechten Ruf behaftet, trug aber einen Familiennamen, der ihm immer noch Türen öffnete – hatte zu einem lächerlich einfach erworbenen Stapel Geld geführt.

Und dann jenes Spiel, jenes letzte, entscheidende Spiel, als der Russe plötzlich überhaupt nicht mehr betrunken wirkte und das Queue mit der gelassenen Meisterschaft eines Konzertvioliniste hielt, der seinen Bogen führt … Und zusehen zu müssen, wie die Träume vom leicht erworbenen Geld sich in die Realität des Ruins auflösten.

»Aber Paul, dieser Bursche, mit dem ich gespielt habe – du wirst nie erraten, wer das war. Guy Baskerton, QC.«

Baskerton war ein prominenter Rechtsanwalt, ein Berater der Königin, wie das die diskreten Buchstaben »QC« andeuteten, der den Vorsitz in einer von Whitehall aufgestellten Kunstkommission geführt hatte. Ein recht selbstgefälliger Mann mit einem schmalen David-Niven-Bärtchen und jenem so auffällig *wissenden* Blick, wie ihn so viele Angehörige seiner Klasse zur Schau trugen – kurz, für Berman ein geradezu unwiderstehliches Zielobjekt.

»Allmählich nimmt das Bild für mich Gestalt an«, sagte Janson und klang dabei entspannter, als er sich fühlte. Er musste Berman um einen großen Gefallen bitten; es wäre nicht gut, ihn unter Druck zu setzen. Es war auch nicht

gut, sich seine Bedrängnis anmerken zu lassen, sonst würde Berman mit Sicherheit seinen Vorteil nutzen und Schulden in Kredit umwandeln. »Lass mich raten. Er ist Mitglied im Aufnahmekomitee des Athenaeum.«

»Sogar noch besser. Er ist Präsident des Clubs!«

Berman sagte »Chluub«.

»Und plötzlich wird ihm bewusst, dass er eine Ehrenschuld von vierhunderttausend Pfund bei dir hat, die er unmöglich begleichen kann«, sagte Janson, bemüht, Bermans lange Story etwas abzukürzen. »Aber das ist okay, weil du großmütig darauf bestehst, ihm die Schuld zu erlassen. Und jetzt ist er natürlich dankbar und weiß nicht, wie er sich erkenntlich zeigen soll. Und am nächsten Tag sitzt du zufällig neben ihm bei Sheekey…«

Während Janson sprach, tasteten seine Augen das Bedienungspersonal nach irgendwelchen Anzeichen einer potenziellen Bedrohung ab.

»Grigori niemals Sheekey. Keinen Fisch essen. Nur *trinken* wie Fisch! Es war Ivy. Kannst du dir einen solchen Zufall vorstellen!«

»Oh, ich wette, es war ein Zufall. Du hättest doch nie den Maître d' im Ivy bestochen, um sicherzustellen, dass du am nächsten Tisch sitzt.«

Berman hob beide Hände, drückte die Handgelenke aneinander. »Du hast mich erwischt, Bulle!«

Er grinste breit, weil es ihm großen Spaß bereitete, wenn man seine Manipulationen zu schätzen wusste, und dazu war Janson durchaus fähig.

»Also, Grigori«, sagte Janson, bemüht, sich der gelockerten Stimmung des anderen anzupassen, »ich komme mit einem interessanten Problem zu dir. Einem Problem, das dich, wie ich glaube, faszinieren wird.«

Der Russe sah ihn mit erwartungsvoll funkelnden Augen an. »Grigori ganz Ohr«, sagte er und führte eine mit einem Stückchen Huhn und einer Morchel beladene Gabel zum Mund.

Janson skizzierte kurz, was vorgefallen war: die sechzehn Millionen Dollar, die man ohne Wissen des Kontenbesitzers auf ein Konto auf den Cayman-Inseln eingezahlt hatte, eine Transaktion, die dennoch durch elektronische Signaturen bestätigt worden war, die nur ihm alleine hätten zugänglich sein sollen. Ein geschickter Schachzug. Konnte es sein, dass dieser Zug zugleich auch ein *Hinweis* war? Bestand die Möglichkeit, dass jemand in dieser ganzen Kaskade von Transferbits auch digitale Fingerabdrücke hinterlassen hatte, die man vielleicht ans Tageslicht bringen konnte?

Während Janson sprach, machte Berman den Eindruck, als würde er sich voll und ganz auf das Essen konzentrieren. Seine gelegentlichen Einwürfe waren ausnahmslos kulinarischer Natur: Der Risotto war der *großartigste* der ganzen Welt, und die Sirup-Tarte schlichtweg die *beste,* du musst das versuchen, weißt du. Wie unfair, dass die Leute sich so unhöflich über die englische Küche äußerten! Aber so wirr seine Rede auch sein mochte, Janson konnte erkennen, dass Bermans Verstand auf Hochtouren arbeitete.

Schließlich legte der Russe die Gabel weg. »Was Grigori über Geldwäsche weiß?«, sagte er im Brustton der beleidigten Unschuld. Und dann grinste er: »Was Grigori *nicht* über Geldwäsche weiß? Ha! Was ich weiß, könnte ganze britische Bibliothek füllen. Ihr Amerikaner glaubt, ihr wisst – dabei wisst ihr gar nichts. Amerikaner leben in großem Haus, aber Termiten fressen Fundament. Wie wir in Moskau sagen: Situation verzweifelt, aber nicht ernsthaft. Weißt du, wie viel schmutziges Geld jedes Jahr

nach Amerika hinein und wieder hinaus fließt? Vielleicht dreihundert Milliarden. Größer als Bruttosozialprodukt der meisten Länder. Telegrafische Banküberweisungen, ja? Weißt du, wie viel jeden *Tag* in die amerikanischen Banken hinein und wieder aus ihnen heraus fließt?«

»Ich nehme an, du wirst es mir sagen.«

»Zwei *Trillionen* Dollar, nicht mehr lange, und du wirst über echtes Geld reden!«

Berman schlug vergnügt mit der flachen Hand auf den Tisch. »Alles Drahtüberweisungen. Wo versteckt man ein Sandkorn so, dass niemand es findet? Am Strand. Vor zehn Jahren hast du meine alten Freunde geschnappt. Kaltherzige *niekulturnij,* jeder Einzelne davon. Ich habe keine Träne vergossen, aber was hast du damit wirklich geschafft? Grigori Berman hat mehr Firmen gegründet als amerikanischer Unternehmer Jim Clark!«

»Schwindelfirmen, Grigori. Du hast Firmen erfunden, die nur auf dem Papier existierten.«

»Heutzutage sind diese Leute viel weiter. Sie kaufen echte Firmen. Versicherungsfirmen in Österreich, Banken in Russland, Speditionen in Chile. Geld geht hinein, Geld kommt heraus, wer kann schon sagen, wo und wann? Wer hält sie auf? Deine Regierung? Dein Treasury Department? Treasury Department hat Abteilung für Finanzverbrechen. In einer Ladenstraße in einem Vorort in Virginia.«

Wieder fing Bermans stattlicher Bauch zu beben an. »Die nennen das Toilettensitzherstellung. Wer nimmt denn diese Jungs vom Treasury Department ernst? Erinnerst du dich an die Geschichte von Sun Ming? Kommt nach Amerika, sagt, er sei Tischler. Leiht sich hundertsechzig Millionen Dollar von der Bank of China. So einfach wie Niesen! Druckt eine Hand voll Importverträ-

ge, Agenturgenehmigungen, Konossemente, Exportzertifikate und ganz fix Importantrag bewilligt. So. Drahtüberweisung bewilligt. Zahlt sein Geld auf Banken ein. Sagt einem Banker: ›Ich spekuliere am Aktienmarkt in Hongkong.‹ Sagt anderem Banker: ›Ich verkaufe Zigarettenfilter.‹ Sagt drittem Banker: ›Textilien!‹ Zip, zip, zip. Von China nach Amerika nach Australien. Die Mischung ist alles. Man muss sich einfach in den ganz gewöhnlichen Handelsfluss mischen. Also, Sandkorn am Strand. Amerikaner nie erwischen. Treasury Department soll auf Geld aufpassen, aber niemand gibt ihm Geld! Chef von Treasury will das Bankensystem nicht destabilisieren! In deinem Land gibt es jeden Tag vierhunderttausend Drahtüberweisungen, rein und raus. Digitale Mitteilung von einem Bankcomputer zum nächsten. Amerikaner haben Sun Ming nie gefangen. Die *Australier* haben ihn erwischt.«

»Weil der Strand dort kleiner ist?«

»Weil die Computer besser sind. Du musst dich nach den Mustern innerhalb der Muster umsehen. Etwas Komisches sehen. So läuft das.«

Berman nickte wohlgefällig und schob sich einen Löffel voll Sirup-Tarte in den Mund. Dann gab er ein Stöhnen gastronomischer Verzückung von sich. »Weißt du, letzte Woche war ich im Canary Wharf Tower. Warst du mal dort? Fünfzig Stockwerke hoch. Höchstes Gebäude in London. Von den Reichman-Brüdern praktisch in den Bankrott getrieben, aber macht nichts, nicht Grigoris Geld. Ich bin also dort und besuche russische Freundin, Ljudmilla – sie würde dir gefallen. Die Zwiebeltürme, die diese Frau hat, so was hast du noch nie gesehen. Und wir sind an die vierzig Stockwerke hoch, und ich sehe zum Fenster hinaus, wunderbare Ansicht von Stadt, und was glaubst du, was ich plötzlich durch die Luft fliegen sehe?«

»Eine Banknote?«

»Schmetterling«, sagte Berman mit großer Endgültigkeit. »Warum Schmetterling? Was hat Schmetterling mitten in Stadt zu suchen, vierzig Stockwerke hoch? Eine ganz erstaunliche Geschichte. Wo es doch vierzig Stockwerke hoch keine Blumen gibt. Nichts für Schmetterling zu tun, dort oben am Himmel. Und trotzdem: Schmetterling.«

Er hob, wie um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, den Finger.

»Vielen Dank, Grigori. Ich hab doch gewusst, dass du mir alles klar machen kannst.«

»Man muss immer nach Schmetterling sehen. Nach etwas, was nicht hingehört. In Flut von digitalen Transfercodes musst du fragen: Ist da Schmetterling? Ja. Immer Schmetterling. Flapp, flapp, flapp. Also, du musst wissen, wie du nachsehen musst.«

»Ich verstehe«, erwiderte Janson. »Und wirst du mir beim Suchen helfen?«

Berman blickte tief betrübt auf die armseligen Überreste seiner Sirup-Tarte, strahlte dann aber gleich wieder. »Spielst du mit mir Snooker? Ich kenn ein Lokal in der Nähe.«

»Net.«

»Warum nicht?«

»Weil du schummelst.«

Der Russe zuckte vergnügt die Schultern. »Macht das Spiel interessanter, glaubt Grigori. Snooker ist Geschicklichkeitsspiel. Schummeln verlangt Geschicklichkeit. Warum ist Schummeln Schummeln?«

Das war quintessenzielle Logik à la Berman. Auf Jansons finsteren Blick hin hob der Russe beide Hände.

»Schon gut, schon gut. Ich dich mitnehme in mein bescheidenes Heim, *da?* Dort habe ich klasse IBM-Maschine. RS/6000 SP Supercomputer. Und wir suchen Schmetterling.«

»Wir *finden* Schmetterling«, sagte Janson sanft, aber mit unverkennbarem Druck. Berman lebte fürstlich in London und hatte sich mit seinem Witz ein Vermögen aufgebaut, das weit über das all der kriminellen Komplizen seiner Vergangenheit hinausreichte. Aber all das wäre nicht möglich gewesen, wenn Janson ihn vor all den Jahren dem Richter ausgeliefert hätte. Er brauchte nicht an das Journal zu tippen, in dem die Ereignisse der Vergangenheit aufgezeichnet waren – Berman wusste genau, was in dem Journal stand. Niemand besaß einen feiner abgestimmten Sinn für Soll und Haben als der überschwängliche Ex-Buchhalter.

*

Ford Meade, Maryland

Sanford Hildreth war im Begriff, zu spät zu kommen, aber wann war er das nicht? Danny Callahan war jetzt seit drei Jahren sein Fahrer, und überrascht hätte ihn eigentlich nur, wenn Hildreth pünktlich gewesen wäre.

Callahan gehörte der kleinen Gruppe von Männern an, die als Fahrer für die höchsten Nachrichtendienstleute der Vereinigten Staaten eingeteilt waren. Jeder wurde regelmäßig einer gründlichen Sicherheitsprüfung nach allen Regeln der Kunst unterzogen. Jeder von ihnen war unverheiratet und kinderlos und musste eine gründliche

Ausbildung in verschiedenen Kampfarten und in Ausweichmanövern absolviert haben. Die Instruktionen für ihre Tätigkeit waren eindeutig und nachdrücklich: *Sie haben Ihren Passagier mit dem eigenen Leben zu schützen.* Ihre Passagiere waren Männer, die die wichtigsten Geheimnisse der Nation im Kopf mit sich herumtrugen, Männer, auf die der Staat nicht verzichten konnte.

Die schwarzen Stretchlimousinen, in denen diese Passagiere gefahren wurden, waren gepanzert; seitlich waren sie mit Stahlplatten verstärkt, und die abgedunkelten Fenster konnten einer aus nächster Nähe abgefeuerten Kugel vom Kaliber 45 Widerstand leisten. Die Reifen der Fahrzeuge waren mit selbst abdichtender Masse gefüllt und zellenartig aufgebaut, um schnellen Druckverlust zu verhindern. Aber um die Sicherheit des Passagiers zu garantieren, kam es auf die Geschicklichkeit des Fahrers und nicht etwa die Bauweise des Fahrzeugs an.

Callahan war einer der drei Männer, die für gewöhnlich dem stellvertretenden Direktor der National Security Agency zugeteilt waren, aber Sanford »Sandy« Hildreth machte kein Hehl daraus, dass er Danny Callahan den Vorzug gab. Danny kannte Abkürzungswege; Danny wusste, wann man ohne Risiko die Geschwindigkeitsregeln etwas großzügiger auslegen durfte. Danny war imstande, ihn zehn Minuten oder eine Viertelstunde schneller als die anderen von Ford Meade nach Hause zu bringen. Und dass Danny aus dem Golfkrieg hohe Auszeichnungen mit nach Hause gebracht hatte, war für Hildreth vermutlich eine weitere Empfehlung. Hildreth hatte persönlich nie an Kampfhandlungen teilgenommen, hatte aber etwas für Männer übrig, die darauf verweisen konnten. Sie redeten nicht viel, er und Hildreth: Gewöhnlich blieb die Trennscheibe – eine schall- und blickdichte Grenze zwischen Chauffeur und Fahrgästen –

oben. Aber einmal, es lag jetzt ein Jahr zurück, hatte Hildreth sich gelangweilt oder sich einfach ein wenig ablenken wollen und hatte Danny ein bisschen ausgefragt. Danny hatte ihm damals erzählt, dass er auf der Highschool Football gespielt habe und dass sein Team im Staate Indiana die Meisterschaft gewonnen hatte; es war ihm nicht entgangen, dass Hildreth davon beeindruckt gewesen war. »Running Back haben Sie also gespielt, wie? Das sieht man Ihnen heute noch an«, hatte Hildreth gesagt. »Sie müssen mir mal sagen, wie Sie es anstellen, so in Form zu bleiben.«

Hildreth war ein kleiner Mann, zog es aber vor, von größeren Männern umgeben zu sein. Vielleicht genoss er das Gefühl, dass er, der kleine Mann, über diese großen Männer das Sagen hatte; dass sie seine Hilfskräfte waren. Oder vielleicht fühlte er sich in ihrer Umgebung einfach nur behaglich.

Danny Callahan sah auf die Uhr am Armaturenbrett. Hildreth hatte gesagt, er würde bis halb sieben fertig sein. Es war jetzt Viertel nach sieben. Aber das war nichts Besonderes. Hildreth kam häufig um eine Dreiviertelstunde zu spät. Auch eine Stunde war keineswegs ungewöhnlich.

In dem Hörer, den er im Ohr trug, hörte Callahan die Stimme des Einsatzleiters. *»Capricorn descending.«*

Hildreth war unterwegs.

Callahan steuerte den Wagen unmittelbar vor den Ausgang auf der linken Seite der riesigen gläsernen Schuhschachtel, an die das Gebäude der National Security Agency erinnerte. Es fing gerade zu regnen an, zunächst bloß ein paar kleine Tropfen. Callahan wartete, bis Hildreth auftauchte, stieg dann aus und trat neben den Wagen.

»Danny«, nickte Hildreth ihm zu, und die auf dem

Gelände angebrachten Halogenstrahler spiegelten sich in seiner hohen Stirn. Seine schmalen, meist verkniffen wirkenden Gesichtszüge verzogen sich zu einem mechanischen Lächeln.

»Dr. Hildreth«, sagte Callahan. Er hatte einmal einen Artikel in der *Washington Post* über Hildreth gelesen, in dem berichtet wurde, dass er mit einer Arbeit über Internationale Beziehungen promoviert hatte. Daraufhin hatte er angefangen, ihn mit »Doktor« anzusprechen, und hatte irgendwie das Gefühl, dass das Hildreth gefiel. Jetzt hielt er Hildreth die hintere Tür auf und ließ sie dann mit wohltuend sattem Klang ins Schloss fallen.

Bald wurde der Regen heftiger, die Tropfen fielen in Schwaden, die der Wind verwehte, und die Scheinwerferbalken der entgegenkommenden Fahrzeuge wirkten seltsam verzerrt. Mason Falls war dreißig Meilen entfernt, aber Callahan hätte die Strecke praktisch blind fahren können: Bei der Savage Road abbiegen, die 295 hinunter, ein kurzes Stück auf der 395, über den Potomac und dann den Arlington Boulevard hinauf.

Fünfzehn Minuten später sah er im Rückspiegel die blitzenden roten Lichter eines Streifenwagens der Polizei. Einen Augenblick lang rechnete Callahan damit, dass der Cop ihn überholen würde, aber anscheinend hatte er vor, ihn anzuhalten.

Das war doch wohl nicht möglich! Er war – so weit er das in dem starken Regen erkennen konnte – das einzige Fahrzeug auf der Straße. Was sollte das?

Natürlich fuhr er zehn Meilen schneller als zulässig, aber schließlich durfte man erwarten, dass die Verkehrspolizisten die Regierungsnummernschilder bemerkten und die Finger von einem ließen. Irgendein Neuling, der sich wichtig machen wollte? Callahan würde ihn mit Vergnü-

gen ein wenig zurechtstutzen. Aber Hildreth war unberechenbar: Es war durchaus möglich, dass er ungehalten wurde und ihm Vorwürfe machte, weil er zu schnell gefahren war, obwohl Hildreth nie einen Zweifel daran gelassen hatte, dass er Danny dankbar dafür war, dass er ihn so schnell nach Hause brachte – seine »Velozität« zu schätzen wusste. Das war das Wort, das Hildreth einmal benutzt hatte; Callahan hatte es nachgeschlagen, als er nach Hause gekommen war. Aber niemand war erbaut davon, von der Polizei angehalten zu werden. Vielleicht würde Hildreth dem Polizisten klar machen, dass die Schuld bei seinem Fahrer lag, und er würde dann einen Minuspunkt in seine Beurteilung bekommen.

Callahan lenkte den Wagen auf den asphaltierten Seitenstreifen. Der Streifenwagen hielt unmittelbar hinter ihm an. Als der Polizist, der eine blaue Regenhaut über seiner Uniform trug, an seiner Tür auftauchte, ließ Callahan die Seitenscheibe herunter.

»Wissen Sie, wie schnell Sie gefahren sind?«

Callahan hielt dem Beamten zwei in Plastik eingeschweißte Karten hin. »Sehen Sie sich die an, Officer«, sagte er. »Ich denke, es wäre besser, wenn Sie uns nicht aufgehalten hätten.«

»Oh, tut mir Leid, Mann. Ich hatte keine Ahnung.«

Der Polizeibeamte wirkte echt verlegen.

Eigentlich komisch – ein Anfänger war das ganz sicherlich nicht. Der Mann dürfte Anfang der Vierzig sein; er hatte eine Boxernase und eine schmale Narbe am Kinn.

»Sehen Sie sich die Nummernschilder das nächste Mal gründlich an«, sagte Callahan mit gelangweilter, aber wichtig klingender Stimme. »Wenn SXT draufsteht, heißt das hoher Bundesbeamter mit Sicherheitsstufe.«

Der Beamte zerriss das Papier, das er in der Hand hielt.

»Ich streiche das aus meinen Unterlagen. Sie auch, ja?«

»Geht klar, Officer.«

»Und Sie sind mir nicht böse?«, fragte der Beamte und wirkte immer noch leicht beunruhigt. Er streckte Callahan die Hand durchs Fenster hin. »Ich habe großen Respekt für Ihre Arbeit.«

Callahan seufzte, nahm aber die Hand des Polizisten – die sich seltsamerweise ein Stück über seine Hand hinausschob, bis an sein Handgelenk. Er spürte einen plötzlichen Stich. *»Scheiße!«*

»Tut mir Leid, Mann«, sagte der Polizeibeamte. »Mein verdammter Siegelring.«

Aber er blieb unbeweglich stehen.

»Was soll das, Mann?«, ereiferte sich Callahan. Plötzlich fühlte er sich seltsam schwach.

Der Mann in der blauen Regenhaut griff durchs Fenster und zog am Knopf der Türverriegelung.

Callahan war verwirrt, ja wütend. Er wollte etwas sagen … aber da kam nichts heraus. Er wollte den Mann wegschubsen … aber als er den Arm zu bewegen versuchte, passierte nichts. Und als die Tür aufging, spürte er, wie er wie ein Sandsack herauskippte. *Er konnte sich nicht bewegen.*

»Ganz ruhig, Junge«, sagte der Mann in der Regenhaut und lächelte fröhlich. Er fing Callahan auf, beugte sich in den Wagen und schob ihn auf den Beifahrersitz nach rechts hinüber.

Callahan schaute mit glasigen Augen und herunterhängendem Kinn zu, wie der Mann sich neben ihm auf dem Fahrersitz niederließ.

Das Licht der Sprechanlage blitzte blau, und eine Stimme quäkte aus einem kleinen Lautsprecher: »Danny? Was

zum Teufel ist hier los?«

Hildreth auf der anderen Seite der undurchsichtigen Trennscheibe begann unruhig zu werden.

Der Mann in der blauen Regenhaut drückte den Schließknopf, so dass die hinteren Türen abgesperrt waren und nur noch von ihm geöffnet werden konnten. Dann legte er mit einer fließenden Bewegung den Gang ein und setzte sich in Richtung auf die Arlington Memorial Bridge in Bewegung.

»Ich wette, Sie fragen sich das jetzt auch«, sagte der Mann im lockeren Gesprächston zu Callahan. »Es nennt sich Anectine. Ein Neuromuskularblocker. Man benutzt es in der Chirurgie. Manchmal gibt man es auch Leuten, denen man Sauerstoffatemmasken anlegt, um sicherzustellen, dass sie nicht um sich schlagen. Ein seltsames Gefühl ist das, nicht wahr? Man ist voll und ganz bei Bewusstsein, kann sich aber überhaupt nicht bewegen. Das Zwerchfell hebt und senkt sich, das Herz pumpt, auch die Augen bewegen sich. Aber die Bewegungsmuskeln sind außer Betrieb. Und dazu kommt, dass das Zeug, weil es im Blutkreislauf schnell abgebaut wird, gerichtsmedizinisch verdammt schwer zu identifizieren ist, wenn man nicht vorher weiß, wonach man suchen muss.«

Der Mann drückte die Knöpfe der beiden hinteren Fenster und ließ sie ein Stück herunter. Wieder quäkte es aus der Sprechanlage, und der Mann schaltete die Anlage ab.

»Ihr Passagier hat keine Ahnung, weshalb wir die Fenster runterlassen, wo es doch so schüttet«, sagte der Mann.

Was zum Teufel ging hier vor?

Callahan konzentrierte seine ganze mentale Energie auf die Aufgabe, seinen Zeigefinger zu heben. Er kämpfte mit aller Macht, als wollte er das Dreifache seines Gewichts stemmen. Der Finger zitterte leicht, aber das war alles. Er

war hilflos, völlig hilflos. Er konnte sehen. Er konnte hören. Aber er konnte sich nicht bewegen.

Sie näherten sich der Memorial Bridge, auf der fast kein Verkehr herrschte, und der Fahrer trat plötzlich das Gaspedal durch. Der schwere Achtzylinder drehte hoch, und der Wagen machte einen Satz, schleuderte durch zwei Verkehrsspuren auf der Brücke. Der Fahrer ignorierte das wütende Hämmern an der Trennscheibe, als das stark gepanzerte Fahrzeug über das Seitengeländer der Brücke schoss und in weitem Bogen durch die Luft und in den Fluss segelte.

Der Aufprall aufs Wasser war heftiger, als Callahan das erwartet hatte, und er spürte, wie er gegen die Sitzgurte nach vorne geschleudert wurde. Er spürte auch, wie etwas abknickte: Wahrscheinlich war eine seiner Rippen gebrochen. Aber der Fahrersitz des gepanzerten Wagens war mit Vierpunktgurten ausgestattet, Gurten der Art, wie sie Rennfahrer benutzen, und Callahan wusste, dass die Wucht des Aufpralls für den Mann in der blauen Regenhaut gleichmäßig verteilt sein würde. Als der Wagen schnell in die schlammigen Tiefen des Potomac sank, konnte Callahan sehen, wie der Mann seine Gurte löste und sein Fenster herunterließ. Dann schnallte er Callahan los und zerrte ihn auf den Fahrersitz herüber.

Callahan fühlte sich wie eine Stoffpuppe. Schlaff und hilflos. Aber er konnte sehen. Er konnte denken. Er wusste, weshalb die hinteren Fenster ein Stück geöffnet worden waren.

Jetzt schaltete der Polizist, der keiner war, den Motor ab und zwängte sich durch das offene Fenster, schoss der Oberfläche entgegen.

Weder Callahan noch Hildreth würden dazu imstande sein – Callahan, weil er paralysiert war, und Hildreth, weil

man ihn hinten eingesperrt hatte. Die Fenster würden sich nicht bewegen lassen: Der Mann hatte sie gerade weit genug abgesenkt, dass das Wasser schneller einströmen konnte. Hildreths ultrasicheres Fahrzeug war zur Krypta geworden.

Der Wagen kam jetzt mit leicht nach oben gerichteter Vorderhälfte im Flussbett zum Stillstand, vermutlich weil sich das hintere Abteil bereits mit Wasser gefüllt hatte. Wasser strömte durch das Fenster und ein Dutzend unsichtbarer Lüftungsöffnungen herein. Es stieg schnell, an Callahans Brust, den Hals, sein Kinn. Höher…

Er atmete jetzt durch die Nase, aber wie viele Sekunden noch? Und dann verschwammen all seine Fragen, wurden von einer anderen Frage verdrängt: Wer konnte so etwas tun?

Das Wasser drang ihm in Mund und Nase, floss in seine Lungen, und in ihm breitete sich eine machtvolle Empfindung aus, vielleicht die mächtigste Empfindung, die der menschliche Körper überhaupt erfahren kann, die des Erstickens. *Er war am Ertrinken.* Er konnte keine Luft kriegen. Er dachte an seinen Onkel Jimmy, der an einem Emphysem gestorben war, in einem Stuhl sitzend, mit Sauerstoff, der durch durchsichtige Röhrchen in seine Nase strömte, mit einem Sauerstofftank, der ihn überallhin begleitete, so wie früher sein gelber Labrador. Er malte sich aus, wie er sich mit kräftigen Stößen seiner Arme und Beine befreien und zur Oberfläche des Flusses auftauchen würde. Dann versuchte er sich vorzustellen, wie er gute, saubere Luft atmete, stellte sich vor, wie er auf der Aschenbahn seiner Schule in West Lafayette, Indiana, gerannt war, aber als er das tat, wurde ihm bewusst, dass er das Wasser nur noch schneller inhalierte. Luft quoll in einem pulsierenden Strom in Blasen aus seiner Nase und seinem Mund.

Und die Qual der Atemlosigkeit nahm nur noch zu.

Der Druck auf seine Trommelfelle – er war stark, stark wurde qualvoll, gesellte sich dem schrecklichen Gefühl des Erstickens hinzu. Doch das bedeutete auch etwas. Das bedeutete, dass er noch nicht tot war. Der Tod war nicht schmerzhaft. Was er empfand, war das letzte Pulsieren des Lebens, sein Abschiedsschmerz, sein verzweifeltes Bemühen, die Welt nicht zu verlassen.

Er wollte um sich schlagen, und in seinem Bewusstsein fingen seine Hände an, das Wasser aufzuwühlen: Aber nur in seinem Bewusstsein. Seine Gliedmaßen zuckten schwächlich, das war alles.

Er erinnerte sich an das, was der Mann gesagt hatte, und auch andere Dinge wurden ihm jetzt ganz klar. *Sie haben Ihren Passagier mit dem eigenen Leben zu schützen:* jetzt kein Thema mehr. Wenn man den Wagen schließlich aus dem Fluss zog, würden sie beide tot sein. Beide ertrunken. Ein Fahrer, vom Aufprall betäubt, auf seinem Platz ertrunken. Ein Passagier, das Opfer von Sicherheitsvorkehrungen. Die einzige Frage würde sein, weshalb Callahan von der Brücke gefahren war.

Aber es war nass, der Asphalt war schlüpfrig, und Callahan neigte schließlich dazu, die Geschwindigkeitsbegrenzung zu überschreiten, nicht wahr? Oh ja, man würde ihm die Schuld geben, dem Kleinen.

So sollte es also zu Ende gehen. Er dachte an alles, was in seinem Leben schief gelaufen war. Er dachte an das Sportstipendium an der State University, das er nicht bekommen hatte, weil er an dem Tag, an dem der Scout da gewesen war, um sich umzusehen, was die West Lafayette Highschool zu bieten hatte, nicht beim Training gewesen war. Und dann hatte der Coach ihn wegen dieser bescheu-

erten Knieverletzung nicht bei den regionalen Meisterschaftsspielen mitmachen lassen. Er dachte an die Wohnung, die er und Irene hatten kaufen wollen, bis sich herausgestellt hatte, dass sie das Geld für die Anzahlung nicht zusammenkratzen konnten, und sein Vater weigerte sich, ihnen zu helfen, wütend, weil sie sich darauf verlassen hatten, dass er etwas beisteuern würde, ohne ihn vorher zu fragen, und deshalb verloren sie sogar die Anzahlung, ein Verlust, den sie nur mit Mühe meistern konnten. Er erinnerte sich, wie Irene kurz darauf das Weite gesucht hatte. Er hätte es ihr eigentlich nicht übel nehmen sollen, aber er tat es natürlich. Er erinnerte sich an die Jobs, um die er sich beworben hatte, und die Reihe verletzender Ablehnungsschreiben. *Gefahrgut* war das Etikett gewesen, das man ihm aufgeklebt hatte, und so sehr er sich auch bemühte, das Etikett hatte sich nie ganz abgelöst. Wie die klebrige Masse, die an der Stoßstange kleben bleibt, wenn man einmal einen Aufkleber abgekratzt hat. Die Leute warfen einen Blick darauf und sahen es.

Und jetzt hatte Callahan nicht einmal die Kraft, um die Fantasievorstellung aufrechtzuerhalten, irgendwo anders zu sein. Er war … wo er war.

Er fror, war durch und durch nass, bekam keine Luft mehr und war voller Angst. Sein Bewusstsein fing an, sich zu verdunkeln, zu flackern, sich auf ein paar wesentliche Gedanken zu verengen.

Er dachte: *Jeder muss sterben. Aber niemand sollte so sterben.*

Er dachte: *Viel länger wird es nicht mehr dauern, es kann ja nicht mehr viel länger dauern, es kann nicht.*

Und er dachte: *Warum?*

15

Berthwick House – der Russe hatte es sein bescheidenes Zuhause genannt – war in Wirklichkeit ein eleganter georgianischer Bau aus rotem Backstein, der unmittelbar an den Regent's Park angrenzte und den man ohne Übertreibung als Stadtpalast bezeichnen konnte: ein dreistöckiger Koloss mit elegant in das graue Schieferdach eingepassten Dachgauben und drei Kaminen. Die Sicherheitsvorkehrungen waren zugleich diskret und auffällig: Ein drei Meter hoher schwarzer schmiedeeiserner Zaun, dessen senkrechte Stangen oben in scharfe Speerspitzen ausliefen, umgab das Haus; die Zufahrt wurde von einer auf einem Mast angebrachten Videokamera in einer emaillierten Verkleidung überwacht. Es gab ein kleines Torhäuschen mit einem Wachmann…, der Bermans erdbeerfarbenen Bentley jetzt mit einem respektvollen Kopfnicken durchwinkte.

Die geräumige Empfangshalle war in Korallenrot gehalten und mit Reproduktionen von Antiquitäten voll gestopft. Es gab Stühle, Tischchen und Schachtische im Stil von Sheridan und Chippendale; allerdings glänzten sie in einer dicken Schelllackschicht, die in einem künstlich auf antik gemachten orangefarbenen Farbton schimmerte. Zwei große Jagdgemälde in vergoldeten Rahmen wirkten zunächst wie distinguierte Ölgemälde des 18. Jahrhunderts, sahen aus der Nähe betrachtet freilich eher aus, als stammten sie aus einem Kaufhaus – Kopien, die ein Kunststudent in aller Eile hingepinselt hatte.

»Gefällt dir?«, fragte Berman mit stolzgeschwellter Brust und deutete mit einer ausholenden Armbewegung auf den anglophilen Plunder.

»Ich bin sprachlos«, erwiderte Janson.

»Sieht aus wie Film-Set, *da?«*

Wieder eine weit ausholende Armbewegung.

»Da.«

»Stammt von Film-Set«, sagte Berman vergnügt und klatschte in die Hände. »Grigori besucht Merchant Ivory Production, letzter Aufnahmetag. Schreibt Scheck an Produktionsleiter. Kauft *alles.* Schafft nach Hause. Und jetzt wohnen in Merchant Ivory Set. Alle sagen, Merchant Ivory bringt englische Oberklasse prima. Gerade gut genug für Grigori Berman.«

Ein zufriedenes Schmunzeln.

»Von Grigori Berman würde ich nichts weniger als das erwarten.«

Die Erklärung leuchtete ein: Alles wirkte unecht und übertrieben, weil es dafür gebaut war, unter der richtigen Beleuchtung, mit den richtigen Objektiven und Filtern ein echtes Bild darzustellen.

»Habe auch Butler. Ich, Grigori Berman, armer Moskowit, als Kind im Regierungsladen GUM Schlange gestanden, habe Butler.«

Der Mann, auf den sich diese Bemerkung bezog, stand stumm, mit einem schwarzen Frack und einem steifen Hemd bekleidet, am Ende des Foyers. Er hatte einen mächtigen Brustkasten und entsprechende Armmuskeln, einen Vollbart und schütteres, sorgfältig nach hinten gekämmtes Haar. Seine rosa glänzenden Wangen vermittelten eine Aura von Jovialität, zu der seine würdevolle Haltung und ein ebensolcher Gesichtsausdruck überhaupt nicht zu passen schienen.

»Das ist Mr. Giles French«, sagte Berman. »Der ›Gentlemen's Gentleman‹. Mr. French kümmert sich um alles,

was du brauchst.«

»Heißt er wirklich so?«

»Nein, nicht echter Name. Echter Name Tony Thwaite. Aber wen kümmert das? Ich mag echten Namen nicht. Gebe ihm Namen aus bestem amerikanischem Fernsehprogramm.«

Der bärtige Bedienstete nickte würdevoll. »Zu Ihren Diensten«, sagte er gespreizt.

»Mr. French«, befahl Berman, »bringen Tee. Und…«

Er hielt inne, entweder in Gedanken versunken oder weil er heftig darüber nachdachte, was zum Tee passen könnte. »Sevruga?«

Das klang unsicher, und sein Wunsch löste ein kaum merkbares Kopfschütteln des Butlers aus. »Nein, warten«, korrigierte sich Berman. Dann strahlte er. »Gurken-Sandwiches.«

»Sehr wohl, Sir«, sagte der Butler.

»Bessere Idee. Scones bringen. Diese besonderen Scones, die Koch macht. Mit Devonshire-Sahne und Erdbeermarmelade.«

»Sehr wohl, Sir. Sofort, Sir.«

Berman strahlte, ein Kind, das mit einer Figur spielen konnte, nach der es sich gesehnt hatte. Für ihn war Berthwick ein Spielzeughaus, in dem er eine bizarre Parodie des Lebens der englischen Oberklasse geschaffen hatte, alles in liebenswertem, üppigem, schlechtem Geschmack.

»Mir sagen, was du wirklich denken?«, bat Berman und deutete auf seine Schätze.

»Es ist unsäglich.«

»Keine Worte dafür, du denken?«

Berman kniff sich in die Wange. »Du sagst das nicht

nur? Dafür sollte ich dir Ljudmilla vorstellen. Sie dir zeigt Weltreise, ohne Bett zu verlassen.«

Sie kamen an einem kleinen Raum seitlich von der Haupthalle vorbei, und Janson blieb vor einem großen, glänzenden, leistungsfähig wirkenden Apparat mit eingebautem Videomonitor, Tastatur und zwei schwarz vergitterten Quadraten beiderseits des Bildschirms stehen. Er deutete mit einer respektvollen Kopfbewegung darauf. »Ist das die RS/6000?«

»Das? Ist Karaoke-Maschine. Computersystem im Tiefgeschoss.«

Berman führte ihn eine Wendeltreppe hinunter in einen mit Teppich ausgelegten Raum, in dem mehrere Computerarbeitsplätze untergebracht waren. Die von den Geräten abgestrahlte Wärme erzeugte in dem fensterlosen Raum eine unbehagliche Schwüle, woran auch zwei kleine Ventilatoren nichts ändern konnten, die die Luft nur umrührten. Der Butler erschien mit Tee und Scones auf Delfter Porzellan. Er richtete sie in kleinen mit Sahne und Konfitüre gefüllten Keramikschälchen auf einem Ecktischchen an und entfernte sich dann lautlos.

Nach einem sehnsüchtigen Blick auf die Scones nahm Berman an einer der Tastaturen Platz und aktivierte eine Folge von Programmen, die dazu bestimmt waren, Firewalls zu überwinden. Er studierte die Ergebnisse seiner Tätigkeit ein paar Augenblicke lang und drehte sich dann zu Janson um. »Schweigegelübde. Du Grigori sagen, in was du mich da hineinziehst.«

Janson blieb eine Weile stumm und überlegte lange und gründlich, bevor er dem Russen in kurzen Zügen sein Problem schilderte. Geschwätzige Geschöpfe wie Berman konnten manchmal wahre Wunder an Diskretion sein, das wusste er; es kam nur darauf an, sie richtig zu motivieren.

Grigori hörte zu, ohne einen Kommentar abzugeben oder in irgendeiner Weise erkennbar zu reagieren, zuckte schließlich die Schultern und tippte die Werte einer algebraischen Matrix in sein Programm.

Eine weitere Minute verstrich. Er drehte sich halb zu Janson herum. »Grigori nicht sehr ermutigt. Wir lassen diese Programme laufen, dann bekommen wir vielleicht rechtzeitig Ergebnisse.«

»Wie lange?«

»Maschine läuft vierundzwanzig Stunden, mit globalem Parallelbearbeitungsnetz von anderen Computern koordinieren, dann vielleicht…«

Berman schien kurz zu überlegen. »Acht Monate? Nein, ich denke eher neun Monate. Wie Baby machen.«

»Du machst dich über mich lustig.«

»Du wollen, Grigori tun, was andere nicht können? Dann gib Grigori *Nummern,* die andere nicht haben. Du hast doch Schlüsselsequenz für Konto, *da?* Wenn wir benutzen, dann besonderen Vorteil. Andernfalls wie Baby machen – neun Monate.«

Widerstrebend nannte ihm Janson die Schlüsselsequenz für sein Bankkonto – den Code, den die Bank nach Informationserhalt aussendete. Diese Schlüsselsequenz kannten nur die Bank und der Kontenbesitzer.

Binnen zehn Sekunden nachdem er die Zahlenfolge eingetippt hatte, füllte sich Bermans Bildschirm mit einem Wust von Ziffern, die wie der Nachspann eines Films über seinen Monitor huschten. »Ziffern bedeutungslos«, sagte er. »Jetzt müssen wir Mustererkennung machen. Schmetterling suchen.«

»Schmetterling *finden«,* betonte Janson.

»Pah!«, machte Berman. »Du *moi drug,* bist wie ge-

backene Eistorte: süß und weich, außen hart und kalt innen. Brrr! Brrr!«

Er presste sich die Arme an die Brust wie ein Pantomime, der arktische Kälte darstellen will. Aber dann studierte er die nächsten fünf Minuten Sequenzen von Bestätigungscodes mit einer Intensität, die alles andere verdrängte.

Schließlich las er laut eine Ziffernfolge vor. »Schmetterling *hier* – 5467-001-0087. Das ist Schmetterling.«

»Diese Ziffern sagen mir gar nichts.«

»Diese Nummern sagen mir alles«, erwiderte Berman. »Ziffern sagen, schöne blonde Frauen und schmutzige Kanäle und braunes Cafe, wo man Haschisch raucht, und dann noch mehr Frauen, aus Osteuropa, in Schaufenster sitzend, wie Schaufensterpuppen.«

Janson riss die Augen auf. »Amsterdam. Du willst sagen, du siehst hier einen Transfercode aus Amsterdam?«

»*Da!*«, triumphierte Berman. »Amsterdam Transfercode – der läuft zu oft durch, um Zufall sein zu können. Deine gute Fee benutzt eine Bank in Amsterdam.«

»Kannst du feststellen, welche?«

»Du bist wirklich schlimm«, sagte Berman in tadelndem Tonfall. »Man gibt ihm kleinen Finger, er nimmt ganze Hand! Unmöglich, Konto bekommen, es sei denn … *net*, unmöglich.«

»Es sei denn, was?«

»Privatschlüssel?«

Berman duckte sich, als fürchte er, jemand könnte ihn schlagen, weil er diese Worte ausgesprochen hatte. »Ziffern wie Schlüssel für Sardinendose benutzen, Dose aufrollen. Drehen, drehen, drehen. Sehr mächtig.«

Um Geld in das Konto hinein- oder aus ihm herauszu-

schleusen, brauchte man einen persönlichen Schlüssel, eine Autorisationssequenz aus Ziffern, die nur der Kontenbesitzer kennt; dieser Schlüssel würde nirgendwo erscheinen. Solche separaten, ultrasicheren digitalen Pfade schützten den Kunden ebenso wie die Bank.

»Du erwartest wirklich, dass ich dir meine persönliche Schlüsselsequenz anvertraue?«

»Net«, sagte Berman und zuckte die Schultern.

»Kann ich dir so vertrauen?«

Dröhnendes Gelächter. *»Net!* Wofür hältst du mich? Girl Scout? Persönlicher Schlüssel muss *geheim* gehalten werden, vor jedem. Daher Name. Alle Menschen sterblich. Grigori sterblicher als die meisten.«

Er blickte zu Janson auf. »Bitte, Schlüssel behalten.«

Das war eine flehentliche Bitte.

Janson blieb eine Weile stumm. Berman pflegte gerne von sich zu sagen, er könne allem widerstehen, nur der Versuchung nicht. Ihm den persönlichen Schlüssel zu übergeben würde eine ungeheure Versuchung für ihn darstellen: Er würde dann den Inhalt des Kontos mit ein paar Anschlägen auf seiner Tastatur herunterholen können. Doch um welchen Preis? Berman liebte das Leben, das er hier führte. Falls er sich Janson zum Feind machte, würde er alles, was er besaß, und alles, was er war, gefährden, das wusste er. Es bedurfte keiner Drohungen, um die Risiken zu unterstreichen. Erklärte dies nicht den wahren Grund für sein Zögern? Er wollte den Schlüssel nicht, weil er wusste, dass er sich nicht erlauben durfte, der Versuchung nachzugeben – und er wollte sich die Seelenqualen ersparen, am nächsten Tag aufzuwachen und zu wissen, dass er einen beträchtlichen Haufen Geld auf dem Tisch liegen gelassen hatte.

Janson nannte ihm die fünfzehnstellige Zahlenreihe und

sah zu, wie Berman sie eintippte. Das Gesicht des Russen wirkte angespannt, ja beinahe gequält; man konnte ihm ansehen, was für ein Kampf sich in seinem Inneren abspielte. Dann gelang es ihm binnen weniger Augenblicke, Verbindungen mit Dutzenden von Finanzinstituten herzustellen und im Zentralcomputer der Bank of Mont Verde die digitalen Signaturen auszugraben, die eindeutig den Partner jeder einzelnen Transaktion identifizierten.

Mehrere Minuten verstrichen, und nur das weiche Klicken der Tasten und das leise Summen der Ventilatoren störte die Stille. Dann stand Berman auf. *»Da!«*, sagte er. »ING. Und das steht für International Netherlands Group Bank. Die du vielleicht einmal unter dem Namen Nederlandsche Middenstandsbank gekannt hast.«

»Was lässt sich darüber sagen?«

»Wunderschönes neues Hauptbüro in Amsterdam. So energieeffizient, dass niemand es ertragen kann, dort zu arbeiten. Zweitgrößte Bank im Land. Und Amsterdamer Frauen – die schönsten Frauen auf der ganzen Welt.«

»Grigori…«, setzte Janson an.

»Du musst Gretchen kennen lernen. Mit Gretchen Rund-um-die-Welt spielen, ich garantiere dir, du sammelst eine Unmenge Vielflieger-Meilen und kannst auf dem Rücken liegen bleiben. Oder sie liegt unten. Gretchen ist Freundin von Grigori. Freundin aller müden Reisenden. Arbeitet nur ambulant, aber *sehr* vernünftige Preise. Du ihr sagen, du Freund von Grigori. Ich gebe dir Telefonnummer. Die kannst du dir leichter merken als Transfercodes für ING. Ha!«

»Ich bin noch nicht überzeugt, dass wir hier am Ende sind. Wenn du schon die Bank identifizieren kannst, kannst du es dann nicht noch ein wenig weiter einengen?«

»Sehr schwierig«, sagte Grigori und biss vorsichtig in

seinen Scone, als hätte er Angst, der könne zurückbeißen. Dann meinte er im Tonfall eines reuigen Sünders: »Köchin macht Scones nicht wirklich. Köchin *sagt*, sie macht Scones. Ich weiß, sie kauft vorgebacken, von Sainsbury's. Eines Tages ich sehe Plastikverpackung in Müll, so, so. Also ist Katze aus Sack. Ich nichts sagen. Alle müssen spüren, sie haben Sieg, sonst niemand glücklich.«

»Konzentrieren wir uns besser darauf, *mich* glücklich zu machen. Du hast gesagt, es würde schwierig sein, Kontenformationen zu bekommen. ›Schwierig‹ heißt nicht unmöglich. Oder gibt es jemand anders, den du mir dafür empfehlen würdest?«

Der hünenhafte Russe wirkte verletzt. »Nicht unmöglich für Grigori Berman.«

Er sah sich argwöhnisch um, tat dann einen Löffel voll Erdbeerkonfitüre in seine Tasse Tee und rührte. »Darf Butler nicht sehen«, sagte er leise. »Das russische Art. Mr. French würde nicht verstehen. Würde ihn *schockieren.«*

Janson verdrehte die Augen. Der arme Grigori Berman: ein Gefangener seines Hauspersonals. »Ich fürchte, meine Zeit wird allmählich knapp«, sagte er.

Berman stand mit Armesünder-Miene auf und trottete mit schweren Schritten zu dem RS/6000-Arbeitsplatz zurück. »Dies *sehr* langweilig«, sagte er wie ein kleiner Junge, den man von seinen Spielsachen weggezerrt und gezwungen hat, sein Einmaleins zu lernen. Janson stellte unterdessen über seinen Taschencomputer eine direkte Verbindung mit der Bank of Monte Verde her.

Eine Viertelstunde später blickte Berman auf und drehte sich um. Vor lauter Konzentration standen ihm jetzt die Schweißtropfen auf der Stirn. »Alles erledigt.«

Er sah das kleine Gerät, das Janson in der Hand hielt. »Du jetzt Schlüssel ändern?«

Janson drückte einen Knopf und tat genau das.

»Gott sei Dank!«

Berman sprang auf. »Sonst ich werde schwach und tue etwas ganz Schlimmes – heute, morgen, nächsten Monat, mitten in der Nacht, beim Schlafwandeln! Wer weiß schon, wann? Schlüssel haben und nicht benutzen würde sein wie…«

Er zog sich die Hose hoch.

»Ja, Grigori«, fiel Janson ihm freundlich ins Wort, »ich hab schon kapiert. Und jetzt raus mit der Sprache. Was haben wir über den Absender herausgebracht?«

»Ist großer Witz«, sagte Berman und lächelte.

»Wie meinst du das?«, wollte Janson wissen, plötzlich sehr wachsam geworden.

»Ich habe Herkunftskonto aufgespürt. Sehr schwierig, selbst mit Sardinenschlüssel. Erfordert nicht wieder verwendbare Hintertürcodes – habe mich durch wertvollen Besitz gebrannt, um durchzukommen. Wie in dem amerikanischen Schlager *›What I did for love‹, da?«*

*E*r summte ein paar Takte, während Janson ihn finster anstarrte. Dann kam er wieder zur Sache. »Umgekehrter, asymmetrischer Algorithmus. Datenabbau-Software geht auf Jagd nach Muster, sucht im Rauschen vergrabenes Signal. Sehr schwierig…«

»Grigori, mein Freund, ich brauche nicht die komplette *Krieg-und-Frieden*-Version. Komm bitte zur Sache.«

Berman zuckte ein wenig beleidigt die Schultern. »Mächtiges Computerprogramm macht etwas Ähnliches wie digitales Äquivalent von Triathlon, Olympianiveau, und ohne ostdeutsche Anabolika, hat aber Herkunftskonto identifiziert.«

Janson spürte, wie sein Puls zu rasen begann. »Du bist

wirklich ein Zauberer.«

»Und alles ein großer Witz«, wiederholte Berman.

»Was redest du da?«

Bermans Lächeln wurde breiter. »Mann, der dich zahlt, um Peter Novak zu töten? Ist *Peter Novak.«*

*

Als Ahmad Tabari mit seinem kleinen Konvoi in dem Ausbildungslager eintraf, verspürte er einen Anflug von Erleichterung; trotz der vielen Stunden, die er in trance-ähnlicher Meditation verbracht hatte, war die Reise lang und anstrengend gewesen. Der Kalif war zunächst nach Asmari in Eritrea geflogen. Niemand würde damit rechnen, den ersten Mann der Kagama Liberation Front dort vorzufinden. Dann war er mit einem Schnellboot an der Küste des Roten Meeres entlang nach Norden gefahren und schließlich am Rand der Nubischen Wüste im Nord-Sudan an Land gegangen. Ein paar Stunden nach der Landung hatten ihn seine sudanesischen Begleiter auf endlosen holprigen Straßen quer durch die Wüste in das Lager in der Nähe der eritreischen Grenze gebracht. Mekka lag nur wenige hundert Kilometer nördlich von ihm, Medina etwa die gleiche Strecke weiter. Es schmerzte ihn, den heiligen Orten so nahe zu sein und doch nicht über die Erde schreiten zu können, wo sich der Prophet, gesegnet sei sein Name, zur Zeit seines Erdenwandeins aufgehalten hatte. Aber er akzeptierte Gottes Willen, wie er das immer tat, und bezog Stärke daraus, dass seine Sache gerecht war. Trotz der letzten Rückschläge in der Provinz Kenna war der Kalif ein Führer in dem ständigen Kampf gegen die Korruption des Westens und die Brutalität und die Ausplünderung einer globalen Ordnung, die

der Westen als »natürlich« betrachtete. Er betete darum, dass jede Entscheidung, die er traf, alles, was er unternahm, sein Land dem Tag näher bringen würde, an dem sein Volk sich wieder den *ummah*, den Menschen des Islam, anschließen konnte und er dann nicht nur dem Namen nach ihr rechtmäßiger Kalif sein würde.

Die Begrüßung im Lager durch glattgesichtige Knaben ebenso wie graubärtige Würdenträger ließ ihn die machtvolle Bruderschaft verspüren, die zwischen seinen Glaubensgenossen herrschte. Der ausgetrocknete, hellbraune Boden war so ganz anders als die üppige tropische Vegetation seines Heimatlandes, und doch legten seine Brüder aus der Wüste ein Maß an Wachsamkeit, Eifer und Hingabe an den Tag, wie sie nicht alle seiner eigenen Kagama-Anhänger zeigten. Das Land mochte karg und unfruchtbar sein, dafür blühte es aber in der Rechtschaffenheit der Heiligen. Die Wüstenführer waren in ihre eigenen Feldzüge verwickelt, in Tschetschenien, in Kasachstan, in Algerien und auf den Philippinen. Aber ihnen war auch klar, dass jeder dieser Konflikte nicht mehr als ein Scharmützel in einer viel größeren Schlacht war. Und deshalb wusste der Kalif, dass sie ihm helfen würden, so wie er ihnen in der Vergangenheit geholfen hatte. Wenn Gott es so wollte, würden sie, indem sie zusammenarbeiteten, eines Tages die ganze Erde für Allah zurückgewinnen.

Zunächst musste er seinen Gastgebern Gelegenheit geben, ihn mit den Leistungen ihres Ausbildungslagers zu beeindrucken. Er hatte natürlich von dem Lager gehört. Jeder Mitkämpfer in der weltweiten Bruderschaft, zu der sie der Kampf gegen die Barbaren des Westens zusammengeschweißt hatte, wusste von dieser Universität des Terrors. Hier konnten die Mitglieder seiner geheimen Bruderschaft lernen, wie diese neue Art von Krieg geführt

wurde, und die Regierung in Khartum verschloss ihre Augen davor. In den in das Felsgestein gehauenen Bunkern gab es Computer, in denen die Pläne von Kraftwerken, Petroleumraffinerien, Flughäfen, Eisenbahnen und Militäranlagen in Dutzenden von Ländern gespeichert waren. Jeden Tag suchten die Kämpfer Allahs das Internet nach den offen daliegenden Geheimnissen ab, die der Westen in seiner Sorglosigkeit allen ungehindert zur Verfügung stellte. Hier konnte man in einem Modell einer amerikanischen Stadt die Kriegführung in Ballungsräumen studieren, konnte lernen, wie man Straßen blockierte und Gebäude stürmte. Auch die Kunst der geduldigen Überwachung, Vorgehensweisen bei Meuchelmord und hundert Methoden konnte man hier lernen, wie man aus Materialien, die es in jedem amerikanischen Eisenwarenladen zu kaufen gab, Explosivstoffe herstellte. Während er von einer Einheit zur nächsten wanderte, lächelte er sein humorloses Lächeln. Sie behandelten ihn wie einen Würdenträger zu Besuch, so wie sie vermutlich den Präsidenten des Sudan bei seinen geheimen Besuchen behandelten. Sie wussten ebenso wie er, dass er dazu ausersehen war, sein Heimatland zu regieren. Das war alles nur eine Frage der Zeit.

Eigentlich war er müde. Aber zum Ausruhen war jetzt keine Zeit. Das Abendgebet war vorbei. Es war Zeit für die Zusammenkunft.

Sie saßen auf flachen Kissen in einem Zelt auf dem mit Tüchern bedeckten Boden und tranken aus einfachen Tontassen Tee. Die Unterhaltung war herzlich, scheute aber vor konkreten Dingen zurück. Alle wussten um die höchst bedrängte Situation, in der der Kalif sich befand – wussten um seine verblüffenden Eroberungen der letzten Zeit und auch, dass die KLF ständig von den Streitkräften der Republik Anura bedrängt wurde. Es hatte Rückschläge

gegeben, demütigende Rückschläge. Und die würde es auch weiterhin geben – falls der KLF nicht zusätzliche Unterstützung zuteil wurde. Die wiederholten Versuche der Kagama, sich der Unterstützung des Vermittlers zu versichern, blieben erfolglos. Der Vermittler lehnte es nicht nur ab, die benötigte Unterstützung zu liefern, sondern verlangte immer hartnäckiger, der Kalif solle von seinen Rachebemühungen Abstand nehmen! Diese perfiden Ungläubigen! Und schließlich waren seine weiteren Versuche, den Kontakt mit dem Vermittler wieder herzustellen, ihm klar zu machen, dass der Kalif in seinem Wunsch nach Gerechtigkeit unerbittlich war, gescheitert, total und auf geheimnisvolle Weise gescheitert. Und deshalb war der Kagama-Führer hier.

Endlich hörten sie das Motorengeräusch eines Militärhubschraubers, vernahmen das *Whomp-whomp* seiner Rotorblätter. Die Lagerführer sahen einander und ihren Kagama-Gast an.

Es war der Besucher, auf den sie gewartet hatten. Der Mann, den sie Al-Mustashar nannten, den Berater.

Oberst Ibrahim Maghur war ein Mann von Welt, und seine Verbindung mit den Aufständischen in den Lagern war notwendigerweise geheim. Er war schließlich ein ranghohes Mitglied des libyschen Geheimdienstes, und Tripolis hatte offiziell jegliche Verbindung zu terroristischen Kreisen dementiert. Zugleich hatten viele mächtige Mitglieder des Regimes ihre Sympathien für ihre Brüder im Kampf gegen den westlichen Imperialismus beibehalten und gaben sich alle Mühe, sie auf diskrete Weise zu unterstützen. Ibrahim Maghur war einer jener Männer. Bei seinen geheimen Besuchen im Camp hatte er ihnen oft wertvolle Informationen aus libyschen Geheimdienstkreisen mitgebracht. Er hatte ihnen konkrete Ortsangaben für Einrichtungen ihrer Feinde geliefert, ja sogar Empfehlun-

gen hinsichtlich von Mordtechniken. Er hatte ihnen wertvolle Messtischblätter und detaillierte Satellitenbilder übergeben, die den Freiheitskämpfern entscheidende strategische Vorteile verschafft hatten. Und er hatte ihnen die Standorte von Waffenlagern genannt. Im Gegensatz zu vielen Angehörigen der verweichlichten, dekadenten Elite Libyens war Ibrahim Maghur ein wahrer Gläubiger. Er hatte sie in der Vergangenheit dabei unterstützt, ihre tödlichen Ziele zu verfolgen, und würde das auch wieder tun.

Jetzt kam der Oberst vom Hubschrauber her auf sie zu, trat aus einem kleinen künstlichen Staubsturm heraus und verbeugte sich vor den Anführern der Islamischen Dschihad, die sich zu seiner Begrüßung versammelt hatte.

Seine Augen begegneten denen Ahmad Tabaris, und er verbeugte sich ein zweites Mal, bevor er ihm die Hand hinstreckte.

Der Blick des Libyers war zugleich durchdringend und respektvoll. »Es ist mir wahrhaft eine Ehre, dir persönlich zu begegnen«, sagte er.

»Der Prophet lächelt auf uns beide herab und freut sich, dass wir einander vorgestellt werden«, erwiderte Tabari.

»Deine militärischen Erfolge sind verblüffend, wahrhaft brillant – sie verdienen es, in den Geschichtsbüchern erwähnt zu werden«, sagte der Oberst. »Und ich studiere Geschichte.«

»So wie ich das auch tue«, erwiderte der Rebellenchef. Sein ebenholzfarbenes Gesicht wirkte im schwachen Licht des Wüstenabends fast kohlschwarz. »In meinen Studien habe ich gelernt, dass schnell gewonnenes Territorium ebenso schnell wieder von Feinden zurückerobert werden kann. Was sagen dir deine Studien?«

»Sie sagen mir, dass die Geschichte von großen Männern gemacht wird. Und etwas an dir deutet darauf hin,

dass du ein großer Mann bist – wahrhaft ein Kalif.«

»Der Prophet war großzügig mit seinen Gaben«, sagte der Kagama, der nicht viel von falscher Bescheidenheit hielt.

»Doch große Männer haben große Feinde«, sagte der libysche Nachrichtendienst-Offizier. »Du musst sehr vorsichtig sein, wirklich äußerst vorsichtig. Schließlich stellst du eine ständige Bedrohung für Mächte dar, die vor nichts zurückschrecken würden, um dich zu vernichten.«

»Zu viel Vorsicht kann einen auch zum Krüppel machen«, meinte Tabari.

»Wie wahr du sprichst«, sagte der Libyer. »Doch du benennst ein Risiko für geringere Männer, als du einer bist. Deine Kühnheit ist es, die deine Größe sicherstellt, die Sicherheit und das Überleben deiner Sache und ihres Endsieges. Deine *khalifa* wird errichtet werden. Aber alles wird von der Wahl des richtigen Zeitpunkts und des richtigen Ziels abhängen.«

Er ließ seinen Blick über die Gesichter der fünf obersten Führer des Islamischen Dschihad wandern, die wie gebannt zuhörten. »Komm«, sagte er. »Lass uns zusammen einen kleinen Spaziergang machen, Kalif. Nur du und ich.«

»Al-Mustashars Rat ist ein unbezahlbarer Schatz«, meinte einer der Gastgeber, an Ahmad Tabari gewandt. »Geh mit ihm.«

Ein kühler Wind kam auf und fing sich im langen Gewand des Kalifen, als die beiden Männer durch das Wüstencamp schlenderten.

»Ich kann dir versichern, dass die Rückschläge, die du erlitten hast, nur kurzfristiger Natur sein werden«, erklärte ihm der libysche Oberst mit leiser Stimme. »Ich werde dir mit vielem behilflich sein können, ebenso wie unsere Bün-

dnisgenossen in der islamischen Republik Mansur. Bald wird deine Sache vorankommen, sie wird *schwimmen.«*

»Und in was werde ich schwimmen?«, fragte der Mann von der Insel im Indischen Ozean den Wüstenkrieger mit einem erwartungsvollen Lächeln.

»Das ist leicht zu beantworten«, erklärte Ibrahim Maghur, und sein Gesicht war dabei von tiefem Ernst gezeichnet. »In Blut. Dem Blut der Ungläubigen.«

»Dem Blut der Ungläubigen«, wiederholte der Kalif. Es waren Worte, die ihm Halt verliehen und zugleich Auftrieb gaben.

*

»Wie zum Teufel kannst du das wissen?«, fragte Janson.

»Matrixvergleich von Transferindizes«, sagte Berman und rührte mit heftigen Bewegungen weitere Konfitüre in seinen Tee. »Der Herkunftscode kann nicht verwischt werden.«

»Wie bitte?«

»Sechzehn Millionen Dollar kommen von Konto auf Namen Peter Novak.«

»Wie? Wo?«

»Wo ich sage. Amsterdam. International Netherlands Group. Wo hat die Liberty Foundation ihr Hauptquartier?«

»Amsterdam.«

»Also keine Überraschung.«

»Du willst sagen, dass Peter Novak zu einem Zeitpunkt, wo er in einem Verlies in Anura eingesperrt war, eine Überweisung von sechzehn Millionen Dollar auf ein geheimes Konto veranlasst hat, das ich kontrolliere?

Welchen Sinn soll das denn machen?«

»Es könnte eine Prä-Autorisierung sein. Prä-Autorisierung ist möglich. Post-Autorisierung nicht.«

»Keine Witze, Grigori. Das ist verrückt.«

»Ich sage dir bloß, Herkunftscode stimmt.«

»Könnte jemand anders an das Novackonto herangekommen sein, es irgendwie unter seine Kontrolle gebracht haben?«

Der Russe zuckte die Schultern. »Herkunftscode sagt mir nur Kontobesitzer. Für Zugang viele Spezifikationen möglich. Das kann ich dir von hier aus nicht sagen, solche Information fließt nicht von Modem zu Modem. Legale Bestätigung wird durch Herkunftsbank festgehalten. Bank in Amsterdam folgt vom Eigentümer festgelegten Anweisungen. Konto-Suffix sagt, dass es mit der Foundation verbunden ist. Papiere in der Bank, Papiere in der Zentrale.«

Berman sprach das Wort *Papiere* mit dem ganzen Ekel aus, den er für ältere Finanzinstrumente, Direktiven und Anweisungen empfand, die sich nicht auf Ketten von Einsen und Nullen reduzieren ließen.

»Das ergibt keinen Sinn.«

»Gibt aber *Dollars«*, sagte Berman vergnügt. »Wenn jemand sechzehn Millionen Dollar auf Grigori-Konto schickt, Grigori nicht verlangt Zahnuntersuchung von geschenktem Pferd.«

Er spreizte die Hände. »Ich wünschte, ich könnte dir mehr sagen.«

War Peter Novak von jemand verraten worden, der ihm nahe stand, ihm lieb war? Und wenn ja, von wem? Einem hochrangigen Angehörigen seiner Organisation? Marta Lang selbst? Janson hatte den Eindruck gehabt, dass sie

mit echter Zuneigung und Respekt von ihm sprach. Doch was bewies das schon, abgesehen von der Tatsache, dass sie möglicherweise eine perfekte Schauspielerin war? So wie es jetzt aussah, hatte jedenfalls die Person, die Novak verraten hatte, eine Position eingenommen, in der sie sein volles Vertrauen besessen hatte. Und das bedeutete, dass der oder die Betreffende ein Meister der Täuschung, ein Virtuose in der Kunst des Wartens und der Irreführung war. Aber zu welchem Zweck?

»Du jetzt mitkommen«, sagte Berman. »Ich zeige dir Haus.«

Er legte Janson den Arm um die Schultern und schob ihn die Treppe hinauf, durch die grandiosen Flure des palastähnlichen Hauses in die luftige, helle Küche. Er führte den Zeigefinger an die Lippen. »Mr. French will uns nicht in der Küche haben. Aber Russen wissen, dass Küche Herz von Haus.«

Berman trat vor die glänzende Spüle aus rostfreiem Stahl, über der breite Flügelfenster den Blick auf einen wunderschön gepflegten Rosengarten boten. Dahinter erstreckte sich der Regent's Park. »Schau nur – über tausend Hektar Park, mitten in London, wie mein Hinterhof.«

Er zog die Brause heraus und hielt sie sich wie ein Mikrofon an den Mund. »Jemand hat die Scones im Regen gelassen«, sang er mit seiner vollen russischen Bassstimme. »Ich glaube nicht, dass ich das mag…«

Er zog Janson zu sich heran, versuchte ihn zum Mitsingen zu bewegen. Dann hob er mit großer Geste die Hand, wie ein Opernsänger auf der Bühne.

Ein Klirren von Glas, und Berman verstummte plötzlich mit einem scharfen Atemzug. Gleich darauf sackte er zu Boden.

An der Vorderseite seiner Hand war ein kleines rotes

Loch zu sehen. Im oberen linken Viertel seiner Hemdbrust war eine weitere Wunde zu erkennen, umgeben von einem leichten roten Rand.

»Herrgott im Himmel!«, schrie Janson.

Die Zeit dehnte sich endlos.

Janson blickte auf Berman hinab, der bewegungslos auf dem grauen Fliesenboden der Küche lag, und sah dann zum Fenster hinaus. Draußen war nichts zu erkennen, was das beschauliche Bild störte. Die Nachmittagssonne beleuchtete gepflegte Rosensträucher, deren kleine rosa und weiße Blüten zwischen den grünen Blättern strahlten. Der Himmel war blau mit ein paar wenigen weißen Tupfern darauf.

Es schien unmöglich, aber es war geschehen, und sein Verstand arbeitete fieberhaft, um dem Ganzen einen Sinn zu geben, als er die näher kommenden Schritte des Butlers hörte, den sein Ausruf offenbar erschreckt hatte. Sofort nachdem er die Küche betreten hatte, zerrte der Butler Bermans reglosen Körper vom Fenster weg und zog ihn über den Boden. Es war die korrekte Reaktion. Dann blickte er durchs Fenster, suchte den Garten und die Parklandschaft ab – und hielt dabei eine P7-Pistole in der Hand. Ein Amateur hätte vielleicht einen Schuss durch das Fenster abgegeben, nicht aber der Butler. Er hatte gesehen, was Janson gesehen hatte; ein kurzer Blickwechsel ließ seine Verblüffung erkennen. Nur wenige Sekunden verstrichen, bevor die beiden Männer sich in den Flur zurückzogen, in sichere Distanz vom Fenster. Auf dem Boden gab Berman würgende, feucht klingende Laute von sich, als sein Atem sich durch seine verletzte Luftröhre quälte, und seine Finger tasteten nach seiner Brustwunde. *»Motherfucker«,* sagte er mit gequetschter Stimme. »… *tvoju mat!«*

Die Finger seiner unverletzten rechten Hand zitterten vor Anstrengung, als der Russe verblüffend zielbewusst seine Wunde betastete, tief die Finger hineinschob. Um Atem ringend, zerrte er schließlich ein zerdrücktes Stück Kupfer und Blei heraus.

»Schauen Sie«, sagte Janson zu dem Butler, »ich weiß, dass das ein Schock für Sie sein muss, aber Sie müssen jetzt ganz ruhig bleiben, Mr….«

»Thwaite. Und ich war fünfzehn Jahre beim SAS. Das ist kein Zufall, das wissen wir beide. Wir haben es mit etwas anderem zu tun.«

»SAS … wirklich?«

»Mr. Berman mag verrückt sein, aber ein Narr ist er nicht. Ein Mann wie er hat Feinde. Wir sind auf die üblichen Vorkommnisse vorbereitet. Aber dieser Schuss kam aus dem blauen Himmel. Ich kann das nicht erklären.«

»Wie ist es passiert?«

Jansons Bewusstsein leerte sich und füllte sich gleich darauf mit elliptischen Kurven und rechten Winkeln. Das entsetzliche Schauspiel, dessen Zeuge er soeben geworden war, löste sich in geometrische Muster auf, die in ständiger Bewegung blieben.

Er würde jede einzelne Tatsache brauchen, die ihm zur Verfügung stand. Er stellte eine Verbindung zwischen der Streifwunde an Bermans ausgestrecktem Arm und der Hand- und Brustwunde her. Etwa fünfunddreißig Grad aus der Horizontalen. Und doch war in dem Winkel in unmittelbarer Umgebung nichts zu sehen. Demzufolge war die Kugel nicht aus der unmittelbaren Umgebung abgefeuert worden.

Und das Stück Metall, das Berman herausgezogen hatte, bestätigte das. Es musste ein Schuss aus großer Distanz gewesen sein, ziemlich am Ende seiner Bahn. Wenn er aus

einer Entfernung von hundert Metern abgefeuert worden wäre, hätte er Bermans Körper durchschlagen und eine Austrittswunde gerissen. Im Zusammenhang damit die Größe des Projektils und das Maß seiner Zerdrückung: Die entscheidende Information war da.

Er beugte sich vor und hob das Fragment auf. Was war das gewesen? Ein Messingmantelgeschoss von sechs- oder siebenhundert Grain. Das Geschoss war einige Zentimeter tief eingedrungen; wenn es Bermans Kopf getroffen hätte, wäre der Schuss sofort tödlich gewesen. Auch so machte die Lungenblutung einen tödlichen Ausgang ziemlich wahrscheinlich. Mit welcher Auftreffwucht war das Geschoss eingedrungen?

Wegen des Luftwiderstandes nahm die Wucht des Aufpralls in nicht linearer Beziehung mit der zurückgelegten Entfernung ab. Je größer die Geschwindigkeit war, desto größer war der Luftwiderstand oder die Reibungskraft, die Relation war also nicht einfach linear. Die Geschwindigkeits-/Distanzmatrix schloss eine Differenzialgleichung ersten Grades ein sowie die Reynoldszahl – etwas, was Alan Demarest im Kopf berechnen konnte, vielleicht auch Berman –, aber nach seiner Erfahrung schätzte Janson, dass die Distanz etwa zwölfhundert Meter betragen haben mochte.

Vor Jansons innerem Auge baute sich die Skyline der Umgebung auf; die Palladio-Dächer von Hanover Terrace, die runde Kuppel der Moschee in Central London … das Minarett, der hohe, schlanke Turm mit dem kleinen Balkon, von dem aus der Muezzin die Gläubigen zum Gebet rief. Vermutlich wurde das Minarett nicht bewacht; ein Profi würde sich also problemlos Zugang verschaffen können. Wenn Jansons grobe Berechnungen zutrafen, hatte das auch einer getan.

Es war diabolisch. Ein Scharfschütze hatte sich auf dem

Balkon des Minaretts postiert, aus der Perspektive des Berthwick House nicht viel mehr als ein Punkt, und hatte dort gewartet, bis seine Zielperson hinter den Fenstern auftauchte. Er würde reichlich Zeit gehabt haben, um sich den entsprechenden Winkel und die Schussbahn auszurechnen. Aber wie viele Männer gab es, die zu einem solchen Schuss fähig waren? Vierzig auf der ganzen Welt? Zwei oder drei Russen vielleicht. Der norwegische Scharfschütze, der in dem weltweiten Wettbewerb, der vergangenes Jahr in Moskau stattgefunden hatte, den ersten Preis davongetragen hatte. Zwei Israelis mit ihren Galil-7-62-Karabinern. Eine Hand voll Amerikaner.

Ein Meisterschütze verfügte über schier übernatürliches Geschick, und dazu auch schier übernatürliche Geduld. Er musste auf Unsicherheiten reagieren: Bei einem Schuss auf so lange Distanz konnte eine unerwartete Brise das Geschoss einen halben oder ganzen Meter vom Ziel abbringen. Das Zielobjekt konnte sich unerwartet bewegen; in diesem Fall hatte Berman die Hand gehoben, *nachdem* der Schuss abgefeuert worden war. Ein Scharfschütze musste sich solcher Eventualitäten bewusst sein. Und er musste geduldiger sein als sein Ziel.

Und doch, wer war das Ziel?

Der Butler hatte angenommen, dass es sein Arbeitgeber wäre, Berman. Eine nahe liegende Annahme. Und eine gefährliche. Er erinnerte sich daran, dass Berman ihm den Arm um die Schulter gelegt, ihn zu sich hergezogen hatte. Die Kugel, die den Russen getroffen hatte, war fünfunddreißig Zentimeter an Jansons Kopf vorbeigeflogen.

Fünfunddreißig Zentimeter. Eine unkontrollierbare Abweichung auf eine Distanz von über einem Kilometer. Ob es nun ein Treffer war oder nicht, die Genauigkeit des Schusses war unglaublich. Doch als vernünftige Annahme konnte man davon ausgehen, dass Janson das eigentliche

Ziel war.

Er konnte die Sirene der Ambulanz hören, die Thwaite gerufen hatte. Und jetzt spürte er ein Zupfen an seinem Hosenbein – Berman, der am Boden kraftlos versuchte, auf sich aufmerksam zu machen.

»Janson«, sagte er und sprach, als ob er den Mund voll Wasser hätte.

Sein fleischiges Gesicht hatte sich verfärbt, hatte die Farbe von Kalbfleisch angenommen. Ein dünnes Blutrinnsal sickerte ihm aus dem Mundwinkel aufs Kinn herunter. Die Luft pfiff durch seine Brustwunde, und er presste seine unverletzte rechte Hand darauf. Jetzt hob er die blutige linke Hand, wackelte mit dem Zeigefinger. »Sag mir Wahrheit – Turnbulland-Asser-Hemd ruiniert?«

Statt des üblichen schallenden Gelächters kam nur ein nasser Husten heraus. Wenigstens einer seiner Lungenflügel hatte sich mit Blut gefüllt und würde bald kollabieren.

»Es hat bessere Tage gesehen«, sagte Janson sanft und spürte eine Aufwallung von Zuneigung für den überschwänglichen Exzentriker.

»Schnapp dir den Hurensohn, der das getan hat«, flüsterte Berman. *»Da?«*

»Da«, versprach Janson mit belegter Stimme.

16

Thwaite zog Janson beiseite und sagte mit leiser Stimme: »Wer auch immer Sie sind, Mr. Berman muss Ihnen vertraut haben, sonst hätte er Sie nicht hierher eingeladen. Aber ich muss Sie jetzt bitten, schleunigst zu verschwinden.«

Die Andeutung eines Lächelns. »Chop-Chop.«

Janson rannte über das Eichenparkett, entlang der Wandvertäfelung aus dem 18. Jahrhundert, die eine Woolworth-Erbin vor Jahrzehnten hatte anbringen lassen, und durch den Hinterausgang ins Freie. Ein paar Minuten später war er über den schmiedeeisernen Zaun geflankt und hastete durch den östlichen Teil des Regent's Park. »Über tausend Hektar Park, mitten in London, wie mein Hinterhof«, hatte Berman gesagt.

War das sicher?

Garantien gab es keine – nur dass das der einzige Ort war, an den er sich zurückzuziehen wagte. Ein Scharfschütze auf dem Minarett konnte mit Leichtigkeit jeden aufs Korn nehmen, der das Berthwick House durch einen der anderen Ausgänge verließ. Aber der größte Teil des Parks lag für ihn im toten Winkel.

Außerdem kannte Janson diese Gegend. Als er in Cambridge gewesen war, hatte er einen Freund in Marylebone gehabt, mit dem er häufig Spaziergänge durch die grüne Insel inmitten Londons gemacht hatte, die dreimal so groß wie der Central Park von New York war. Die neoklassizistische Pracht von Hanover Terrace, mit den noblen georgianischen Fassaden im sanften Cremeton und den weißen und blauen Friesen, blickte auf einen Teil des

Parks herab. Aber eigentlich war der Regent's Park eine Welt für sich. In seinen Bächen, auf dem See wimmelte es von Schwänen und seltenen exotischen Vögeln; an manchen Stellen waren die Ufer mit Beton verkleidet, doch meist spülte das Wasser durch sumpfige Binsenstände. Auf den asphaltierten Fußwegen, die das Ufer des Sees säumten, stritten sich die Tauben mit den Schwänen um Brotkrumen. Weiter draußen bildeten sauber gestutzte Buchsbaumhecken eine dichte grüne Umfriedung. An einem kleinen Häuschen hing ein roter Rettungsring.

Ihm war diese weite Landschaft aus Bäumen und Rasen, Spielplätzen und Tennisanlagen immer wie ein Zufluchtsort vorgekommen. Der See streckte sich wie eine Amöbe und verengte sich schließlich zu einem Strom, der, im südlichen Teil des Parks von Blumenbeeten gesäumt, unter der York Bridge hindurchfloss. Und im inneren Kreis lag Queen Mary's Garden, angefüllt mit exotischer Flora und seltenen Vertretern der Vogelwelt hinter einer diskreten, kaum sichtbaren Umzäunung: ein Zufluchtsort gleichermaßen für Vögel und Menschen, die die Einsamkeit suchten. Regent's Park, ein Vermächtnis des Kronarchitekten John Nash, repräsentierte die idyllische Vision eines England, das es vielleicht nie gegeben hatte – ein Stück Vergangenheit inmitten der Metropole, kunstvoll, rustikal und sorgfältig manikürt.

Janson trabte in Richtung auf den See, an den Bäumen vorbei, und versuchte dabei, Klarheit in seine Gedanken zu bringen und dem verblüffenden, plötzlichen Angriff einen Sinn abzugewinnen. Aber während er so dahinrannte, entging ihm auch nicht die winzigste Einzelheit seiner Umgebung, und seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

War er sicher?

Hatte er es mit einem einzelnen Scharfschützen zu tun?

Eher unwahrscheinlich. Bei einer so gründlichen Vorbereitung mussten mehrere Schützen aufgestellt gewesen sein, die verschiedene Flügel des Hauses aufs Korn nahmen. Zweifellos war das gesamte Gebäude gut gesichert. Aber gegen derartige Schießkunst auf große Distanz gab es kaum einen Schutz.

Und wenn andere Scharfschützen in der Gegend waren, wo hielten sie sich dann auf? Und wer waren sie?

Dass sich drohende Gewalt überhaupt in dieses Idyll drängen durfte, schien Janson nachgerade eine Obszönität zu sein. Er wurde langsamer und betrachtete die große Weide vor sich, deren Zweige ins Wasser des Sees hinunterhingen. Ein Baum, der vielleicht hundert Jahre alt sein mochte; zweifellos war sein Blick schon auf ihn gefallen, als er den Park vor fünfundzwanzig Jahren besucht hatte. Der Baum hatte sowohl Labour-Regierungen wie solche der Torys überlebt. Er hatte Lloyd George und Margaret Thatcher überlebt, den Blitzkrieg und die Rationierung, Zeiten der Angst ebenso wie Zeiten überschwänglichen Selbstvertrauens.

Als Janson sich dem Baum näherte, zeigte sich auf dem dicken Stamm plötzlich ein völlig deplatziert wirkender weißer Fleck. Ein weiches, klopfendes Geräusch: Blei, das in weiche Borke schlägt.

Ein Schuss hatte ihn verfehlt, wiederum nur um wenige Zoll. Die unheimliche Genauigkeit der Präzisionswaffe eines Scharfschützen.

Er sah sich im Laufen um, konnte aber nichts entdecken. Das einzige Geräusch, das er gehört hatte, war der klatschende Einschlag des Projektils in den Baumstamm gewesen – kein Abschussknall. Vermutlich benutzte der Scharfschütze einen Schalldämpfer. Aber selbst bei einer schallgedämpften Waffe erzeugte ein überschallschnelles

Geschoss beim Austritt aus der Mündung der Waffe ein Geräusch – nicht unbedingt sonderlich auffällig, aber immerhin ein Geräusch ähnlich dem Knall einer Peitsche. Janson kannte dieses Geräusch sehr gut. Dass er es nicht gehört hatte, deutete auf noch etwas anderes hin: Auch dieser Schuss war aus großer Distanz abgefeuert worden. Wenn der Schütze einige hundert Meter entfernt war, würden die Büsche im Park und die allgemeinen Umweltgeräusche den Abschussknall verschlucken. Folgerung: Ein außergewöhnlich guter Schütze machte auf ihn Jagd.

Oder ein *Team* von Schützen.

Wo gab es Sicherheit? Unmöglich zu sagen.

Ein paar Schritte von ihm entfernt spritzte Erde auf. Wieder ein Schuss, der ihn nur knapp verfehlt hatte. Der Schuss war aus sehr großer Distanz abgefeuert worden, und das Ziel war in Bewegung gewesen: Im Umkreis von zehn Metern zu treffen hätte bereits auf eine eindrucksvolle Schusstechnik hingewiesen. Aber dieses Geschoss war nicht einmal einen halben Meter entfernt von ihm eingeschlagen. Es war verblüffend. Und beängstigend.

In Bewegung bleiben.

Angesichts unsichtbarer Verfolger war das seine einzige Chance, den unsichtbaren Schützen das Zielen zu erschweren. Aber Bewegung allein reichte nicht aus. Er musste unberechenbar bleiben, sonst würde ein ausgebildeter Scharfschütze beim Zielen berechnen können, wie weit er »vorhalten« musste. Es war eine ganz schlichte Übung, auf ein Ziel zu feuern, das sich mit gleich bleibender Geschwindigkeit in gleich bleibender Richtung bewegte: Man kalkulierte Entfernung und Geschwindigkeit der Person, hielt dann ein paar Grad links oder rechts von der Gestalt im Zielfernrohr vor und feuerte auf die Stelle, wo das Ziel sein würde, wenn die Kugel dort eintraf; nicht

wo es gewesen war, als die Kugel abgefeuert wurde.

Und dann war da noch die entscheidend wichtige Sache mit dem Scharfschützenraster. Seitliche Bewegung – Quergeschwindigkeit – war *eine Sache.* Aber eine Bewegung, die die Zielperson zu Fuß auf den Scharfschützen zu oder von ihm weg führte, war beinahe belanglos und würde das Geschoss nicht daran hindern, sein Ziel zu erreichen.

Janson hatte nicht feststellen können, wie viele Schützen in Position waren oder wo diese Positionen sich befanden. Weil er das Raster nicht kannte, wusste er auch nicht, welche Bewegungen quer dazu verliefen und welche nicht. Die Regeln des Flankenfeuers würden eine axiale Anordnung erfordern; Scharfschützen, die so geschickt waren wie diese, waren sich der Gefahr sehr wohl bewusst, dass eine Kugel einem Mitglied des Teams oder einem Passanten gefährlich werden konnte.

Die Scharfschützen – wo waren sie? Die beiden letzten Schüsse waren aus dem Südwesten gekommen, wo er mit Ausnahme einer Eichengruppe in ein paar hundert Metern Entfernung nichts Verdächtiges erkennen konnte.

Er fing an schneller zu laufen, suchte das Areal vor sich ab. Das Unheimliche war, wie normal alles aussah. Der Park war nicht gerade überfüllt, aber keineswegs leer. Hier ein junger Mann, dessen Oberkörper sich rhythmisch zu den Klängen seines Walkman bewegte. Dort eine junge Frau mit einem Kinderwagen, die sich mit einer anderen Frau unterhielt, einer guten Bekannten, wie es aussah. Er konnte aus der Ferne die vergnügten Rufe von Kindern in Paddelbooten hören, die in einem seichten, abgezäunten Teil des Teichs herumtobten. Und immer wieder Liebespaare, Hand in Hand, zwischen den Eichen, den Weiden und den Buchen. Sie befanden sich in ihrer eigenen Welt. Und er in der seinen. Sie teilten sich ein Terrain und wuss-

ten nicht, dass etwas nicht stimmte. Wie konnten sie auch?

Das war das Geniale an der Operation. Die Schüsse waren praktisch lautlos. Die winzigen Einschläge in Baumrinde, Rasen oder Wasser waren zu flüchtig und zu unauffällig, um von jemand bemerkt zu werden, der nicht auf solche Hinweise zu achten gewohnt war.

Der Regent's Park – jene beschauliche Insel des Friedens inmitten der Großstadt – war zu einem Feld des Todes geworden. Ohne dass jemand das bemerkte.

Mit Ausnahme natürlich des potenziellen Opfers.

Wo war Sicherheit zu finden? Die Frage drängte sich Janson immer mehr auf, kreischte förmlich, wurde immer eindringlicher.

Sein einziger Vorteil war der des Handelnden gegenüber dem des Reagierenden: Er allein kannte seine nächste Bewegung; die Verfolger würden auf das reagieren müssen, was er tat. Aber wenn sie Einfluss auf seine Handlungen nehmen, ihn dazu bringen konnten, sich auf eine reduzierte Zahl von Optionen zu beschränken, auf das zu reagieren, was sie taten, dann würde dieser Vorteil für ihn verloren sein.

Er huschte hierhin und dorthin, entlang einer Linie, von der er annahm, dass sie schräg zur axialen Anordnung des Scharfschützenteams verlief.

»Sie üben wohl Dribbeln?«, rief ihm ein amüsiert wirkender älterer Mann zu, dessen weißes Haar sorgfältig nach vorn gekämmt und über der Stirn im Stil Julius Cäsars gestutzt war. »Sieht gar nicht schlecht aus. Eines Tages spielen Sie bestimmt bei Manchester United!«

Solche Witzeleien machte man mit Menschen, die man für verrückt hielt. Was sonst hätte auch Jansons seltsame, ruckartige Bewegungen erklären können, wie er nach rechts und links hastete, scheinbar ohne Plan und Ziel? Es

war die Zickzackbewegung eines flügellahmen Kolibris.

Plötzlich wieder schneller werdend, drängte er sich durch eine Fußgängergruppe in Richtung auf die York Bridge. Der Musikpavillon lockte: Er würde ihm Schutz vor den Scharfschützen bieten.

Er rannte am Ufer des Sees entlang, vorbei an einer älteren Frau, die den gierigen Tauben Brotkrumen hinwarf. Eine Unmenge der gefräßigen Vögel flog auf wie eine explodierende Wolke aus Federn, als er sie durchquerte. Eine der Tauben, die nur wenige Meter vor ihm flatterte, fiel plötzlich wie ein Stein zu Boden, landete vor seinen Füßen. Der rote Schmierer auf der Brust der Taube verriet ihm, dass sie sich eine verirrte Kugel eingefangen hatte, die für ihn bestimmt gewesen war.

Und immer noch bemerkte niemand etwas. Für alle, außer ihm, war es einfach ein perfekt schöner Tag im Park.

Auf Hüfthöhe spritzten Holzsplitter, als ein weiteres Geschoss das Geländer der Holzbrücke auffetzte und ins Wasser klatschte. Die Qualität der Schüsse war bemerkenswert: Es war nur eine Frage der Zeit, bis einer davon ins Schwarze traf.

Er hatte einen Fehler gemacht, als er Kurs auf die York Bridge genommen hatte, wie die beiden Schüsse bewiesen. Aus Sicht der Heckenschützen hieß das, dass die Bewegung zwar seine Distanz, aber nicht seinen Winkel verändert hatte, für den Korrekturen wesentlich schwieriger waren. Das war ein weiteres Stück Information: Er würde es nutzen müssen, wenn er die nächste Minute überleben wollte.

Jetzt hastete er um zwei Seiten des mit einem Gitterzaun umfriedeten Tennisplatzes herum. Vor ihm ragte ein achteckiges Aussichtstürmchen aus imprägniertem Holz

auf, das künstlich auf alt getrimmt war. Das war eine Chance, aber zugleich auch ein Risiko: Wenn er Scharfschütze wäre, würde er davon ausgehen, dass sein Zielobjekt dort kurzzeitig Zuflucht suchen würde, und einige Schüsse in diese Richtung abgeben. Er konnte nicht direkt auf das Türmchen zu laufen, bewegte sich eher schräg davon weg, und als er es ein Stück hinter sich gelassen hatte, rannte er im Zickzack auf den Schatten des Türmchens zu und blieb eine Weile dahinter, nutzte es als Barriere zwischen sich und der Baumgruppe, wo er die Scharfschützen vermutete.

Einen Meter von seinem linken Fuß entfernt spritzte der Rasen auf. *Unmöglich!*

Doch, es war durchaus möglich. Er hatte sich zu der tödlichen Sünde des Wunschdenkens hinreißen lassen – hatte angenommen, die Scharfschützen hätten sich auf die hohen Bäume hinter dem See beschränkt. Das wäre durchaus sinnvoll gewesen; professionelle Scharfschützen hatten die Sonne gern im Rücken, teils weil so die Sicht besser war, aber noch mehr, um störende Reflexe in ihren Zielfernrohren zu vermeiden. Die aufspritzende Erde ließ vermuten, dass die Kugel ungefähr aus derselben Richtung wie die anderen gekommen war. Aber vor einem in den Bäumen versteckten Schützen hätte der Aussichtsturm ihn geschützt. Sein Blick wanderte am Horizont entlang.

Weiter entfernt, *viel* weiter entfernt: das Stahlgitter eines zwanzig oder dreißig Stockwerke hohen Krans vor einer Baustelle an der Rossmore Road. Entfernung: Etwa zwölfhundert Meter.

Herrgott! War das möglich?

Die Sichtlinie war perfekt: Mit der geeigneten Optik und exzellenter Schusstechnik *war* es möglich, gerade noch, wenn auch nur für einen Scharfschützen der allerobersten

Liga.

Er hastete zu dem Aussichtstürmchen zurück, wusste aber auch, dass es ihm nur auf kurze Zeit Zuflucht bieten konnte. Jetzt würde das ganze Team seine genaue Position kennen. Je mehr Zeit er dort verbrachte, umso besser koordiniert und umso wirksamer würde das Feuer der Scharfschützen sein, sobald er versuchte, seine Zuflucht zu verlassen. Sie konnten warten, bis er das tat, brauchten das allerdings nicht. Es wäre ihnen möglich per Funk Unterstützung anzufordern – einen *Läufer* herbeizuzitieren, wie man Helfer zu Fuß im Gewerbe nannte. Ein Läufer in einer Tweedjacke mit einer ganz gewöhnlichen schallgedämpften Pistole würde ihn mühelos erledigen, die Waffe verstecken und seinen Spaziergang fortsetzen, ohne dass jemand etwas bemerkte. Nein, der Aussichtsturm bot nur scheinbare Sicherheit, eine unechte Sicherheit. Jeder Augenblick steigerte sein Risiko, machte es unwahrscheinlicher, dass ihm die Flucht gelang.

Überlegen!

Er musste handeln. Etwas wie Wut stieg in ihm auf, er war es leid, hier als Zielscheibe zu dienen, verdammt! Seine Sicherheit in dieser Sekunde zu maximieren hieß, sie fünf Minuten später auf ein Minimum zu reduzieren. Unbeweglichkeit bedeutete den Tod. Er würde nicht hinter einem Aussichtstürmchen kauernd darauf warten, bis man ihn von oben oder auf dem Boden einfach wegputzte.

Der Gejagte würde zum Jäger, das Opfer zum Angreifer werden – oder bei dem Versuch sterben: Das war die einzige Option, die ihm verblieb.

Fakten: Dies waren außergewöhnlich erfahrene Schützen. Aber sie waren auch so positioniert, dass ihr Geschick in höchstem Maße gefordert war. Sämtliche Schüsse waren aus großer Distanz abgegeben worden, und so gut

die Schützen auch sein mochten, es gab Dutzende von unkontrollierbaren Variablen – eine heftigere Brise, ein kleines Ästchen, das dazwischenkam –, etwas, das die Kugel von ihrer beabsichtigten Flugbahn abbringen konnte. Auf große Distanz wurden selbst winzige Faktoren ungeheuer bedeutsam. Die Schützen feuerten auch nicht achtlos in die Gegend: Sie waren ganz offenkundig bemüht, Unbeteiligte zu schonen. Berman hatten sie zweifellos als einen Komplizen von ihm betrachtet, und unter diesem Aspekt war sein möglicher Tod ohne Belang, vielleicht sogar dem Einsatz nützlich.

Frage: Weshalb war das Team so weit entfernt positioniert? Was die Verfolgung für Janson so entnervend machte, war die Tatsache, dass er seine Verfolger nicht sehen konnte. Sie hielten sich außer Sichtweite. Aber *weshalb?*

Weil sie – oder ihre Führungsoffiziere – Risiken vermeiden wollten.

Weil sie Angst vor ihm hatten.

Du lieber Gott. Es stimmte. So musste es sein. Sie mussten Anweisung bekommen haben, direkten Kontakt um jeden Preis zu vermeiden. Subjekt gilt als unberechenbar und auf kurze Distanz gefährlich. Man wollte ihn aus der Ferne vernichten.

Der daraus zu ziehende Schluss lag auf der Hand: Die reflexartige Ausweichtaktik, also der Versuch, die Distanz zwischen ihm und seinen Verfolgern zu vergrößern, war genau die falsche Reaktion.

Er musste die Initiative ergreifen, musste *auf die Angreifer zugeben.* Aber gab es einen Weg, das zu tun – und *zu überleben?*

In der Nähe des Inner Circle, dem Plattenweg um den Queen Mary's Garden herum, reichte eine stämmig ge-

baute Frau in einem Jeansrock ihrem Mädchen ein Fernglas. Die Frau hatte jenen bleichen, rot gefleckten Teint, der ihre Verehrer in ihrer Teenagerzeit ohne Zweifel dazu veranlasst hatte, sie als »englische Rose« zu bezeichnen, aber von der bezaubernden Schönheit der Jugend war außer roten Flecken nicht mehr viel übrig geblieben.

»Siehst du den da mit dem Blau an den Flügeln? Das ist ein Eichelhäher.«

Das Mädchen, es war vielleicht sieben Jahre alt, spähte verständnislos durch das Glas. Es war ein guter Feldstecher, Vergrößerung wohl 10x50, wie es aussah: Die Frau musste wie so viele Briten einmal begeisterte Vogelbeobachterin gewesen sein und war jetzt darauf erpicht, ihrem Kind die Wunder der Vogelwelt nahe zu bringen. »Mammi, ich kann gar nichts sehen«, beklagte sich die Kleine. Die Mutter mit ihren stämmigen Beinen beugte sich über sie und drehte an der Stellschraube des Glases.

»Versuch es noch einmal.«

»Mammi! Wo ist denn der Vogel!«

In diesem Augenblick bot sich noch ein weiterer Sicherheitsfaktor: Eine Brise kam auf, zauste an den Blättern. Ein erfahrener Schütze würde auf alle Anzeichen achten, die mit dem Wind zusammenhingen, ganz besonders auf Böen, würde wissen, wie sehr sie die Flugbahn seines Schusses beeinträchtigen konnten. Wenn ein Schuss unter solchen Umständen abgegeben werden musste, gab es Regeln, wie man den Wind kompensieren konnte, wie man ihn »austrickste«. Man pflegte die Windgeschwindigkeit mit einer Daumenregel abzuschätzen: Ein Vier-Meilen-die-Stunde-Wind war ein Wind, den man im Gesicht fühlen kann; zwischen fünf und acht Meilen pro Stunde sind die Blätter an den Bäumen in ständiger Bewegung; bei Zwölf-Meilen-pro-Stunde-Winden schwanken

kleine Bäume. Und dann musste auch der Winkel, aus dem die Brise kam, mit einkalkuliert werden. Exakt quer wehende Winde waren selten; die meisten wehten in einem unregelmäßigen Winkel zur Schusslinie. Außerdem waren die Windzonen in Zielnähe häufig anders als der Wind, den der Schütze selbst wahrnahm. All die notwendigen Berechnungen abzuschließen, bevor der Wind umschlug, war ein Ding der Unmöglichkeit. Und das hieß, dass die Genauigkeit unvermeidlich litt. Wenn sie eine Wahl hatten, und das hatten sie, würden die Scharfschützen warten, bis der Wind sich wieder gelegt hatte.

Janson ging auf Mutter und Tochter zu, sein Herz schlug wie wild. Obwohl er sich der Todesgefahr bewusst war, musste er auf die professionelle Selbstachtung der Scharfschützen vertrauen: Spezialisten dieses Kalibers hielten sich viel auf ihre Präzision zugute; unbeteiligte Passanten wie diese hier zu treffen wäre höchst amateurhaft. Und die Brise wehte immer noch.

»Entschuldigen Sie bitte, Madam«, sagte er zu der Frau. »Ob ich mir wohl einmal kurz Ihr Glas ausleihen dürfte?«

Er blinzelte dem Mädchen zu.

Die Kleine brach sofort in Tränen aus. »*Nein*, Mammi!«, schrie sie. »Es gehört mir, mir, *mir*!«

»Bloß einen Augenblick?«

Wieder lächelte Janson, verdrängte die Verzweiflung, die ihn erfasst hatte. In seinem Kopf tickten die Sekunden dahin.

»Wein doch nicht, Püppchen«, sagte die Mutter und streichelte das gerötete Gesicht des Mädchens. »Mammi kauft dir einen Lutscher. Das ist doch fein!«

Sie sah Janson an. »Viola ist sehr empfindlich«, sagte sie kühl. »Sehen Sie nicht, wie Sie sie durcheinander gebracht haben?«

»Es tut mir wirklich Leid…«

»Dann lassen Sie uns bitte in Ruhe.«

»Würde es etwas bewirken, wenn ich Ihnen sage, dass es eine Angelegenheit auf Leben und Tod ist?«

Janson ließ ein Lächeln aufblitzen, von dem er hoffte, dass es gewinnend war.

»Du lieber Gott, ihr Yankees, ihr bildet euch ein, dass euch die ganze Welt gehört. Ihr könnt einfach nicht kapieren, wenn jemand Nein sagt.«

Zu viele Sekunden waren verstrichen. Die Brise hatte sich gelegt. Janson konnte sich den Scharfschützen, den er nicht sehen konnte, plastisch vorstellen. Vom Gebüsch verborgen oder vielleicht auf einen starken Ast gestützt, möglicherweise auch auf dem Ausleger eines Krans sitzend, dessen Stahlgitter und Hydraulik jedes Schwanken reduzierten. Aber wie auch immer die Position des Scharfschützen sein mochte, seine wichtigste Tarnung war seine Unbeweglichkeit.

Janson kannte die schreckliche Klarheit, das Bewusstsein, aus dem alle anderen Gedanken gelöscht waren, kannte die Empfindungen des Scharfschützen aus eigener Erfahrung. Er hatte in Little Creek eine gründliche Scharfschützenausbildung mitgemacht und hatte das Gelernte häufig einsetzen müssen. Da waren die Nachmittage, die er mit einem auf zwei Sandsäcken aufgelegten Scharfschützengewehr, einer Remington 700, verbracht hatte, das Warten auf die schimmernde Bewegung im Zielfernrohr, die ihm verriet, dass sein Ziel ins Blickfeld kam, und aus dem Funkgerät die Stimme Demarests an seinem Ohr, beratend, drängend, beruhigend. »Sie werden es spüren, ehe Sie es sehen, Janson. Lassen Sie zu, dass Sie es spüren. Entspannen Sie sich.«

Wie überrascht er war, als er schließlich abdrückte und

sein Ziel traf. Er hatte nie denselben Grad an Perfektion erreicht wie jene, die ihn jetzt beobachteten, aber er machte es gut und verlässlich, weil er es musste. Und weil er selbst einmal auf der anderen Seite des Zielfernrohrs gestanden hatte, empfand er seine augenblickliche Lage umso bedrückender.

Er wusste, was sie sahen, wusste, was sie dachten.

Die Welt des Meisterschützen würde sich auf das kreisförmige Bild in seinem Zielfernrohr reduzieren, und dann auf die Beziehung zwischen dem bewegten Körper und dem Fadenkreuz im Zielfernrohr. Seine Waffe war eine Remington 700 oder eine Galil 7.62 oder eine M40A1. Er würde den Schweißpunkt gefunden haben, den Kontaktpunkt zwischen seiner Wange und dem Gewehrkolben; die Waffe würde sich wie eine Verlängerung seines Körpers anfühlen. Er würde tief einatmen, den Atem dann ganz entweichen lassen, und dann ein weiterer Atemzug, den er diesmal nur halb ausatmete. Ein Laserentfernungsmesser würde ihm die präzise Distanz verraten: Das Zielfernrohr würde, auf die Zielentfernung eingestellt, das Absenken der Flugbahn des Geschosses kompensieren. Der Schnittpunkt des Fadenkreuzes würde auf dem Rechteck haften bleiben, das der Oberkörper der Zielperson war. Er würde noch einmal etwas ausatmen, die restliche Luft in der Lunge festhalten – und dann würde der Finger den Abzug streicheln…

Janson ließ sich auf den Boden sinken, setzte sich neben das weinende Mädchen. »Hey«, sagte er. »Das wird schon wieder gut.«

»Wir mögen dich nicht«, jammerte sie.

Ihn persönlich? Amerikaner im Allgemeinen? Wer konnte schon die Gedanken einer Siebenjährigen ergründen?

Janson griff sanft nach dem Fernglas, hob den Riemen von ihren Schultern und rannte schnell davon.

»Mammi!«

Es kam halb wie ein Schrei, halb wie ein Jammern heraus.

»Was zum Teufel soll das?«, brüllte die Mutter, deren Gesicht noch röter geworden war.

Janson hastete, das Fernglas an sich gepresst, auf den zweihundert Meter entfernten Musikpavillon zu. Jedes Mal, wenn seine Position sich signifikant änderte, würden auch die Scharfschützen aktiv werden. Die Frau verfolgte ihn, keuchend, aber wild entschlossen. Sie hatte ihr Kind zurückgelassen und stampfte jetzt mit einer Sprühdose in der Hand, die sie aus der Handtasche gezogen hatte, hinter ihm her.

Eine Aerosoldose mit Pfefferspray. In dem Blick der Frau vereinten sich Missbilligung und Wut, Mary Poppins mit Rinderwahnsinn. »Verdammt!«, schrie sie. »Verdammt! Verdammt!«

Es gab zahllose Britinnen wie sie, Frauen mit kräftigen Waden, die in ebenso kräftigen Schuhen steckten, Frauen mit Vogelhandbüchern in unergründlichen Handtaschen. Sie alle aßen Marmite und rochen nach Toast.

Er drehte sich um und sah, wie sie die Flasche mit Pfefferspray auf Armeslänge ausgestreckt hielt, sah ihr zu einem bösen Grinsen verzerrtes Gesicht, als sie sich anschickte, einen Strahl Capsicum Oleoresin in sein Gesicht zu sprühen.

Es gab ein seltsam klirrendes Geräusch, den Bruchteil einer Sekunde, ehe ihre Flasche zerbarst und sich eine Wolke von Pfeffer explosionsartig um das zerfetzte Metall des Behälters herum ausbreitete.

Ein Ausdruck völligen Unglaubens zog über ihr Gesicht: Sie hatte keinerlei Vorstellung von dem, was geschah, wenn eine Kugel einen unter Druck stehenden Behälter zerstörte. Dann wehte die Wolke auf sie zu.

»Defekt, vermute ich!«, rief Janson über die Schulter zurück.

Der Frau strömten Tränen aus den Augen, und sie fuhr auf ihren flachen Absätzen herum und rannte würgend und hustend davon. Dann warf sie sich in den See, in der Hoffnung, dort Erleichterung für die brennende Hitze zu finden.

Knack. Eine Kugel traf in das Holz des Musikpavillons, der bis jetzt knappste Schuss. Scharfschützen mit Präzisionsgewehren zahlten für die größere Zielsicherheit mit einer geringeren Schussfolge. Janson rollte sich auf dem Boden, bis er unter dem Pavillon lag, vor dem Plastikstühle ordentlich für ein Konzert aufreiht waren, das am Abend stattfinden sollte.

Das Gitterwerk des Unterbaus würde ihn nicht vor Kugeln schützen, aber es würde seinen Verfolgern das Zielen erschweren. Es würde ihm ein wenig Zeit verschaffen, und das brauchte er jetzt am Dringlichsten.

Er drehte an dem Feldstecher, erprobte verschiedene Einstellungen und vermied die Blendung durch die späte Nachmittagssonne.

Es war zum Verrücktwerden. Die Sonne beleuchtete den Ausleger des Krans wie eine Fackel; überzog die Bäume mit rötlichem Schimmer.

Die Bäume, die Bäume … Eiche, Buche, Kastanie, Esche. Ihre Äste waren unregelmäßig, ihr Blattwerk ebenfalls. Und es gab so viele – hundert, vielleicht zweihundert. Welches war der höchste und der am dichtesten belaubte? Schließlich identifizierte er ein paar

geeignete Kandidaten. Janson stellte die stärkste Vergrößerung ein und erforschte die Bäume, die er ausgewählt hatte.

Blätter. Zweige. Äste und…

Bewegung. Seine Nackenhaare sträubten sich.

Eine Brise huschte durch die Bäume: Natürlich war da Bewegung. Die Blätter flatterten; die schlanken Zweige schwankten. Und doch musste er seinem Instinkt vertrauen, und bald verlieh sein rationaler Verstand dem, was seine Intuition angeregt hatte, einen Sinn. Der Ast, der sich bewegte, war dick, zu dick, als dass die Brise Einfluss auf ihn hätte haben können. Er bewegte sich – warum? Weil ein Tier sein Gewicht auf ihm verlagert hatte; ein Eichhörnchen vielleicht? Oder eine Person?

Oder – weil es gar kein Ast war.

Im Gegenlicht war es schwierig, Einzelheiten auszumachen, sosehr Janson auch an der Stellschraube des Feldstechers drehte, der Gegenstand blieb beunruhigend undeutlich. Er projizierte in Gedanken verschiedene Bilder darüber, ein alter Trick, den er bei Demarests Devils gelernt hatte. Ein Ast, mit Zweigen und Blättern? Möglich, aber nicht zufrieden stellend. Konnte es sein, dass es vielleicht ein Gewehr war, mit Tarnmuster beklebt und mit kleinen Zweigen, die daran befestigt waren? Als er sich ein dieser Vorstellung entsprechendes Bild machte, nahmen alle möglichen winzigen Unregelmäßigkeiten plötzlich Gestalt an.

Der Ast schien deshalb so unnatürlich gerade, weil er in Wirklichkeit ein Gewehr war. Die Zweige waren mit kleinen Drähtchen daran befestigt. Und die winzige dunkle Fläche am Ende eines Zweiges war nicht eine mit Baumwachs geheilte Wunde, sondern die Laufmündung. Fünfhundert Meter von ihm entfernt spähte ein Mann durch

eine Optik, genau wie er, mit dem festen Entschluss, ihn vom Leben zum Tod zu befördern.

Dich hole ich mir, dachte Janson bei sich. *Du wirst mich nicht sehen, wenn ich dort auftauche, aber ich werde kommen.*

Ein Fußballteam war zu den Spielplätzen unterwegs, und er mischte sich hastig unter sie, wusste, dass es schwer fallen würde, ihn aus der Ferne zwischen all den hochgewachsenen, athletisch gebauten Männern herauszupicken.

Der See verengte sich zu einem Bach, und als die Männer die Holzbrücke überquerten, ließ er sich hinter ihnen ins Wasser gleiten. Hatten die Scharfschützen ihn gesehen? Die Wahrscheinlichkeit war groß, dass das nicht der Fall war. Er presste alle Luft aus seiner Lunge und schwamm durch das trübe, aufgewühlte Wasser, blieb dicht am Grund. Wenn sein Ablenkungsmanöver Erfolg hatte, würden die Zielfernrohre der Scharfschützen immer noch auf die Sportler gerichtet sein. Starke Teleskope hatten notwendigerweise einen engen Sichtwinkel; es würde unmöglich sein, den Rest des Terrains im Auge zu behalten und gleichzeitig den Sportlern zu folgen. Aber wie lange würde es dauern, bis ihnen klar wurde, dass er nicht dabei war?

Jetzt hatte er das südliche Ufer erreicht, zog sich an der Betonwand empor und rannte zu einer Gruppe von Buchen. Wenn er ihnen entwischt war, dann bestimmt nur auf kurze Zeit – der geringste Fehler konnte sein Verderben sein. Er befand sich jetzt in dem am dichtesten bewaldeten Teil des Regent's Park, und das erinnerte ihn an Trainingsübungen an den Hängen außerhalb von Thon Doc Kinh.

Er hatte die Baumformation aus der Ferne studiert und den höchsten Baum ausgemacht. Jetzt musste er eine

Distanzkarte, die vor seinem inneren Auge entstanden war, in einen Terrainplan umwandeln.

Es war die Stunde, in der der Park sich zu leeren begann. Das hatte Vor- und Nachteile, und doch musste *alles* zu seinem Vorteil ausgenutzt werden: Eine andere Wahl hatte er nicht. Vom Willen gesteuerter Optimismus war angesagt. Wenn er jetzt nüchtern seine Chancen abwägte, konnte das leicht zu Hoffnungslosigkeit, ja zu Lähmung führen – und das düstere Ergebnis noch wahrscheinlicher machen.

Er rannte auf einen Baum zu, wartete, rannte weiter zum nächsten. In der Magengrube prickelte es. War er leise genug gewesen? Unauffällig genug?

Wenn sein Instinkt ihn nicht trog, befand er sich unmittelbar unter dem Baum, auf dem wenigstens einer der Scharfschützen Position bezogen hatte.

Die Kunst des Scharfschützen bestand in höchster Konzentration. Gleichzeitig erforderte derartige Konzentration die völlige Ausschaltung von Umweltreizen, das wusste er aus eigener Erfahrung. Tunnelblick war nicht nur etwas, was mit dem engen Gesichtsfeld eines Teleskops zu tun hatte, sondern auch mit der Intensität geistiger Konzentration. Und diese Art von Tunnelblick musste er jetzt nutzen.

Das Fußballteam hatte die Brücke überquert und war anschließend an einem Ziegelbau, dem Regent's College, einer Institution der Baptisten, vorbeigetrabt. Wenn er einer der Scharfschützen gewesen wäre, würde das Argwohn erwecken, besonders wenn die Athleten weiter auseinander rückten und er feststellte, dass seine Zielperson sich nicht mehr unter ihnen befand. Sie würden die Möglichkeit ins Auge fassen müssen, dass er irgendwie in dem Ziegelbau Zuflucht gefunden hatte. Das war keine

besonders beunruhigende Möglichkeit: Sie konnten ja abwarten.

Die Scharfschützen würden jeden Quadratmeter des Parks vor ihren Augen intensiv absuchen. Aber die eigenen Füße bezog man nicht in diese Suche mit ein. Und darüber hinaus würden die Scharfschützen über Funkgeräte verfügen, um mit ihrem Koordinator in Verbindung zu bleiben. Aber diese Geräte würden auch die Wahrnehmung von Umweltgeräuschen beeinträchtigen. Es gab also auch Elemente, die Janson begünstigten.

Er zog sich, so leise ihm das möglich war, am Stamm hinauf, kam dabei langsam, aber stetig voran. Als er eine Höhe von drei Metern erreicht hatte, verblüffte ihn das, was er zu sehen bekam. Nicht nur das Gewehr des Scharfschützen war geradezu brillant getarnt, sondern die ganze Anordnung von Zweigen und Ästen, auf denen der Schütze sich niedergelassen hatte, war Staffage. Es wirkte zugegebenermaßen unglaublich wirklichkeitsnah – das Werk einer auf Bäume spezialisierten Madame Tussaud –, doch aus der Nähe konnte er erkennen, dass es eine künstliche Konstruktion war, die man mit einem Metallgestell am Baumstamm befestigt hatte; eine Anordnung aus mit matter olivgrüner Farbe besprühten Stahltauen, Ringen und Schrauben. Das war Gerät, zu dem kein Einzeltäter Zugang hatte, und auch nur wenige Dienste. Consular Operations war einer dieser Dienste.

Er griff nach dem Tauwerk und zog ruckartig den Bolzen in der Mitte heraus; das Stahlkabel rutschte durch, und plötzlich war das Nest des Scharfschützen von seinem Anker gelöst. Er hörte einen gedämpften Fluch, und das *ganze* Nest fiel durch die Äste darunter, riss im Sturz weitere Äste mit sich.

Gleich darauf konnte Janson den grün bekleideten Körper des Scharfschützen auf dem Boden sehen. Es war

ein schlanker junger Mann – ganz bestimmt ein Könner seines Fachs, aber im Augenblick von seinem Sturz benommen. Janson ließ sich hinunterfallen und landete mit gespreizten Beinen über dem Scharfschützen.

Er entwand ihm die Waffe.

»Verdammt!«

Der Fluch kam im Flüsterton heraus. Es war eine helle Stimme, die Stimme eines jungen Mannes.

Janson hielt ein Präzisionsgewehr in der Hand, eine Waffe, die auf so kurze Distanz nur schwierig zu handhaben war. Eine modifizierte M40A1, Präzisionsgewehr mit Zylinderverschluss, handgefertigt in Quantico von speziell ausgebildeten Waffenschmieden der Scharfschützeneinheit des Marine Corps.

»Das Blatt hat sich gewendet«, sagte Janson mit leiser Stimme. Er griff nach unten, drehte den Kragen des Scharfschützen um dessen Hals zusammen und riss das Funkgerät ab. Der Mann lag immer noch auf dem Boden. Janson bemerkte sein kurzes, stachelig wirkendes braunes Haar, seine schlanken Arme und Beine, auf den ersten Blick nicht gerade ein besonders beeindruckendes Exemplar seines Geschlechts. Schnell tastete er den Scharfschützen ab, zog eine kleine Beretta-Tomcat-Pistole Kaliber 32 aus seinem Hüftbund.

»Nimm die stinkigen Pfoten weg«, zischte der Scharfschütze, wälzte sich zur Seite und warf Janson einen giftigen Blick zu.

»Herrgott«, stieß Janson unwillkürlich hervor. »Sie sind…«

»Was?«

Ein trotziges Funkeln in den Augen des anderen.

Janson schüttelte bloß den Kopf. Der Scharfschütze

richtete sich auf, und Janson reagierte, indem er ihn wieder zu Boden stieß. Dann bohrten sich die Blicke der beiden erneut ineinander.

Der Scharfschütze hatte einen geschmeidigen, agilen, überraschend starken Körper und war – eine Frau.

17

Wieder warf sie sich wie ein wildes Tier auf ihn, versuchte ihm die Beretta zu entreißen, die er ihr weggenommen hatte. Janson wich zurück und betätigte mit dem Daumen ostentativ den Sicherungshebel der Waffe.

Ihr Blick wanderte immer wieder zu der Beretta. »Sie haben keine Chance, Janson«, sagte sie. »Diesmal haben Sie es nicht mit Sesselfurzern von der Botschaft zu tun. Sehen Sie, diesmal hat man das wichtig genug genommen, um die Allerbesten zu schicken.«

Aus ihrer Stimme konnte man die gedehnten Vokale aus dem Hinterland der Appalachen heraushören, und obwohl die junge Frau bemüht war, locker zu wirken, konnte sie doch die Spannung, unter der sie stand, nicht verbergen. War die Prahlerei für ihn bestimmt oder für sie selbst? Versuchte sie ihm Angst zu machen oder sich selbst Mut?

Er lächelte kühl. »Jetzt will ich Ihnen einen sehr vernünftigen Vorschlag machen: Sie reden, oder ich töte Sie.«

Sie schnaubte. »Sie bilden sich wohl ein, Sie hätten Nummer siebenundvierzig vor sich? Das können Sie sich abschminken, Alter.«

»Was reden Sie denn da?«

»Ich wäre Nummer siebenundvierzig.«

Als er darauf nicht reagierte, fügte sie hinzu: »Sie haben sechsundvierzig Leute erledigt, stimmt's? Ich meine sanktionierte Tötungen im Einsatz.«

Janson lief es kalt über den Rücken. Die Zahl – er war nie stolz auf sie gewesen, und in letzter Zeit hatte sie ihm zunehmendes Unbehagen bereitet – war korrekt. Aber es war auch eine Zahl, die nur wenige Leute kannten.

»Eines nach dem anderen«, erklärte er. »Wer sind Sie?«

»Was glauben Sie?«, erwiderte die Scharfschützin.

»Schluss mit den Spielchen.«

Janson drückte ihr den Lauf ihres Gewehrs hart in die Magengrube.

Sie hustete. »Dasselbe wie Sie – dasselbe, was Sie *waren.«*

»Cons Op«, vergewisserte sich Janson.

»Sie haben's erfasst.«

Er hob das M40A1 an. Mit einem Meter Länge und einem Gewicht von sieben Kilo war die Waffe zu schwer und zu klobig, falls man mehrmals die Position wechseln musste; es war die typische Waffe für den stationären Schützen. »Dann sind Sie vom Lambda-Team?«

Die Frau nickte. »Und Lambda kriegt immer seinen Mann.«

Das entsprach den Tatsachen. Und was es bedeutete, war klar: Eine »Nicht-zu-retten«-Anweisung war erteilt worden. Consular Operations hatte an einen Elitetrupp von Spezialisten eine Direktive geschickt: eine Direktive, zu töten. Liquidieren mit »extremem Schaden« lautete dafür die Formel in den Nachrichtendiensten.

Die Waffe war unverkennbar gut gepflegt und auf ihre eigene Art ein schönes Stück. Das Magazin enthielt fünf Schuss. Er öffnete die Kammer, entnahm ihr eine Patrone und stieß dann einen leisen Pfiff aus.

Eines der vielen Rätsel war gelöst. Es war eine 458 Whisper, eine von SSK Industries hergestellte Patrone, die eine maßgefertigte 600 Grain Winchester Magnum mit extrem niedrigem Luftwiderstand verfeuerte. Die ENL-Kugeln verloren nur langsam Geschwindigkeit und verfügten selbst auf Distanzen, die eine Meile überschritten,

über ein hohes Maß an Auftreffwucht. Aber das eigentlich Besondere an der Munition war, dass das Geschoss mit Unterschallgeschwindigkeit den Lauf verließ. Das vermied den Überschallknall an der Mündung. Und daher der Name: Whisper. Schon in wenigen Metern Entfernung würde ein unbefangener Passant einen solchen Schuss demzufolge vielleicht als harmloses Geräusch deuten.

»Okay, Kollegin«, sagte Janson, von der Kaltblütigkeit der Frau beeindruckt, ob er das nun wollte oder nicht. »Ich muss die Standorte der anderen kennen. Und machen Sie mir bloß nichts vor.«

Mit ein paar schnellen Handgriffen klinkte er das Magazin heraus und warf das Gewehr nach oben ins Geäst, wo es hängen blieb, für den beiläufigen Beobachter nicht mehr als ein Zweig unter Zweigen. Dann richtete er die Beretta auf ihren Kopf.

Sie funkelte ihn ein paar Augenblicke lang wortlos an. Er erwiderte ihren Blick völlig ausdruckslos: Er würde sie töten, würde es ohne Skrupel tun. Dass sie es nicht geschafft hatte**,** ihn zu töten, war reines Glück gewesen.

»Es gibt noch einen weiteren Mann«, begann sie.

Janson musterte sie prüfend. Sie war der Feind, aber mit etwas Glück konnte man sie benutzen, konnte sie als Schild gebrauchen und auch als Informationsquelle. Sie kannte die gegnerischen Positionen, wusste, wo die Mitglieder des Scharfschützenteams Aufstellung genommen hatten.

Und sie war auch eine geschickte Lügnerin.

Seine Hand, die die Waffe hielt, zuckte hoch und versetzte ihr einen heftigen Schlag gegen die Schläfe.

»Wir wollen doch unsere Bekanntschaft nicht mit Lügen beginnen, meine Süße«, sagte er. »Für mich sind Sie einfach ein Killer. Sie hätten mich beinahe erschossen und

haben noch dazu das Leben von Nicht-Kombattanten gefährdet.«

»Blödsinn«, erklärte sie in ihrem gedehnten Tonfall. »Ich habe den Fehlerkoeffizienten bei jedem Schuss genau berechnet. Vier Fuß in jeder Richtung vom Mittelpunkt Ihres Oberkörpers. Kein einziger meiner Schüsse hat diesen Fehlerkoeffizienten überschritten, und das Schussfeld war jedes Mal frei, wenn ich abgedrückt habe. Niemand war in Gefahr. Nur Sie.«

Die Angaben, die sie machte, entsprachen seinen Beobachtungen: Insoweit sprach sie also vermutlich die Wahrheit. Aber um aus mehr als fünfhundert Meter Entfernung ein so kleines Schussbild zu produzieren, musste sie eine außergewöhnlich gute Schützin sein. Ein Phänomen.

»Okay. Axialformation. Es wäre Personalvergeudung, einen weiteren Schützen in hundertfünfzig Fuß Distanz von Ihnen zu positionieren. Aber ich weiß auch, dass wenigstens drei weitere Scharfschützen in der Umgebung verteilt sind. Ganz zu schweigen von dem, der auf dem Kran sitzt … und dazu wenigstens zwei, die sich in den Bäumen versteckt halten.«

»Wenn Sie das sagen…«

»Ich bewundere Ihre Diskretion«, meinte Janson. »Aber wenn Sie mir lebend nicht nützlich sind, kann ich es mir wirklich nicht leisten, Sie leben zu lassen.«

Er spannte den Hahn der Beretta, und sein Zeigefinger krümmte sich um den Abzug.

»Okay, okay«, stieß sie hervor. »Ich rede.«

Das ging ihm zu schnell. »Vergiss es, Baby. Ich habe kein Vertrauen zu dir.«

Er verstärkte den Druck auf den Abzug, spürte den

kalten Stahl. »Sind Sie so weit, dass ich abdrücken kann?«

»Nein, warten Sie«, keuchte sie. Jede Spur von Überheblichkeit war jetzt verflogen. »Ich werde Ihnen sagen, was Sie wissen wollen. Wenn ich lüge, finden Sie das ja doch heraus und können mich dann umbringen.«

»Nein, Darling, wir spielen das nach meinen Regeln. Sie sagen mir die Position des nächstgelegenen Scharfschützen. Wir gehen hin. Wenn Sie mich falsch informiert haben, sterben Sie. Und wenn der Scharfschütze eine neue Position eingenommen hat, ohne das Team zu verständigen, ist das eben Ihr Pech. Dann sterben Sie auch. Wenn Sie jemanden zu warnen versuchen, sterben Sie ebenfalls. Vergessen Sie nicht, ich kenne das System, die Protokolle und die Vorgehensweisen. Wahrscheinlich habe ich die Hälfte davon selbst geschrieben.«

Sie stand schwankend auf. »Also schön, Mann. Ihr Spiel, Ihre Regeln. Als Erstes müssen Sie wissen, dass wir alle als Einzelgänger arbeiten – die Tarnerfordernisse haben die Partnermethode nicht zugelassen, deshalb ist jeder selbst für die Zielsuche zuständig. Und zweitens, wir haben jemand auf dem Dach über Hanover Terrace positioniert.«

Er sah zu der majestätischen neoklassizistischen Villa auf der anderen Seite des Parks hinüber, wo einige der bedeutendsten Bürger Englands zu Hause waren. Der blauweiße Fries über dem Architrav. Die weißen Säulen und die cremefarbenen Wände. Die Scharfschützen würden sich hinter der Balustrade versteckt halten müssen. Stimmte das? Nein, das war eine weitere Lüge. Da wäre er nämlich bereits tot.

»Sie setzen Ihren Verstand nicht ein, meine Süße«, sagte er. »Ein Scharfschütze auf der Balustrade hätte mich bereits erledigt. Außerdem könnten ihn die Arbeiter sehen,

die das Dach von Cumberland Terrace reparieren. Man hat diese Position in Betracht gezogen, aber verworfen.«

Wieder schlug die Hand mit der Pistole zu, und die Frau taumelte ein paar Schritte zurück. »Das ist jetzt das zweite Mal. Beim dritten Mal sind Sie dran.«

Sie ließ den Kopf sinken. »Probieren wird man es ja wohl noch dürfen«, sagte sie halblaut.

»Haben Sie noch jemand an der Park Road stehen?«

Sie zögerte. Ihr war klar, dass er Bescheid wusste, die Unwahrheit zu sagen war also sinnlos. »Ehrenhalt ist auf dem Minarett«, gab sie zu.

Er nickte. »Und wer sichert links?«

»Nehmen Sie meinen Entfernungsmesser«, sagte sie. »Mir vertrauen Sie nicht, also sehen Sie selbst. Schütze B ist dreihundert Meter Nordwest auf Position.«

Es handelte sich um einen niedrigen Betonbunker mit Schaltkästen der Telefongesellschaft. »Er sitzt auf dem Dach. Die Höhe ist nicht optimal – deshalb konnte er auch bis jetzt noch keine brauchbaren Schüsse anbringen. In der Baker Street, der Gloucester Street und im York Terrace Way sind Männer zu Fuß unterwegs. Läufer mit Glocks. Zwei Scharfschützen bewachen den Regent's Canal. Und dann ist noch ein Mann auf dem Dach des Regent's College. Wir hatten gehofft, Sie würden versuchen, dort Deckung zu finden. Auf eine Distanz von zweihundert Meter sind wir alle akkurat – Kopfschussakkurat.«

Wir hatten gehofft, Sie würden versuchen, dort Deckung zu finden. Das hätte er beinahe getan.

Janson vergegenwärtigte sich die Positionen, die sie ihm genannt hatte: Sie waren durchaus sinnvoll. Er hätte die Operation genauso eingeteilt.

Ohne den Griff zu lockern, mit dem er die Beretta hielt,

blickte er durch ihren 12x50-Doppelbereich-Entfernungsmesser, ein Präzisionsgerät aus dem Hause Swarovski. Der Betonbunker, den sie erwähnt hatte, war typisch für derartige über die Stadtlandschaft verteilte Bauten; die Leute gingen daran vorbei, ohne sie wahrzunehmen. Eine gute Position. War dort wirklich jemand? Der Bau war weitgehend vom Blattwerk verdeckt, aber ein paar Zentimeter Beton waren zu sehen. Ein Scharfschütze? Er drehte am Okular, steigerte die Vergrößerung, bis er es sah – etwas. Ein Handschuh? Ein Stück von einem Stiefel? Es war unmöglich festzustellen.

»Sie kommen mit«, erklärte Janson abrupt und packte die Frau am Handgelenk. Mit jedem Augenblick, den er hier vertrödelte, würde das Scharfschützenteam anfangen, die Gegebenheiten neu zu bewerten: Wenn sie zu dem Schluss gelangten dass er ihren Sichtbereich verlassen hatte, würden sie sich neu positionieren, und das konnte die Regeln des Spiels völlig verändern.

»Ich hab's kapiert«, sagte sie. »Es läuft ab wie in dem Hamas-Lager in Syrien in der Nähe von Qael-Gita. Sie haben eine der Wachen als Geisel genommen und sie gezwungen, die Position einer weiteren Wache zu verraten und sich so Stück für Stück weitergearbeitet. Auf diese Weise hatten Sie die Außenwachen in weniger als zwanzig Minuten unschädlich gemacht.«

»Verdammt noch mal, mit wem haben Sie geredet?«, sagte Janson verblüfft. Derartige operative Einzelheiten waren nicht allgemein bekannt, selbst innerhalb der Organisation nicht.

»Oh, Sie würden sich wundern, was ich alles über Sie weiß«, sagte sie.

Er setzte sich in Bewegung, zerrte sie mit. Ihre Schritte waren laut, absichtlich. »Lautlos«, sagte er. »Sonst könnte

ich auf die Idee kommen, Sie wollen Schwierigkeiten machen.«

Ihre Schritte wurden sofort vorsichtig, vermieden Blätter und Zweige; sie hatte in ihrer Ausbildung gelernt, sich lautlos zu bewegen; jedes Mitglied ihres Teams würde diese Ausbildung absolviert haben.

Als sie sich dem Außenbereich des Regent's Park näherten, drangen Verkehrsgeräusche und der Geruch von Auspuffgasen zu ihnen herüber. Sie befanden sich im Herzen von London, einer Grünfläche, die man vor beinahe zweihundert Jahren eingerichtet und seitdem liebevoll gehegt und gepflegt hatte. Würde am Ende Blut den sorgfältig gestutzten Rasen tränken?

Sie waren jetzt kurz vor dem Betonbunker, und Janson hielt sich den Finger an die Lippen. »Keinen Laut«, sagte er. Die Beretta hing locker in seiner Hand.

Er bückte sich und bedeutete ihr mit einer Handbewegung, das Gleiche zu tun. Er konnte jetzt oben auf dem niedrigen Bau den Scharfschützen sehen. Der Mann lag flach auf dem Bauch und stützte den Lauf seiner Waffe mit der linken Hand. Ein Scharfschütze legt den Lauf seiner Waffe niemals auf Stein, das erzeugt einen Rückschlag und beeinträchtigt den Schuss. Er war ein Bild völliger Konzentration, spähte durch das Zielfernrohr, benutzte den linken Ellbogen als Drehpunkt und ließ sein Sichtfeld leicht wandern. Seine Schultern waren gerade, der Kolben der Waffe dicht an seiner Schulter. Die Waffe selbst ruhte in dem V, das sein linker Daumen und Zeigefinger bildeten, und auf der Handfläche. Perfekte Position.

»Victor!«, rief die Frau plötzlich.

Der Schütze zuckte zusammen, seine Waffe fuhr herum, und ein ungezielter Schuss löste sich. Janson sprang zur

Seite, riss die Frau mit. Dann sprang er mit einem mächtigen Satz auf den Bunker, packte die Waffe mit einer blitzartigen Bewegung am Lauf und entriss sie dem Scharfschützen. Als der nach der Pistole an seinem Gürtel griff, schwang Janson den Karabiner mit dem Zielfernrohr wie eine Keule und schmetterte ihn dem Mann gegen den Kopf. Er sackte nach vorn, lag wieder flach wie vorher, jetzt aber besinnungslos. Janson sprang von dem Bunkerdach wieder herunter.

Die Frau warf sich mit all ihrer aufgestauten Kraft auf Jansons Hand mit der Waffe. Sie wollte die Beretta – die Waffe würde das Gleichgewicht der Kräfte völlig verändern. Im letzten Sekundenbruchteil wich Janson ihren ausgestreckten Armen aus. Sie bekam seine nasse Jacke zu fassen und stieß ihm das Knie zwischen die Beine. Als er die Hüfte zur Seite riss, krachte ihre Handkante auf sein Gelenk herunter und die Beretta flog im weiten Bogen davon.

Beide traten ein paar Schritte zurück.

Die Frau nahm die klassische Kampfstellung ein: den linken Arm im rechten Winkel zum Körper ausgestreckt, eine Barriere gegen einen plötzlichen Angriff. Ein Messer, das ihren Arm traf, würde nur die Haut verwunden und vom Knochen abgleiten: Die wichtigen Muskeln, Arterien und Sehnen auf der Innenseite waren vor einem Angriff geschützt. Ihr rechter Arm war nach unten gestreckt, und sie hielt ein kleines Messer in der Hand; es war in einer Stiefelscheide versteckt gewesen, und er hatte nicht einmal gesehen, wie sie es zog. Sie war gut, und sie war schneller und wendiger als er.

Wenn er sich nach vorne warf, das ließ ihre Haltung klar erkennen, würde sie ihm mit dem Messer den Arm aufschlitzen: ein effektiver Konter. Genau, wie es im Handbuch stand.

Sie war gut ausgebildet, und seltsamerweise beruhigte ihn das. Er ließ die Choreographie der nächsten zehn Sekunden vor seinem inneren Auge ablaufen, bereitete die Gegenreaktion auf das vor, was sie vermutlich tun würde. Die Tatsache, dass sie gut ausgebildet war, war ihre Schwäche. Er wusste, was sie tun würde, weil er wusste, was man ihr beigebracht hatte. Er hatte genügend Leute genau diese Manöver gelehrt. Aber nach fünfundzwanzig Jahren im Einsatz verfügte er über ein wesentlich umfangreicheres Repertoire an Bewegungen, Erfahrungen und Reflexen. Und das würde jetzt sein Vorteil sein.

»Mein Papa hat mir gesagt: ›Nimm nie ein Messer mit, wenn du mit der Kanone kämpfen willst‹«, sagte sie. »Aber ich weiß nicht. Mir hat es nie geschadet, ein Messer in Reserve zu haben.«

Sie hielt den Messergriff wie einen Fiedelbogen, locker und doch fest; es war offensichtlich, dass sie mit einem Messer umgehen konnte.

Plötzlich ließ er sich nach vorn fallen und packte ihren ausgestreckten Arm; sie hob die Hand mit dem Messer, wie er das vorhergesehen hatte, und er schmetterte einen vernichtenden Schlag auf ihr Handgelenk. Der Mediannerv war etwa einen Zoll hinter dem Handballen verletzbar; Jansons präzise gezielter Schlag sorgte dafür, dass ihre Hand sich unwillkürlich öffnete.

Er packte die Waffe, die sie losgelassen hatte – aber im gleichen Augenblick schoss ihre andere Hand vor, auf seine Schulter zu. Ihr Daumen bohrte sich tief in seinen Trapezmuskel, traf die darunter verlaufenden Nervenstränge und lähmte damit kurzzeitig seinen Arm und seine Schulter. Ein stechender Schmerz durchzuckte ihn. Ihr Kampfstil war beeindruckend, ein Triumph der Ausbildung über den Instinkt. Sein Fuß schoss nach vorn, traf ihr rechtes Knie und ließ sie nach rückwärts taumeln, aber

sein eigener Schwung kostete ihn ebenfalls das Gleichgewicht, und er stürzte über sie.

Er konnte die Wärme ihres schweißbedeckten Körpers unter ihm spüren, fühlte wie ihre Muskeln sich spannten, als sie wie ein geübter Ringer anfing sich zu winden und um sich zu schlagen. Mit seinen kräftigen Schenkeln presste er ihre Beine zusammen, aber ihre Arme konnten unterdessen ernsthaften Schaden anrichten. Er spürte, wie ein Schlag seinen Armplexus traf, das Bündel Nerven, das von der Oberseite der Schulter zu den Nackenwirbeln reicht, riss sofort die Ellbogen nach außen und drückte ihr die Arme auf den Boden, verließ sich ganz auf sein größeres Gewicht und seine überlegene Kraft.

Ihr Gesicht, nur wenige Zoll von dem seinen entfernt, war von Wut verzerrt, Wut darüber, dass sie es zugelassen hatte, dass er die stärkere Position gewinnen konnte.

Er sah, wie ihre Halsmuskeln sich spannten, sah, dass sie vorhatte, ihm mit einem Kopfstoß das Nasenbein zu brechen, und presste seinerseits die Stirn gegen die ihre, machte sie bewegungslos. Ihr Atem schlug ihm warm ins Gesicht.

»Sie wollen mich wirklich umbringen, wie«, stieß Janson fast amüsiert hervor. Es war keine Frage.

»Nein, Scheiße«, keuchte sie sarkastisch. »Für mich ist das bloß Vorspiel.«

Ihre Arme und Beine arbeiteten, und er hatte Mühe, seine Position zu halten.

»Was haben die Ihnen denn gesagt? Über mich, meine ich?«

Sie atmete schwer ein paar Mal ein und aus, bis ihre Atemzüge wieder regelmäßiger wurden. »Sie sind ein Abtrünniger«, erklärte sie. »Jemand, der alles verraten hat, was in seinem Leben einmal wichtig war, jemand, der für

Geld gemordet hat. Ein Kotzbrocken von der allerniedrigsten Sorte.«

»Bockmist.«

»Bockmist – das sind Sie! Alles verraten und verkauft, was Sie konnten. Die Agency verkauft, Ihr Land verkauft. Ihretwegen sind gute Agenten gestorben.«

»Wirklich? Man hat Ihnen gesagt, dass ich ein Verräter bin?«

»Durchgedreht sind Sie … oder vielleicht waren Sie auch schon immer ein Stück Scheiße. Ist egal. Jedenfalls ist unser Leben so lange in Gefahr, wie Sie leben.«

»Das hat man Ihnen gesagt?«

»Das ist die *Wahrheit«,* herrschte sie ihn an. Wieder ein Versuch, ihn abzuschütteln, ein Zittern, das durch ihren Körper lief wie ein Schaudern. »Scheiße«, sagte sie. »Wenigstens riechen Sie nicht aus dem Mund. Dafür sollte ich ja wohl dankbar sein, ha? Also, was ist jetzt? Machen Sie mich kalt oder tun wir weiter so, als würden wir bumsen?«

»Bilden Sie sich nichts ein«, sagte er. »Ein heller Typ wie Sie … und Sie glauben alles, was die Ihnen sagen?«

Seine Lippen kräuselten sich. »Aber da brauchen Sie sich nicht zu schämen. Ich hab das auch mal getan.«

Seine Stirn war immer noch gegen die ihre gepresst, Nase an Nase, Mund an Mund: die seltsame und zugleich beunruhigende Intimität tödlicher Kämpfer.

Ihre Augen zogen sich zu Schlitzen zusammen. »Haben Sie noch eine andere Story auf Lager? Ich höre zu. Bleibt mir ja nichts anderes übrig.«

Dabei versuchte sie erneut, ihn mit einem kräftigen Ruck abzuschütteln.

»Sie können sich's ja anhören. Man hat mich reingelegt.

Ich habe über zwanzig Jahre für Consular Operations gearbeitet. Schauen Sie, anscheinend wissen Sie ja eine ganze Menge über mich. Fragen Sie sich doch, ob das, was die Ihnen erzählt haben, wirklich ins Bild passt.«

Einen Augenblick lang sagte sie nichts. »Ich brauche etwas Handfestes«, sagte sie. »Wenn Sie nicht getan haben, was die behaupten, dann brauche ich etwas, was mir beweist, dass Sie die Wahrheit sagen. Mir ist schon klar, dass ich nichts habe, womit ich Sie unter Druck setzen kann. Ich will's bloß wissen.«

Zum ersten Mal sprach sie jetzt weder feindselig noch zynisch. War da etwas in seiner Stimme gewesen, das sie nachdenklich gemacht, Zweifel in ihr hatte aufkommen lassen, ob er wirklich der Schurke war, als den man ihn ihr geschildert hatte?

Er atmete tief ein, und sein Brustkorb dehnte sich über dem ihren aus: wieder eine eigenartige, ungewollte Intimität. Er spürte, wie sich ihre Muskeln unter ihm entspannten.

»Okay«, sagte sie. »Steigen Sie runter. Ich werde nicht wegrennen – ich weiß, dass Sie schneller bei der Knarre wären. Ich werde bloß zuhören.«

Er vergewisserte sich, dass ihr ganzer Körper schlaff und entspannt war, und wälzte sich dann – eine lebenswichtige Entscheidung, ein Augenblick des Vertrauens mitten im tödlichen Kampf – mit einer schnellen Bewegung von ihr herunter. Er hatte dabei ein Ziel vor Augen: die Beretta, die jetzt unter einer Esche ganz in der Nähe lag. Er schnappte sie sich und stopfte sie vorn in seinen Hosenbund.

Unsicher und etwas benommen wirkend stand die Frau auf. Dann grinste sie. »Ist das eine Kanone, die Sie in der Tasche haben, oder…«

»Das ist eine Kanone«, sagte er und schnitt ihr das Wort ab. »Ich will Ihnen mal was sagen. Ich war mal so wie Sie. War selbst eine Waffe. Etwas, mit dem ein anderer zielte und feuerte. Ich dachte, ich hätte meinen eigenen Verstand, würde meine eigenen Entscheidungen treffen. Doch in Wahrheit – war ich eine Waffe in der Hand eines anderen.«

»Für mich ist das bloß Wortgeklingel«, sagte sie. »Ich will Einzelheiten hören, keine Allgemeinplätze.«

»Schön.«

Er atmete tief, förderte eine uralte Erinnerung zutage. »Ein Penetrationseinsatz in Stockholm…«

Er sah den Mann jetzt deutlich vor sich. Grobe, wulstige *Züge,* ein schlaff gewordener Stubenhockertyp. Und Angst hatte er, schreckliche Angst. Die dunklen Tränensäcke unter seinen Augen verrieten Erschöpfung und Schlaflosigkeit. In Jansons Zielfernrohr bildeten die Züge eine Totenmaske der Angst; das Zielobjekt gab mit den Lippen leise schmatzende Laute von sich, ein absurdes Schnalzen. Warum die Angst, wenn das ein typischer Kontakt war? Er hatte schon oft solche Kontakte gesehen, Männer, die ihren Geschäften nachgingen, etwas in einem toten Briefkasten deponierten. Es zum zwanzigsten oder dreißigsten Mal im Jahr taten, gelangweilt und mit ausdrucksloser Miene. Das Gesicht dieses Mannes war anders – es war voll Angst und Abscheu vor der eigenen Person. Und als der Schwede sich dem anderen Mann zuwandte, dem mutmaßlichen russischen Kontaktmann, zeigte sein Gesicht nicht Habgier oder Dankbarkeit, sondern Ekel.

»Stockholm«, sagte sie. »Mai 1983. Sie haben gesehen, wie die Zielperson mit ihrem KGB-Führungsoffizier Kontakt herstellte, und haben ihn erledigt. Für einen Nicht-Spezialisten war es ein ziemlich sauberer Schuss:

vom Dach eines Wohngebäudes auf eine zwei Straßen entfernte Parkbank.«

»Halten Sie das Band an«, sagte er. Ihr Wissen um diese Dinge war beängstigend. »Sie haben es so beschrieben, wie ich es in meinem Bericht getan habe. Und doch, wie konnte ich wissen dass er ein Doppelagent war? Man hatte mir gesagt, dass er das war. Und der KGB-Agent? Das Gesicht habe ich erkannt, aber auch das war etwas, was mir die Einsatzkontrolle geliefert hatte. Was, wenn es nicht stimmte?«

»Sie meinen, das war gar kein KGB-Mann?«

»Tatsächlich war er das. Sergej Kuzmin hieß er. Aber der Mann, der sich mit ihm getroffen hat, hatte Angst – man hatte ihn zu dem Treffen erpresst. Er hatte keinerlei Interesse daran, dem KGB irgendetwas Nützliches zu liefern. Er hatte vor, den Mann davon zu überzeugen, dass er nichts mehr zu bieten hatte, dass sein diplomatischer Rang zu niedrig wäre, um überhaupt wertvoll zu sein. Er hatte vor, ihm zu sagen, er solle Leine ziehen, und zum Teufel mit den Folgen.«

»Woher wissen Sie das?«

»Weil ich mit seiner Frau gesprochen habe. Das gehörte nicht zu meinen Einsatzanweisungen.«

»Das ist so *zufällig*, Mann. Und woher wussten Sie, dass sie Ihnen die Wahrheit gesagt hat?«

»Ich wusste es einfach«, erwiderte er und zuckte die Schultern. Ein erfahrener Agent würde eine solche Frage nicht zu stellen brauchen. »Angelernte Intuition können Sie das nennen. Das ist nicht zu hundert Prozent verlässlich – aber hinreichend genau.«

»Wieso stand das nicht in Ihrem Bericht?«

»Weil es für die, die den Einsatz geplant hatten, nichts

Neues war«, erwiderte er kühl. »Die Planer hatten etwas ganz anderes im Sinn. Zwei Ziele, und beide erreicht. Das eine, um jedem anderen Mitglied des diplomatischen Dienstes die Botschaft zukommen zu lassen, dass es schlimme Folgen haben konnte, sich mit dem Feind einzulassen. Ich habe da sozusagen nur den Hebel der Registrierkasse heruntergedrückt.«

»Zwei Ziele, sagten Sie. Das andere?«

»Der junge Schwede hatte dem KGB bereits Akten geliefert. Indem wir ihn töteten, haben wir die Nachricht übermittelt, dass wir das Informationsleck ernst nehmen – dass wertvolle Informationen übermittelt worden waren. Dabei hatte man die in Wirklichkeit getürkt. Sorgfältig aufgebaute Desinformation. Aber das Blut des Mannes hat sie bestätigt, und die KGB-Analytiker haben uns das abgekauft.«

»Also hat auch das geklappt.«

»Ja, innerhalb eng umschriebener Parameter. Kuzmin hat die ganze Geschichte tatsächlich eine Beförderung eingetragen. Aber lassen Sie das Band ein Stück zurücklaufen und stellen Sie eine andere Frage: Hatte es etwas zu bedeuten? In diesem speziellen Fall wurde das KGB in die Irre geführt, aber mit welchen Folgen am Ende, wenn überhaupt welchen? Und waren diese Folgen das Leben des Mannes wert? Er hatte eine Frau. Wenn er überlebt hätte, hätten sie Kinder gehabt, vielleicht Enkel. Jahrzehnte mit Weihnachten und Glöckchenklingeln und Skiurlauben und…«

Janson verstummte. »Tut mir Leid«, sagte er. »Ich wollte nicht auf Ihre Tränendrüsen drücken. Ihnen wird das alles nicht viel bedeuten, nicht in Ihrem Alter. Aber es gibt Aktionen, wo die Anweisungen, die einem gegeben werden, ein einziges Lügengeflecht sind. Und in manchen Fällen

hat selbst die Person, die einem die Anweisung gibt, davon keine Ahnung. Ich vermute, dass das auch jetzt der Fall ist.«

»Du lieber Himmel«, sagte sie leise. »Nein, ich verstehe schon. Wirklich. Sie sagen, man hat Ihnen den Auftrag gegeben, diesen Mann zu erledigen – und Ihnen nie die wahren Gründe dafür genannt.«

»Man hat mir befohlen, Kuzmins Kontaktmann als Teil einer Manipulation zu töten. Und einer von denen, die manipuliert wurden, war ich selbst. Der *Inhalt* einer Direktive und das, was sie *zu bedeuten hat,* sind zwei Paar Stiefel.«

»Du lieber Himmel, davon wird mir richtig schwindelig.«

»Ich will Sie nicht verwirren. Bloß zum Denken bringen.«

»Das läuft auf das Gleiche hinaus«, sagte sie. »Aber *warum?* Warum geben die Sie zum Abschuss frei?«

»Glauben Sie nicht, dass ich mir die Frage auch gestellt habe?«

»Bei Consular Operations waren Sie eine Legende, besonders bei uns Jüngeren. Sie haben ja keine Ahnung, Janson. Keine Ahnung, wie *demoralisierend* das war, als man uns gesagt hat, Sie wären zum Verräter geworden. Die würden doch so etwas nie aus reiner Lust und Tollerei tun.«

»Aus Lust und Tollerei? Nein, so läuft das nicht. Die meisten Leute lügen, wenn sie sich damit retten können, oder jedenfalls, wenn sie sich einen Vorteil davon versprechen. Vielleicht behaupten die Leute, sie hätten eine Vermutung gehabt, die in Wirklichkeit gar nicht von ihnen stammte. Oder sie schieben die Schuld für etwas von sich auf andere. Oder sie haben irgendwie Glück und stellen es

nachher so hin, als wäre der Erfolg ihr Verdienst. Aber das ist nicht die Art von Lüge, die mich beunruhigt. Mich beunruhigt mehr die ›edle Lüge‹. Die Lüge, die für höhere Ziele verbreitet wird. Wenn man kleine Leute für größere Ziele opfert.«

Seine Stimme klang jetzt bitter. »Die Lügner, die im Interesse einer so genannten guten Sache lügen, oder dessen, was sie zur guten Sache erklären.«

»Mann!«, rief sie. Sie gab einen zischenden Laut von sich und fuhr sich mit der Hand über den Kopf, so schnell wie ein Diskus fliegt. »Jetzt komme ich nicht mehr mit. Wenn jemand Sie zum Sündenbock machen will, dann müssen die Betreffenden dafür doch gute Gründe haben.«

»Jedenfalls das, was sie für gute Gründe *halten.* Ein guter Grund, den andere als administrative Bequemlichkeit bezeichnen könnten.«

»Mhm«, machte sie. »Man hat uns zuerst etwas über Ihr Profil gesagt. Darüber weiß ich also zufälligerweise eine ganze Menge. Nun, mir wird schon klar – an der Geschichte ist etwas, was einfach keinen Sinn macht. Entweder waren Sie nicht so gut, wie das immer behauptet wird, oder Sie sind nicht so schlecht, wie die das jetzt behaupten.«

Sie trat einen Schritt näher.

»Eine Frage: Hat Lambda eine Operationsgenehmigung von Whitehall?«

»Für solche Feinheiten war keine Zeit.«

»Verstehe«, nickte Janson. »Dann müssen Sie jetzt eine Entscheidung treffen.«

»Aber unsere Direktive…«

»Natürlich, es geht um mein Leben. Ich bin da interessiert. Aber es geht auch um das Ihre. Das ist eine Lektion,

die man mir auf die harte Tour eingebläut hat.«

Sie wirkte verwirrt. »Okay, sehen Sie noch einmal durch das Glas. Sie finden Schütze C in dem ganz hohen Baum in der Nähe des Primrose Hill Gate.«

Als er das Swarowskiglas ansetzte und versuchte, sich zwischen dem Blattwerk zu orientieren, hallten Angus Fieldings Worte in seinem Bewusstsein nach.

Bist du dir in Bezug auf deine eigene Regierung ganz sicher?

Die Logik dieser Bemerkung war nicht von der Hand zu weisen. Was, wenn Cons Op vielleicht unter Einschaltung eines Agenten unter Novaks Mitarbeitern für den Mord an ihm verantwortlich gewesen war? Würde das nicht erklären, weshalb Amerika es offiziell ablehnte, sich direkt in die Operation einzuschalten? Aber wer hatte ihn dann mit den sechzehn Millionen Dollar hereingelegt? Und wenn Cons Op oder irgendeine andere Stelle in der amerikanischen Regierung Novaks Tod arrangiert hatte – warum? *Warum* betrachtete man Novak als derartige Bedrohung? Das war der Kern des Rätsels, so viel war Janson klar – eines Rätsels, das er nicht nur aus seinem ganz persönlichen Gerechtigkeitsgefühl heraus lösen musste, sondern auch um sein Überleben sicherzustellen.

Seine Überlegungen kamen plötzlich zum Stillstand, als ihn ein gewaltiger Schlag an der Schädelseite traf. Er taumelte zurück, benommen und zugleich verblüfft.

Es war die Frau. Sie hatte eine Eisenstange in der Hand, so wie man sie zum Verstärken von Betonarmierungen verwendet. An einem Ende leuchtete die Stange feuchtrot von seinem Blut. Sie hatte die Stange aus dem Haufen Baumaterial hinter dem Bunker gezogen.

»Es heißt ja immer, jedes Werkzeug ist auch eine Waffe, wenn man es nur richtig hält.«

Wieder ein Schlag, diesmal unmittelbar über seinem Ohr, mit dem widerlichen Krachen von Metall auf Knochen. Die Welt um ihn herum schien ins Taumeln zu geraten.

»Die haben uns vor Ihren Lügen gewarnt«, knurrte sie. Sein Blick war verschwommen, ein roter Nebel, aber ihr Gesichtsausdruck war unverkennbar – reiner, unverfälschter Abscheu.

Verdammt! Zu einem Zeitpunkt, wo er zu hundert Prozent auf der Hut hätte sein müssen, hatte er sich von ihrem Gehabe einlullen lassen, ihrem vorgetäuschten Mitgefühl; und dabei hatte sie in Wirklichkeit nur auf Zeit gespielt, auf eine Chance gewartet. Und ihn zum Narren gehalten.

Auf dem Boden ausgestreckt, hörte er das Pochen in seinen Schläfen, wie eine Dampfmaschine. Benommen tastete er nach der Beretta, aber es war zu spät. Sie rannte bereits, rannte davon, was ihre Beine hergaben Die Schläge mit der Eisenstange hatten zumindest eine leichte Gehirnerschütterung ausgelöst; er würde ein paar Minuten brauchen, um sich wieder aufzurappeln. Und bis dahin würde sie weg sein. Ein Feind, eine mögliche Hilfe – weg.

Er spürte eine Welle von Übelkeit in sich aufsteigen und zugleich ein Gefühl der Leere. Wem konnte er vertrauen? Welche Seite hatte gegen ihn zu den Waffen gegriffen? Und auf welcher Seite stand er?

In diesem Augenblick konnte er nur sagen: auf seiner eigenen. Konnte er mit Verbündeten rechnen? Verdiente er sie? Die Frau hielt ihn für schuldig; würde er an ihrer Stelle anders gedacht, anders gehandelt haben?

Er sah auf die Uhr, versuchte aufzustehen und verlor die Besinnung.

»Verkünde Funkcheck.«

»Angenommen. Alles sicher. Over.«

In Vietnam war es selten still. Kampfzonen waren ein Tohuwabohu aus Geräuschen und Bildern. Die Artillerie hämmerte, Leuchtkugeln pfiffen flackernd über den Nachthimmel und beleuchteten ihn wie hundert Scheinwerfer. Dann war da das Zischen von Leuchtspurmunition, das Dröhnen von Hubschraubern, die blinkenden Positionslichter von Jets. Bald war das alles zusammen so sinnlos wie die blökenden Hupen und das Dröhnen der Motoren in der Stoßzeit. Aber ihr kommandierender Offizier hatte ihnen dabei geholfen, einen Sinn für alles, was nicht Routine war, zu entwickeln.

Janson drehte wie wild an der Stellschraube seines Zielfernrohrs, arbeitete sich durch die Sumpfgräser und Palmen, bis er die Lichtung mit den beiden Hütten sah. Vor einer der Hütten brannte ein Feuer, zwei Vietkong kauerten daneben.

Gab es Stolperdrähte mit Leuchtraketen? Vor drei Tagen war Mendez in einen geraten; Sekunden später war automatisch die Leuchtkugel ausgelöst worden – eine laut zischende Magnesiumflamme, die langsam an einem winzigen Fallschirm heruntersank und sie alle in gespenstisches weißes Licht hüllte. Einen solchen Fehler konnten sie sich jetzt nicht erlauben.

Janson funkte Demarest an. Wenigstens zwei Victor Charlies identifiziert. Dreihundert Meter Distanz. Erwarte Anweisungen.

Erwarte Anweisungen.

Erwarte Anweisungen.

Ein Knistern von Störgeräuschen aus den Kopfhörern, dann Demarests Stimme: »Inhalt mit Vorsicht behandeln. Bringen Sie sie zwei Klick nördlich des Basislagers, aber vorsichtig behandeln, wie Waterford-Kristall. Ich will

keinen Bruchschaden haben und auch keine Kratzer. Meinen Sie, Sie schaffen das?«

»Sir?«

»Immer freundlich bleiben, Lieutenant. Sie sprechen wohl nicht Englisch? Ich kann es Ihnen in sieben anderen Sprachen erklären, wenn Sie das vorziehen.«

»Nein, Sir, ich verstehe, Sir. Aber ich bin nicht sicher, wie wir es schaffen sollen, dass…«

»Sie werden schon einen Weg finden, Janson.«

»Ich weiß Ihr Vertrauen zu schätzen, Sir, aber…«

»Schon gut, schon gut. Wissen Sie, ich weiß, dass *ich* einen Weg finden würde. Und wie gesagt, ich habe das Gefühl, wir beide, Sie und ich, sind einander recht ähnlich.«

Seine Finger tasteten über den Boden: gestutztes Gras, keine Dschungelpflanzen. Er zwang sich, die Augen aufzuschlagen, nahm das Grün des Regent's Park in sich auf, sah auf die Uhr. Zwei Minuten waren verstrichen. Es würde höchste Konzentration erfordern, nicht erneut das Bewusstsein zu verlieren, aber das musste ihm gelingen.

Die Gedanken, die ihm durch den Kopf gezogen waren, wurden von einem anderen, dringenderen überdeckt: *Ihm blieb keine Zeit.*

Sie mussten bereits festgestellt haben, dass die Axialanordnung zusammengebrochen war, einfach weil keine Funksignale mehr gekommen waren. Andere würden in das Areal eindringen. Mit verschwommenem Blick und einem stetigen schmerzhaften Dröhnen im Schädel arbeitete er sich durch einen Hindernispfad kegelförmig gestutzter Eiben, bis er schließlich das Hanover Gate erreicht hatte.

Als er an den Randstein taumelte, stieg gerade ein älteres Ehepaar aus einem schwarzen Taxi. Es waren Amerikaner, und sie bewegten sich langsam.

»Nein«, sagte die aufgedunsene, mürrisch wirkende Frau, »Du brauchst kein Trinkgeld zu geben. Das hier ist England. In England gibt man kein Trinkgeld.«

Ihr Mund war mit grellrotem Lippenstift verschmiert, was die senkrechten Altersfalten darüber und darunter noch deutlicher hervortreten ließ.

»Natürlich tun sie das«, murrte ihr Mann. »Was weißt du denn? Du weißt überhaupt nichts. Aber du musst ja zu allem deinen Senf geben.«

Er tastete mit der Vorsicht und dem Bedacht eines Archäologen, der antike Papyrusblätter auseinander trennen muss, in dem fremdartigen Geld in seiner Brieftasche herum. »Sylvia, hast du einen Zehn-Pfund-Schein?«

Die Frau klappte die Handtasche auf und fing qualvoll langsam an, nach ihrer Geldbörse zu suchen.

Janson beobachtete das Geschehen mit zunehmender Unruhe, es waren nämlich weit und breit keine anderen Taxis auf der Straße zu sehen.

»Hey«, sagte Janson zu dem amerikanischen Ehepaar. »Lassen Sie mich zahlen.«

Die beiden Amerikaner musterten ihn mit unverhohlenem Argwohn.

»Nein, wirklich«, sagte Janson. Die Konturen des amerikanischen Ehepaars wurden vor seinen Augen immer wieder scharf und gleich darauf unscharf. »Kein Problem. Ich habe heute meinen großzügigen Tag. Aber … machen Sie bitte wirklich *schnell.«*

Die beiden wechselten Blicke. »Sylvia, der Mann hier hat gesagt, dass er…«

»Ich habe gehört, was der Mann gesagt hat«, erwiderte die Frau gereizt. »Sag Danke schön.«

»Und wo ist der Haken?«, fragte der alte Mann, und seine schmalen Lippen verzogen sich argwöhnisch.

»Der Haken ist, dass Sie beide jetzt schleunigst aussteigen sollten.«

Die beiden wankten schwerfällig zum Gehsteig und standen halb benommen da. Janson stieg in das geräumige Fahrzeug, eines jener klassischen schwarzen Taxis, das die Manganese Bronze Holdings PLC hergestellt hatte.

»Augenblick!«, rief die Frau. »Unsere Tüten. Ich hatte zwei Einkaufstüten…«

Es klang gereizt.

Janson fand zwei Plastiktüten mit dem Emblem von Marks & Spencer darauf, öffnete die Tür und stellte sie ihr vor die Füße.

»Wo soll's denn hingehen, Freund?«, fragte der Fahrer. Dann sah er Janson im Rückspiegel an und zuckte zusammen. »Da haben Sie ja eine hässliche Wunde.«

»Sieht schlimmer aus als, sie ist«, murmelte Janson.

»Sehen Sie zu, dass Sie mir die Polster nicht verschmieren«, knurrte der Fahrer.

Janson schob eine Hundert-Pfund-Note durch die Trennscheibe.

»Das sieht schon besser aus«, meinte der Fahrer, dessen Tonfall sich plötzlich veränderte. »Sie sind der Chef und ich der Gaul, knallen Sie mit der Peitsche, und ich halt's Maul.«

Er schien sehr stolz auf seinen Reim.

Janson sagte dem Fahrer, wo er hinfahren solle.

»Geht in Ordnung«, nickte der Mann.

Das Pochen in Jansons Schädel war so laut und so regelmäßig wie von einem Presslufthammer. Janson zog ein Taschentuch heraus und band es sich um den Kopf, bemüht, die Blutung zu stillen. »Können wir jetzt fahren?«

Er sah durch das Rückfenster des Taxis – das plötzlich in der linken unteren Ecke, ganz nah bei seinem Kopf, ein Spinnwebenmuster bekam. Eine Kugel hatte das Mehrschichtglas durchschlagen.

»Heilige Mutter Gottes!«, schrie der Fahrer.

»Treten Sie einfach aufs Gas«, sagte Janson unnötigerweise und duckte sich in seinem Sitz.

»Geht klar, Freund«, sagte der Fahrer, und der Motor des Taxis heulte auf.

»Also los, Mann.«

Janson schob eine weitere Hundertpfund-Note durch den Schlitz in der Trennscheibe.

»Gibt es denn noch mehr Probleme?«, fragte der Fahrer und warf einen zweifelnden Blick auf den Geldschein. Sie hatten inzwischen die Marylebone Road erreicht und reihten sich in den schnell dahinfließenden Verkehr ein.

»Ganz und gar nicht«, erklärte Janson mit grimmiger Miene. »Sie können mir glauben. Es wird so einfach wie ein Spaziergang im Park.«

*

Sie sah ihn *tatsächlich* an. Er bildete sich das nicht ein.

Kazuo Onishi ließ den Blick durch die verräucherte Singles-Bar wandern und sah dann wieder auf den kärglichen in seinem Glas verbliebenen Rest von Bier. Die Frau war atemberaubend: langes blondes Haar, Stupsnase, verschmitztes Lächeln. Was hatte sie alleine an der Bar

verloren?

»Kaz, macht dich die Braut auf dem Barhocker etwa an?«

Es musste also stimmen – selbst sein Freund Dexter hatte es bemerkt. Onishi lächelte. »Warum tust du so überrascht?«, feixte er. »Die Ladys erkennen eben einen starken Typ, wenn sie einen zu sehen bekommen.«

»Das muss wohl der Grund sein, dass du die letzten fünf Mal, die wir hier waren, alleine nach Hause gegangen bist«, erklärte Dexter Fillmore, ein Schwarzer mit Brille, der auch nicht viel mehr Glück gehabt hatte. Die beiden kannten sich schon seit ihrer Studentenzeit am Caltech; jetzt redeten sie nie über ihre Arbeit – das Thema kam einfach nicht zur Sprache, weil das, was sie beide taten, strengsten Sicherheitsvorschriften unterlag –, sie hatten aber, wenn es um ihr Liebesleben ging, nur wenige Geheimnisse voreinander. »Ich bin Junggeselle, ungebunden und verdiene gutes Geld: Die Ladys sollten sich eigentlich eine Nummer ziehen und Schlange stehen«, beklagte sich Onishi regelmäßig.

»Eine irrationale oder eine imaginäre Zahl?«, pflegte Fillmore feixend darauf zu antworten.

Aber jetzt sah es tatsächlich so aus, als ob Kazuo Onishi einen Glückstreffer gezogen hätte.

Der dritte Blick, den die Frau ihm zuwarf, war wirklich unzweideutig.

»Du solltest jetzt den Schiedsrichter rufen«, sagte Onishi. »Wenn die nämlich so weitermacht, gehe ich K.O.«

»Komm schon, du sagst doch immer, dass es bei einem Mädchen auf die Persönlichkeit ankommt«, protestierte Dexter grinsend. »Auf den äußeren Eindruck hin kann man doch eine Frau nicht beurteilen.«

»Ach was, ich spüre einfach die Persönlichkeit«, sagte Onishi. »Das sieht man doch.«

»Mhm«, machte sein Freund. »Ich wette, damit meinst du die Persönlichkeit unter ihrem engen Pulli.«

Und jetzt kam die Frau sogar auf ihn zu, einen Martini verspielt zwischen Daumen und Zeigefinger haltend. Da begann ganz offensichtlich eine Glückssträhne.

»Sitzt hier jemand?«, fragte sie und deutete auf einen leeren Stuhl neben Onishi. Sie setzte sich, stellte ihren Cocktail neben sein Bierglas und winkte dann einer Bedienung, dass sie Nachschub bringen solle. »Okay, normalerweise tue ich so etwas nicht, aber ich habe hier auf meinen ehemaligen Boyfriend gewartet, der immer noch Probleme hat, wenn Sie verstehen, was ich meine, und, ich schwör's, da fängt doch der Barkeeper tatsächlich an, mich anzumachen. Ich meine, was soll das?«

»Keine Ahnung«, sagte Onishi mit Unschuldsmiene. »Und wo ist der Boyfriend?«

»Ex«, betonte sie. »Er hat mich gerade auf dem Handy angerufen und gesagt, in der Arbeit sei etwas Wichtiges dazwischengekommen. Was weiß ich denn. Glauben Sie's mir, ich war ohnehin nicht scharf darauf, ihn zu treffen. Aber wahrscheinlich hört er erst dann auf, mich anzurufen, wenn er eine neue Freundin hat.«

Sie wandte sich Onishi zu und ließ ein betörendes Lächeln aufblitzen. »Oder sobald ich einen neuen Boyfriend gefunden habe.«

Dexter Fillmore leerte sein Glas und hustete. »Ich hol mir eine Schachtel Camels. Braucht jemand etwas?«

»Mir auch eine«, sagte Onishi.

Nachdem Fillmore gegangen war, drehte sich die Blondine zu Onishi herum und schnitt ein Gesicht. »Du rauchst

Camels?«

»Hältst wohl nicht viel vom Rauchen, hm?«

»Das ist es nicht. Aber bitte, es gibt schließlich etwas Besseres als diesen Automatenscheiß. Hast du je eine Balkan Sobranie versucht? Das ist mir eine *richtige* Zigarette.«

»Eine was?«

Sie klappte ihre Handtasche auf und holte eine Metalldose heraus. Sie enthielt eine Reihe schwarzer filterloser Zigaretten mit goldenem Mundstück. »Frisch aus dem Diplomatengepäck«, sagte sie und reichte ihm eine. »Versuch mal«, sagte sie. Gleich darauf hielt sie ein Feuerzeug in der Hand.

Das Mädchen hat geschickte Hände, dachte Onishi und nahm einen tiefen Zug. Viel versprechend. Außerdem war er erleichtert, dass sie noch nicht die Standardfrage Was-machst-du-eigentlich-beruflich gestellt hatte. Er antwortete darauf immer, er sei »Systemadministrator im Regierungsdienst«, und dann fragte niemand weiter, und wenn sie es doch taten, hatte er eine eingeübte Formel von wegen »Plattforminteroperabilität« zwischen dem Landwirtschafts- und dem Verkehrsministerium. Das löste jedes Mal derartige Verblüffung aus, dass mit Sicherheit keine weiteren Fragen mehr kamen. Aber der eigentliche Grund, weshalb er froh war, dass sie nicht gefragt hatte, war, dass er überhaupt nicht an seinen Job denken wollte. Seinen wirklichen Job. In letzter Zeit war der so stressig geworden, dass seine Schultern schon zu schmerzen anfingen, wenn er nur sein Büro betrat. Sie hatten wirklich ständig Pech gehabt. Unsagbar. All der Schweiß, all die Jahre – und dann musste das gottverdammte Moebius-Programm platzen! Es war einfach dringend nötig, dass er in einem anderen Bereich seines Lebens etwas Glück

hatte. Zum Teufel, *er hatte einfach verdient,* dass er Glück hatte.

Die Augen der Traumblondine verweilten auf seinem Gesicht, als der Rauch seine Lungen füllte. Etwas an ihm schien sie zu faszinieren. Ein neues Lied begann aus dem Lautsprecher zu tönen; das aus diesem großen neuen Film über den Zweiten Weltkrieg. Onishi mochte das Lied. Einen Augenblick lang hatte er das Gefühl, er würde vor Glück gleich abheben.

Er hustete. »Stark«, sagte er.

»So waren Zigaretten früher einmal«, erwiderte sie. Sie sprach mit einem ganz schwachen Akzent, aber er wusste nicht, wo er ihn unterbringen sollte. »Und jetzt sei ein Mann. Tief einatmen.«

Er nahm einen weiteren Zug.

»Etwas Besonderes, nicht wahr?«, fragte sie.

»Ein wenig streng«, meinte er vorsichtig.

»Nicht streng, *voll!* Ich schwör's dir, bei den meisten amerikanischen Zigaretten könnte man ebenso gut Schreibmaschinenpapier rauchen.«

Onishi nickte, aber in Wirklichkeit fühlte er sich etwas benommen, sogar mehr als nur *etwas* benommen. Es musste wirklich starker Tabak sein. Er spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg und wie er zu schwitzen anfing.

»Ach, der arme Kleine, schau dich nur an«, sagte die Blondine. »Du siehst so aus, als könntest du etwas frische Luft gebrauchen.«

»Das könnte mir gut tun«, pflichtete Onishi ihr bei.

»Komm«, sagte sie. »Lass uns einen kleinen Spaziergang machen.«

Er schickte sich an, nach der Brieftasche zu greifen, aber sie legte einen Zwanziger hin, und er fühlte sich zu

benommen, um sich dagegen zu sträuben. Dexter würde sich wahrscheinlich fragen, was aus ihm geworden war, aber das konnte er ja später erklären.

Draußen, in der kühleren, frischen Luft, hielt das Schwindelgefühl an.

Sie griff nach seiner Hand, drückte sie beruhigend. Im Licht der Straßenlaterne sah sie noch schöner aus – es sei denn, auch das war auf seine Benommenheit zurückzuführen.

»Du scheinst nicht besonders fest auf den Beinen zu stehen, weißt du«, sagte sie.

»Nein«, erwiderte er und wusste, dass er dabei albern grinste, konnte aber nichts dagegen tun.

»Ts, ts, ts«, tadelte sie verspielt. »Ein großer, kräftiger Mann wie du kippt schon von einer Balkan Sobranie um?«

Blondie hielt ihn also für einen großen, kräftigen Mann? Das war ja ermutigend. Eine positive Erkenntnis in dem vielfältigen Gemenge seines Sexuallebens. Sein Grinsen wurde breiter.

Zugleich spürte er, wie seine Gedanken seltsam wirr wurden, aber auch das machte ihm nichts aus.

»Gehen wir doch zu meinem Wagen und fahren ein Stückchen«, sagte sie. Ihre Stimme klang jetzt, als käme sie aus meilenweiter Ferne, und eine andere leise Stimme in ihm sagte: *Das ist vielleicht gar keine so besonders gute Idee, Kaz,* und dann stellte er fest, dass er zu nichts anderem fähig war, als Ja zu sagen.

Er würde mit der schönen Fremden mitgehen. Er würde tun, was sie sagte. Er würde ihr gehören.

Nur wie durch einen Nebel war er sich bewusst, wie ruckfrei sie die Gänge ihres blauen Cabrios schaltete, und das mit den kontrollierten Bewegungen von jemand, der

einen Terminplan einhalten musste, der ein Ziel hatte.

»Du wirst großen Spaß haben, Kazuo«, sagte sie, und ihre rechte Hand strich dabei über seinen Oberschenkel, als sie hinübergriff, um seine Tür abzuschließen.

Ein Gedanke funkelte und blitzte: *Ich habe ihr nie meinen Namen gesagt,* und ein anderer Gedanke schloss sich an: *Etwas stimmt nicht mit mir, stimmt überhaupt nicht,* und dann verschwanden all diese Gedanken in der dunklen Leere, zu der sein Bewusstsein geworden war.

TEIL 3

18

Der Chassid presste nervös seinen zerkratzten Aktenkoffer an sich und schlurfte wie ein alter Mann an die Reling des oberen Vorderdecks. Sein Blick wirkte irgendwie verängstigt, was allerdings, wie es schien, mehr seinem Wesen als den augenblicklichen Umständen an Bord der Expressfähre der Stena Line zuzuschreiben war. Die gewaltige Doppelrumpffähre brauchte knappe vier Stunden für die Reise von Harwich nach Hoek van Holland, wo die Passagiere in Spezialzüge umsteigen konnten, die sie direkt in die Centraal Station von Amsterdam brachten. Die Reederei des Hochgeschwindigkeitsschiffes hatte keinen Aufwand gescheut, um ihren Passagieren die Reise so angenehm wie nur möglich zu machen: An Bord gab es mehrere Bars, zwei Restaurants, eine Anzahl Ladengeschäfte und ein Kino. Der Chassid, der orthodoxe Jude, mit dem zerkratzten Aktenkoffer wirkte freilich nicht wie jemand, der derartige Zerstreuungsmöglichkeiten zu nutzen pflegte. Sein Typ war unverkennbar: ein Diamantenhändler – konnte daran auch der geringste Zweifel bestehen? –, der an den Luxusgütern seines Gewerbes eigentlich keinerlei Interesse hatte, ähnlich einem Abstinenzler, der eine Destille betrieb. Andere Passagiere musterten ihn kurz und wandten sich dann ab. Ihn anzustarren gehörte sich nicht, man wollte ja schließlich nicht, dass der Chassid auf falsche Gedanken kam.

Jetzt zerzauste die salzige Brise den weißen Vollbart und die Ohrenlocken des Mannes und zupfte an seinem schwarzen, langen Wollrock. Der runde schwarze Hut saß wie festgeklebt auf seinem Kopf, als der Mann seinen Blick über den bleigrauen Himmel und die graugrüne See

schweifen ließ. Kein sonderlich anregender Anblick, aber dem Chassid schien er gut zu tun.

Eine derartige Gestalt, das wusste Janson, wurde dadurch unsichtbar, dass sie auffiel. Wenn der Klebstoff an seinen Wangen juckte und der dicke Wollrock unangenehm warm war, dann trug das dazu bei, jene gewisse Ängstlichkeit zu erzeugen, die die von ihm eingenommene Rolle verlangte. Er ließ sich von der Brise kühlen, ließ sich den Schweiß abtrocknen. Daran zu zweifeln, dass er derjenige war, als den ihn sein Pass auswies, war kein Anlass; er zog von Zeit zu Zeit ein kleines, von einer Plastikschicht geschütztes Foto des verblichenen Rabbi Schneerson aus der Tasche, den viele Chassidim für den Messias, oder *mosiach*, hielten, und betrachtete es liebevoll. Solche Einzelheiten waren wichtig, wenn man eine Rolle überzeugend spielen wollte.

Als er hinter sich Schritte hörte, drehte er sich langsam um. Ein Mann mit rundkrempigem Hut und in düsterer schwarzer Kleidung stand vor ihm, und er wurde unruhig. Das war ebenfalls ein Chassid – aber ein *echter*. Ein Glaubensgenosse, redete er sich eindringlich ein. *Du bist der, für den du dich ausgibst* – das war ein altehrwürdiger Grundsatz des Spionagegewerbes. Ein weiterer Grundsatz lautete freilich, es damit nicht zu übertreiben.

Der andere Mann, er war kleiner als Janson und vielleicht Anfang der vierzig, sah ihn lächelnd an. *»Voos hurst zich?«*, fragte er und senkte dabei leicht den Kopf. Sein Haar war rötlich, seine Augen unter der billigen Kassenbrille von wässrigem Blau. Er trug eine kleine Ledermappe unter den Arm geklemmt.

Janson senkte leicht den Kopf, presste seinen Aktenkoffer an sich und setzte ein vorsichtig freundliches Lächeln auf, das freilich durch die unvollkommene Geschmeidigkeit des Gesichtsklebers, den er benutzt hatte, etwas

beeinträchtigt wurde. Wie sollte er antworten? Es gab Menschen, die die Gabe besaßen, sich spielerisch leicht neue Sprachen anzueignen, manchmal mit geradezu unheimlicher Flüssigkeit; Alan Demarest war so ein Mensch. Janson verfügte zwar aus seiner Studentenzeit über brauchbare Deutsch- und Französischkenntnisse und sprach auch ein wenig Tschechisch, das er sich von seiner Tschechisch sprechenden Mutter angeeignet hatte, gehörte aber sonst jenem beneidenswerten Kreis der Sprachbegabten nicht an. Jetzt zermarterte er sich das Gehirn und versuchte verzweifelt, dort auf ein paar Brocken Jiddisch zu stoßen. Das war eine Eventualität, mit der er hätte rechnen müssen. Ungefährlicher, als sich ein lahmes *»Shalom«* abzuringen, würde es wohl sein, sich gar nicht erst auf ein Gespräch einzulassen. Einen Augenblick lang gab er sich der flüchtigen Phantasievorstellung hin, den unbequemen Störenfried über Bord zu werfen. Doch dann deutete er auf seinen Hals und schüttelte den Kopf. »Laryngitis«, flüsterte er, bemüht, den Akzent des New Yorker East End wenigstens einigermaßen zu treffen.

»Ir filt zich besser?«, fragte der Mann mit einem freundlichen Blick. Er war eine einsame Seele und ließ sich nicht so leicht von dem Versuch abbringen, Anschluss an seinesgleichen zu finden.

Janson hustete explosionsartig. »Tut mir Leid«, flüsterte er. »Sehr *ansteckend.«*

Der andere trat erschreckt zwei Schritte zurück. Er verbeugte sich erneut und faltete die Hände ineinander. *»Shalom aleichem.* Friede und Segen sei mit Euch«, sagte er, hob dann Abschied nehmend zittrig die Hand und zog sich schnell, aber höflich zurück.

Janson gab sich wieder ganz der kühlenden Brise hin. *Wir wissen mehr, als wir wissen,* hatte Demarest ihm immer wieder eingeschärft. Janson glaubte, dass das in

diesem Fall zutraf – er würde nur dann weiterkommen, wenn es ihm gelang, die einzelnen Daten, die er bereits gesammelt hatte, in die richtige Beziehung zueinander zu bringen.

Er wusste, dass eine geheime Abteilung der amerikanischen Regierung auf seinen Tod aus war. Dass man mit Hilfe höchst komplizierter elektronischer Manipulationen eine gewaltige Summe auf sein Konto überwiesen hatte. Und dass demzufolge der Eindruck entstanden war, dass man ihn dafür bezahlt hatte, Novak zu töten.

Konnte er das Geld in irgendeiner Weise nutzen? Eine innere Stimme riet ihm davon ab – jetzt noch nicht. Nicht, solange die wahre Herkunft des Betrags ein Geheimnis war. Das könnte als Beweismittel vielleicht entscheidend sein. Und – die Möglichkeit nagte ständig an ihm – vielleicht war das Geld auch mit einer Art hochkompliziertem elektronischem »Stolperdraht« versehen, sodass er mit jedem Versuch, es abzuheben, seine Feinde über seinen Standort informieren würde. Und das führte ihn wieder zu der schlichten Frage zurück, wer diese Feinde wohl sein mochten.

Auf wessen Seite stehen Sie, Marta Lang? Bevor er an Bord der Fähre gegangen war, hatte er wieder einmal versucht, mit ihr Verbindung aufzunehmen, auch diesmal ohne Erfolg. War sie beteiligt an einer mörderischen Intrige? Oder war sie entführt, ja sogar ermordet worden – ein Opfer derselben Intrige, die Peter Novak das Leben gekostet hatte? Janson hatte einen alten Freund in Manhattan angerufen – einen Veteranen der Nachrichtendienste, der sich im Ruhestand befand – und ihn gebeten, sich im New Yorker Büro der Liberty Foundation nach ihr umzusehen, wo Lang ja angeblich ihr Büro hatte. Bis jetzt hatte es keinerlei Anzeichen dafür gegeben, dass sie in das Gebäude an der Vierzigsten Straße zurückgekehrt war. Sie

musste woanders sein – aber wo?

Und dann kam es Janson ebenso merkwürdig vor, wie auch Fielding, dass die Nachricht von Novaks Tod nach wie vor von niemand gemeldet worden war. Soweit es die Öffentlichkeit betraf, war nichts davon – weder die Entführung noch der Mord – je geschehen. Lief da vielleicht unter Mitwirkung der Leute in der Liberty Foundation ein Plan ab, der es nicht opportun erscheinen ließ, diese schreckliche Tragödie bekannt zu machen? Aber wie lange glaubten sie eigentlich, so etwas verheimlichen zu können? Janson hatte von Gerüchten gehört, dass man den Tod Deng Xiaopings mehr als eine Woche lang verheimlicht hatte, während man über die Nachfolgefrage beriet; das Regime war damals überzeugt gewesen, dass es keine auch noch so kurze Periode öffentlicher Unsicherheit riskieren durfte. Stand bei der Liberty Foundation etwa Ähnliches auf dem Spiel? Novaks gewaltiger Reichtum, oder wenigstens der größte Teil davon, steckte bereits in der Liberty Foundation. Deshalb war eigentlich nicht vorstellbar, dass sein Tod einen unmittelbaren Einfluss auf die Finanzen der Stiftung haben könnte. Andererseits hatte Grigori Berman ihm gesagt, dass die Überweisung auf sein Konto aus Amsterdam gekommen war, genauer gesagt von einem Konto der Liberty Foundation. Wer in der Stiftung war imstande gewesen, diese Zahlung vorzunehmen?

Novak war ein mächtiger Mann, und seine Feinde würden dies ohne Zweifel auch sein. Er musste davon ausgehen, dass Novaks Feinde auch die seinen waren. Und das Infernalische an dieser infernalischen Gleichung war, dass sie jedermann und überall sein konnten. Fielding hatte sich, ehe man ihn umgedreht hatte, sehr negativ über Novaks Gegner geäußert. Die »Oligarchen« korrupter plutokratischer Regime, besonders jene in Osteuropa,

könnten zu dem Schluss gelangt sein, dass sie gemeinsame Interessen mit einer Gruppe von Planern in den Vereinigten Staaten hatten, die Novaks wachsenden Einfluss mit Neid und Unbehagen betrachtet hatten. *Fragen Sie sich doch einmal, warum Amerika so gehasst wird:* die Worte Andros'. Die Antwort auf diese Fragen war kompliziert, sie schloss all die Wut und den Ärger jener ein, die sich von der führenden Rolle Amerikas verdrängt und entmachtet fühlten. Aber Amerika war ja schließlich alles andere als ein zahnloses Unschuldslamm: Wenn es sich dafür einsetzte, seine globale Vorrangstellung zu schützen, konnte es mit brutaler Rücksichtslosigkeit vorgehen. Es war durchaus vorstellbar, dass sich Angehörige des für die Außenpolitik zuständigen Establishments durch das Wirken einer wahrhaft selbstlosen Gestalt bedroht fühlten, einfach weil sie diese Aktionen nicht kontrollieren konnten. Fieldings Worte fielen ihm ein: *Jeder weiß, dass er häufig Avancen zurückgewiesen hat, die Amerika ihm gemacht hat, dass er das für die Außenpolitik zuständige Establishment geärgert hat, indem er seinen eigenen Weg gegangen ist. Die einzige Richtschnur, die es für ihn gab, war sein eigenes Gewissen.* Wer konnte vorhersehen, wozu die Planer in Washington in ihrer Wut fähig waren – kurzsichtige, einseitig orientierte Leute, geblendet von perverser Machtgier, die sie für Patriotismus hielten? Dies war nicht die beste Seite Amerikas, nichts, worauf er stolz sein konnte. Aber es wäre schiere Naivität, so tun zu wollen, als wäre das Establishment zu solchen Handlungen unfähig. Lieutenant Commander Alan Demarest das ging ihm manchmal durch den Sinn, hatte sich für einen Amerikaner von echtem Schrot und Korn gehalten. Janson war das lange Zeit wie eine bösartige Selbsttäuschung vorgekommen. Doch was, wenn die Demarests der Welt Recht hatten? Was, wenn sie nicht *Amerika* repräsentier-

ten, das nicht, aber immerhin einen *Wesenszug* Amerikas, eines Amerika, dem Ausländer in gepeinigten Ländern mit größerer Wahrscheinlichkeit begegneten als sonst wo? Janson schloss die Augen, konnte aber die lebhaften Erinnerungen aus seiner Vergangenheit einfach nicht verdrängen, die ihn selbst jetzt noch quälten.

*

»Nein, bringen Sie sie nicht herein«, hatte der Lieutenant Commander Janson angewiesen. In seinen Kopfhörern konnte er trotz der vom schlechten Wetter bedingten Störungen im Hintergrund Choralmusik hören. »Ich komme raus.«

»Sir«, erwiderte Janson, »Das ist nicht nötig. Sie sind gefesselt, wie Sie es verlangt haben. Die Gefangenen sind unverletzt, aber bewegungsunfähig.«

»Was sicherlich einige Mühe gekostet hat. Aber es überrascht mich nicht, dass Sie das geschafft haben, Janson.«

»Es würde keinerlei Schwierigkeiten bereiten, sie zu transportieren, Sir«, erwiderte Janson.

»Ich will Ihnen was sagen«, erklärte Demarest, »bringen Sie sie zum Candle Bog.«

Candle Bog, so nannten die Amerikaner eine Dschungellichtung vier Kilometer nördlich ihres Hauptlagers. Vor einem Monat hatte es dort ein Gefecht gegeben, als amerikanische Patrouillen auf zwei Unterstände und drei Männer gestoßen waren, die sie als Vietkong-Kuriere identifiziert hatten. Ein Amerikaner war bei der Schießerei ums Leben gekommen; alle drei Vietkong waren am Ende getötet worden. Ein verletzter Angehöriger des amerikanischen Trupps hatte den vietnamesischen Namen des Ortes,

Quan Ho Bok, zu Candle Bog verballhornt, und der Name war hängen geblieben.

Die Gefangenen nach Candle Bog zu transportieren nahm zwei Stunden in Anspruch. Demarest erwartete sie bereits, als sie eintrafen. Er saß auf dem Beifahrersitz eines Jeeps, sein Stellvertreter Tom Bewick saß hinter dem Steuer.

Janson sah, dass die Gefangenen durstig waren; da man ihnen die Arme an die Seiten gefesselt hatte, hielt er ihnen seine Feldflasche an die Lippen und teilte ihren Inhalt zwischen den beiden auf. Trotz ihrer Angst und ihrer Unsicherheit schlürften die Gefangenen das Wasser dankbar. Er ließ sie auf dem Boden zwischen den beiden Unterständen ausruhen.

»Gute Arbeit, Janson«, lobte Demarest.

»Humane Behandlung von Kriegsgefangenen, wie es die Genfer Konvention vorschreibt«, erwiderte Janson. »Wenn der Feind nur unserem Vorbild folgen würde, Sir.«

Demarest schmunzelte. »Äußerst komisch, mein Junge.«

Er drehte sich zu seinem Stellvertreter um. »Tom«, sagte er. »Würden Sie unseren Gästen die Ehre erweisen?«

Bewicks braun gebranntes Gesicht sah wie aus Holz geschnitzt aus, mit groben Schlitzen, die die Augen und den Mund darstellten. Seine Nase war klein, schmal und scharfkantig, fleckige Sonnenbräune, die irgendwie an Holzmaserung erinnerte, verstärkte den Eindruck noch. Seine Bewegungen waren schnell und effizient, aber eher ruckartig als flüssig. Das verstärkte in Janson das Gefühl, dass Bewick zu einer Art Marionette Demarests geworden war.

Bewick trat vor den ersten Gefangenen, zog ein großes Messer heraus und fing an, die Seile durchzusägen, mit denen ihnen die Arme an die Seiten gefesselt waren.

»Sie müssen es sich bequem machen können«, erklärte Demarest.

Bald war klar zu erkennen, dass Bequemlichkeit nicht gerade Bewicks Ziel war. Der Offizier knüpfte Schlingen aus Nylonseil, knotete sie um Fuß- und Handgelenke der Gefangenen und schlang das Seil dann um den Mittelbalken eines Holzgerüsts zwischen den Unterständen. Die Gefangenen lagen jetzt mit gespreizten Armen und Beinen wie aufgespießte Insekten da; das straffe Seil spannte ihre Gliedmaßen in einer unnatürlichen Haltung. Sie waren völlig wehrlos und wussten das auch.

Und die Erkenntnis dieser Wehrlosigkeit würde psychologische Auswirkungen haben.

Janson verspürte ein unbehagliches Gefühl in der Magengrube. »Sir…?«, setzte er an.

»Sagen Sie nichts«, erwiderte Demarest. »Schauen Sie bloß zu. Dann lernen Sie was. Die alte Regel: einmal sehen, einmal tun, einmal lehren.«

Jetzt ging Demarest auf den Gefangenen zu, der ihm am nächsten auf dem Boden lag. Er strich dem jungen Mann liebkosend über die Wangen, und sagte: *»Toi men ban«*, tippte sich auf die Brust und wiederholte, was er gesagt hatte. »Ich mag dich.«

Die beiden Männer wirkten verdutzt.

»Sprichst du Englisch? Ist aber nicht wichtig, weil ich Vietnamesisch spreche.«

Jetzt sagte der Erste endlich etwas: »Ja.«

Seine Stimme klang gepresst.

Demarest belohnte ihn mit einem Lächeln. »Das habe ich mir schon gedacht.«

Er strich dem Mann mit dem Zeigefinger über die Stirn, dann über die Nase und hielt schließlich an seinen Lippen

an. »Ich mag dich. Ihr alle inspiriert mich. Weil ihr euch bei dem, was ihr tut, etwas denkt. Das ist wichtig für mich. Ihr habt eure Ideale, und ihr werdet bis zum bitteren Ende kämpfen. Wie viele *nguoi My* habt ihr getötet, glaubst du? Wie viele Amerikaner?«

Der zweite Mann platzte heraus: »Wir nicht töten.«

»Nein, weil ihr Bauern seid, stimmt's?«

Demarests Stimme klang honigsüß.

»Wir Bauern.«

»Ihr seid gar keine VC, nicht wahr? Bloß ehrliche, ganz gewöhnliche, hart arbeitende Fischer, stimmt's?«

»*Dung.*«

Richtig.

»Oder hast du gesagt, dass ihr Bauern seid?«

Die beiden wirkten verwirrt. »Kein VC«, sagte der erste Mann flehentlich.

»Er ist nicht dein Militärkamerad?«

Demarest deutete auf seinen gefesselten Gefährten.

»Bloß Freund.«

»Oh, er ist dein Freund.«

»Ja.«

»Er mag dich. Ihr helft einander.«

»Helfen einander.«

»Ihr habt sehr gelitten, nicht wahr?«

»Sehr gelitten.«

»Wie unser Heiland Jesus Christus. Weißt du, dass er für unsere Sünden gestorben ist? Willst du wissen, *wie* er gestorben ist? Ja? Nun, warum hast du das nicht gesagt! Lass es mich dir sagen. Nein, bessere Idee: Lass es mich dir zeigen.«

»Please?«

Es kam wie *plis* heraus.

Demarest drehte sich zu Bewick herum. »Bewick, es ist wirklich sehr unhöflich, diese armen jungen Leute auf dem Boden liegen zu lassen.«

Bewick nickte, ein kurzes Grinsen huschte über seine hölzernen Züge. Dann drehte er zweimal an einem Knebel, den er in das Knüpfwerk aus Seilen gesteckt hatte, und straffte die Seile damit. Die Gefangenen hoben vom Boden ab; ihr ganzes Körpergewicht hing jetzt an ihren straff gefesselten Hand- und Fußgelenken. Beiden entrang sich ein lautes, erschrecktes Keuchen.

»Xin loi«, sagte Demarest mit sanfter Stimme. »Tut mir Leid.«

Sie litten Qualen, ihre Gliedmaßen waren überdehnt, ihr Körpergewicht zerrte an ihren Gelenken. Die unnatürliche Haltung erschwerte die Atmung außergewöhnlich, und es erforderte eine gewaltige Anstrengung, um die Brust zu wölben und das Zwerchfell zu spannen – eine Anstrengung, die die Spannung an ihren Gliedmaßen nur noch verstärkte.

Jansons Gesicht rötete sich. »Sir«, sagte er scharf. »Kann ich Sie sprechen? Unter vier Augen? Sir?«

Demarest ging zu Janson hinüber. »Was Sie da jetzt zu sehen bekommen, erfordert möglicherweise etwas Gewöhnung«, sagte er leise. »Aber ich werde nicht zulassen, dass Sie mich in der Ausübung meiner Befehlsgewalt beeinträchtigen.«

»Sie quälen sie«, sagte Janson und spürte, wie sein Gesicht brannte.

»Sie halten das für Qual?«

Demarest schüttelte angewidert den Kopf. »Lieutenant

First Class Bewick, Lieutenant Second Class Janson ist im Augenblick beunruhigt. Es ist erforderlich, dass Sie ihm zu seinem eigenen Schutz Einhalt gebieten – mit allen dazu erforderlichen Maßnahmen. Macht das irgendwelche Probleme?«

»Keineswegs, Sir«, erwiderte Bewick. Er zog seine Pistole und richtete sie auf Jansons Kopf.

Demarest ging zu dem in der Nähe abgestellten Jeep hinüber und drückte den PLAY-Knopf auf seinem Kassettengerät. Choralmusik drang aus den kleinen Lautsprechern. »Hildegard von Bingen«, sagte er, ohne damit jemand Bestimmten anzusprechen. »Sie hat den größten Teil ihres Lebens in einem Kloster verbracht, das sie im zwölften Jahrhundert gründete. Eines Tages, als sie zweiundvierzig Jahre alt war, hatte sie eine Vision Gottes und wurde zur größten Komponistin ihrer Zeit. Jedes Mal, wenn sie sich hinsetzte, um neue Musik zu schaffen, geschah das erst, nachdem sie quälende Schmerzen erduldet hatte – Schmerzen, die sie die Geißel Gottes nannte. Denn nur wenn der Schmerz sie in Halluzinationen versetzte, strömte ihr Werk aus ihr heraus – die Antiphone und Choräle und die religiösen Abhandlungen. Der Schmerz hat die heilige Hildegard produktiv gemacht. Der Schmerz hat sie zum Singen gebracht.«

Er wandte sich dem zweiten Mann zu, der heftig zu schwitzen begonnen hatte. Sein Atem drang wie das Japsen eines sterbenden Tieres über seine Lippen. »Ich hatte gedacht, es könnte euch vielleicht entspannen«, sagte er. Er lauschte nachdenklich den Klängen des Chorals.

Sanctus es unguendo periculose fractos:
sanctus es tergendo fetida vulnera.

Dann baute er sich vor dem zweiten Gefangenen auf. »Sieh mir in die Augen«, sagte Demarest. Er zog ein kleines Messer aus einer Scheide, die er am Gürtel trug, und machte einen kleinen Einschnitt in den Bauch des Mannes. Die Haut und das Gewebe unmittelbar darunter zogen sich auseinander, von der Seilspannung veranlasst. »Der Schmerz wird dich auch singen lassen.«

Der Mann schrie.

»So, *das* ist Folter!«, rief Demarest Janson zu. »Was möchten Sie jetzt, dass ich sage? Dass es mir genauso weh tut wie denen?«

Er wandte sich wieder dem schreienden Mann zu. »Glaubst du, du wirst für deine Leute ein Held sein, wenn du mir Widerstand leistest? Keine Chance. Wenn du den Helden spielen willst, kann ich sicherstellen, dass niemand je davon erfährt. Deine Tapferkeit wird verschwendet sein. Siehst du, ich bin ein sehr böser Mann. Ihr glaubt alle, Amerikaner seien weich. Ihr glaubt, ihr könnt uns einfach austricksen. Ihr glaubt, ihr könnt zusehen, während wir uns in unsere albernen bürokratischen Regelungen verstricken wie ein Riese, der sich auf die eigenen Schnürsenkel tritt. Aber all das glaubt ihr, weil ihr es nie mit Alan Demarest zu tun hattet. Das größte Täuschungsmanöver Satans war, dass er den Menschen davon überzeugt hat, dass er gar nicht existiert. Sieh mir in die Augen, mein Fischerfreund, weil ich nämlich existiere. Ein Fischer wie du. Ein Fischer, der die Seelen der Menschen fischt.«

Alan Demarest war wahnsinnig. Nein: schlimmer noch. Er war viel zu sehr Herr seiner Sinne, Herr seiner Handlungen und Herr ihrer beherrschbaren Folgen. Zugleich mangelte es ihm am elementarsten Gewissen. Er war ein Monstrum. Ein brillantes, charismatisches Monstrum.

»Sieh mir in die Augen«, säuselte Demarest und beugte sich über das Gesicht des Mannes, das bereits qualvoll verzerrt war, unsäglich qualvoll. »Wer ist dein Kontaktmann bei der ARVN? Mit welchen Südvietnamesen hast du zu tun?«

»Ich Bauer!«, wimmerte der Mann, der kaum Luft bekam. Seine Augen waren rot, seine Wangen feucht. »Nicht Vietkong!«

Demarest zog dem Mann die Hosen herunter, legte seine Genitalien frei. »Unwahrheit wird bestraft«, sagte er gelangweilt. »Zeit für die Kabel.«

Janson würgte es ein paar Mal, dann beugte er sich vor, und ein heißer Strom von Erbrochenem stieg ihm in der Kehle hoch und klatschte vor ihm auf den Boden.

»Nichts, dessen Sie sich schämen müssten, mein Sohn. Das ist wie in der Chirurgie«, sagte Demarest besänftigend. »Wenn man es das erste Mal sieht, nimmt es einen ein wenig mit. Aber Sie werden sich schnell daran gewöhnen. Es ist so, wie Emerson es schreibt – wenn man einen großen Mann unter Druck setzt, ihn quält, ihn besiegt, hat er die Chance, etwas zu lernen.«

Er wandte sich Bewick zu. »Ich werde jetzt den Motor anlassen, damit auch genug Saft durch die Drähte kommt. Wir werden diesem Kerl jede Chance zum Reden geben. Und wenn er nicht redet, dann stirbt er den schmerzhaftesten Tod, den wir ihm bieten können.«

Demarest musterte Jansons verzerrtes Gesicht.

»Aber keine Sorge«, fuhr er fort. »Sein Kamerad wird am Leben gelassen. Sehen Sie, es ist nämlich wichtig, jemanden übrig zu lassen, der die Nachricht unter den Vietkong verbreitet: So geht es einem, wenn man sich mit *nguoi My* anlegt.«

Und dann blinzelte er Janson zu, als wolle er ihn, zu

dessen Entsetzen, einladen, an der Folterorgie teilzunehmen. Wie viele andere Soldaten hatten, ausgebrannt und von zu viel in der Kampfzone verbrachter Zeit gefühllos geworden, positiv auf jene Einladung reagiert, sich in einem Club echter Eiferer gefunden und ihre Seele verloren? Ein alter Refrain hallte in den Tiefen seines Bewusstseins nach. *Where you going? Crazy want to come along? Want to come along* – willst du mitkommen?

*

Die Prinsengracht, die vielleicht luxuriöseste der alten Kanalstraßen des alten Amsterdam, war zu Anfang des 17. Jahrhunderts gebaut worden. Auf den ersten Blick zeigten die Fassaden der Straße die Regelmäßigkeit von Leporellopuppen. Wenn man freilich genauer hinsah, konnte man erkennen, auf wie vielfältige Weise sich jedes der hohen, schmalbrüstigen Ziegelhäuser auf das Liebevollste von seinen Nachbarbauten unterschied. Die Giebelpartien eines jeden Hauses waren mit großer Sorgfalt gestaltet worden: Stufengiebel, deren Zickzack oben in einer Fläche endeten, wechselten sich mit großzügig geschwungenen Bögen ab. Weil die Treppenhäuser drinnen eng und steil waren, hatten die meisten Häuser dicht unter dem Giebel Vorbauten, die es vermittels Flaschenzügen ermöglichten Möbelstücke in die oberen Stockwerke zu bringen. Die Dachgeschosse vieler Häuser waren leer und verbargen nur komplex gestaltetes Gebälk. Hinter den Häusern, das wusste Janson, gab es diskrete *hofjes*, oder Innenhöfe. Die Bürger von Amsterdams goldenem Zeitalter waren stolz auf ihre Schlichtheit gewesen, auch wenn es eine ostentative Schlichtheit war.

Janson schlenderte, mit einer leichten Reißverschluss-

jacke, einer Leinenhose und kräftigen Laufschuhen bekleidet, wie so viele der anderen Passanten die Straße hinunter. Er hatte die Hände in den Taschen vergraben, und sein Blick suchte unablässig seine Umgebung ab. Wurde er verfolgt? Bis jetzt waren dafür keinerlei Anzeichen festzustellen. Und doch wusste er aus Erfahrung, wie beeindruckend schnell ein Team aufgestellt und in Einsatz gebracht werden konnte, falls seine Anwesenheit entdeckt wurde. *Stets einen Alternativplan bereithalten:* Demarest hatte das gesagt, und so zuwider ihm auch die Quelle dieser Weisheit sein mochte, sie hatte ihm doch häufig gute Dienste geleistet; abzulegen neben Managementtipps von Dschingis Khan, sinnierte Janson.

Ein paar Straßen von der so genannten Goldenen Meile entfernt stieß er auf eine Ansammlung von Hausbooten, die in dem von Rost und Schwemmgut verfärbten Wasser des Kanals vor Anker lagen. Diese schwimmenden Domizile waren seit den fünfziger Jahren ein fester Bestandteil Amsterdams geworden und auf Wohnraumknappheit zurückzuführen: Ein paar Jahrzehnte später hatte der Stadtrat Vorschriften dagegen erlassen, aber die bereits existierenden schwimmenden Behausungen unterlagen dem Gewohnheitsrecht und wurden so lange geduldet, wie der Besitzer eine jährliche Gebühr für sie entrichtete.

Janson musterte jedes einzelne Boot gründlich. Das am nächsten bei ihm vor Anker liegende ähnelte einem langen, aus Brettern gezimmerten braunen Bungalow mit einem kleinen Schlot auf einem roten Wellblechdach. Ein anderes sah aus wie ein hohes schwimmendes Gewächshaus, dessen Glasfenster mit Gardinen verhängt waren, die seinen Insassen ein gewisses Maß an Privatsphäre sicherten. Daneben lag ein Hausboot mit einem kompliziert aussehenden, an ein Spalier erinnernden Zaun auf dem

Vorderdeck. Zwei Laternen ragten aus Gebilden hervor, die wie steinerne Vogelhäuschen aussahen; Kästen mit Geranien ließen vermuten, dass der Besitzer Blumenliebhaber war.

Schließlich entdeckte er die vertraute blau gestrichene Kabine, die irgendwie verlassen wirkte. Die Blumentöpfe waren weitgehend leer, die Fenster klein und verrußt. Auf dem Deck neben der Kabine war eine Bank zu erkennen, die mit den Jahren silberne Patina angenommen hatte. Die Bretter des niedrigen, breiten Decks waren verzogen und unregelmäßig. Das Boot lag neben einem kleinen Parkplatz am Kai vor Anker, und als Janson sich ihm näherte, spürte er, wie sein Pulsschlag sich beschleunigte. Seit er das letzte Mal hier gewesen war, waren viele Jahre verstrichen. Hatte das Boot die Besitzer gewechselt? Er nahm den unverkennbaren harzigen Geruch von Cannabis wahr und wusste in diesem Augenblick, dass das nicht der Fall war. Mit einem langen Schritt stieg er an Bord und trat durch die Kabinentür ein; sie war unversperrt, ganz wie er das erwartet hatte.

In einer Ecke des Innenraums, auf dessen Boden die Sonne unregelmäßige Muster zeichnete, saß ein Mann mit langem, schmutzig grauem Haar über ein großes quadratisches Stück Pergament gebeugt. Er hatte in beiden Händen Pastellstifte, die sich abwechselnd auf dem Papier bewegten. Neben einer roten Räucherkerze glomm eine Marihuanazigarette.

»Keine Bewegung, *Motherfucker«,* sagte Janson leise.

Barry Cooper drehte sich langsam um und kicherte dabei über irgendetwas, was ihm komisch vorkam. Als er seinen Besucher erkannte, blitzte es in seinen Augen auf, als wäre er etwas nüchterner geworden. »Hey, wir sind cool, stimmt's? Du und ich, wir beide sind cool, stimmt's?«

Ein dümmliches Lächeln huschte über seine Züge, aber die Frage klang dennoch eher ängstlich.

»Yeah, Barry, wir sind cool.«

Seine Erleichterung war unverkennbar. Er breitete die Arme aus, so dass man die mit Farbe verschmierten Handflächen sehen konnte. »Sei lieb zu mir, Baby. Du musst lieb zu mir sein. Ist lange her, wie? *Jeepers.«*

Coopers Sprache war ein eigentümliches Gemenge von Idiomen – teils Blumenkind, teils Comicstrip –, und die Tatsache, dass der Amerikaner seit einem Vierteljahrhundert im Ausland gelebt hatte, leistete dazu ihren linguistischen Beitrag.

»Zu lange«, sagte Janson, »oder vielleicht auch nicht lange genug. Was meinst du?«

Ihre gemeinsame Vergangenheit war recht kompliziert; keiner der beiden Männer verstand den anderen ganz, aber es reichte für eine gewisse wechselseitige Zuneigung.

»Ich kann dir Kaffee machen«, meinte Cooper.

»Kaffee wäre gut.«

Janson setzte sich auf ein abgewetztes braunes Sofa und sah sich um.

Nur wenig hatte sich verändert. Cooper war gealtert, aber genau so, wie man das von ihm erwartet hätte. Sein ergrauendes, wirres braunes Haar hatte inzwischen ganz vor dem Grau kapituliert. Krähenfüße drängten sich um seine Augen, und die Linien zwischen seinen Mundwinkeln und seiner Nase sahen jetzt aus wie mit einem scharfen Messer gezogen; es gab senkrechte Falten zwischen seinen Augenbrauen und waagrechte Falten auf seiner Stirn. Aber es war Barry Cooper, derselbe alte Barry Cooper, an den er sich erinnerte: ein wenig schrullig und ein wenig verrückt, aber meist keines von beidem

ganz. In seiner Jugend war das Verhältnis anders gewesen. Anfang der siebziger Jahre hatte er sich auf dem College als ein Radikaler etabliert, war im Laufe der Zeit in eine härtere, abgestumpftere Realität abgedriftet und schließlich Schritt für Schritt in den Untergrund geraten. *Zerschlagt das System!* Das war in jenen Tagen eine Grußformel gewesen, ein schlichter Gruß. Er hatte sich am College von Madison, Wisconsin, herumgetrieben und sich mit anderen zusammengetan, die klüger waren und eine ausgeprägtere Überredungsgabe als er besaßen, Leuten, die sein beginnendes Unbehagen mit den Untaten der staatlichen Autorität gefördert und zu kristallklarer, extremer Vollendung geführt hatten. Kleine Streiche, dazu bestimmt, die Hüter des Gesetzes zu ärgern, hatten sich schließlich zu extremeren Taten gesteigert.

Eines Tages hatte er sich in New York in einem Stadthaus in Greenwich Village befunden, als eine von jemand aus seiner Umgebung zusammengebastelte Bombe vorzeitig losgegangen war. Er war gerade beim Duschen gewesen und war anschließend eine Weile angesengt und rußgeschwärzt, aber im Großen und Ganzen unverletzt, halb benommen herumgegangen, bis man ihn schließlich verhaftet hatte. Als man ihn auf Kaution freiließ, stellte die Polizei fest, dass seine Fingerabdrücke zu denen passten, die man am Schauplatz einer anderen Bombenexplosion gefunden hatte, diesmal in einem Universitätslabor in Evanston. Das war nachts passiert, und es hatte keine Opfer gegeben, aber das war reines Glück gewesen, weil ebenso leicht ein Nachtwächter in dem Labor hätte sein können. Man erhob Anklage wegen Mordversuchs und Verschwörung gegen ein Bundesgesetz, und Coopers Kaution wurde widerrufen. Als es dazu kam, war er allerdings bereits aus dem Land geflohen, zuerst nach Kanada und später nach Westeuropa.

Und in Europa hatte ein weiteres Kapitel seiner etwas kuriosen Laufbahn begonnen. Die übertriebenen Berichte über ihn, die die amerikanischen Behörden in Umlauf gebracht hatten, wurden von den radikalen Gruppen der revolutionären Linken Europas für bare Münze genommen – dem Kreis, der mit Andreas Baader und Ulrike Meinhof in Verbindung stand und der in aller Form als Rote Armee Fraktion, informell als Baader-Meinhof- Bande bekannt war; der straff geführten Organisation, die sich die Bewegung des 2. Juni und in Italien die Rote Brigade nannte. Von der Romantik der städtischen Revolution berauscht, betrachteten diese Militanten den Amerikaner mit den zottigen Haaren als eine Art Jesse James der Neuzeit, einen Vorkämpfer der Revolution. Sie nahmen ihn in ihre Kreise und Diskussionszirkel auf, holten sich bei ihm Rat über Taktik und Techniken. Barry Cooper war von dieser Bewunderung angetan, aber seine Ratschläge nutzten nicht viel. Er wusste eine *ganze* Menge über die verschiedenen Marihuanavarianten – kannte sich darin aus, wie sich beispielsweise Sensimilla von Maui von Acapulco Rot unterschied –, hatte aber an den praktischen Aspekten der Revolution nur wenig Interesse. Weit davon entfernt, ein verbrecherischer Kopf jener Kreise zu sein, war er eher ein Mitläufer gewesen – jemand, dem es nur um Rauschgift und Sex ging. Er war viel zu benommen gewesen, um richtig zu begreifen, wie extrem seine neuen Kameraden waren – zu benommen, um zu begreifen, dass diese Leute das, was er für Schülerstreiche hielt, das Äquivalent von Stinkbomben im Badezimmer, als Vorspiel zum gewalttätigen Aufruhr und dem Umsturz der existierenden Ordnung betrachteten. Als er sich bei den Revolutionären befand, behielt er das für sich, verbarg sich hinter weise klingenden Antworten. Seine Verschlossenheit und sein offenkundiges Desinteresse an ihren

Aktivitäten verstimmte sie: Das zeigte doch wohl eindeutig, dass der amerikanische Terrorist ihnen entweder nicht vertraute oder sie als revolutionäre Vorkämpfer nicht genügend ernst nahm. Sie reagierten darauf, indem sie ihm ihre ehrgeizigsten Pläne vorlegten, ihn damit zu beeindrucken versuchten, dass sie ihm das ganze Ausmaß ihrer materiellen Mittel offenlegten und ihn über ihre Mitglieder informierten: die Verbindungsleute in Ost-Berlin, die Organisation in München, die ihnen finanzielle Unterstützung lieferte, den Bundeswehroffizier, der seine radikale Geliebte mit Waffen versorgte.

Im Laufe der Zeit wuchs Barry Coopers Unbehagen, und zwar nicht nur hinsichtlich seiner ganz persönlichen Maskerade: Er hatte einfach für die Gewalttaten nichts übrig, die ihm seine neuen Weggefährten in so glühenden Farben schilderten. Eines Tages, nach einem von den revolutionären Zellen in Stuttgart verübten Bombenattentat, entdeckte er in einer Zeitung eine Liste der Opfer. Unter dem Vorwand, selbst Zeitungsreporter zu sein, besuchte er die Mutter eines der ums Leben gekommenen Passanten. Diese Erfahrung – sich Angesicht zu Angesicht mit der menschlichen Realität glorreicher revolutionärer Gewalttaten zu sehen – erzeugte in ihm Abscheu und erschütterte ihn zutiefst.

Nicht lange darauf stattete Janson ihm einen Besuch ab. In dem Bemühen, sich zu der Schattenwelt dieser terroristischen Organisationen Zugang zu verschaffen, suchte er nach Leuten, deren Beziehung zur Zivilisation vielleicht noch nicht ganz abgerissen war – Leuten, in denen das, was die revolutionäre Bourgeoisie Moral nannte, noch nicht völlig tot war. Barry Coopers Beziehung zu diesen Organisationen war Janson stets eigenartig erschienen; er kannte Barrys Akte gut, und der Mensch, den er darin entdeckte, war vielleicht ein Witzbold, ein Clown, aber

keineswegs ein Mörder. Eben ein harmloser Mitläufer, der einfach in schlechte Gesellschaft geraten war.

Cooper lebte damals bereits in Amsterdam, in demselben Hausboot, und verdiente sich seinen Lebensunterhalt mit farbenfrohen Skizzen der Altstadt, die er an Touristen verkaufte – Kitsch, aber ehrlicher Kitsch. Er benahm sich wie jemand, der zu lange zu viel Hasch geraucht hatte; und selbst wenn er nicht bekifft war, wirkte er immer ein wenig unkonzentriert und unschuldig. Zwischen den beiden Männern entstand nicht gleich eine Freundschaft; man konnte sich nur schwer zwei Seelen vorstellen, die sich weniger ähnlich waren. Trotzdem wusste Cooper es schließlich zu schätzen, dass sein Besucher von der US-Regierung weder den Versuch machte, sich bei ihm einzuschmeicheln, noch vorhatte, ihn zu bedrohen. Er sah zwar aus wie ein Kommisskopf, gab sich aber nicht wie einer. Und wenn Cooper das Gespräch auf die Ungerechtigkeiten des Westens lenkte, war Janson als geübter Politologe jederzeit gern bereit, ihm zu folgen. Statt sich über seine politische Einstellung lustig zu machen, räumte Janson bereitwillig ein, dass es in den westlichen Demokratien viel zu kritisieren gab – distanzierte sich aber dann in klarer Sprache von den primitiven Simplifizierungen der Terroristen. *Unsere Gesellschaft übt immer dann Verrat an ihrer Menschlichkeit, wenn sie ihre so lauthals verkündeten Ideale nicht auch lebt. Und wie sieht die Welt aus, die deine Freunde schaffen wollen? Sie übt immer dann Verrat an ihrer Menschlichkeit, wenn sie nach den Idealen lebt, die sie verkündet.* Fiel die Wahl da so schwer?

Das ist *tiefgründig,* hatte Barry Cooper aufrichtig gesagt. *Das ist tiefgründig:* die reflexartige Antwort des Seichten. Doch wenn Cooper seicht war, dann hatte ihn eben diese Eigenschaft vor den schlimmsten Versuchungen der

revolutionären Linken gerettet. Und seine Informationen ermöglichten es, Dutzende gewalttätiger Zellen unschädlich zu machen. Ihre Verstecke wurden aufgespürt, ihre Anführer wanderten ins Gefängnis, ihre Geldquellen wurden identifiziert und zum Versiegen gebracht. Der Kiffer in dem verräucherten blauen Hausboot hatte dabei mitgeholfen. In der Beziehung hatten die aufgeblasenen, sturen Wortführer der revolutionären Vorkämpfer durchaus Recht: Manchmal kann ein kleiner Mann einen großen Unterschied machen.

Als Gegenleistung verzichtete das State Department in aller Stille darauf, sich weiterhin um Coopers Auslieferung zu bemühen.

Jetzt schlürfte Janson heißen Kaffee aus einem Becher, der noch Spuren von Acrylfarbe trug.

»Ich weiß, du bist bloß hier, um rumzuquatschen«, sagte Cooper. »Ich weiß, dass du nichts von mir willst.«

Vor einem Vierteljahrhundert, als sie angefangen hatten, einander kennen zu lernen, hatten sie ähnlich geredet.

»Hey«, sagte Janson. »Geht das klar, wenn ich 'ne Weile hier bei dir unterschlüpfen möchte?«

»Mi casa es su casa, amigo«, antwortete Cooper. Er führte den Stummel seiner Marihuanazigarette an die Lippen; Janson war nie sicher, ob das Zeug bei Cooper noch wirkte oder ob er bloß eine winzige Dosis brauchte, um einigermaßen normal zu sein. Seine Stimme klang vom Rauch brüchig. »Ich könnte Gesellschaft gebrauchen, Kumpel, ehrlich gesagt. Doris hat mich verlassen, habe ich dir das erzählt?«

»Du hast mir nie gesagt, dass Doris je mit dir zusammen war«, sagte Janson. »Barry, ich habe keine Ahnung, von wem du redest.«

»Oh«, sagte Cooper, und seine Stirn runzelte sich in

einem Augenblick intensiver Konzentration. Er war sichtlich auf der Suche nach einem Zusammenhang: *Und deshalb … und deshalb … und deshalb.* Der Motor seines Verstandes drehte, wollte aber nicht anspringen. Schließlich hob er den rechten Zeigefinger. »Dann … ist schon gut.«

Er war offensichtlich zu dem Schluss gelangt, dass jemand, den er seit acht Jahren nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte, möglicherweise nur wenig Interesse an dem kürzlichen Ende einer sechs Wochen andauernden Beziehung haben konnte. Also lehnte er sich zurück und grinste. »Hey, Mann, ist wirklich schön, dich zu sehen.«

Er versetzte Janson einen spielerischen Boxhieb gegen den Arm. »Zimmerkumpel«, sagte er. »Das ist, als wäre ich wieder auf dem College und hätte einen Zimmerkollegen. Wie Felix und Oskar.«

Janson zuckte zusammen: Sein Arm schmerzte immer noch von dem Handgemenge im Regent's Park.

»Bei dir alles klar, Mann?«

Coopers Augen weiteten sich besorgt.

»Schon gut, schon gut«, nickte Janson. »Aber diesmal, denke ich, behalten wir diesen kleinen Besuch für uns. *Comprende?«*

»Comprende mio maximo«, erwiderte Cooper in der Mischmasch-Sprache, die er so schätzte – einem Gemenge aus Spanisch, Italienisch, Schülerlatein und mit einer Grammatik, die er ohne sonderliche Konsequenz von Fall zu Fall selbst entwickelte.

»Machen wir einen kleinen Spaziergang«, schlug Janson vor.

»Cool«, nickte Cooper.

Die Straßenlaternen strahlten hell, drängten das Abend-

dunkel zurück, als die beiden Männer um die goldene Meile der Herengracht gingen. Früher einmal war dies die bevorzugte Adresse der Schiffsbauer und Handelsherren gewesen, die hier vor dreihundert Jahren in der goldenen Zeit Amsterdams Reichtümer angehäuft hatten. Die meisten dieser herrlichen Stadtpaläste gehörten jetzt Banken, Museen, Verlagshäusern oder Konsulaten. Im gelblichen Schein der Bogenlampen schimmerten die Häuser aus dem 17. Jahrhundert in ganz besonderem Glanz und schienen darauf bedacht, ihre Unterschiede deutlich hervorzuheben. Ein Haus zeigte eigentümlichen französischen Einfluss, eine Sandsteinfassade, die mit Akanthusblättern und Voluten verziert war, das nächste, ein dunkler Backsteinbau, wirkte eher schlicht und hob sich nur durch die Säulen im Giebelbereich von seiner Umgebung ab. Überall fand man gerundete Simse, Kreuzblumen, dekorative Konsolen und wie Bullaugen geformte Fenster. Die vielen Nischen und Spalten, die ein verborgener Beobachter nutzen konnte, wollten einfach kein Ende nehmen. Für Janson wirkten selbst die aus den Giebeln ragenden Kranbalken mit ihren Flaschenzügen bedrohlich.

»Du siehst diese Straßen also jeden Tag«, meinte Janson.

»Jeden Tag, Mann«, erwiderte Cooper. »Beeinflusst meine Kunst. Ich zeichne das, was ich vor Augen habe. Nur ein wenig anders. Straßenszenen oder manchmal einfach nur eine der Stadtvillen. Oder Kirchen. Auf Kirchen sind die Touristen richtig scharf.«

»Könnte ich bei dir ein Bild in Auftrag geben?«

Cooper schien beeindruckt. »Ehrlich, Mann?«

»An der Prinsengracht ist eine Villa, an der Ecke der Leidsestraat. Weißt du, was ich meine?«

»Du hast guten Geschmack, Mann. Ein echtes Prunk-

stück ist das.«

Das Gebäude war aus der Kombination dreier existierender Häuser entstanden, aber seine Fassade war neu gestaltet worden, als ob das Anwesen als Einheit erbaut worden wäre. Acht kannelierte korinthische Säulen trugen das Pediment; sieben Erkerfenster blickten auf die Straße hinab. Rotes Ziegelwerk wechselte sich mit behauenem Stein ab. Die Weltzentrale der Liberty Foundation atmete Geschichte aus jedem Ziegel.

»Meinst du, du könntest das für mich machen? So detailliert, wie es dir möglich ist.«

Ein Radfahrer fegte vorbei; er fuhr in falscher Richtung durch die Einbahnstraße und wäre beinahe mit ihnen zusammengestoßen.

»Du liebe Güte. Weißt du, ich habe nie gewusst, dass du etwas für meine Arbeit übrig hast. Du warst da immer ein wenig abweisend. Ich dachte, das sei vielleicht nicht dein Ding.«

»So detailliert es dir möglich ist, Barry«, betonte Janson. »Und ich hätte auch gern eine Hinteransicht. Das Gebäude sollte von der Lange Leidsedwarsstraat aus einzusehen sein.«

»Ich werde neue Stifte nehmen«, erklärte Cooper. »Bloß für dich.«

Radfahrer und Straßenkünstler: zwei Spezies, die in der Amsterdamer Altstadt niemand eines zweiten Blickes würdigte. Cooper konnte sich dicht vor dem Bau auf die Straße setzen, und keiner würde ihn wahrnehmen. Er hatte Jahrzehnte damit verbracht, nichts anderes zu tun. Er ging in der Szene unter, weil er Teil der Szenerie war.

Eine Stunde später sah sich Janson in Coopers Hausboot die Skizzen an. Er war nicht gerade begeistert. Es gab mehrere mögliche Ausgänge, aber keiner davon war vor

den Blicken der Öffentlichkeit geschützt. Darüber hinaus war mit hoher Wahrscheinlichkeit damit zu rechnen, dass überall in dem Gebäude Bewegungsmelder modernster Konstruktion angebracht waren. Und weil die Hinterseite des Gebäudes an der Lange Leidsedwarsstraat lag, würde man sich auch von dort aus nicht unbemerkt Zugang verschaffen können.

In der Regel gab es zwei Möglichkeiten, wenn man in Sicherheit agieren wollte. Die vertrautere bestand in Abgeschiedenheit: eine Burg im Gebirge, ein unterirdisches Verlies. Die andere Möglichkeit hatte mit Nähe und Öffentlichkeit zu tun: ein Gebäude mitten in der Stadt, wo jeder jeden sehen konnte und deshalb ein unbefugter Zugang praktisch unmöglich war. Das Geniale an der Zentrale der Liberty Foundation war, dass sie, anstatt sich voll und ganz auf eigene Sicherheitsleute zu verlassen, praktisch Hunderte von Passanten – die Fußgänger der Stadt selbst – zu Wachen machte. Im Grunde genommen bestand der beste Schutz des Gebäudes darin, dass es für alle sichtbar da stand.

Janson ärgerte sich über sich selbst: Er dachte jetzt innerhalb der sprichwörtlichen Schachtel, überlegte Lösungen, die ihm in der Vergangenheit nützlich gewesen waren, sich aber für die augenblickliche Situation nicht eigneten. Er musste *anders* denken.

Demarests Rat – ein Echo aus einer anderen Zeit – drängte sich ihm auf: *Sie sehen keinen Ausweg? Nehmen Sie sich die Zeit, die Dinge anders zu sehen. Sehen Sie die beiden weißen Schwäne und nicht den einen schwarzen. Sehen Sie das Stück Torte und nicht die Torte, aus der man ein Stück herausgeschnitten hat. Drehen Sie den Necker-Würfel nach außen statt nach innen. Das große Ganze müssen Sie sehen. Das wird Sie frei machen.*

Er schloss für ein paar Sekunden die Augen. Er musste

so denken, wie die Gegenseite gedacht hatte. Frei und unbehindert der Öffentlichkeit ausgesetzt zu sein, so hatten sie es gesehen, würde der wirksamste Schutz ihrer Geheimnisse sein und das war die Logik, die Janson sich ebenfalls zu Eigen machen musste. Ein Eindringen auf Schleichwegen war das, womit sie rechneten, das, wogegen sie sich gut geschützt haben würden. Er würde also nicht auf Schleichwegen vorgehen. Er würde so auffällig wie möglich eintreffen, am Vordereingang auftauchen. Diese Operation erforderte Unverfrorenheit, nicht Diskretion.

Janson blickte auf die zusammengeknüllten Papiere auf dem Boden. »Hast du eine Zeitung?«

Cooper trottete in eine Ecke und kehrte gleich darauf triumphierend mit der neuesten Ausgabe von *De Volkskrant* zurück. Die Titelseite war mit Ölfarbe und Pastellstiften verschmiert.

»Etwas in englischer Sprache?«

»In Holland sind die Zeitungen holländisch, Mann«, antwortete er mit dem Krächzen des Cannabiskonsumenten. »Die Leute hier sind in der Beziehung ziemlich altmodisch.«

»Verstehe«, erwiderte Janson. Er überflog die Schlagzeilen, und seine Kenntnisse der deutschen Sprache ermöglichten es ihm, den Großteil einigermaßen zu verstehen. Während er umblätterte, fiel ihm ein kleiner Artikel auf. »Hier«, sagte Janson und tippte mit dem Finger darauf. »Könntest du mir das hier übersetzen?«

»Kein Problem, Mann.«

Cooper blickte kurz auf, konzentrierte sich. »Das ist nicht der Teil der Zeitung, den ich normalerweise lese. Augenblick mal – hast du nicht mal gesagt, deine Mutter sei Tschechin?«

»War. Sie ist tot.«

»Da bin ich wieder mal reingetreten, was? Schrecklich. War das, wie soll ich sagen, etwas Plötzliches?«

»Sie starb, als ich fünfzehn war, Barry. Ich habe es inzwischen verwunden.«

Cooper hielt einen Augenblick inne, verarbeitete das Gehörte. »Das ist cool«, meinte er dann. »Meine Mom ist letztes Jahr gestorben. Konnte nicht mal zum Begräbnis. Das hat wehgetan. Die hätten mir bei der Einreise Handschellen angelegt, was soll's also? Aber wehgetan hat's.«

»Das tut mir Leid«, sagte Janson.

Cooper begann zu lesen, übersetzte den holländischen Text mühsam ins Englische. Es war keine sonderlich interessante Geschichte. Der tschechische Außenminister, der sich in Den Haag mit Mitgliedern der holländischen Regierung getroffen hatte, würde Amsterdam besuchen. Er wollte sich dort mit führenden Persönlichkeiten der Börse und der Finanzwelt treffen, um mit ihnen holländisch-tschechische Kooperationsvorhaben zu diskutieren. Wieder eine belanglose Reise eines Menschen, dessen Aufgabe es war, solche Reisen zu machen in der Hoffnung, damit die ausländischen Investitionen in einem Land zu steigern, das sich nach ihnen sehnte. Holland war reich; die tschechische Republik war das nicht. Die Reise würde – mit dieser Feststellung ging man kein Risiko ein – keine Probleme für die tschechische Republik lösen. Aber für Janson würde sie vielleicht zur Lösung eines Problems beitragen.

»Lass uns einkaufen gehen«, sagte er und stand auf.

Cooper war von dem plötzlichen Themenwechsel in keiner Weise überrascht; der Cannabisnebel, der ihn die meiste Zeit einhüllte, machte die Welt für ihn so zufallsbedingt wie ein Würfelspiel. »Cool«, sagte er. »Was zu

schnabulieren?«

»Klamotten. Teures Zeug. Das Beste, was es gibt.«

»Oh«, meinte er enttäuscht. »Nun, da gibt's einen Laden, wo ich nie hingehe, aber ich weiß, dass er echt teuer ist. Am Nieuwezijds Voorburgwal, unmittelbar vor dem Dam, von hier sind das bloß ein paar Straßen.«

»Ausgezeichnet«, nickte Janson. »Komm doch mit. Vielleicht brauche ich jemanden zum Dolmetschen.«

Und falls jemand nach ihm Ausschau hielt, würde der Betreffende nicht damit rechnen, dass er mit einem Begleiter unterwegs war, das war noch wesentlich wichtiger.

»Mit dem größten Vergnügen«, erklärte Cooper. »Aber ›Mastercard‹ versteht eigentlich jeder.«

Der Bau, in dem die Magna Plaza untergebracht war, war vor hundert Jahren als Postamt errichtet worden, wenn er auch mit den vielen Säulen, der Gewölbedecke und den kleinen Rundbogengalerien für diesen Zweck etwas übertrieben wirkte. Erst seit man das Gebäude in eine Shopping Mall mit einer Galerie von vierzig Ladengeschäften umgebaut hatte, wirkten diese Exzesse einigermaßen angemessen.

In einem teuren Herrengeschäft probierte Janson einen Anzug an, Größe 53. Der Anzug stammte aus den Ateliers von Ungaro, und der Preis entsprach dem Gegenwert von zweitausend Dollar. Jansons normale Maße brachten es mit sich, dass Konfektionskleidung an ihm wie die Arbeit eines teuren Maßschneiders aussah. Das traf auch für diesen Anzug zu.

Ein Verkäufer mit Gelfrisur hängte sich wie eine Klette an seinen amerikanischen Kunden.

»Wenn ich das sagen darf, der Anzug sitzt hervorra-

gend«, erklärte der Verkäufer. Er war ölig beflissen, wie er das ohne Zweifel immer war, wenn die Preisschilder vierstellig wurden. »Und der Stoff kleidet Sie ausgezeichnet. Ein wunderschöner Anzug. Sehr elegant. Flott, ohne extravagant zu wirken.«

Wie viele seiner Landsleute sprach er ein fast akzentfreies Englisch.

Janson drehte sich zu Cooper um, dessen blutunterlaufene, glasig wirkende Augen erkennen ließen, dass sich der Nebel, der ihn einhüllte, noch nicht völlig aufgelöst hatte. »Er sagt, der Anzug sieht gut an dir aus«, meinte Cooper.

»Wenn die Leute Englisch reden, brauchst du eigentlich nicht zu übersetzen«, lächelte Janson und wandte sich wieder dem Verkäufer zu. »Ich nehme an, Sie haben nichts gegen Bargeld. Wenn Sie die Hosenbeine gleich kürzen können, dann ist der Anzug gekauft. Sonst nicht.«

»Nun, wir haben natürlich einen Schneider hier. Aber die Arbeiten werden normalerweise außerhalb erledigt. Ich könnte Ihnen den Anzug morgen mit einem Kurier zukommen lassen…«

»Tut mir Leid«, sagte Janson und wandte sich zum Gehen.

»Warten Sie«, sagte der Verkäufer, der seine Provision plötzlich in Gefahr sah. »Es lässt sich machen. Lassen Sie mich mit dem Schneider sprechen, und geben Sie uns zehn Minuten. Und wenn ich selbst mit dem Anzug über die Straße gehen muss, ich sorge dafür, dass es gemacht wird. Schließlich hat ja, wie Sie das in den Staaten formulieren, der Kunde immer Recht.«

»Das sind Worte, die einem Yankee in der Seele gut tun«, sagte Janson.

»Ja, das wissen wir von euch Amerikanern«, meinte der Verkäufer beflissen. »Das wissen wir überall.«

*

Washington, D.C.

Der große Mann mit der braunen Krawatte winkte dem Taxi an der Ecke der Eighteenth und M Street in der Nähe eines Bar-and-Grill-Restaurants mit einer Neonreklame im Fenster, die für ein kohlensäurehaltiges Getränk warb. Der Taxifahrer trug einen Turban und hörte offenbar gern Radio. Sein neuer Fahrgast war ein gut gekleideter Mann, etwas dicklich und mit einem stark ausgebildeten Gesäß. Zweifellos konnte er dreihundert Pfund stemmen, hatte aber auch etwas für Bier und Steak übrig und sah keinen Anlass, seine Gewohnheiten zu verändern. Er verstand sich auf das, was er tat, bekam nie Beschwerden und war ja schließlich auch nicht im Nebenberuf Fotomodell.

»Bringen Sie mich zum Cleveland Park«, sagte er. »Vierhundertdreißig Macomb Street.«

Der Sikh wiederholte die Adresse, kritzelte sie auf sein Schreibbrett und legte den Gang ein. Die Adresse erwies sich als ein mit Brettern vernagelter, düster wirkender ehemaliger Supermarkt.

»Sind Sie sicher, dass das die richtige Adresse ist?«, fragte der Fahrer.

»Ja«, nickte der Fahrgast. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, auf den Parkplatz und dann hinten herum zu fahren? Ich muss etwas abholen.«

»Kein Problem, Sir.«

Als das Taxi den niedrigen Bau umrundete, beschleunigte sich der Herzschlag seines Fahrgasts. Er musste das erledigen, ohne auffällige Spuren zu hinterlassen. Das konnte jeder. Aber er war jemand, der es sauber und

ordentlich erledigen würde.

»Prima«, sagte er und beugte sich vor. Mit einer blitzschnellen Bewegung zog er dem Fahrer die Würgeschlinge über den Kopf und straffte sie. Der Sikh stieß mit einem rasselnden Geräusch die Luft aus; seine Augen weiteten sich, und die Zunge trat ihm hervor. Die Bewusstlosigkeit würde schnell eintreten, das wusste der Fahrgast, aber damit durfte er sich nicht begnügen. Nach weiteren zehn Sekunden maximalen Drucks hatte der Atem des Mannes völlig ausgesetzt.

Er steckte die Würgeschlinge mit den beiden Holzgriffen wieder in seine Brusttasche zurück und zerrte die schlaff gewordene Leiche des Fahrers aus dem Wagen. Dann klappte er den Kofferraumdeckel auf und arrangierte die Leiche um das Reserverad und eine verblüffend große Anzahl von Decken herum. Es war wichtig, den Mann so schnell wie möglich aus dem Fahrersitz zu bekommen; das war ihm aus unangenehmer Erfahrung bewusst. Die Inkontinenz, die manchmal unmittelbar nach dem plötzlichen Tod eintrat, führte vielleicht dazu, dass der Sitz beschmutzt wurde. Und das konnte er im Augenblick überhaupt nicht gebrauchen.

Sein RIM-Black-Berry-Kommunikator summte in den Tiefen seiner Brusttasche. Die neueste Standortbestimmung der Zielperson.

Er sah auf die Uhr. Ihm blieb nur noch wenig Zeit.

Und seiner Zielperson noch weniger.

Die Stimme in seinem Ohr lieferte ihm die präzisen Koordinaten seiner Zielperson, und als der Fahrgast, der jetzt zum Fahrer geworden war, das Taxi in Richtung auf den Dupont Circle steuerte, gingen ihm regelmäßige Informationen hinsichtlich ihrer Bewegungen zu. Timing

war für den Erfolg seines Vorhabens von entscheidender Bedeutung.

Vor dem Kaufhaus hielten sich nur wenige Menschen auf; die Zielperson trug eine dunkelblaue, wie der Uniformrock einer Marineuniform geschnittene Jacke und ein goldfarbenes Seidentuch, das sie sich locker um den Hals geschlungen hatte; in der linken Hand hielt sie eine Einkaufstüte mit dem eleganten Logo eines teuren Ladens.

Dann wurde die Gestalt der schwarzen Frau immer größer. Er ließ den Motor seines Taxis aufheulen und riss ruckartig das Lenkrad ganz nach rechts.

Als das Taxi über den Randstein polterte, ertönten ungläubige Schreie und verschmolzen in einer Geräuschkulisse, die fast wie ein Chor wirkte.

Wieder eine seltsame Intimität, das verblüffte Gesicht der Frau, das dem seinen immer näher kam, wie eine Liebende, die sich ihm zum Kuss entgegen beugte. Die vordere Stoßstange schmetterte in ihren Körper – er fuhr mit fast hundert Stundenkilometern –, ihr Oberkörper krachte gegen die Motorhaube des Taxis, und erst als er bremste, flog ihr Körper nach vorn, wurde durch die Luft geschleudert und landete schließlich auf dem Asphalt der verkehrsreichen Kreuzung, wo ein Dodge Van trotz seiner quietschenden Bremsen Reifenspuren auf ihrem zerquetschten Körper hinterließ.

Später wurde das Taxi verlassen in einer Seitengasse in Southwest Washington gefunden. Es war eine Gasse, die mit den braunen und grünen Scherben zerbrochener Bierflaschen, dem gewölbten Glas von Crack-Fläschchen und dem durchsichtigen Plastikmaterial von Spritzen übersät war. Die Jugendlichen der Straße behandelten das Taxi als einen weiteren Fundgegenstand. Bevor die Behörden das Fahrzeug bergen konnten, hatte man bereits

die Radkappen, das Nummernschild und das Radio ausgebaut. Nur die Leiche im Kofferraum hatte niemand entfernt.

19

Wenn man davon absah, dass das kleine Häuschen am Kanalufer, *voorhuis*, wie das in Amsterdam hieß, unmittelbar gegenüber der Zentrale der Liberty Foundation stand, gab es daran wenig Auffälliges. Ratko Pavic musterte die Einrichtung des Häuschens mit einem rein auf Zweckmäßigkeit ausgerichteten Blick. Ein unangenehmer Küchengeruch lag in der Luft – Erbsensuppe vielleicht? Der Geruch musste noch vom Abend vorher stammen, erfüllte aber das ganze Haus. Pavic rümpfte leicht angewidert die Nase. Künftig würde dergleichen hier nicht mehr gekocht werden. Er dachte an die beiden Leichen, die im Obergeschoss in der Badewanne lagen und deren Blut allmählich durch den Abfluss sickerte. Was er getan hatte, belastete ihn in keiner Weise: Das ältere Ehepaar, das das Haus bewachte, während seine Besitzer in Korfu weilten, war im Wege gewesen. Ohne Zweifel hatte es sich bei ihnen um loyale Angestellte gehandelt, aber sie hatten aus dem Weg geräumt werden müssen. Und es war für eine gute Sache geschehen: Ratko Pavic saß jetzt an dem kleinen quadratischen Fenster in dem abgedunkelten Raum und hatte von seinem Standort aus ausgezeichnete Sicht auf das palastartige Gebäude auf der anderen Straßenseite; zwei Parabolmikrofone übertrugen alle Gespräche in den Räumen im vorderen Bereich einigermaßen deutlich.

Trotzdem war der Vormittag eher langweilig abgelaufen. Die Verwaltungsangestellten waren zwischen halb neun und halb zehn eingetroffen. Die Besucher, die Termine wahrnehmen wollten, erschienen planmäßig: Nach einem leitenden Beamten aus dem niederländischen Außenmini-

sterium kam der stellvertretende Minister für Erziehung, Wissenschaft und Kultur. Einem UN-Hochkommissar für das Flüchtlingswesen folgte der Direktor einer UN-Abteilung und dann ein weiterer hochrangiger Bürokrat aus der UN-Wirtschaftskommission für Europa. Andere Mitglieder von Ratkos Team waren an Orten postiert, die ihnen die Beobachtung der übrigen Gebäudeteile ermöglichten. Einer von ihnen, Simic, hatte drei Stockwerke über ihm auf dem Dach des *voorhuis* Stellung bezogen. Doch keiner von ihnen hatte bisher Paul Janson entdeckt. Das war keineswegs überraschend. Eine Infiltration am Tage machte wenig Sinn, obwohl der Agent dafür bekannt war, das Unerwartete zu tun, einfach *weil es* unerwartet war.

Das war langweilige Arbeit, die strengste Tarnung erforderte, aber für Ratko war sie hervorragend geeignet, seit er zum Gezeichneten geworden war. Die gezackte, glänzende Narbe, die von seinem rechten Auge bis ans Kinn verlief – wenn er sich erregte, glänzte sie blutrot –, machte sein Gesicht viel zu auffällig für Aufgaben, bei denen man sichtbar sein musste. *Er war gezeichnet worden:* Das war der Gedanke, der ihm in dem Augenblick durch den Kopf gezuckt war, als sein Widersacher mit einem Messer, mit dem man sonst Fische schuppte, nach ihm gestochen hatte. Die Erkenntnis, dass er künftig nie mehr verdeckt im Feldeinsatz würde arbeiten können, hatte ihm stärker zugesetzt als der brennende Schmerz, als sein Fleisch zerfetzte. Als Scharfschütze war er natürlich ebenso unsichtbar wie seine schallgedämpfte Vaime-Waffe, die jeden Augenblick, sei es Tag oder Nacht, einsatzbereit war. Während die Stunden verrannen, begann er sich die Frage zu stellen, ob jener Augenblick je kommen würde.

Um sich zu amüsieren, richtete Ratko sein Zielfernrohr

in regelmäßigen Abständen auf die zierliche Empfangsdame der Liberty Foundation, sah zu, wie die Schenkel der Rothaarigen sich bewegten, wenn sie sich nach vorn beugte, und spürte ein wärmendes Gefühl in seinen Lenden. Er war scharf auf sie, oh, und ob er das war! Er erinnerte sich an die bosnischen Frauen, mit denen er und seine Kameraden sich vor ein paar Jahren die Zeit vertrieben hatten – erinnerte sich an vom Hass verzerrte Gesichter, erinnerte sich, wie ähnlich dieser Ausdruck doch dem höchster sexueller Verzückung war. Es brauchte nur wenig Fantasie. Wenn er in sie eindrang, war für ihn der größte Nervenkitzel die Erkenntnis, wie völlig machtlos diese Frauen waren: eine Erfahrung, die keiner glich, die er je mit einer Frau gehabt hatte. Es war völlig gleichgültig, ob sein Atem faulig war oder sein Körper stank, weil sie einfach nichts tun konnten. Sie wussten, dass sie sich nicht wehren durften, sich ihm und seinen Kameraden völlig hingeben mussten, andernfalls würde man sie zwingen, dabei zuzusehen, wie man ihre Eltern, ihre Männer, ihre Kinder mit Kopfschüssen erledigte, ehe sie selbst hingeschlachtet wurden.

Er stellte sein Zielfernrohr scharf und malte sich aus, wie die Rothaarige, an eine Matratze gefesselt, dalag, die Augen verdreht, ihre weiche Blässe seiner Begierde ausgeliefert.

Ratko brauchte kein Zielfernrohr, um zu sehen, wie der kleine Konvoi aus drei schwarzen Mercedes-Limousinen in gemessenem Tempo die Stadehouderskade herunterrollte, in die Leidsestraat einbog und dann an der Zentrale der Liberty Foundation anhielt. Ein uniformierter Fahrer der Stretchlimousine ging hinten um das Fahrzeug herum und öffnete die Tür. Ein Mann im dunklen Anzug mit einer Hornbrille und einer pelzgesäumten Mütze stieg aus, blieb einen Augenblick lang neben dem Wagen stehen und

bewunderte das majestätische Bild, das der Südwestteil der Prinsengracht bildete. Dann drückte der Uniformierte – allem Anschein nach das persönliche Faktotum des Ministers – den Summer an der mit prunkvollen Schnitzereien verzierten Eingangstür. Zehn Sekunden später wurde die Tür geöffnet.

»Madame, der Außenminister der Tschechischen Republik, Jan Kubelik«, kündigte der Uniformierte der Frau an der Tür an. Von den beiden Parabolmikrofonen aufgefangen, klang die Stimme kratzig, aber hörbar.

Der Außenminister sagte ein paar Worte in tschechischer Sprache zu seinem Faktotum und bedeutete ihm dann mit einer Handbewegung, dass er gehen könne. Der uniformierte Mann drehte sich um und kehrte zu der Limousine zurück.

»Sie sehen beinahe aus, als ob Sie mich nicht erwartet hätten«, sagte der Mann in dem eleganten dunkelblauen Anzug zu der Empfangsdame.

Ihre Augen weiteten sich. »Aber ich bitte Sie, Minister Kubelik. Ihr Kommen ist uns eine Ehre.«

Ratko lächelte, erinnerte sich an den Anflug von Panik, der das Personal der Stiftung erfasst hatte, als vor einer halben Stunde der Anruf gekommen war und sie erfahren hatten, dass der kürzlich ernannte Außenminister seine Verabredung mit dem geschäftsführenden Direktor einhalten würde. Ein paar verblüffte Bürokraten wühlten in ihren Unterlagen, denn die Verabredung war nicht registriert worden, niemand wollte zugeben, einen Fehler gemacht zu haben, und doch musste jemand diese Todsünde begangen haben. Durch sein Schmidt & Bender-Teleskop hatte Ratko gesehen, wie verwirrt die kleine Rothaarige gewesen war. *»Erst vor zwei Wochen haben Sie dem schwedischen Außenminister und dem Mann vom*

UN-Abrüstungsprogramm denselben Termin gegeben«, maßregelte die Rothaarige eine besonders schwerfällige Sekretärin im Obergeschoss. Die protestierte, dass das Ganze nicht ihre Schuld sei, aber das klang so unsicher, dass es praktisch auf ein Geständnis hinauslief. Eine andere Sekretärin kam ihr zu Hilfe und behauptete, der Fehler habe wahrscheinlich bei den tschechischen Bürokraten gelegen. Aber es wäre natürlich schlicht unmöglich und obendrein ein schwerer Verstoß gegen das Protokoll gewesen, ihnen das zu sagen.

Jetzt beobachtete Ratko die rothaarige Empfangsdame, wie sie den Minister in einen eleganten Vorraum führte, wo die Sicht undeutlich wurde und die Lauschmikrofone kaum mehr ansprachen. Der Serbe erhöhte die elektronische Lichtverstärkung seines Teleskops und schaltete das Mikrofon auf Signalverstärkung, um auf diese Weise den Input der Parabolmikrofone digital zu verbessern – wobei zugleich sinnloses Rauschen ausgefiltert wurde.

»Unser geschäftsführender Direktor wird gleich zu Ihnen kommen«, hörte er die Rothaarige sagen, als das Audiosignal wieder hergestellt war.

»Sehr liebenswürdig«, erwiderte der tschechische Diplomat und lüftete dabei höflich den Hut. »Ein wunderschöner Bau ist das. Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich mich ein wenig umsehe?«

»Sir, das wäre uns eine Ehre«, erwiderte sie wie auswendig gelernt.

Ein alberner Bürokrat – er suchte wohl nach Dekorationstipps für seine Frau. Wenn er in den düsteren Präsidentenpalast in Prag zurückkehrte, würde er wahrscheinlich seinen Freunden von der luxuriösen Ausstattung von Peter Novaks Amsterdamer Domizil vorschwärmen.

Ratko hatte zusammen mit tschechischen Soldaten an Manövern des Warschauer Pakts teilgenommen; er war damals noch Soldat in der jugoslawischen Armee gewesen, lange bevor die sechs Republiken Jugoslawiens sich selbstständig gemacht und angefangen hatten, aufeinander einzuschlagen. Er war immer der Ansicht gewesen, dass die Tschechen eine besonders hohe Meinung von sich hatten. Eine Meinung, die er nicht teilte.

Ein Mann, der ganz langsam vor dem Haus vorbeiging, fiel ihm auf: Ob Janson so tollkühn sein würde? Der Mann, allem Anschein nach ein Tourist, lehnte sich jetzt an das niedrige Geländer neben dem Kanal. Langsam zog er eine Landkarte heraus.

Ratko richtete sein Fernglas auf ihn; der Winkel war nicht gerade ideal, aber als er den schlanken Körperbau des Touristen und das kurze Haar sah, erkannte er, wie sehr er sich getäuscht hatte. Auch wenn Janson sich noch so geschickt verkleidete, als zwanzigjährige Frau würde er sicher nie durchgehen.

Wieder spürte Ratko Wärme in seinen Lenden aufsteigen.

Jansons Blick wanderte durch den elegant ausgestatteten Vorraum. Gemälde aus der holländischen Renaissance hingen mit geradezu zwanghafter Symmetrie in der Mitte von Quadraten, die von vergoldeten Schmuckleisten gebildet wurden. Der Kaminsims bestand aus kunstvoll geschnitztem, von blauen Adern durchzogenem Marmor. Alles passte perfekt in einen holländischen Palast: den neidischen Blicken des Pöbels entzogen, war hier kein Platz für die hehren Ideale der Sparsamkeit.

So weit, so gut, dachte er. Cooper hatte seine Sache hervorragend gemacht und in der albernen Uniform eine

Rolle gespielt, bei der nicht viel gefehlt hatte, um zur Parodie zu werden. Seine Bewegungen waren steif und amtlich; sein Ausdruck erfüllt von serviler Wichtigkeit, Zoll für Zoll der ergebene Helfer eines sehr wichtigen Beamten. Janson selbst baute darauf, dass niemand die leiseste Ahnung davon hatte, wie der tschechische Außenminister aussah. Schließlich war der Mann erst seit zwei Wochen im Amt. Und sein Land stand auf der Liste von Unruheherden, die die Stiftung führte, nicht gerade an vorderster Stelle.

Keine Verkleidung war die beste Verkleidung: ein wenig Gel im Haar, eine Brille, wie sie augenblicklich in Osteuropa in Mode war, dazu ein Anzug, wie ihn Diplomaten auf dem ganzen Kontinent trugen … und ein Auftreten, das abwechselnd liebenswürdig und herrisch wirkte. Dass Jansons Mutter Tschechin gewesen war, half natürlich, wenn auch in erster Linie, weil er deshalb im Stande war, sein Englisch mit auffällig tschechischem Akzent zu überlagern. In einem Land wie Holland erwartete man von einem tschechischen Diplomaten, dass er Englisch sprach.

Janson starrte jetzt die rothaarige Empfangsdame über seine runde Hornbrille an. »Und Peter Novak? Ist er auch hier?«

Die zierliche junge Frau lächelte verlegen. »Oh, nein, Sir. Er ist die meiste Zeit unterwegs, ständig in der Luft. Manchmal bekommen wir ihn wochenlang nicht zu Gesicht.«

Als Janson angekommen war, hatte er nicht gewusst, ob in der Stiftung vielleicht tiefe Trauer herrschen würde. Aber was Agger ihm gesagt hatte, traf immer noch zu: Sie hatten ganz offensichtlich keine Ahnung, dass ihrem verehrten Gründer etwas zugestoßen war. »Well!«, sagte Janson. »Er hält die ganze Welt in den Händen, ja?«

»Das könnte man so sagen, Sir. Aber seine Frau ist heute da. Susanna Novak. Sie hilft im NGO-Entwicklungsprogramm mit.«

Janson nickte. Novak legte großen Wert darauf, dass seine Familie im Hintergrund blieb und nicht ins Licht der Öffentlichkeit geriet, offenbar aus Sorge vor Entführung. Dass er persönlich stets präsent blieb, war für den Erfolg seiner Arbeit wichtig; aus diesem Zweck stellte er sich, wenn auch widerstrebend, den Medien. Aber er war kein Hollywoodstar und seine Familie keine Beute der Reporter: Das war über die Jahre hinweg die Botschaft gewesen, und im Großen und Ganzen hatten sich die Medien dieser Regel auch gefügt. Die Tatsache, dass sein Hauptsitz in Amsterdam lag, machte das leichter: Die ausgeprägt bürgerlichen Traditionen jener Stadt halfen mit, das Privatleben des großen Mannes zu schützen.

»Und was ist dort drüben?«

Er deutete auf einen Raum auf der linken Seite des Hauptflurs.

»Peter Novaks Büro«, sagte sie. »Wenn Mr. Novak in der Stadt wäre, würde er Sie sicherlich dort empfangen – er würde darauf bestehen.«

Sie öffnete die Tür und wies auf ein Gemälde an der gegenüberliegenden Wand. »Das Bild ist von van Dyck. Wunderschön, nicht wahr?«

Das Porträt zeigte einen Adeligen aus dem 17. Jahrhundert in gedämpften Braun- und Blautönen und wirkte dennoch seltsam lebendig.

Janson knipste die Deckenbeleuchtung an und ging auf das Gemälde zu. Er betrachtete es aus der Nähe. »Außergewöhnlich«, sagte er. »Das ist einer meiner Lieblingskünstler, müssen Sie wissen. Die tschechische Republik hat eine große künstlerische Tradition, aber so

etwas haben wir natürlich in Prag nicht.«

Er griff in die Tasche, seine Finger tasteten über die Knöpfe seines Handys und wählten eine der Nummern, die er vorprogrammiert hatte. Die der Nebenstelle der Empfangsdame.

»Würden Sie mich bitte entschuldigen«, sagte sie, als sie ihr Telefon klingeln hörte.

»Aber selbstverständlich«, sagte Janson. Während die Frau an ihren Platz eilte, überflog er die auf Novaks Schreibtisch und dem Beistellschrank dahinter sorgfältig aufgestapelten Papiere. Es handelte sich um das übliche Sortiment großer Institutionen, wobei die holländischen Ministerien den Löwenanteil darstellten. Ein Dokument allerdings ließ in seiner Erinnerung eine Glocke anschlagen – wie bei einem Frachter, der im dichten Nebel gerade außer Sicht geraten ist. Nicht die kurze, belanglose Mitteilung, sondern der Briefkopf: UNITECH LTD. Der Firmenname sagte ihm etwas – aber galt das für Paul Janson, Sicherheitsberater für Wirtschaftsunternehmen, oder Paul Janson, den ehemaligen Agenten von Consular Operations? Er war sich nicht sicher.

»Minister Kubelik?«

Eine Frauenstimme.

»Ja?«

Janson blickte auf und sah eine große, blonde Frau, die ihn lächelnd ansah.

»Ich bin Peter Novaks Frau. Ich möchte Sie stellvertretend für ihn hier willkommen heißen. Unser geschäftsführender Direktor spricht noch mit dem holländischen Botschafter bei den Vereinten Nationen. Es wird aber nicht lange dauern.«

Sie sprach Englisch mit neutralem amerikanischem

Akzent.

Die Frau war eine Schönheit im Stil einer Grace Kelly, zugleich üppig und patrizierhaft. Ihr Lippenstift im neuesten Frosted Wet Look wirkte nicht gerade geschäftsmäßig, kleidete sie aber gut, ebenso wie das chartreusefarbene Kostüm, das vielleicht eine Spur enger anlag und ihre Rundungen mehr betonte, als unbedingt notwendig war.

Das war keine Frau in Trauer. Sie konnte unmöglich etwas wissen. Sie wusste nichts. Doch wie war das möglich?

Janson ging auf sie zu und verbeugte sich knapp. Würde ein tschechischer Diplomat ihr die Hand küssen? Er entschied sich für einen Händedruck. Aber er konnte den Blick nicht von ihr wenden. Irgendetwas an ihr kam ihm vertraut vor. Sogar beunruhigend vertraut. Die blaugrünen Côte-d'Azur-Augen, die langen, eleganten Finger … Hatte er sie in letzter Zeit schon einmal gesehen? Er zermarterte sein Gehirn. Wo? In Griechenland? England? War es ein flüchtiger Blick gewesen, gerade ausreichend, um im Unterbewusstsein haften zu bleiben? Es war zum Verrücktwerden.

»Sind Sie Amerikanerin?«, fragte Janson.

Sie zuckte die Schultern. »Ich stamme von vielen Orten«, sagte sie. »Wie Peter.«

»Und wie geht es dem großen Mann?«

»Immer gleich«, erwiderte sie nach einer winzigen Pause. »Vielen Dank, dass Sie sich erkundigen, Dr. Kubelik.«

Ihr Blick wirkte fast verspielt – grenzte, das hätte er schwören können, an Flirt. Aber gewisse Frauen waren ohne Zweifel einfach darin trainiert, auf diese Weise mit internationalen Würdenträgern Konversation zu machen.

Janson nickte. »Wie man bei uns in Tschechien sagt: ›Besser, es geht einem immer gleich gut als schlechter.‹ Das ist bäuerlicher Realismus, glaube ich.«

»Kommen Sie«, sagte sie. »Ich bringe Sie nach oben in den Konferenzsaal.«

Das Obergeschoss war weniger grandios, wirkte intimer; die Decken waren hier nur drei Meter hoch, nicht viereinhalb, und das Dekor nicht ganz so schwülstig. Der Konferenzraum grenzte an den Kanal; die späte Morgensonne fiel schräg durch ein aus vielen Scheiben zusammengesetztes Fenster und projizierte goldene Parallelogramme auf den auf Hochglanz polierten langen Teaktisch. Als Janson eintrat, begrüßte ihn ein nicht ganz mittelgroßer Mann mit sorgfältig gescheiteltem grauem Haar.

»Ich bin Dr. Tilsen«, stellte sich der Mann vor. »Im Haus trage ich den Titel eines geschäftsführenden Direktors für Europa. Ein wenig irreführend, nicht wahr?«

Er lachte ein dezentes, trockenes Lachen. »Unseres *Europaprogramms* – das wäre etwas genauer.«

»Bei Dr. Tilsen sind Sie in guten Händen«, sagte Susanna Novak. »In viel besseren Händen als bei mir«, fügte sie hinzu und überließ es ihrem Besucher, einen Doppelsinn in ihre Bemerkung hineinzulesen.

Janson nahm gegenüber dem bleichgesichtigen Bürokraten Platz. Was sollte er mit ihm diskutieren? »Ich nehme an, Sie wissen, weshalb ich den Kontakt zu Ihnen gesucht habe«, begann er.

»Nun, ich denke schon«, nickte Dr. Tilsen. »Die tschechische Regierung hat über die Jahre hinweg einige unserer Projekte nachhaltig unterstützt, andere weniger. Wir sind uns natürlich der Tatsache bewusst, dass unsere Zielsetzungen nicht immer exakt mit denen einer be-

stimmten Regierung übereinstimmen können.«

»Durchaus«, sagte Janson. »Durchaus. Aber ich frage mich, ob meine Amtsvorgänger vielleicht in ihrem Urteil manchmal vorschnell waren. Vielleicht wäre eine harmonischere Beziehung möglich.«

»Das wäre eine höchst angenehme Perspektive«, sagte Dr. Tilsen.

»Wenn Sie mit mir vielleicht eine *tour d'horizon* Ihrer Projekte in unserem Land machen könnten, würde ich Ihre Anliegen wesentlich wirksamer bei meinen Kollegen und Mitarbeitern vertreten können. Wirklich, ich bin in erster Linie hergekommen, um Ihnen zuzuhören.«

»Dann will ich gerne näher auf diese Punkte eingehen«, sagte Dr. Tilsen und lächelte unverbindlich. Reden war sein Metier, und die nächste halbe Stunde gab er sich alle Mühe, eine Fülle von Initiativen, Programmen und Projekten darzustellen. Nach wenigen Minuten schien es Janson, als bildeten seine Worte einen verbalen Vorhang, gewoben aus der undurchsichtigen Nomenklatur und Formelsprache, wie sie professionelle Idealisten so lieben: *Keine regierungsgestützten Organisationen … die Institutionen der gezielten Demokratie mit neuem Leben versehen … Förderung der Werte, Institutionen und Praktiken einer offenen demokratischen Gesellschaft …* Tilsens Darstellung war detailliert und weitschweifig, und Janson ertappte sich dabei, wie seine Augen anfingen glasig zu werden. Mit knappem, aufgesetztem Lächeln nickte er in regelmäßigen Abständen, aber seine Gedanken fingen an zu wandern. Gehörte Peter Novaks Frau zu den Verschwörern? Hatte sie etwa selbst den Tod ihres Mannes eingefädelt? Eigentlich fast unvorstellbar, und doch, was sonst konnte ihr Verhalten erklären? Und was hatte es mit diesem Dr. Tilsen auf sich? Er wirkte ernst, fantasielos und wohlmeinend und vielleicht eine Spur zu

betulich. Konnte ein solcher Mann an einer gemeinen Verschwörung beteiligt sein, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, einen der wichtigsten Exponenten des Fortschritts zu vernichten, den diese zerbrechliche Welt besaß? Er sah dem Mann beim Reden zu, beobachtete seine kleinen, von zu viel Kaffee oder Nikotin vergilbten, angefressenen Zähne und den selbstzufriedenen Blick, der seinen Monolog begleitete, seine Art, billigend zu nicken, wenn er selbst etwas hervorgehoben hatte. War dies das Gesicht des Bösen? Es war schwer, sich das vorzustellen.

Es klopfte an der Tür. Die zierliche Rothaarige aus dem Erdgeschoss.

»Es tut mir schrecklich Leid, Dr. Tilsen. Ein Anruf aus dem Büro des Ministerpräsidenten.«

»Ah«, sagte Dr. Tilsen. »Ich darf Sie bitten, mich freundlicherweise zu entschuldigen.«

»Aber selbstverständlich«, sagte Janson.

Allein gelassen betrachtete er zunächst das relativ karge Mobiliar im Raum und ging dann ans Fenster, sah auf den Kanal hinunter, auf dem reger Verkehr herrschte.

Es rann ihm kalt über den Rücken, als ob jemand mit einem Eisbrocken darüber gestreift hätte.

Warum? Etwas in seinem Sichtfeld – wieder eine Anomalie, auf die er instinktiv reagierte, ehe er sie verstandesmäßig analysieren oder beschreiben konnte.

Was?

Du großer Gott! Hinter dem glockenförmigen Giebel des gegenüberliegenden Hauses war der Schatten eines Mannes zu sehen, der geduckt auf den Schieferplatten kauerte. Ein vertrauter Vorgang: Die Sonne verändert die Position, und Schatten tauchen auf, wo vorher keine Schatten gewesen waren, und verraten den versteckten

Beobachter – oder Scharfschützen. Der glitzernde Reflex von der Linse eines Teleskops beantwortete die Frage nicht, ob er es mit dem einen oder dem anderen zu tun hatte.

Jetzt suchten seine Augen die Dachgauben und Vorsprünge des Hauses nach weiteren Anomalien ab. *Dort* – jemand hatte ein kleines Stück eines großen Doppelfensters sauber gewischt, jemand, der besser durch das Glas sehen wollte.

Und der Kranbalken vor ihm – auch daran war etwas eigenartig. Im nächsten Augenblick wurde ihm bewusst, was es war. Es war kein Kranbalken – der Lauf eines Gewehrs war an seine Stelle getreten.

Oder war da seine überhitzte Fantasie am Spiel, gaukelte ihm Dinge vor, die es gar nicht gab, witterte in jedem Schatten Gefahr, so wie Kinder manchmal den Schatten ihrer Bettstelle für ein Ungeheuer halten? Die Prellung an seinem Schädel pochte schmerzhaft. Sah er Gespenster?

Und dann explodierte eine der kleinen quadratischen Scheiben, und er hörte das Splittern von Holz, als sich eine Kugel irgendwo in den Parkettboden bohrte. Eine weitere Scheibe explodierte, dann noch eine, Glassplitter flogen durch die Luft, regneten auf den Konferenztisch herab.

Zackige Sprünge tauchten im Verputz der den Fenstern gegenüberliegenden Wand auf. Eine weitere Scheibe explodierte, eine Kugel fetzte den Verputz auf, diesmal nur wenige Zoll über seinem Kopf. Er ließ sich auf den Boden fallen, rollte sich auf die Tür zu.

Gewehrschüsse ohne den dazugehörigen Knall: Sie waren aus einer schallgedämpften Waffe gekommen. Eigentlich sollte er sich daran inzwischen gewöhnt haben.

Dann von draußen das Knallen eines Gewehrschusses, ein seltsamer Kontrast zu den schallgedämpften Schüssen.

Andere Geräusche folgten: das Quietschen von Reifen, das Geräusch einer Wagentür, die geöffnet und geschlossen wurde.

Und von anderswo in dem Gebäude Schreckensschreie.

Wahnsinn!

Ein lautloser Kugelhagel ging auf den Konferenzraum nieder, tödliche Projektile zischten durch die Luft, ließen Glas zersplittern oder flogen durch bereits zerbrochene Scheiben. Sie gruben sich in die Wände, die Decke, den Boden. Sie prallten von dem Bronzeleuchter ab, zogen unberechenbare Bahnen durch den Raum.

Das Pochen in seiner Schläfe war jetzt so heftig geworden, dass er alle Mühe hatte, klar zu sehen.

Denk nach! Er musste nachdenken! Etwas hatte sich verändert. Wo lag die Logik des Angriffs, die Logik des Kontrasts zwischen den eingesetzten Waffen?

Zwei Teams griffen ihn an. Zwei Teams, die nicht koordiniert waren.

Mrs. Novak musste ihn reingelegt haben. Ja, das stand für ihn jetzt fest. Sie hatte ihn die ganze Zeit durchschaut, hatte sein Spiel scheinbar mitgemacht, mit ihm gespielt. Deshalb der verschmitzte Blick. Sie war eine von IHNEN.

Der einzige Ort, der Sicherheit vor dem Kugelhagel bot, war im Inneren des palastartigen Baus, in einem der innen liegenden Räume. Aber die bauten sicher darauf, dass er eben das tat, und das hieß, dass ein derartiger Zufluchtsort im Augenblick auch der gefährlichste war.

Er rief Barry auf seinem Handy an.

Cooper war völlig durcheinander, ein für ihn ganz und gar untypischer Zustand. »Mann, Paul! Was zum Teufel läuft da ab? Hier draußen geht es zu wie in der Schlacht von Midway.«

»Kannst du von jemandem eine Beschreibung liefern?«

»Ah, du meinst, ob ich die sehen kann? Hie und da ganz kurz. Zwei davon sind im Militärlook. Die sehen hundsgefährlich aus. Die Botschaft ›Arme-sind-zum-Umarmen-da‹ hat man diesen Burschen noch nicht beigebracht, Paul.«

»Hör zu, Barry, wir haben verlangt, dass die Limousine schusssichere Fenster hat, als wir sie bestellt haben. Dort bist du am sichersten. Aber halte dich bereit, auf mein Signal Tempo zu machen.«

Janson rannte zur Tür und hastete die Treppe ins Erdgeschoss hinunter. Als er unten eintraf sah er, wie der uniformierte Wachmann seine Waffe aus dem Halfter zog und ans Fenster trat. Die Waffe fiel klirrend zu Boden.

Der Mund des Wachmannes klappte auf, und über seiner linken Augenbraue bildete sich ein roter Kreis. Blut spritzte heraus, schoss ihm über das starr blickende Auge. Und die ganze Zeit stand der Mann aufrecht da, wie in eine Statue verwandelt. Dann begannen seine Beine ganz langsam in einer Art *danse macabre* zu zucken und knickten schließlich ein. Er taumelte auf den antiken chinesischen Teppich, sackte dort in sich zusammen. Janson rannte auf ihn zu und hob die Waffe des Mannes auf, eine Glock-Pistole.

»Minister Kubelik!«, rief die rothaarige Empfangsdame. »Man hat uns alle angewiesen, in den hinteren Flügel zu gehen. Ich kann Ihnen nicht erklären, was hier vorgeht, aber…«

Sie verstummte und sah mit offenem Mund zu, wie ein hoher Minister sich zu Boden warf und in einer kontrollierten Rolle zur Eingangstür flog, wo er in geduckter Haltung verhielt. Das war schneller als robben, und Geschwindigkeit war jetzt das erste Gebot. »Werfen Sie mir meine Mütze herüber.«

»Was?«

»Die gottverdammte Mütze!«, schrie Janson. Und dann, etwas ruhiger: »Sie finden Sie etwa einen Meter von Ihrer linken Hand entfernt. Werfen Sie sie mir herüber.«

Die vor Schreck halb erstarrte Frau kam der Aufforderung nach, so wie man einem gefährlichen Irren gehorcht, und flüchtete dann in den Hinterflügel.

Das kleine Quadrat in dem Doppelfenster, das klarer als seine Umgebung war: Dort befand sich der Scharfschütze.

Er musste die dicke Holztür als beweglichen Schild benutzen. Er sprang auf, drehte den Knopf und öffnete die Tür einen Spalt.

Ein dumpfer Knall, dann gleich ein zweiter: Kugeln, die sich in das dicke Holz bohrten. Kugeln, die ihn getroffen hätten, wenn er nach draußen gelaufen wäre.

Die Tür stand jetzt offen, einen knappen halben Meter, aber für einen gut gezielten Schuss sollte das genügen. Das blank geputzte Quadrat aus Glas – mit etwas Glück konnte er es von hier aus treffen, selbst mit einer ganz gewöhnlichen Faustfeuerwaffe.

Seine Gegner würden Zielfernrohre haben; er hatte so etwas nicht. Aber auch Zielfernrohre hatten ihre Grenzen. Je stärker die Vergrößerung, umso eingeschränkter das Sichtfeld. Und es brauchte zehn oder zwanzig Sekunden, um das Teleskop neu zu positionieren und die Optik scharf zu stellen, wenn die Position des Ziels sich änderte.

Er kroch zu dem toten Wachmann, der auf dem blassblauen Teppich lag – er färbte sich jetzt von seinem Blut immer dunkler –, und zerrte die Leiche auf das Foyer zu, wusste, dass ihm die meterhohe Ziegelmauer unter dem Fenster Schutz bieten würde. Hastig zog er ein Taschentuch heraus und wischte dem Mann das Blut vom Gesicht. Dann legte er seine Anzugjacke über den Oberkörper des

Mannes und stülpte der Leiche seine Pelzmütze auf den Kopf, packte den Toten fest am Hals und positionierte den Kopf exakt. Er schob ihn schnell auf den offenen Türspalt zu, drehte ihn hin und her, ahmte die Bewegungen eines Mannes nach, der sich vorsichtig umsieht.

Der Scharfschütze würde den Kopf flüchtig sehen, im Profil und aus der Ferne.

Zwei Übelkeit erregende Laute, die so klangen, als ob jemand ausspucken würde, bestätigten seinen schlimmsten Verdacht. Der Kopf des Toten wurde von zwei großkalibrigen Kugeln aus zwei unterschiedlichen Richtungen getroffen.

Janson sprang auf, richtete sich zu seiner ganzen Größe auf. Die Zielfernrohre der Scharfschützen würden auf den Punkt gerichtet sein, wo der Kopf des toten Wachmannes aufgetaucht war, also einen reichlichen Meter unterhalb der Stelle, wo Janson sich ihrem Feuer aussetzte. Aber er würde beinahe gleichzeitig zielen und schießen müssen.

Die Zeit fing an, träge wie Sirup zu fließen.

Er spähte hinaus, identifizierte das kleine, schimmernde Quadrat aus Glas und feuerte schnell hintereinander drei Schüsse darauf ab. Mit etwas Glück würde er zumindest die Waffe des Scharfschützen beschädigen. Die Pistole ruckte in seiner Hand hoch, als die Schüsse krachten, unmittelbar darauf zog Janson sich wieder hinter die schwere Tür zurück. Von draußen war eine Folge von kehligen Flüchen zu hören, was ihm verriet, dass er zumindest einen Teil seiner Absicht erreicht hatte.

Damit war jetzt möglicherweise ein Gegner außer Gefecht gesetzt. Aber wie viele waren noch geblieben? Er studierte die beiden zusätzlichen Einschusswunden am Kopf des Wachmannes. Ein Projektil war steil von oben gekommen, offenbar vom gegenüberliegenden Haus. Der

zweite Einschuss, oben an der Wange, verlief beinahe im rechten Winkel dazu, und das deutete auf einen Scharfschützen zu seiner Rechten.

Er hätte Cooper in der gepanzerten Limousine vorfahren lassen können, aber die paar Schritte, die er sich dann ungeschützt im Freien bewegen musste, würden sich bei einem aktiven Scharfschützen in der Umgebung als tödlich erweisen. Wenigstens eine Person hatte zweifellos die Waffe direkt auf die Türschwelle gerichtet.

Janson stemmte die Leiche hoch, sodass es aussah, als ob jemand zu einem Sprung quer durch den vorderen Teil der Eingangshalle ansetzen wolle, und studierte die Reaktion.

Ein nicht schallgedämpfter Schuss zerschmetterte das, was vom Fenster noch übrig geblieben war, gleich darauf folgten eine Reihe schallgedämpfter Schüsse, die nicht weniger zielgenau waren. *Wie viele?* Wie viele Waffen waren auf dieses Haus gerichtet, wie viele Schützen warteten auf ihre Chance, einen Schuss abgeben zu können? Mindestens fünf, wahrscheinlich noch mehr.

Du großer Gott. Das hier war ein Frontalangriff auf Peter Novaks Zentrale. Hatte seine Anwesenheit das ausgelöst? Das überstieg beinahe sein Vorstellungsvermögen, aber seit einiger Zeit machte nur noch sehr wenig Sinn, was um ihn herum geschah.

Fest stand lediglich, dass er dieses Haus verlassen musste und dass er die Vordertür nicht benutzen konnte. Er rannte die Treppe hinauf. Die nächste, deutlich schmäler, brachte ihn in den zweiten Stock, wo er sich einer verschlossenen Tür gegenübersah. Reichte die Zeit? Er musste es versuchen. Janson verschaffte sich mit einem kräftigen Tritt Zugang und fand sich in einem Büro.

Ein Schreibtisch. Ein Beistellschrank und darauf Stapel

von Versandkartons des ultrasicheren und ultrateuren Expressdienstes *Caslon Couriers.* Daneben ein kleiner Akten-Stahlschrank. Ebenfalls abgesperrt, aber leicht aufzubrechen. In dem Schrank eine Sammlung von Berichten über Nicht-Regierungsorganisationen und Leihbüchereien in Slowenien und Rumänien. Und Korrespondenz von UNITECH Ltd., Inhalt allem Anschein nach belanglos. UNITECH: Ja, das hatte etwas zu bedeuten – aber er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Sein einziges Ziel war zu überleben, und darauf musste sich sein ganzes Denken und Handeln konzentrieren. Bis jetzt hatte ihn der Umweg dreißig Sekunden gekostet; er hastete die zwei noch verbliebenen Treppenabsätze hinauf und kletterte über eine primitive Holzleiter in eine Art Dachboden, unmittelbar unter dem Dach. Dort war es drückend heiß, aber unter den Dachbalken musste es irgendwo eine Öffnung geben, die zu einem vom Giebel verdeckten Teil der Dachkonstruktion führte. Das war seine einzige Chance. Eine Minute später hatte er die Öffnung gefunden und kletterte aufs Dach hinaus. Es war steiler als erwartet, und er klammerte sich an den nahen Kamin, als wäre der ein mächtiger Baum, der ihm im Dschungel Schutz bot. Sein Blick wanderte über die umliegenden Dächer, suchte nach seinen Jägern.

Auf Dachhöhe würde er für ihre fixierten Positionen außer Schussweite sein.

Aber nicht für alle.

Auf einem höheren Dach, schräg rechts von ihm, konnte er die tödliche Brünette aus dem Regent's Park erkennen. Dort hatte sie aus enormer Distanz knapp danebengeschossen. Jetzt war sie dreißig Meter entfernt. Sie konnte ihr Ziel gar nicht verfehlen. Sie hatte schließlich auch genau die groteske Puppe getroffen, die er aus dem toten Wachmann gemacht hatte, denn dass der Diagonalschuss

von ihr gekommen war, stand für ihn jetzt außer Zweifel.

Er drehte den Kopf etwas zur Seite und stellte zu seinem Entsetzen fest, dass auf dem angrenzenden Dach, zehn Meter zu seiner Linken, ein weiterer Schütze postiert war.

Der Mann hatte das Scharren seiner Füße auf dem Schieferdach gehört und richtete seine Waffe auf ihn.

Von dem Schützen in Tarnkleidung alarmiert, hob die tödliche Brünette ihr Gewehr mit dem Zielfernrohr. Wieder durchzuckte ihn ein fast lähmender Schmerz von der Prellung an seiner Schläfe.

Er war eingezwängt zwischen zwei Scharfschützen und verfügte zu seinem Schutz nur über eine Pistole. Er sah, wie die Frau mit zusammengekniffenem Auge durch ihr Zielfernrohr blickte, sah die totale Schwärze der Gewehrmündung. Er starrte seinem eigenen Tod ins Auge.

Es war ein Schuss, der sein Ziel nicht verfehlen konnte.

20

Verzweifelt zwang er sich dazu, sich auf das Gesicht seiner Henkerin zu konzentrieren: Er wollte dem Tod ins Antlitz sehen.

Was er sah, war ein Ausdruck der Verwirrung, als sie die Waffe ein paar Grad nach links schwenkte und abdrückte. Der Scharfschütze auf dem nächsten Dach verkrümmte sich und taumelte dann vom Dach wie ein Wasserspeier, der sich aus seiner Verankerung gelöst hat.

Was zum Teufel ging hier vor?

Gleich darauf war das Knattern einer Automatikwaffe zu hören – aber die Schüsse galten nicht ihm, sondern ihr! Ein Stück der kunstvoll geschnitzten Giebelverkleidung, hinter der sie sich postiert hatte, brach ab, hinterließ eine Staubwolke.

War da etwa jemand dabei, ihn zu *retten*, ihn vor dem Todeskommando aus dem Regent's Park zu retten?

Er versuchte sich einen Reim auf die komplizierte Geometrie zu machen. Zwei Teams, wie er vermutet hatte. Eines mit Waffen, wie sie an amerikanische Scharfschützen ausgegeben wurden, das Scharfschützenteam von Consular Operations. Und das andere? Eine zusammengewürfelte Ansammlung von Waffen. Keine Profis. Söldner. Der Kleidung und der Bewaffnung nach zu schließen Osteuropäer.

In wessen Dienst?

Der Feind meines Feindes ist mein Freund. Wenn der alte Spruch in diesem Fall stimmte, ermangelte es ihm keineswegs an Freunden. Aber *stimmte* er?

Der Mann mit der Automatikwaffe, einer russischen

AKS-74, stand jetzt an der Brüstung und versuchte die Scharfschützin besser ins Visier zu bekommen.

»Hey!«, rief Janson ihm zu.

Der Mann – Janson stand nahe genug, um seine grob geschnittenen Gesichtszüge, die eng beieinander stehenden Augen und den Zwei-Tage-Bart des Mannes zu sehen – grinste zu Janson herüber und wandte sich ihm zu.

Und seine Waffe war auf Dauerfeuer geschaltet.

Als die Salve das Dach traf, duckte Janson sich und ließ sich die Dachneigung hinunterrollen. Ein Steinbrocken flog an seinem Ohr vorbei, als die Salve über die Stelle fegte, wo er noch Augenblicke zuvor gewesen war. Er schrammte mit der Stirn an einem Mauerstück entlang, und seine Hände brannten, als er sie samt der Pistole gegen die kantigen Dachziegel presste. Schließlich krachte sein Körper gegen die Balustrade, ein heftiger Aufprall, der ihm einen Augenblick lang jede Orientierung nahm, aber die Alternative wäre noch schlimmer gewesen – ein Sturz vom Dach auf den Asphalt tief unter ihm.

Er hörte Schreie aus mehreren Richtungen. Sein Gehirn versuchte benommen die Geräusche zu verarbeiten, während sie über ihn hinwegrasten, von den Wänden widerhallten und verstummten.

Was war da gerade geschehen? Die Frau hatte ihn vor der Mündung gehabt. *Sie hatte ihn gehabt.*

Warum hatte sie nicht geschossen?

Und das andere Team – wer waren diese Leute? Angus Fielding hatte die vielen schattenhaften Feinde erwähnt, die Novak sich in den Reihen der korrupten osteuropäischen Oligarchen gemacht hatte. War das eine private Miliz? Alles, was er bisher gesehen hatte, deutete darauf hin.

Er war ihr Zielobjekt. Aber das Team von Consular Operations war das auch. Wie konnte das sein? Doch jetzt war nicht die Zeit, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Er schob seine Pistole zwischen den Säulen der Balustrade durch und gab schnell hintereinander zwei Schüsse ab. Der Mann mit dem AKS-74 taumelte nach rückwärts, stieß einen seltsam gurgelnden Laut aus; eine der Kugeln hatte ihm die Kehle zerfetzt, aus der jetzt hellrotes Blut spritzte. Er fiel um, seine Waffe lag neben ihm.

Diese Waffe konnte Jansons Rettung sein – wenn es ihm gelang, sie an sich zu bringen.

Janson kletterte auf die Balustrade und überwand mit einem Satz das kurze Stück zum angrenzenden Haus. Er hatte ein Ziel. Die AKS-74: eine primitive, laute, aber äußerst wirksame Maschinenpistole. Seine Landung war alles andere als vollkommen, und ein stechender Schmerz schoss ihm wie ein elektrischer Schlag durch den linken Knöchel. Eine Kugel pfiff nur wenige Zoll über seinem Kopf durch die Luft, und er warf sich auf das mit Fliesen verkleidete Flachdach, nur einen reichlichen Meter von dem Mann entfernt, den er gerade erschossen hatte. Der nur zu vertraute Geruch von Blut umgab ihn. Er streckte die Hand aus und zog die Maschinenpistole zu sich her. Ohne seine Position zu verändern, drehte er den Kopf im Halbkreis, um sich zu orientieren.

Die ebene Geometrie der Dächer war trügerisch, das war ihm bewusst. Dachscheitel trafen sich scheinbar im rechten Winkel mit anderen, aber in Wirklichkeit waren das keine echten rechten Winkel. Bei Brüstungen, die parallel erschienen, konnte man sich täuschen. Dachtraufen, die den Eindruck erweckten, waagerecht zu verlaufen, taten das in Wahrheit nicht. Vorsprünge und Balustraden, im Laufe der Jahrhunderte mehrmals repariert oder neu gebaut, entzogen sich jeder exakten Beurteilung. Janson

wusste, dass der menschliche Verstand dazu neigte, solche Unregelmäßigkeiten zu abstrahieren. Doch wenn es um die Flugbahn einer Kugel ging, konnten derartige Unregelmäßigkeiten einen gewaltigen Unterschied machen. Kein Winkel stimmte; jegliche Intuition musste ständig durch gesicherte Daten, wie nur Entfernungsmesser und Teleskop sie lieferten, korrigiert werden.

Seine Hände tasteten den Toten ab, bis sie eine kleine Vorrichtung mit zwei im Winkel zueinander angeordneten Spiegeln an einer ausziehbaren Stange fanden, die der Antenne eines Transistorradios ähnelte. Für Kommandos im Stadteinsatz war das Standardausrüstung. Janson schob die Spiegel sorgfältig zurecht und zog die Teleskopstange aus. Wenn er sie über den Sims hinausstreckte, würde er sehen können, wo noch Gefahr auf ihn lauerte, ohne sich selbst in die Schusslinie zu bringen.

Die Waffe, die er an sich drückte, war alles andere als ein Präzisionsgerät – ihre Streuung eher mit der eines Feuerwehrschlauchs zu vergleichen als mit der einer modernen Maschinenpistole.

Was er sah, war alles andere als ermutigend. Die tödliche Brünette war immer noch in Position, und wenn er auch im Augenblick durch Dachtraufen, Vorsprünge und Mauerwerk vor ihr geschützt war, würde sie doch auf jede seiner Bewegungen lauern. Keinesfalls konnte er seine Position verändern, ohne dabei von ihr entdeckt zu werden.

Eine Kugel bohrte sich mit einem dumpfen Knall in den Kamin und splitterte ein Stück des jahrhundertealten Ziegelwerks ab. Janson drehte das periskopähnliche Gerät, um zu sehen, wer den Schuss abgegeben hatte. Ein Dach von ihm entfernt stand ein ehemaliger Kollege von Consular Operations und presste ein M40 an seine Schulter. Er erkannte die breite Nase und die flinken

Augen: ein Spezialist aus der alten Schule, Stephen Holmes hieß der Mann.

Janson bewegte sich vorsichtig, arbeitete sich geduckt und für die Scharfschützin unsichtbar hinter einer Ziegelfassade an dem Schieferdach vor ihm empor. Seine nächste Bewegung musste perfekt erfolgen, sonst war er ein toter Mann. Er hielt den Kopf eingezogen, während seine Hände den Lauf des AKS-74 über den Dachfirst hoben. Dann verließ er sich auf sein Erinnerungsvermögen, auf ein flüchtiges Bild im Periskop, als er einen Feuerstoß in Richtung auf den langen Lauf des Scharfschützengewehrs abgab. Ein klirrendes Geräusch – Stahlmantelgeschosse, die einen Schaft aus superhartem Komposit-Kunststoff trafen – verriet ihm, dass er Erfolg gehabt hatte.

Er hob den Kopf über den First und gab einen zweiten, gezielteren Feuerstoß ab: Die Stahlmantelgeschosse schmetterten auf das M40 von Holmes, bis der grünschwarze Schaft auseinander brach.

Holmes war jetzt hilflos, und als seine Augen denen Jansons begegneten, zeigten sie den resignierten, fast müden Blick eines Menschen, der überzeugt war, dass er gleich sterben würde.

Janson schüttelte angewidert den Kopf. Holmes war nicht sein Feind, selbst wenn er das glaubte. Er reckte sich, spähte durch einen schmalen Schlitz in der kunstvoll gestalteten halbkreisförmigen Brüstung, konnte jetzt die brünette Frau schräg gegenüber sehen. Würde sie ihn mit einer ihrer Dubletten erledigen, die ihr Markenzeichen waren? Sie hatte beobachtet, was gerade geschehen war, wusste, dass ihr Kollege außer Gefecht gesetzt war und dass sie jetzt die Verantwortung für ein erweitertes Schussfeld übernehmen musste. Würde sie warten, bis er den Schutz des zweiten Giebels verlassen hatte? Der

Schlitz war zu eng und zu tief, als dass er ihm als Schießscharte hätte dienen können. Sie würde warten müssen. Die Zeit war der beste Freund des Scharfschützen – und zugleich sein Todfeind.

Er kniff die Augen zusammen, betrachtete ihr Gesicht. Sie befand sich jetzt nicht mehr in Schussposition – hatte den Griff um ihr Gewehr gelockert und starrte ihren Kollegen an, wirkte verunsichert. Einen Augenblick später sah Janson das Flackern einer Bewegung hinter ihr und dann etwas wesentlich Dramatischeres: Eine Dachtür flog auf, und ein hünenhafter Mann ragte plötzlich hinter der zierlichen Frau auf. Er schmetterte ihr etwas über den Kopf – Janson konnte es nicht genau erkennen; vielleicht den Kolben einer Langwaffe. Die Frau sackte, offenbar bewusstlos, in sich zusammen. Jetzt griff der Hüne nach ihrem Gewehr und gab daraus schnell hintereinander einen, zwei, drei Schüsse nach rechts ab. Der halb erstickte Aufschrei vom Dach nebenan verriet Janson, dass wenigstens einer der Schüsse sein Ziel getroffen hatte: Stephen Holmes.

Janson riskierte einen schnellen Blick und spürte ein Gefühl der Übelkeit in sich aufsteigen; die Schüsse hatten fast beiläufig gewirkt, waren aber gut gezielt gewesen. Die großkalibrigen Kugeln hatten Holmes die Kinnlade weggefetzt. Blut rann ihm in Strömen über die Brust, ein letzter Atemzug quälte sich als ein lautes Gurgeln aus seinen Lungen, halb Husten, halb qualvoller Schrei. Dann taumelte er zu Boden, rutschte das Schieferdach hinunter, bis er gegen die Brüstung prallte und dort liegen blieb. Seine leblosen braunen Augen starrten Janson durch die Balustrade an.

Wenn es dieser Bestätigung noch bedurft hätte, wusste Janson jetzt, dass der Riese kein Retter war. Er gab einen langen Feuerstoß auf den Mann ab, der an der Stelle stand,

wo gerade noch die Scharfschützin von Cons Op gestanden hatte zwang ihn damit, sich zumindest für den Augenblick zu ducken –, und arbeitete sich dann blitzschnell, die verschiedenen Steinornamente als Handgriffe nutzend, an der Außenfassade der Villa hinunter. Das leer geschossene AKS zurücklassend, setzte er, so lautlos ihm das möglich war, unten in der düsteren Seitengasse auf dem Asphalt auf und suchte hinter zwei Mülltonnen Deckung, um die Straße vor ihm zu studieren.

Der Hüne war schnell, für einen Mann seiner Größe sogar verblüffend schnell. Schon kam er aus der Eingangstür des Gebäudes geschossen, zerrte dabei die bewusstlose Frau wie einen Sack hinter sich her. Der Mann hatte eine hässliche ausgefranste Narbe, die seine Wange verunzierte, ein groteskes Andenken an eine gewalttätige Vergangenheit. Seine blauen Augen waren klein, wie die eines Schweins, aber wachsam.

Ein zweiter Mann, ähnlich wie er gekleidet, kam auf ihn zugerannt, und Janson hörte, wie die beiden miteinander redeten. Eine Sprache, die ihm nicht vertraut war – aber auch nicht völlig fremd. Wenn er sich anstrengte, konnte er ein paar Brocken verstehen. Eine slawische Sprache – Serbokroatisch wohl. Entfernt mit dem Tschechischen verwandt, sodass er das Wesentliche mitbekam.

Ein kleiner Wagen mit starkem Motor kam mit großem Getöse auf sie zugerollt, und die beiden Männer sprangen nach kurzem Wortwechsel auf den Rücksitz. In der Ferne war das Heulen von Polizeisirenen zu hören.

Sie verließen den Ort des Geschehens, weil die Polizei gleich da sein würde. Zwei weitere dunkel gekleidete Männer mit Gewehren drängten sich in einen Offroader und suchten ebenfalls das Weite.

Mitgenommen und blutüberströmt taumelte Janson zu

der Nebenstraße, wo Barry Cooper schwitzend und mit vor Erregung geweiteten Augen auf dem Fahrersitz der gepanzerten Limousine wartete.

»Du gehörst in ein Krankenhaus«, sagte Cooper benommen.

Einen Augenblick lang blieb Janson stumm und hielt die Augen geschlossen. Unter höchster Konzentration versuchte er sich an die Worte zu erinnern, die er gehört hatte. *Körte Prinsegracht … Centraal Station … Westerdok … Oosterdok…*

»Bring mich zur Centraal Station«, sagte Janson.

»Wir haben gleich die Hälfte aller Bullen von Amsterdam hinter uns.«

Es hatte leicht zu nieseln begonnen, und Cooper schaltete die Scheibenwischer ein.

»Volle Pulle.«

Cooper nickte und jagte auf der Prinsengracht nach Norden, achtete nicht darauf, dass die Räder gelegentlich auf dem glatten Asphalt durchdrehten. Als sie schließlich die Brücke über der Brouwersgracht erreichten, war es offenkundig, dass sie nicht von der Polizei verfolgt wurden. Aber gab es vielleicht andere Verfolger?

»Serbische Banditen«, murmelte Janson. »Heutzutage sind die meisten davon Söldner. Aber in wessen Dienst?«

»Serbische Söldner? Das finde ich gar nicht cool, Mann. Ich werd' so tun, als ob ich das nicht gehört hätte.«

Die von Menschenhand geschaffene Insel, auf der die Centraal Station stand, trennte die Körte Prinsegracht vom Westerdok mit seinen weitgehend verlassenen Lagerhäusern. Aber das war nicht das Ziel des Hünen und seiner Freunde. Sie hatten zweifellos Kurs auf die riesigen Hallen des Ausbesserungswerks im Süden der Station

genommen, die für gelegentliche Beobachter kaum einzusehen waren. In der Nacht hielten sich dort Heroinsüchtige auf, um sich ihren Schuss zu setzen, am Tag war die Gegend fast völlig verlassen.

»Weiter fahren, *geradeaus!«*, schrie Janson, der plötzlich hellwach geworden war.

»Ich dachte, du hättest gesagt Centraal Station…«

»Da rechts steht ein Wartungsgebäude, fünfhundert Meter entfernt. Vor den Lagerhäusern von Oosterdok. Und jetzt *Tempo.«*

Der schwere Mercedes raste am Parkplatz des Bahnhofs vorbei und polterte über die zerbrochenen Pflastersteine der verlassenen Höfe, wo vor vielen Jahren rege Betriebsamkeit geherrscht hatte. Die meisten Handelshäfen waren nach Nord-Amsterdam verlegt worden, zurückgeblieben waren Phantome aus Ziegeln, Beton und Wellblech.

Plötzlich ragte vor ihnen ein Gitterzaun auf. Cooper hielt an, und Janson stieg aus. Das Gittergeflecht des Zauns war von einer grauen Oxidschicht überzogen; er war offenbar schon ziemlich alt. Aber der Schließknopf in der großen rechtwinkeligen Metallplatte glänzte und war sichtlich neueren Datums.

Aus der Ferne hörte er Rufe.

Janson zog eilig einen kleinen Dietrich aus der Tasche und machte sich ans Werk. Er führte das schmale Ende in die Schlossöffnung ein und drehte das Werkzeug dann in einer fließenden Bewegung herum. Es war wichtig, dass diese Bewegung schnell erfolgte. Der Dietrich musste umgedreht werden, bevor die Feder im Schloss die oberste Zuhaltung herunterdrückte.

Seine Finger spürten, dass seine jahrelang nicht eingesetzten Fähigkeiten noch nicht eingerostet waren – das Schloss sprang auf, und das Tor war offen.

Er winkte Cooper durch und bedeutete ihm, den Wagen etwa hundert Meter entfernt hinter einem verlassenen Eisenbahnwaggon abzustellen, der langsam vor sich hinrostete.

Janson selbst rannte zu einer riesigen Wellblechhalle, presste sich an die Wand und schob sich dann schnell auf die Stimmen zu, die er gehört hatte.

Schließlich konnte er sich in der schwachen Beleuchtung im Inneren der Halle orientieren, und was er sah, ließ ihm den Atem stocken.

Sie hatten der Frau die Kleider grob vom Leib gerissen und sie mit einem dicken Seil an eine Betonsäule gefesselt.

»Bald sitzt ihr selber in der Scheiße«, knurrte sie, aber die Angst, die unter ihrer gespielten Tapferkeit lauerte, war nicht zu übersehen.

Vor ihr hatte sich der Hüne mit der roten Narbe im Gesicht aufgebaut. Er schlug ihr mit der flachen Hand so heftig ins Gesicht, dass ihr Kopf gegen die Betonsäule prallte. Dann zog er ein Messer heraus und schlitzte ihre Unterwäsche auf.

»Rühr mich nicht an, du Hurenbock!«, schrie sie.

»Was willst du wohl dagegen unternehmen?«

Die Stimme klang rau und kehlig. Der Hüne lachte, als er seinen Gürtel löste.

»An deiner Stelle würde ich Ratko nicht wild machen«, sagte sein Gefährte. Er hielt ein langes, schmales Messer in der Hand, dessen Klinge im dem Zwielicht funkelte. »Er mag sie lieber lebend – aber so genau nimmt er das nicht.«

Die Frau stieß einen schrillen Schrei aus, bei dem einem das Blut gefrieren konnte. Schiere animalische Angst?

Janson vermutete, dass mehr dahinter steckte – dass sie gegen alle Vernunft hoffte, jemand könnte sie hören.

Aber der Wind und das Poltern der Lastkähne draußen auf dem Wasser übertönten alle Geräusche.

Im Halbdunkel der Lagerhalle konnte er die Umrisse des starken Wagens erkennen, mit dem die Männer hergekommen waren. Der Motor tickte, als er langsam abkühlte.

Jetzt ohrfeigte der Mann sie erneut, und dann gingen seine Schläge in ein rhythmisches Klatschen über. Hier ging es nicht um ein Verhör. Das war Teil eines sexuellen Rituals, wurde Janson entsetzt bewusst. Als die Hosen des Killers auf den Boden fielen, konnte man im Zwielicht die Silhouette seines Glieds sehen: Dem Tod der Frau würde ihre Schändung vorangehen.

Janson erstarrte, als er hinter sich eine leise Stimme mit slawischem Akzent hörte. »Die Waffe fallen lassen.«

Janson wirbelte herum und sah sich Angesicht zu Angesicht einem schlanken Mann mit einer goldgeränderten Brille gegenüber, die hoch auf seiner Adlernase saß. Der Mann trug Khakihosen und ein weißes Hemd, beides sorgfältig gebügelt. Er stand dicht bei ihm und drückte ihm jetzt mit einer beiläufig wirkenden Bewegung einen Revolver gegen die Stirn.

»Die Waffe fallen lassen«, wiederholte der Mann.

Janson ließ die Pistole auf den Betonboden fallen. Der gleichmäßige Druck, den die Waffe des Mannes auf seine Stirn ausübte, ließ keinerlei Zögern zu. Wieder ein durchdringender Schrei, diesmal mit einem Zittern, das äußerstes Entsetzen oder Wut verriet.

Der Mann mit der goldgeränderten Brille lächelte grimmig.

»Die amerikanische Schlampe singt. Ratko vögelt sie

gern, ehe er sie kalt macht. Wenn sie schreien, törnt ihn das an. Was Ihnen bevorsteht, wird, fürchte ich, bei weitem nicht so angenehm sein. Aber das werden Sie ja selbst erleben. Er ist gleich fertig. Und das Weib dann auch. Und dann kommen Sie dran.«

»Warum? Um Himmels willen, *warum?«,* fragte Janson mit leiser, eindringlicher Stimme.

»Was für eine *amerikanische* Frage«, erwiderte der Mann. Seine Stimme klang kultivierter als die des Hünen, aber ebenso gefühllos. Vermutlich war er der Leiter der Operation. »Aber wir sind diejenigen, die die Fragen stellen. Und wenn Sie sie nicht zu unserer Zufriedenheit beantworten, werden Sie schreckliche Qualen erleiden, bevor Ihre Leiche dann im Wasser des *Oosterdok* verschwindet.«

»Und wenn ich tue, was Sie verlangen?«

»Wird Ihr Tod barmherzig und schnell sein. Oh, tut mir Leid. Hatten Sie gehofft, dass es noch weitere Alternativen gibt?«

Die schmalen Lippen des Mannes zuckten verächtlich. »Ihr Amerikaner wollt immer Dinge, die nicht auf der Speisekarte stehen, nicht wahr? Ihr wollt immer etwas Besonderes. Bloß, ich bin kein Amerikaner, Mr. Janson. Ich biete Ihnen eine Alternative. Tod *mit* Qualen – oder Tod *ohne.«*

Er sagte das ganz ruhig, es wirkte wie ein eisiger Windhauch.

Als die Frau einen weiteren ohrenbetäubenden Schrei ausstieß, verzog sich Jansons Gesicht entsetzt. »Bitte«, wimmerte er. »Ich tue alles…«

Janson konzentrierte sich, suchte tief in seinem Inneren nach Kraft und begann sichtbar zu zittern.

Ein befriedigtes, sadistisches Lächeln legte sich über die Züge des Mannes mit der goldenen Brille.

Plötzlich fingen Jansons Knie zu zittern an und er sackte einen halben Meter herunter, blieb dabei aber vollkommen aufrecht. Im gleichen Augenblick schoss seine rechte Hand nach vorn und packte die ihm entgegengestreckte Hand des Mannes am Gelenk.

Das Lächeln des Mannes verflog, als Janson seinen Arm nach unten riss, ihn gleichzeitig herumdrehte und herunterbog. Der Mann stieß einen brüllenden Schmerzensschrei aus, als seine Bänder zuerst überdehnt wurden und gleich darauf rissen, aber Janson kannte keine Gnade, trat mit dem linken Fuß einen Schritt zurück und zog den Mann zu Boden. Dann riss er mit seiner ganzen Kraft an dem Arm und hörte ein knackendes Geräusch, als die Gelenkkugel aus der Pfanne sprang. Der Mann brüllte erneut auf, ein Laut, in dem sich gequälter Schmerz mit ungläubigem Entsetzen mischte. Janson warf sich auf ihn, verlagerte sein ganzes Gewicht auf das rechte Knie, das er dem Mann in den Brustkasten drückte. Er konnte hören, wie wenigstens zwei Rippen brachen. Der Mann keuchte, und Janson sah, wie ihm hinter den goldgeränderten Brillengläsern Tränen in die Augen schossen. Die gebrochenen Rippen würden das Atmen für ihn in Zukunft äußerst schmerzhaft machen.

Jetzt hörte der Mann die Schritte seiner Gefährten und versuchte trotz des ausgerenkten Gelenks seinen Arm freizubekommen, was ihm aber nicht gelang, weil Janson ihn zwischen seiner Brust und dem linken Knie eingeklemmt hatte. Janson spreizte die Finger der rechten Hand, krallte sie um die Kehle des Mannes, hob seinen Kopf hoch und schmetterte ihn dann mehrmals hintereinander gegen den harten Boden, bis der Körper schlaff wurde. Als Janson sich Augenblicke später wieder aufrichtete, hielt er

in jeder Hand eine Waffe…

… und gab zwei Schüsse ab – einen auf einen grobschlächtig wirkenden Mann, der mit einer Pistole in der Hand auf ihn zugerannt kam, den zweiten auf einen bärtigen Mann ein paar Schritte hinter ihm, der eine Maschinenpistole an der Hüfte hielt. Beide sackten zu Boden.

Janson rannte bereits dorthin, wo der Mann stand, den sie Ratko nannten, aber eine Schussgarbe aus einem AKS-74 peitschte auf den Betonboden und ließ Funken und Steinsplitter aufspritzen. Sie kam von einem Laufsteg hoch über ihnen und schuf eine unüberwindliche Barriere zwischen Janson und Ratko – der sich hastig die Hosen hochgezogen hatte und sich jetzt zu ihm herumdrehte. In der mächtigen Pranke des Serben wirkte eine 45er-Pistole wie ein Spielzeug.

Janson duckte sich hinter eine Betonsäule. Genau wie er das erwartet hatte, änderte der Mann auf dem Laufsteg seinen Standort, um Janson vor den Lauf seiner Waffe zu bekommen.

Aber dabei hatte er seine Deckung verlassen. Janson spähte um die Säule herum und erhaschte einen flüchtigen Blick auf einen kleinen, untersetzt wirkenden mondgesichtigen Mann, der sein AKS-74 hielt, als ob es an ihm festgewachsen wäre. Ein kurzer Feuerstoß peitschte in die Säule, die Janson Deckung bot. Er schob die Hand um die Säule herum, gab blind einen Schuss ab und hörte, wie die Kugel von einem Stahlträger abprallte. Verfehlt. Plötzliche Schritte auf dem Laufgang über ihm halfen ihm allerdings, die Position des Mannes zu erkennen, und er feuerte schnell hintereinander drei weitere Schüsse ab.

Alle drei daneben. *Verdammt,* was hatte er eigentlich erwartet? Und doch war es ihm nicht möglich, den Mann

mit dem Sturmgewehr ausfindig zu machen, ohne sich selbst dessen tödlichem Feuer auszusetzen.

Jetzt fiel plötzlich Licht in das dunkle Lagerhaus; eine Tür an der Seite öffnete sich.

Er hörte Schritte – jemand kam hereingerannt.

Ein weiterer Feuerstoß aus dem AKS-74, diesmal nicht auf Janson, sondern auf den ihm unsichtbaren Neuankömmling gerichtet.

»Oh, Scheiße! *Scheiße!*«

Es war Barry Coopers Stimme.

Er konnte es kaum glauben: Barry Cooper hatte die Limousine verlassen und war ihm nachgerannt.

»Barry, was in drei Teufels Namen machst du hier?«, brüllte Janson.

»Das frage ich mich im Augenblick auch. Ich habe diese Schießerei gehört, als ich im Wagen war, und da habe ich es mit der Angst zu tun bekommen und bin hierher gerannt. Ziemlich blöd, was?«

»Ehrlich gesagt, ja.«

Ein weiterer Feuerstoß von oben ließ die Funken vom Betonboden aufspritzen.

Janson trat von der Säule zurück und sah jetzt, was geschah. Barry kauerte hinter einer riesigen Blechtonne, während der Mann auf dem Laufgang im Begriff war, seine Position zu verändern.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll«, sagte Cooper mit kläglicher Stimme.

»Barry, tu das, was ich tun würde.«

»Kapiert.«

Ein Schuss peitschte, und der untersetzte Mann auf dem Steg zuckte zusammen.

»So ist's richtig, Baby. *Make love not war, motherfukker!«,* brüllte Cooper und feuerte das ganze Magazin seiner Pistole auf den Schützen über ihm ab.

Jetzt konnte Janson seine Deckung hinter der Säule verlassen und feuerte sofort einen Schuss auf Ratkos Kollegen ab, der mit einem Messer vor der gefesselten Frau stand.

»*Sranje!* Scheiße!«, schrie der Mann. Die Kugel hatte ihn in der Brust getroffen. Er ließ das Messer fallen, sank zu Boden und stöhnte, außer Gefecht gesetzt.

Janson sah, wie die Frau mit dem Fuß nach dem Messer tastete und es zu sich heranzog. Dann presste sie es zwischen ihre Fersen und hob es langsam höher, wobei ihre Beine vor Anstrengung zitterten.

Der serbische Hüne schien zwischen zwei Zielen, Cooper und Janson, hin und her gerissen.

»Die Kanone fallen lassen, Ratko!«, schrie Janson.

»Ich fick deine Mutter!«, stieß der hünenhafte Serbe hervor und feuerte auf Barry Cooper.

»*Verdammt!«,* brüllte Cooper. Die Kugel hatte seinen Arm durchschlagen und die untere Brusthälfte gestreift. Seine Waffe fiel auf den Boden, und er zog sich schmerzerfüllt hinter eine Reihe von Blechkanistern in der Nähe der Tür zurück, durch die er in die Halle gekommen war.

»Bei dir alles in Ordnung, Barry?«, rief Janson und duckte sich hinter eine Säule.

Einen Augenblick herrschte Stille. »Keine Ahnung, Paul«, kam dann etwas schwach die Antwort. »Tut beschissen weh. Außerdem hab ich das Gefühl, dass ich jetzt kein richtiger Gandhi-Pazifist mehr bin. Wahrscheinlich muss ich Veganer werden, um mein Karma wieder

zurechtzubiegen.«

»Schießen kannst du jedenfalls. Erfahrung aus dem Untergrund?«

»Nee, Sommerlager vom YMCA«, erwiderte Cooper fast verlegen. »Luftgewehr.«

»Kannst du fahren?«

»Nicht gerade die Indy 500 oder so was, aber, na ja, ich denke schon.«

»Bleib jetzt ganz ruhig und hör mir zu: Steig in den Wagen und fahr in ein Krankenhaus. Und zwar jetzt gleich!«

»Aber was ist mit…?«

»Mach dir um mich keine Sorgen! Verschwinde hier einfach.«

Ein Schuss aus der 45er des Hünen hallte laut durch die Wellblechhalle, und ein Betonsplitter landete vor Jansons Füßen.

Eine Pattsituation zwischen ihnen beiden.

Zwei Männer, die außer ihrem Leben nichts zu verlieren hatten.

Janson wagte nicht ungezielt zu schießen, weil er dabei Gefahr lief, die Frau zu treffen. Er trat ein paar Schritte zurück, um sein Ziel deutlicher ausmachen zu können. Ratko, der jetzt die Hand, die die Waffe hielt, mit der anderen stützte, um besser zielen zu können, wandte der Frau den Rücken zu. Das Blitzen von Stahl verriet Janson, dass sie nicht mehr ganz so hilflos war.

Mit der freien Hand hatte sie nach unten gegriffen, sich weiter gestreckt, als Janson das für möglich gehalten hätte, hatte das Heft des Messers gepackt und es nach einer Folge ungewöhnlicher Verrenkungen bis in Schenkelhöhe bugsiert. Jetzt hielt sie es hoch, die Klinge waagerecht

ausgestreckt, und… stieß es dem Hünen in den Rücken.

Der Schrecken ließ den drohenden Ausdruck in seinem Narbengesicht verlöschen. Als Janson vortrat, gab der Hüne einen weiteren Schuss ab, aber der war zu hoch. Janson hatte nur noch eine Patrone im Magazin: Er durfte sein Ziel nicht verfehlen.

Er ging in Combat-Stellung und gab den letzten verbliebenen Schuss ab, zielte auf das Herz des Mannes.

»Ich ficke deine Mutter…«, dröhnte der Serbe und kippte dann wie ein gefällter Baum nach vorn, tot.

Janson lief zu der gefesselten Frau hinüber. Wut und Ekel wallten in ihm auf, als er ihre zerfetzten Kleider und die roten Druckstellen auf ihrer Haut sah, wo die Hände des Riesen sie betastet und an ihr herumgedrückt hatten, als wäre sie ein Stück Vieh.

Wortlos zog Janson das Messer aus dem Rücken des Serben und schnitt damit das Tau durch, befreite sie.

Sie rutschte zu Boden, blieb mit dem Rücken an der Säule lehnen und war allem Anschein nach außerstande aufzustehen. Schließlich quälte sie sich in die Höhe, legte die Arme um die Knie, zog sie zu sich heran und stützte den Kopf darauf.

Janson rannte zurück und kam gleich darauf mit dem weißen Hemd und der Khakihose wieder, die der Mann mit der goldgeränderten Brille getragen hatte.

»Da, nehmen Sie«, sagte er. »Ziehen Sie sich das an.«

Endlich hob sie den Kopf: Er sah, dass ihr Gesicht nass von Tränen war.

»Ich verstehe das nicht«, sagte sie stumpf.

»Am Museumplein neunzehn gibt's ein amerikanisches Generalkonsulat. Wenn Sie es dorthin schaffen, können die sich um Sie kümmern.«

»Sie haben mich gerettet«, sagte sie mit ausdrucksloser Stimme. »Sie sind gekommen, um *mich* zu befreien. Warum?«

»Ich bin nicht Ihretwegen gekommen«, brauste er auf. »*Die* wollte ich haben.«

»Lügen Sie mich nicht an«, sagte sie. »Bitte, lügen Sie mich nicht an.«

Ihre Stimme bebte. Sie schien unmittelbar vor dem Zusammenbruch zu stehen, und doch fing sie zu reden an, klammerte sich verzweifelt an die letzten Spuren ihrer Professionalität, sprach in ihrem gedehnten Südstaatenakzent. »Wenn Sie einen von denen ausfragen wollten, hätten Sie sich einen schnappen können und dann verschwinden. Aber das haben Sie nicht getan. Das haben Sie nicht getan, weil die mich dann umgebracht hätten.«

»Sehen Sie zu, dass Sie zum Konsulat kommen«, sagte er. »Verfassen Sie einen Einsatzabschlussbericht. Sie kennen die Vorschriften.«

»Geben Sie mir Antwort, verdammt noch mal!«

Sie rieb sich die Tränen aus den Augen, rieb wie wild mit beiden Händen. Doch so mitgenommen sie auch war, konnte Janson doch erkennen, dass sie sich schämte, Schwäche und Verletzbarkeit gezeigt zu haben. Sie versuchte aufzustehen, aber ihre Beinmuskeln versagten ihr den Dienst, und sie sackte erneut zu Boden.

»Wieso haben Sie Steve Holmes nicht erledigt?«

Ihr Atem ging schwer. »Ich habe gesehen, was da passiert ist. Sie hätten ihn erledigen können. Hätten ihn erledigen *sollen.* Das ist Standardvorgehensweise, man erledigt den Mann. Aber Sie haben ihn bloß entwaffnet. Warum haben Sie das getan?«

Sie hustete, strengte sich an, ein tapferes Lächeln

zustande zu bringen, aber es sah eher aus, als würde sie gequält zusammenzucken. »Niemand setzt mitten in einer Schießerei eine gottverdammte Havahart-Falle ein!«

»Vielleicht habe ich danebengeschossen. Oder die Munition war mir ausgegangen.«

Sie schüttelte langsam den Kopf, ihr Gesicht hatte sich gerötet. »Sie glauben, dass ich die Wahrheit nicht vertragen kann? Also, ich weiß nicht, ob ich das kann. Ich weiß nur, dass ich im Augenblick keine weiteren Lügen mehr ertragen kann.«

»Museumplein neunzehn«, wiederholte Janson.

»Lassen Sie mich nicht hier allein«, sagte sie, und jetzt konnte sie die Angst nicht mehr aus ihrer Stimme verdrängen. »Ich habe Angst, klar? Diese Drecksäcke standen nicht in meinem Einsatzplan. Ich weiß nicht, wer diese Leute sind oder was sie wollen oder woher sie kommen. Ich weiß nur, dass ich Hilfe brauche.«

»Das Konsulat wird Ihnen helfen.«

Janson schickte sich an, wegzugehen.

»Lassen Sie mich nicht allein, Paul Janson! Ich habe Sie dreimal hintereinander fast umgebracht. Das Wenigste, was Sie mir schulden, ist eine Erklärung.«

»Melden Sie sich beim Konsulat«, erwiderte Janson. »Melden Sie sich zurück und machen Sie Ihren Job.«

»*Ich kann nicht.* Verstehen Sie denn überhaupt nichts?«

Plötzlich klang ihre Stimme belegt; die Frau, die versucht hatte, ihn zu töten, brachte kaum mehr einen Ton heraus. »Mein Job – mein *Job* ist es, Sie umzubringen. Aber das kann ich jetzt nicht mehr. Ich kann meinen Job nicht mehr *erledigen.«*

*S*ie lachte bitter.

Langsam, endlos langsam arbeitete sie sich hoch, stützte

sich dabei an der Säule ab.

»Hören Sie mir jetzt zu. Ich bin Ihnen im Regent's Park begegnet – Ihnen, einem Kerl, der mir eine verrückte Story aufbinden wollte: dass wir Cons-Op-Leute vielleicht in eine gewaltige … eine gewaltige Manipulation hineingeraten wären. Dass der böse Junge, den wir erledigen sollten, in Wirklichkeit vielleicht gar kein böser Junge ist. Ich habe das nicht geglaubt, denn wenn das wahr wäre, dann wäre oben unten und unten oben. Können Sie das verstehen? Wenn man den Leuten nicht mehr vertrauen kann, die einem ihre Befehle geben, was hat das Ganze dann noch für einen Sinn? Anschließend habe ich meinen Bericht abgeliefert, pro forma, verstehen Sie, und gleich darauf bekomme ich einen Anruf, nicht etwa von meinem Chef, sondern vom Chef meines Chefs. Und der will mir klar machen, dass Paul Janson ein genialer Lügner ist, und dann will er wissen, ob mir dieser Janson vielleicht irgendetwas in den Kopf gesetzt hat. Und jetzt stehe ich zitternd in dieser gottverlassenen Lagerhalle und denke mir, wenn ich je erfahren möchte, was sich eigentlich in der Welt tut, dann werde ich es wahrscheinlich nicht von meinen Chefs erfahren. Und im Augenblick denke ich mir, dass der Einzige, der mir sagen kann, wie spät es ist, der Kerl ist, den ich gerade vor mir habe.«

Sie begann zitternd die Hose und das Hemd anzuziehen, die er ihr gebracht hatte. »Derselbe Kerl, den ich die letzten achtundvierzig Stunden versucht habe, umzulegen.«

»Sie haben gerade ein traumatisches Erlebnis durchgemacht. Sie sind nicht Sie selbst. Das ist alles.«

»Ich bin noch nicht mit Ihnen fertig, Paul Janson.«

Sie fuhr sich mit der Zunge über die aufgesprungenen Lippen. Auf ihren geröteten Wangen zeichneten sich jetzt

immer deutlicher rote Striemen ab.

»Was wollen Sie von mir?«

»Ich brauche Hilfe. Ich muss … ich muss wissen, was hier läuft. Ich muss wissen, was Lüge ist und was nicht.«

Wieder traten ihr die Tränen in die Augen, und sie wischte sie entsetzt weg. »Ich muss irgendwo hin, wo ich in Sicherheit bin.«

Jansons Augen weiteten sich. »*Sicher* wollen Sie sein? Dann bleiben Sie mir bloß fern. Wo ich bin, ist es nicht sicher. Das ist so ziemlich das Einzige, was ich ganz genau weiß. Wollen Sie, dass ich Sie in ein Krankenhaus bringe?«

Ein zorniges Aufblitzen in ihren Augen. »Die würden mich dort finden. Ganz sicher würden sie das.«

Janson zuckte unbehaglich die Schultern. Sie hatte Recht.

»Ich möchte, dass Sie mir sagen, was zum Teufel hier gespielt wird.« Sie war unsicher auf den Beinen, machte aber einen Schritt auf ihn zu.

»Das versuche ich selbst herauszufinden.«

»Ich kann helfen. Sie haben ja keine Ahnung. Ich weiß eine ganze Menge, ich kenne Pläne, Leute – ich weiß, wen man auf Sie angesetzt hat.«

»Machen Sie es nicht noch schlimmer für sich«, sagte Janson bestimmt, aber nicht unfreundlich.

»Bitte.« Die Frau sah ihn verzweifelt an. Sie wirkte wie jemand, der bis zu diesem Augenblick in seinem ganzen Berufsleben noch nie einen Funken von Zweifel erlebt hatte – jemand, der mit den vielen Unwägbarkeiten, die jetzt auf ihn eindrangen, nicht umgehen konnte.

»Vergessen Sie es«, sagte Janson. »In etwa einer Minute werde ich ein Auto klauen. Das ist Diebstahl, und jemand,

der in diesem Augenblick mit mir zusammen ist, macht sich im juristischen Sinne mitschuldig. Sehen Sie jetzt die Dinge wieder im richtigen Licht?«

»Ich werde das Auto für Sie stehlen«, sagte sie mit belegter Stimme. »Schauen Sie, ich weiß nicht, wo Sie hingehen. Mir ist das egal. Aber wenn Sie jetzt weggehen, werde ich nie die Wahrheit erfahren. Ich *muss* wissen, was die Wahrheit ist. Und ich muss wissen, was sie *nicht* ist.«

»Die Antwort ist Nein«, erklärte Janson knapp.

»*Bitte.«*

An seiner Schläfe begann es wieder zu pochen. Sie jetzt mitzunehmen war Wahnsinn, offenkundiger Wahnsinn.

Aber vielleicht gab es in diesem Wahnsinn auch einen Funken von Logik.

*

»Herr Jesus! Oh, Jesus!«

Clayton Ackerley, der Mann von der CIA, winselte förmlich, und die abhörsichere Telefonleitung trug nichts dazu bei, das, was er gehört hatte, weniger schrecklich zu machen. »Die machen uns *fertig.«*

»Was reden Sie da?«

Douglas Albrights Stimme klang trotzig, aber zugleich beunruhigt.

»Das wissen Sie nicht?«

»Das von Charlotte habe ich gehört, ja. Schlimm. Ein schrecklicher Unfall – und ein schrecklicher Schlag.«

»Sie haben ja keine Ahnung!«

»Jetzt beruhigen Sie sich gefälligst, und sagen Sie mir, was los ist.«

»Sandy Hildreth.«

»Nein!«

»Man hat seine Limousine aus dem Wasser gefischt. Eine gottverdammte gepanzerte Limousine. Auf dem Grund des Potomac. Er saß auf dem Rücksitz. Ertrunken.«

Ein langes Schweigen. »Oh Gott. Das ist doch nicht möglich.«

»Ich habe hier den Polizeibericht vor mir liegen.«

»Könnte es nicht ein Unfall gewesen sein? Ein schrecklicher Zufall?«

»Ein Unfall? Klar, so berichten die das auch. Der Chauffeur ist zu schnell gefahren, Augenzeugen haben den Wagen gesehen, als er von der Brücke flog. Es ist genauso wie bei Charlotte Ainsley – ein Taxifahrer verliert die Kontrolle über seinen Wagen und überfährt sie. Und jetzt noch Onishi.«

»Was?«

»Man hat heute Morgen die Leiche von Kaz gefunden.«

»Du großer Gott.«

»An der Ecke Fourth und L Street.«

»Was zum Teufel hatte er denn dort verloren?«

»Nach dem Bericht des Coroners hatte er Phencycliden im Blut. Das ist PCP – Angel Dust. Und dazu noch allen möglichen anderen Scheiß. Offiziell war das ein Drogentoter vor einem Crackhouse. ›Das erleben wir die ganze Zeit‹, hat einer von den Bullen gesagt.«

»Kaz? Das ist doch Unsinn!«

»Natürlich ist es Unsinn. Aber so haben die es gemacht. Tatsache ist, dass diese drei wichtigen Mitglieder unseres Programms im Zeitraum von vierundzwanzig Stunden ums Leben gekommen sind.«

»Herrgott, es stimmt – die putzen uns weg, einen nach dem anderen. Wer ist jetzt der Nächste? Ich? Sie? Derek? Der Unterstaatssekretär? Der Präsident selbst?«

»Ich habe mit allen telefoniert. Jeder versucht, nicht in Panik zu geraten – und keinem gelingt das besonders gut. Tatsache ist, wir tragen alle das Kainsmal. Wir stehen jetzt auf der gottverdammten Liste für gefährdete Arten.«

»Aber das gibt doch keinen Sinn!«, erregte sich Albright. »Niemand weiß, wer wir sind. Es gibt keinerlei Verbindung zwischen uns! Absolut nichts, ausgenommen das bestgehütete Geheimnis der Regierung der Vereinigten Staaten.«

»Wir sollten doch etwas präziser sein. Selbst wenn niemand es weiß, der nicht in dem Programm ist – *er* weiß es.«

»Jetzt Augenblick mal…«

»Sie wissen, von wem ich spreche.«

»Herrgott. Ich meine, was haben wir denn getan? *Was haben wir getan?«*

»Er hat nicht nur seine Strippen abgeschnitten. Er bringt jetzt jeden um, der jemals an diesen Strippen gezogen hat.«

21

Die Maulbeerbäume und hohen Kiefern, die ihre Äste schützend über das Haus ausbreiteten, filterten das Sonnenlicht. Es war erstaunlich, wie gut das kleine Häuschen mit seiner Umgebung verwachsen war, stellte Janson befriedigt fest, als er durch die Tür trat. Er war gerade von einem kurzen Spaziergang aus dem Dorf am Fuße des Berges zurückgekehrt und brachte Lebensmittel und einen Stapel Zeitungen mit: *Il Piccolo, Corriere delle Alpi, La Repubblica.*

Im Inneren straften die auf Hochglanz polierte Holzvertäfelung und der warme Terrakottaboden das karge Äußere des Hauses Lügen; die Fresken und Deckengemälde schienen einer völlig anderen Zeit und Lebensweise anzugehören.

Janson trat in das Schlafzimmer, wo die Frau immer noch schlief, und bereitete eine kühle, feuchte Kompresse für ihre Stirn vor. Ihr Fieber hatte allmählich nachgelassen; die Zeit und die Antibiotika hatten ihre Wirkung getan. Auch an ihm war die heilende Hand der Zeit zu spüren. Die Fahrt zu dem Zufluchtsort hatte die ganze Nacht und einen Teil des darauf folgenden Vormittags in Anspruch genommen. Die Frau war die meiste Zeit bewusstlos gewesen und erst auf der letzten Wegstrecke aufgewacht. Zu der Zeit rollten sie bereits durch eine norditalienische Landschaft wie aus dem Bilderbuch – gelbe abgeerntete Maisfelder mit kleinen Kastanien- und Pappelwäldchen dazwischen, alte Kirchen mit modernen Türmen, Weinberge und auf Felskuppen kauernde Burgruinen. Hinter ihnen ragten am Horizont die Alpen wie eine graublaue Mauer auf. Als sie schließlich ihr Ziel

erreichten, konnte Janson klar erkennen, dass die Frau von dem, was sie mitgemacht hatte, stärker mitgenommen war, als ihr selbst bewusst schien.

Die paar Mal, die er während der langen Fahrt zu ihr hinübergeschaut und festgestellt hatte, dass sie schlief, hatte er eine Frau gesehen, die sich, gequält von Albträumen, hin und her wälzte. Hie und da hatte sie gewimmert, und gelegentlich war ihr Arm im Schlaf hochgezuckt.

Jetzt legte er ihr ein mit kaltem Wasser getränktes Tuch auf die Stirn. Sie regte sich schwach, und ein leises Stöhnen kam über ihre Lippen. Nach ein paar Augenblikken hustete sie und schlug die Augen auf. Er goss schnell Wasser aus dem Krug auf ihrem Nachttisch in ein Glas und ließ sie daraus trinken. Als sie das letzte Mal getrunken hatte, war sie sofort wieder in tiefen und doch gequälten Schlaf gesunken. Diesmal blieben ihre Augen offen. Starrten ihn an.

»Mehr«, flüsterte sie.

Er füllte ihr Glas erneut mit Wasser, und sie trank es langsam leer, diesmal ohne seine Hilfe zu benötigen. Allmählich schienen ihre Kräfte zurückzukehren. Jetzt erfasste ihn ihr Blick.

»Wo?«, fragte sie, und das eine Wort schien sie beträchtliche Anstrengung zu kosten.

»Wir sind in einem Landhaus, das einem Freund von mir gehört«, sagte er. »In der Lombardei. Brianza nennt sich die Gegend. Der Corner See liegt zehn Meilen nördlich von uns. Es ist ein sehr abgelegener Ort.«

Während er das sagte, stellte er fest, dass ihre Prellungen jetzt eher noch schlimmer aussahen; aber das war ein Zeichen für die einsetzende Genesung. Und selbst die geröteten Schwellungen konnten ihre Schönheit nicht verdecken.

»Wie lange … hier…?«

»Jetzt sind es drei Tage«, sagte er.

Ihre Augen füllten sich mit Angst, blickten ungläubig. Und dann lockerten sich ihre Gesichtszüge allmählich, und sie verlor wieder das Bewusstsein.

Ein paar Stunden später kehrte er an ihr Bett zurück und beobachtete sie eine Weile.

Sie fragt sich, wo sie ist. Sie fragt sich, weshalb sie hier ist. Janson musste sich selbst die gleiche Frage stellen. Warum hatte er sie mitgenommen? Die Entscheidung war qualvoll gewesen: Bis jetzt hatte klare Vernunft sein Überleben sichergestellt. Dass die Frau ihm potenziell nützlich sein konnte, stand außer Zweifel. Aber die klare, harte Vernunft sagte ihm, dass sie zugleich auch eine tödliche Gefahr darstellen würde – und dass seine Entscheidung, sie mitzunehmen, weitgehend von Gefühlen diktiert gewesen war. Gefühlen, die einem das Leben kosten konnten. Was machte es ihm schon aus, wenn man in Amsterdam auf die Frau Jagd machte und sie schließlich stellte? Sie hatte ja tatsächlich wiederholt versucht, ihn zu töten. *Ich muss wissen, was Lüge ist und was nicht,* hatte sie gesagt, und er wusste, dass das zumindest keine Lüge war.

Die Frau hatte Schreckliches erlebt – und noch schrecklicher war für sie ohne Zweifel, dass sie sich einmal für unverwundbar gehalten hatte. Er wusste, wie das war, hatte es am eigenen Leibe erlebt. Was man an ihr verletzt hatte, war nicht so sehr ihr Körper, sondern ihr Selbstwertgefühl.

Er legte ihr eine frische Kompresse auf die Stirn, und nach einer Weile regte sie sich wieder.

Diesmal fuhr sie sich mit den Fingerspitzen über das Gesicht, spürte die Schwellungen. Ihr Blick verriet ihm,

dass sie sich schämte.

»Ich nehme an, Sie können sich seit Amsterdam an nicht viel erinnern«, sagte Janson. »Das ist für die Prellungen und die Gehirnerschütterung, die Sie vermutlich haben, ganz typisch. Da hilft nur die Zeit.«

Er reichte ihr ein Glas Wasser.

»Ich fühle mich wie Scheiße«, hauchte sie.

Sie trank gierig.

»Ich habe Schlimmeres gesehen«, murmelte er.

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und rollte sich zur Seite, wandte sich von ihm ab, als ob es ihr peinlich wäre, dass er sie so sah. Ein paar Minuten später fragte sie: »Sind Sie mit dem Mercedes hierher gefahren?«

»Nein. Der steht noch in Amsterdam. Erinnern Sie sich nicht?«

»Wir hatten einen Piepser an der Stoßstange angebracht«, erklärte sie. Ihre Augen wanderten über die Decke, die ein kunstvolles Barockgemälde mit zwischen den Wolken herumhüpfenden Cherubinen bedeckte.

»Das hatte ich mir schon gedacht«, sagte Janson.

»Ich will nicht, dass die uns finden«, flüsterte sie.

Janson strich ihr vorsichtig über die Wange. »Erinnern Sie mich daran, dass ich Sie frage, warum Sie das nicht wollen.«

Ein paar Augenblicke lang sagte sie nichts. Dann setzte sie sich langsam im Bett auf. Ihre Augen blitzten wütend über ihren von Schwellungen gezeichneten Wangen. »Die haben gelogen«, sagte sie leise. *»Gelogen«,* wiederholte sie, und diesmal klang ihre Stimme wie Stahl.

»Es wird immer Lügen geben«, sagte Janson.

»Diese Mistkerle haben mich reingelegt«, fuhr sie fort,

und jetzt zitterte sie, entweder weil ihr kalt war oder vor Wut.

»Nein, ich glaube, ich war derjenige, den man hereingelegt hat«, erklärte Janson ruhig.

Er füllte ihr Glas nach, sah zu, wie sie es an die aufgesprungenen Lippen führte und das Wasser dann mit einem Zug in sich hineinschüttete.

»Das läuft auf dasselbe hinaus«, sagte sie. Ihre Stimme klang, als käme sie aus weiter Ferne. »Wenn einem das eigene Team das antut, dann gibt es dafür nur ein Wort. Verrat.«

»Sie fühlen sich verraten«, sagte Janson.

Sie hielt sich beide Hände vors Gesicht, und jetzt übersprudelten sich ihre Worte.

»Die haben mich reingelegt, damit ich Sie töte, aber irgendwie fühle ich mich nicht schuldig. Ich fühle mich hauptsächlich … wütend, sauer. Zornig.«

Ihre Stimme brach. »Und dann schäme ich mich. Ich komme mir so verdammt blöd vor. Ich fange an, über alles nachzudenken, was ich weiß – was stimmt und was nicht. Können Sie sich vorstellen, wie das ist?«

»Ja«, antwortete Janson schlicht.

Sie blieb eine Weile stumm. »Sie sehen mich an, als ob ich ein verwundetes Tier wäre«, meinte sie schließlich.

»Das sind wir vielleicht beide«, meinte Janson mit sanfter Stimme. »Und es gibt nichts Gefährlicheres.«

Als sie dann wieder eingeschlafen war, saß Janson unten in dem Raum, den der Besitzer des Hauses, Alasdair Swift, als Arbeitszimmer benutzte. Ein ganzer Stapel Artikel lag vor ihm, den er sich aus den Online-Archiven von Zeitungen und Zeitschriften heruntergeladen hatte. Sie

befassten sich mit den vielen Leben von Peter Novak – Hunderte von Berichten über das Leben des großen Philanthropen.

Janson las wie ein Besessener, suchte nach etwas, von dem er wusste, dass er es wahrscheinlich nicht finden würde; suchte einen Schlüssel, einen Hinweis, irgendetwas beiläufig Erwähntes, das in Wahrheit mehr bedeutete. Etwas, das ihm erklären würde, weshalb man den großen Mann getötet hatte. Etwas, das ihm half, seine Suche etwas einzuengen. Er suchte nach einem *Reim* – einer Einzelheit, die für die meisten Leute ohne Bedeutung sein würde, in ihm aber etwas anklingen ließ, was sein Unterbewusstsein gespeichert hatte. *Wir wissen mehr, als wir wissen*, wie Demarest zu sagen pflegte: Unser Bewusstsein speichert die Eindrücke von Fakten, die wir nicht bewusst finden können. Janson war bemüht, sein Unterbewusstsein arbeiten zu lassen, einfach nur *aufzunehmen:* Er versuchte gar nicht, ein Problem zu lösen, sondern wollte nur alles in sich aufnehmen, was aufzunehmen war, ohne bestimmtes Ziel und ohne Erwartung. Gab es vielleicht eine flüchtige Anspielung auf einen verärgerten Geschäftsrivalen? Auf eine ganz bestimmte, gegen Novak gerichtete Strömung in der internationalen Finanzwelt? Oder vielleicht einen Konflikt, der seine Vorfahren betraf? Oder irgendeinen anderen Feind, an den bisher keiner gedacht hatte? Er hatte keine Ahnung, wonach er suchte, und sich vorzustellen, dass er eine Ahnung hatte, würde ihn nur für das blind machen, was er sehen wollte.

Novaks Feinde – schmeichelte er sich selbst, indem er das dachte? – waren *seine* Feinde. Wenn das zutraf, was für Gemeinsamkeiten gab es dann sonst noch zwischen ihnen? *Wir wissen mehr, als wir wissen.* Und doch hatte Janson, während er unablässig weiterlas und seine Augen allmählich zu brennen begannen, das Gefühl, zunehmend

weniger zu wissen. Gelegentlich unterstrich er ein Detail, aber das Verblüffende war, wie wenig sich diese Details voneinander unterschieden. Es gab zahllose Darstellungen erfolgreicher finanzieller Coups von Novak, zahllose Berichte über seine Kindheit im vom Krieg zerrissenen Ungarn, endlose Lobpreisungen seiner humanitären Taten. In der *Far Eastern Economic Review* las er:

Im Dezember 1992 gab er ein weiteres ehrgeiziges Programm bekannt, dessen Kern eine Stiftung von hundert Millionen Dollar für die Unterstützung von Wissenschaftlern in der ehemaligen Sowjetunion war. Das Programm sollte dem anhaltenden Brain Drain – der Flucht der Intelligenz aus jenem Land – Einhalt gebieten und zugleich Sowjetwissenschaftler davon abhalten, lukrativere Arbeit in Ländern wie dem Irak, Syrien und Libyen anzunehmen. Ein besseres Beispiel für Novak in Aktion gibt es nicht. Während Europa und die Vereinigten Staaten die Hände rangen und sich fragten, was zu tun sei, um zu verhindern, dass talentierte Wissenschaftler aus der ehemaligen Supermacht abwanderten, hat Novak konkret gehandelt.

»Mir fällt es, ehrlich gesagt, leichter, Geld zu verdienen, als es auszugeben«, sagt Novak und grinst dabei breit. Er bleibt ein Mann mit schlichtem Geschmack. Jeden Tag beginnt er mit einem spartanischen Frühstück, das nur aus Kascha besteht, und meidet die Luxusressorts und das Luxusleben des plutokratischen Jet Set.

Selbst Novaks kleine sympathische Exzentrizitäten – so wie sein tägliches Kascha-Frühstück – wiederholten sich in den Artikeln: eine permanente Spur persönlicher »Färbung«, PCB in den ausgewaschenen Flussbetten der

Journalisten. Gelegentlich stieß er auf einen Hinweis auf die Untersuchung von Novaks Aktivitäten nach dem »Black Wednesday« Großbritanniens und der Folgerung daraus, wie sie der Leiter von MI6 in dem von Fielding wiederholten Zitat gezogen hatte: »Das einzige Gesetz, das dieser Bursche gebrochen hat, ist das Gesetz der Durchschnittswerte.«

In einem anderen häufig wiederholten Zitat hatte Peter Novak erklärt, weshalb er sich gegenüber der Presse so zugeknöpft gab: »Wenn man mit einem Journalisten zu tun hat, so ist das, als würde man mit einem Dobermann tanzen«, hatte er gewitzelt. »Man weiß nie, ob er einem das Gesicht ableckt oder einem an die Gurgel geht.«

Und in jedem Profil waren Zeugnisse von Eider Statesmen hinsichtlich Novaks Rolle beim Wiederaufbau einer bürgerlichen Gesellschaft und bei der Auflösung von Konflikten verstreut. Bald war es Janson, als würden ganze Absätze journalistischer Prosa ineinander übergehen; Zitate wiederholten sich mit nur geringfügigen Variationen, als stammten sie von derselben Schablone. So schrieb der Londoner *Guardian:*

»Früher einmal konnte man über Peter Novak einfach hinweggehen«, sagt Walter Horowitz, der ehemalige Botschafter der Vereinigten Staaten in Russland. »Jetzt ist er zu einer wichtigen Figur geworden. Novak ist ein Mensch mit ausgeprägten Vorstellungen und der Bereitschaft, sie zu verwirklichen. Er geht hin und tut es und hat nur wenig Geduld für die Regierungsbürokratie. Er ist der einzige private Bürger, der seine eigene Außenpolitik vertritt – und sie auch umsetzen kann.«

Horowitz kleidet damit eine Perspektive in Worte, die im außenpolitischen Establishment zunehmend verbreitet ist:

dass Regierungen heutzutage nicht mehr *über die Mittel oder den Willen verfügen, gewisse Initiativen umzusetzen, und dass Potentaten aus der privaten Wirtschaft, Männer wie Peter Novak, das so entstandene Vakuum ausfüllen.*

Der stellvertretende Generalsekretär der UN für Angelegenheiten des Sicherheitsrates und der Politik, Jaako Torvalds, sagt: »Es ist, als würde man mit einer freundlichen, friedlichen, unabhängigen Einheit, wenn nicht gar einer Regierung zusammenarbeiten. In der UN sind wir bemüht, unsere Vorgehensweise in Krisengebieten mit Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Russland – und Peter Novak zu koordinieren.«

Einen ähnlichen Tribut zollte *Newsweek:*

Was unterscheidet den magyarischen Mogul von anderen? Vielleicht sollte man mit seiner ungemeinen Selbstsicherheit beginnen, jener absoluten Sicherheit, die man sowohl in seinem Auftreten wie auch in allem, was er sagt, spürt. »Ich setze mich nicht mit Staatsangelegenheiten auseinander, weil es mir Spaß macht«, erklärt Novak, dessen perfekt maßgeschneiderte Garderobe in keiner Weise von der körperlichen Kraft ablenkt, die der Mann ausstrahlt. Und doch hat er sich inzwischen mehrmals gegen die Märkte der Welt gestellt und dabei so häufig den Sieg davongetragen, dass das Spiel für ihn inzwischen keine Herausforderung mehr darstellen kann. Mitzuhelfen, in destabilisierten Regionen wie in Bosnien oder den zentralasiatischen Republiken, wieder eine bürgerliche Gesellschaft aufzubauen, stellt selbst für Peter Novak eine Herausforderung dar, wie er sie sich nicht besser wünschen kann.

Stunden später hörte er leise Schritte von nackten Füßen auf Terrakottafliesen. Die Frau trug jetzt einen Frotteebademantel und hatte endlich das Schlafzimmer verlassen. Janson stand auf und hatte das Gefühl, sein Kopf sei von einem Nebel von Namen, Daten und Fakten erfüllt, aus denen er die Erkenntnisse herausdestillieren musste, nach denen er suchte.

»Ist ja recht schick, diese Hütte«, sagte sie.

Janson war für die Unterbrechung dankbar. »Vor dreihundert Jahren stand hier ein Bergkloster. Es wurde fast völlig zerstört, und der Wald ist darüber gewachsen. Mein Freund hat das Gelände gekauft und eine Menge Geld dafür ausgegeben, aus den Überresten ein Landhäuschen zu bauen.«

Für Janson lag der Reiz des Hauses nicht so sehr in seiner luxuriösen Ausstattung wie in seiner ländlich isolierten Lage. Durch die vorderen Fenster konnte man eine schroffe Bergspitze sehen, die aus dem nahe gelegenen Wald herausragte. Grauer, nackter Stein kontrastierte mit dem satten Grün des Waldes – aus der Distanz wirkten die Bäume wie Moos –, und das Ganze zeichnete sich vor einem azurblauen Himmel ab, an dem schwarze Vögel ihre Kreise zogen und immer wieder in die Tiefe stießen, koordinierte Bewegungen, die scheinbar ziellos waren. Eine Pergola aus Gusseisen, mit Weinranken überwuchert, stand ein Stück von dem Gebäude entfernt, nicht weit von einem jahrhundertealten Campanile, einem der wenigen Überreste des alten Klosters.

»Dort, wo ich herkomme«, sagte sie, »nennt man so etwas nicht Landhäuschen.«

»Na ja, er hat während der Renovierung eine Menge Fresken entdeckt. Und dann hat er auch ein paar Gemälde aufgehängt, die aus anderen Villen stammen. Mit den

Deckengemälden hat er ja vielleicht ein wenig übertrieben.«

»Die verdammten Fledermausbabys haben mich in meine Träume verfolgt.«

»Das sollen kleine Engel sein. Und Sie sollten sie auch dafür halten. Das ist beruhigender.«

»Wer ist denn dieser Freund?«

»Ein Geschäftsmann aus Montreal. ›Freund‹ ist übrigens übertrieben. Wenn es wirklich einem Freund gehören würde, würde ich einen weiten Bogen darum schlagen – das Risiko wäre dann zu groß. Alasdair Swift ist einfach jemand, dem ich einmal ein paar Gefälligkeiten erwiesen habe. Er hat mir immer wieder zugeredet, ich sollte hier wohnen, wenn ich je nach Norditalien käme. Jeweils im Juli lebt er ein paar Wochen hier, ansonsten steht das Haus meist leer. Ich denke, eine Weile sollte es uns genügen. Im Übrigen gibt es hier auch ziemlich viel Hightech-Kommunikationsgerät. Eine Satellitenschüssel, Breitband-Internetverbindung. Eben alles, was ein moderner Geschäftsmann braucht.«

»Alles, bloß keine Kanne Kaffee«, sagte sie.

»In der Küche gibt's Kaffee genug. Machen Sie uns doch eine Kanne.«

»Glauben Sie mir«, sagte sie. »Das wäre keine gute Idee.«

»Ich bin nicht anspruchsvoll«, antwortete er.

Sie wich seinem Blick nicht aus. »Ich koche nicht, und ich mache keinen Kaffee. Ich könnte jetzt sagen, aus feministischen Prinzipien. In Wahrheit kann ich es einfach nicht. Keine Ahnung, wie man das macht. Es hat vielleicht damit zu tun, dass meine Mom gestorben ist, als ich noch ein kleines Mädchen war.«

»Hätte das nicht Anlass sein können, kochen zu lernen?«

»Sie kannten meinen Dad nicht. Er mochte es nicht, wenn ich in der Küche herumhantierte. So als ob das respektlos gegenüber dem Andenken meiner Mom wäre oder so was. Aber dafür hat er mir beigebracht, wie man in der Mikrowelle Essen warm macht und wie man das Zeug aus dem Stanniol kratzt und es auf den Teller bringt.«

Er zuckte die Schultern. »Heißes Wasser. Gemahlener Kaffee. Sie werden schon klarkommen.«

»Andererseits«, fuhr sie fort, und ihre Wangen flammten dabei rot, »bin ich *verdammt* gut mit einem Karabiner. Und man hält mich allgemein für eine richtige Kanone, wenn es um Taktik geht, Überwachung, Beobachtung, Sie brauchen's bloß zu sagen. Wenn Sie also einen Funken Verstand hätten, könnten Sie mich wahrscheinlich gut gebrauchen. Und stattdessen tun Sie so, als ob Sie nichts im Kopf hätten als Popel und Erdnüsse.«

Janson lachte laut auf.

Das war nicht die Reaktion, die sie erwartet hatte. »Mein Dad hat das immer so formuliert«, erklärte die junge Frau mit etwas verlegener Miene. »Aber was ich da gesagt habe, war mein Ernst. Unterschätzen Sie mich nicht. Wie gesagt, Sie könnten mich wirklich gut gebrauchen. Und das wissen Sie.«

»Ich weiß nicht einmal, wer Sie sind.«

Seine Augen ruhten auf ihren kräftigen, regelmäßigen Zügen, ihren hohen Backenknochen und den vollen Lippen. Die zornig geröteten Prellungen nahm er inzwischen kaum mehr wahr.

»Ich heiße Jessica Kincaid«, sagte sie und streckte ihm die Hand hin. »Machen Sie uns Kaffee, und dann setzen wir uns hin und reden vernünftig miteinander.«

Während eine Kanne Kaffee in Becher und anschließend in ihre Mägen wanderte, begleitet von Spiegeleiern und grobem Brot, das sie von einem runden Laib rissen, erfuhr Janson ein paar Dinge über die Frau, die dreimal versucht hatte, ihn zu töten. Sie war in Red Creek, Kentucky, aufgewachsen, einem kleinen Dorf in den Cumberland Mountains, wo ihrem Vater die einzige Tankstelle der Ortschaft gehörte, und er hatte in dem Laden für Jagdbedarf dort mehr von seinem Geld ausgegeben, als für sie beide gut war. »Dad hat sich immer einen Jungen gewünscht«, erklärte sie, »und die meiste Zeit hat er irgendwie vergessen, dass ich keiner war. Zum ersten Mal hat er mich mit auf die Jagd genommen, als ich noch keine sechs Jahre alt war. Er dachte, ich sollte Sport treiben, Autos reparieren und eine Ente mit einer Kugel schießen können und nicht mit einer ganzen Ladung Schrot.«

»Wie Annie Oakley.«

»Scheiße«, sagte sie und grinste. »So haben mich die Jungs auf der High School genannt. Schätze, ich hab denen ziemlich Angst gemacht.«

»Ich kann es mir vorstellen. Das Auto bleibt stehen, der Boyfriend macht sich zur nächsten Notrufsäule auf, und inzwischen setzen Sie sich mit dem Vergaser auseinander. Ein paar Minuten später springt der Motor wieder an.«

»So ähnlich«, sagte sie und lächelte; anscheinend hatten seine Worte in ihr eine bestimmte Erinnerung wachgerufen.

»Ich hoffe, Sie sind jetzt nicht beleidigt, wenn ich sage, dass Sie nicht gerade typisch für Cons Op sind.«

»Ich war auch nicht gerade typisch für Red Creek. Ich war sechzehn, als ich mit der Highschool fertig war. Am nächsten Tag habe ich mir eine Hand voll Scheine aus der Registrierkasse von Dads Tankstelle geschnappt, bin in

einen Bus gestiegen und losgefahren. Auf der Busstation habe ich mir den Rucksack mit Taschenbüchern vollgestopft, alle handelten von FBI-Agenten und solchem Zeug. Und ausgestiegen bin ich dann erst in Lexington. Ob Sie's glauben oder nicht, ich war vorher noch nie dort gewesen. Ich war vorher überhaupt nirgendwo gewesen – mein Dad wollte das nicht. Die größte Stadt also, die ich je gesehen hatte. Und dort bin ich gleich ins FBI-Büro gegangen. Am Eingang sitzt eine Sekretärin, Typ fette Mama, am Schreibtisch. Die habe ich dazu überredet, dass sie mir ein Bewerbungsformular gibt. Ich war damals der typische Teenager, schlaksig, nur Haut und Knochen, hauptsächlich Knochen, und als dann ein junger Fed vorbeikam, habe ich ihm wie eine Blöde zugezwinkert. Darauf er: ›Hat jemand dich zum Verhör herbestellt?‹ Und ich: ›Wie wär's, wenn Sie mich verhören würden? Denn wenn Sie mich engagieren, dann ist das die beste Entscheidung, die Sie je getroffen haben.‹«

Bei der Erinnerung daran wurde sie rot. »Na ja, ich war jung. Wusste nicht einmal, dass man einen Collegeabschluss braucht, um FBI-Agent zu werden. Und er und noch so ein Typ im dunkelblauen Anzug albern mit mir rum, weil nicht viel los ist, und ich sag denen, dass ich so gut wie alles treffe, worauf ich ziele. Darauf geht einer von den beiden aus lauter Jux mit mir in den Schießstand im Keller. Irgendwie, um mich zu blamieren, aber hauptsächlich aus Alberei. Und da stehe ich jetzt auf dem Schießstand, und die reden mir zu, dass ich eine Schutzbrille aufsetze und Ohrenschützer, und bist du auch sicher, dass du schon mal eine Zweiundzwanziger in der Hand gehabt hast?«

»Jetzt sagen Sie bloß nicht, dass Sie ins Schwarze getroffen haben.«

»Scheiße. Ein Schuss, ins Schwarze. Vier Schüsse, alle

ins Schwarze. Keiner daneben. Da ist denen das Lachen vergangen. Und dann haben sie ständig neue Zielscheiben gebracht, und ich hab sie weggeputzt. Anschließend sind sie auf lange Distanz gegangen und haben mir einen Karabiner gegeben, und ich hab denen gezeigt, was ich kann.«

»Und darauf haben Sie den Job bei den Scharfschützen gekriegt?«

»Das nicht gerade. Aber einen Job als Trainee. Und inzwischen musste ich mir ein College-Äquivalent-Zertifikat besorgen, 'ne Menge Stoff aus Büchern lernen. Aber das war gar nicht so schwer.«

»Nicht für ein kluges junges Mädchen mit Wagenschmiere unter den Fingernägeln und Kordit im Haar.«

»Und Quantico war ein Kinderspiel. Ich bin schneller an dem Seil hochgeklettert als fast alle anderen in meiner Klasse. Hand-über-Hand-Klettern, Eindringen im ersten Stock, Kletterwand, was auch immer. Das waren alles Football-Typen, die sind da nicht mitgekommen. Dann habe ich mich um einen Job in der National Security Division des Bureau beworben, und die haben mich genommen. Ein paar Jahre später bin ich in einem Spezialeinsatz, und irgendso ein Typ von Cons Op sieht mich, und das war's dann.«

»So wie Lana Turner, die man in Schwab's Drugstore an der Theke entdeckt hat«, sagte Janson. »Warum habe ich jetzt das Gefühl, dass Sie das Interessanteste überspringen?«

»Na ja, die Einzelheiten sind ein wenig unangenehm«, erwiderte sie. »Ich stehe auf Scharfschützenposition in Chicago. Ein komischer Fall, Wirtschaftsspionage, nur dass der Spion tatsächlich für die Volksrepublik China tätig ist. Ein Cons-Op-Einsatz, aber die Feds sind zur

Unterstützung mit eingeschaltet. Ich hatte in erster Linie den Auftrag, Wache zu stehen. Aber dann sind die Dinge ein wenig außer Tritt geraten. Der Typ schlüpft durchs Netz. Wir wissen, dass er eine Unmenge Mikrofiches mit sich rumträgt, also wollen wir nicht, dass er entkommt. Irgendwie ist er durch die Sperre in der Hotelhalle geschlüpft und rennt jetzt die Straße runter zu seinem Wagen. Wenn er den Wagen erreicht, dann ist er weg, weil wir keine Einsatzfahrzeuge mithaben. Weil nämlich keiner damit gerechnet hat, dass er so weit kommt. Also bitte ich um Erlaubnis, die Türklinke von dem Wagen wegzupusten. Um den Kerl ein wenig aufzuhalten. Der Einsatzleiter sagt Nein – die meinen, es ist zu gefährlich, ich könnte die Zielperson treffen und damit einen internationalen Zwischenfall auslösen. Scheiße, denke ich mir, der Typ geht bloß auf Nummer Sicher. Ich weiß, was ich treffen kann. Risiko ist gleich Null. Der Einsatzleiter kennt mich nicht und sagt, nicht schießen. Rotes Licht. Bleiben lassen.«

»Und Sie drücken trotzdem ab.«

»Ich schiebe ein Stahlmantelgeschoss rein und blase den Türgriff weg. Jetzt kommt er nicht in den Wagen und hat außerdem die Hosen gestrichen voll, ich meine, er *rührt sich nicht mehr von der Stelle*, schickt sein Stoßgebet zum großen Vorsitzenden Mao, und am Ende schleppen ihn unsere Jungs ab. Der Typ hat massenhaft Mikrofiches bei sich, Unterlagen über alle möglichen Telekommunikationssachen, die man sich vorstellen kann.«

»Also haben Sie den Einsatz gerettet.«

»Und sitze dafür in der Scheiße. ›Zuwiderhandlung gegen eindeutige Anweisung‹ und solchen Mist. Sechzig Tage vom Dienst suspendiert und anschließend ein Disziplinarverfahren. Bloß dass die Typen von Cons Op aufgetaucht sind und gesagt haben, mein Stil gefällt ihnen,

und was ich von einem Leben mit viel Reisen und Abenteuern halten würde.«

»Ich glaube, ich habe einigermaßen kapiert«, sagte Janson, und das hatte er auch. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte das Consular-Operations-Team vorher ihre Trefferliste und ihre Berichte gründlich studiert, das wusste er aus eigener Erfahrung als Rekrutierungsoffizier. Und diese Unterlagen mussten höchst beeindruckend gewesen sein, denn im Allgemeinen hatte Cons Op eine recht geringe Meinung von den Feds. Sobald Jessie als ernsthaftes Talent identifiziert war, hatte vermutlich jemand bei Cons Op bei einem Kontakt im Bureau die Fäden gezogen und ihre Suspendierung veranlasst – einfach um den Übertritt zu erleichtern. Wenn Cons Op sie haben wollte, würden sie sie auch bekommen. Und deshalb hatten sie vermutlich Schritte unternommen, um sicherzustellen, dass ihr Angebot auch begeistert aufgenommen wurde. Das Szenario, das Jessica Kincaid ihm beschrieben hatte, klang korrekt, aber unvollständig.

»Das ist noch nicht alles«, sagte sie leicht verlegen. »Ich musste eine Ausbildung für erschwerten Einsatz durchmachen, als ich zu Cons Op kam, und alle in meiner Klasse mussten eine Arbeit in Geschichte über einen bestimmten Vorgang oder eine bestimmte Person abliefern.«

»Ah ja, das Spionenpapier. Und wen haben Sie sich ausgesucht – Mata Hari?«

»Nee. Einen legendären Feldoffizier namens Paul Janson. Ich habe eine komplette Analyse seiner Vorgehensweise und seiner Taktik angefertigt.«

»Sie machen Witze.«

Janson stapelte ein paar Holzscheite in den gemauerten offenen Kamin und legte die zerknüllten italienischen Zeitungen darunter. Das trockene Holz fing schnell Feuer

und brannte mit gleichmäßiger Flamme.

»Sie sind ein beeindruckender Typ – was soll ich da sagen? Aber ich habe auch gewisse Fehler identifiziert, die Sie vermutlich machen würden. Eine gewisse … Schwäche.«

Ihre Augen wirkten verschmitzt, aber ihre Stimme war todernst.

Janson nahm einen langen Schluck von dem heißen, starken Kaffee. »Kurz vor Rick Fraziers Kampf mit Michael Spinks, 1986, hat Fraziers Coach der Boxwelt bekannt gegeben, er habe eine ›Schwäche‹ in Spinks' Position entdeckt«, sagte er dann. »Damals gab es darüber große Diskussionen und eine Menge Spekulationen. Dann stieg Rick Frazier in den Ring. Zwei Runden später hat man ihn ausgezählt.«

Er lächelte. »Was sagten Sie da gerade von wegen Schwäche?«

Jessicas Mundwinkel wanderten nach unten. »Deshalb haben die mich ausgewählt, wissen Sie. Ich meine, für den Einsatz.«

»Weil Sie eine regelrechte Paul-Janson-Spezialistin waren. Jemand, der meine Methoden besser als sonst jemand kannte. Ja, das lässt sich nachvollziehen. Ich kann mir gut vorstellen, dass ein Einsatzleiter sich für ziemlich schlau hält, wenn er auf so etwas kommt.«

»Aber sicher. Die Idee, Position um Grigori Bermans Haus zu beziehen – die stammte von mir. Und ich war auch sicher, dass wir Sie in Amsterdam wieder einholen würden. Eine Menge Leute haben geglaubt, Sie würden Kurs auf die USA nehmen. Aber ich nicht.«

»Nein, Sie nicht, mit Ihrem Diplom in Jansonismus.«

Sie verstummte, starrte in ihren Kaffeebecher. »Da gibt's

eine Frage, die ich Ihnen schon lange stellen wollte.«

»Raus damit.«

»Es geht um etwas, worüber ich mir schon immer den Kopf zerbrochen habe. 1990 hatten Sie Jamal Nadu vor der Knarre den großen Drahtzieher der Terroristen. Verlässliche nachrichtendienstliche Quellen, die Sie persönlich ausgeschöpft hatten, haben damals ein Safe House in Amman identifiziert und auch den Wagen, in dem er unterwegs sein sollte. Ein zerlumpter alter Bettler drängt sich zu dem Wagen vor, wird weggescheucht, geht auf die Knie, um sich zu entschuldigen, und zieht weiter. Nur dass der Bettler kein anderer als Paul Janson war, unser ganz eigener Dr. J., und während er seinen Kotau gemacht hat, hat er einen Sprengkörper unter das Fahrzeug praktiziert.«

Janson starrte sie ausdruckslos an.

»Eine Stunde später setzt sich Jamal Nadu in den Wagen. Aber außer ihm steigen auch noch vier teure Ladies ein – jordanische Nutten, die er engagiert hatte. Sie verständigen die Kontrolle über die veränderten Umstände, und es ergeht der Befehl, trotzdem weiterzumachen. In Ihrem Bericht sagen Sie, Sie hätten anschließend versucht, den Wagen in die Luft zu jagen, aber der Zünder habe versagt. Operation gescheitert wegen technischer Panne.«

»So etwas passiert.«

»Nein, Ihnen nicht«, sagte Sie. »Sehen Sie, und deshalb habe ich den offiziellen Bericht nie geglaubt. Sie waren immer ein gottverdammter Perfektionist. Sie haben diesen Sprengkörper selbst angefertigt. Und dann, zwei Tage später, ist Jamal Nadu von einem Treffen mit einer Gruppe Libyer nach Hause unterwegs, als ihm plötzlich das Hirn über den Kragen rinnt, weil ihm jemand mit einem einzigen wohlgezielten Schuss den Hinterkopf weggebla-

sen hatte. Sie reichen einen Bericht ein, in dem Sie andeuten, dass ein Rivale von der Hamas ihn erledigt hat.«

»Und was wollen Sie damit sagen?«

»Möglicherweise dachten Sie, dass das, was wirklich passiert ist, ziemlich nahe liegend war. Vier Frauen in dem Wagen – der Einsatzagent hat es nicht über sich gebracht, sie umzubringen. Vielleicht fand er, dass das nicht nötig war. Vielleicht hat er sich gedacht, sobald er den Dreckskerl vor der Knarre habe, würde er schon eine andere Möglichkeit finden, das zu erledigen, und zwar ohne eine Menge Kollateralschaden. Und vielleicht hat die Planungsabteilung das anders gesehen. Vielleicht wollten sie ein auffälliges, feuriges Ende, und die Huren waren ihnen scheißegal. Und Sie haben die Sache so gedeichselt, wie Sie das für richtig hielten.«

»Sie wollten doch auf etwas hinaus, oder?«

»Die wirklich interessante Frage, so wie ich das sehe, ist folgende: Einen Superschurken wie diesen Nadu wegzuputzen würde in der Welt der verdeckten Operationen für die Karriere einer ganzen Menge Leute nützlich sein. Was für ein Mann gehört dazu, das zu tun und dann nicht auch hinauszuposaunen, dass er es getan hat?«

»Das müssen Sie mir sagen.«

»Vielleicht jemand, der nicht will, dass der Kontrolloffizier einen großen Sieg verkünden kann.«

»Sagen Sie mir noch etwas, wenn Sie schon so viel wissen. Wer war denn der Kontrolloffizier dieser Operation?«

»Unser Direktor, Derek Collins«, sagte sie. »Zu der Zeit war er für den Sektor Naher Osten verantwortlich.«

»Dann würde ich vorschlagen: Wenn Sie irgendwelche Fragen über Vorgehensweisen haben, dann stellen Sie die

ihm.«

Sie legte die Daumen und Zeigefinger aneinander, dass sie ein Viereck bildeten. »Meinetwegen«, entgegnete sie leicht schmollend. »In Wahrheit war es gar nicht leicht, Sie aufzuspüren.«

»Wie meinen Sie das?«

»Das ist einer der Gründe, warum diese Jamal-Nadu-Sache so rätselhaft war. Schwer zu sagen, wie Sie ticken. Schwierig das, was ich gesehen hatte, mit dem in Einklang zu bringen, was ich gehört hatte. Dass Sie kein Chorknabe sind, steht fest. Und es gibt auch ein paar ziemlich brutale Geschichten über das, was Sie in Vietnam gemacht haben…«

»Es wird eine Menge gequatscht«, sagte er und fiel ihr damit ins Wort. Er war selbst überrascht, wie zornig seine Stimme klang.

»Nun, die Gerüchte sind ziemlich eindeutig, mehr will ich gar nicht sagen. So wie das klingt, war das, wo Sie da drüben die Finger drin hatten, ziemlich üble Scheiße.«

»Die Leute erfinden alles Mögliche.«

Janson war bemüht, ruhig zu klingen, aber es gelang ihm nicht. Er begriff nicht ganz, weshalb das so war.

Sie warf ihm einen seltsamen Blick zu. »Okay, Mann. Ich glaube Ihnen. Ich meine, Sie sind ja der Einzige, der das mit Sicherheit weiß, stimmt's?«

Janson stocherte mit einem Schürhaken im Feuer herum, und die Kiefernscheite knackten und zischten und verströmten würzigen Duft. Die Sonne hatte angefangen, hinter dem Berggipfel zu versinken. »Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich Sie bitte, mir zu sagen, wie alt Sie sind, Miss Kincaid«, sagte er und sah zu, wie ihr hartes Gesicht im Feuerschein weich wurde.

»Sie können Jessie zu mir sagen«, erwiderte sie. »Und ich bin neunundzwanzig.«

»Sie könnten meine Tochter sein.«

»Hey, man ist so jung, wie man sich fühlt.«

»Dann müsste ich Methusalem sein.«

»Alter ist bloß eine Zahl.«

»In Ihrem Fall, aber nicht in meinem; da ist es eine Primzahl.«

Er stocherte mit dem Schürhaken in der roten Glut herum und sah zu, wie die Flammen in die Höhe zuckten. Seine Gedanken wanderten nach Amsterdam zurück. »Jetzt habe ich eine Frage an Sie. Haben Sie je von einer Firma gehört, die UNITECH Ltd. heißt?«

»Aber sicher. Das ist eine von den unseren. Sie läuft als unabhängiges Wirtschaftsunternehmen.«

»Und wird von Consular Operations als Fassade benutzt.«

»Na ja, der Laden ist etwa so unabhängig wie ein Hundebein«, sagte sie und fuhr sich mit der Hand durch ihr kurzes Stoppelhaar.

»Oder eine Katzenpfote«, sagte Janson. Undeutliche Erinnerungen nahmen wieder Konturen an: UNITECH hatte im Laufe der Jahre bei verschiedenen Vorhaben eine kleinere Rolle gespielt; manchmal um die Existenz eines verdeckten Agenten zu stützen, einfach indem die Firma ihn auf ihrer Gehaltsliste führte. Manchmal transferierte die Firma auch Geld an Gruppen, die in größeren Operationen eine kleine Rolle zu spielen hatten. »Jemand von UNITECH korrespondiert mit dem geschäftsführenden Direktor der Liberty Foundation und bietet an, logistischen Support für die Erziehungsprogramme der Stiftung in Osteuropa zu leisten. Warum?«

»Keine Ahnung.«

»Nehmen wir einmal an, irgendjemand, irgendeine Gruppe wäre daran interessiert, an Peter Novak heranzukommen. Um etwas über seinen Aufenthaltsort zu erfahren.«

»Jemand? Wollen Sie sagen, Consular Operations hätte ihn erledigt? Meine Chefs?«

»Genauer gesagt: arrangiert, dass das geschah. Die Umstände aus der Ferne orchestriert.«

»Aber warum?«, fragte sie. »Warum? Das gibt doch überhaupt keinen Sinn.«

Nur wenige Dinge taten das. Hatte Consular Operations wirklich Novaks Tod arrangiert? Und warum war nirgends über seinen Tod berichtet worden? Es wurde von Tag zu Tag seltsamer: Leute, die eigentlich eng mit ihm zusammenarbeiten sollten, schienen überhaupt nichts von der Katastrophe zu wissen.

»Was haben Sie denn die ganze Zeit gelesen?«, meinte Jessie plötzlich und deutete auf die diversen Stapel von Ausdrucken.

Janson erklärte es ihr.

»Sie glauben wirklich, dass in öffentlichen Meldungen etwas Wertvolles verborgen sein könnte?«, fragte sie.

»Lassen Sie sich bloß nicht von dem mystischen Begriff der ›nachrichtendienstlichen Informationsbeschaffung‹ täuschen – die Hälfte von dem Zeug, das man in den Auslandssituationsberichten liest, die die Agenten vor Ort liefern, bekommen die, indem sie die Lokalzeitungen lesen.«

»Das ist mir nicht neu«, nickte sie. »Aber Sie haben nur zwei Augen…«

»Und das sagt die Frau, die mir ein drittes Auge bohren

wollte.«

Sie ignorierte die Spitze. »Sie können nicht den ganzen Stapel hier auf einmal lesen. Geben Sie mir auch was. Ich sehe mir das an. Ein zweites Paar Augen, stimmt's? Kann ja nicht schaden.«

Sie lasen beide, bis er merkte, dass er anfing erschöpft zu werden: Er brauchte Schlaf, konnte den Blick kaum mehr auf die eng bedruckten Seiten konzentrieren. Gähnend stand er auf und streckte sich. »Ich gehe jetzt in die Klappe«, sagte er.

»Nachts wird es ziemlich kalt – sind Sie auch sicher, dass Sie keine Wärmflasche brauchen?«, fragte sie. Sie streckte beide Hände aus. Ihr Tonfall deutete an, dass sie scherzte; ihre Augen ließen erkennen, dass das vielleicht nicht die ganze Wahrheit war.

Er hob eine Augenbraue. »Um diese Knochen anzuwärmen, braucht es mehr als eine Wärmflasche«, sagte er locker. »Ich glaube, ich sollte besser passen.«

»Yeah«, nickte sie. »Wahrscheinlich sollten Sie das.«

In ihrer Stimme war ein Anflug von Enttäuschung zu hören. »Ich denke, ich werde noch ein wenig aufbleiben und weitermachen.«

»Braves Mädchen«, sagte er, zwinkerte ihr zu und streckte sich noch einmal. Er war müde, todmüde. Er würde schnell einschlafen, aber er würde nicht gut schlafen.

*

Im Dschungel gab es einen Stützpunkt. In dem Stützpunkt war ein Büro. In dem Büro stand ein Schreibtisch. An dem Schreibtisch saß ein Mann.

Sein Vorgesetzter. Der Mann, der ihm fast alles beigebracht hatte, was er wusste.

Der Mann, mit dem er es jetzt auf eine Kraftprobe ankommen lassen würde.

Aus den kleinen Lautsprechern des Tonbandgeräts tönte Choralmusik aus dem 12. Jahrhundert. Hildegard von Bingen.

»Sie wollten mich sprechen, Junge?«

Demarests Gesicht wirkte ausdruckslos. Er sah so aus, als hätte er wirklich keine Ahnung, weshalb Janson hier war.

»Ich werde einen Bericht machen«, sagte Janson. »Sir.«

»Selbstverständlich. Das ist nach einem Einsatz üblich.«

»Nein, Sir. Einen Bericht über Sie. Fehlverhalten gemäß Artikel dreiundfünfzig bezüglich der Behandlung von Kriegsgefangenen.«

»Oh. Das.«

Demarest sah ihn einen Augenblick lang stumm an. »Sie meinen, ich war ein bisschen hart zu Victor Charlie?«

»Sir?«

Jansons Stimme stieg ungläubig an.

»Und Sie können sich nicht vorstellen, warum, nicht wahr? Na schön, machen Sie nur. Ich habe im Augenblick eine ganze Menge zu tun. Sehen Sie, während Sie nämlich Ihre Formulare ausfüllen, muss ich mir überlegen, wie ich das Leben von sechs Männern retten kann, die in Gefangenschaft geraten sind. Sechs Männer, die Sie sehr gut kennen, weil sie unter Ihrem Kommando stehen – oder standen.«

»Wovon reden Sie da, Sir?«

»Ich rede davon, dass Mitglieder Ihres Teams in der

Umgebung von Lon Duc Than gefangen genommen worden sind. Sie befanden sich auf einem Spezialeinsatz, ein gemeinsamer Aufklärungseinsatz mit den Marine Special Forces. Teil eines Schemas, wissen Sie. Das ist hier ja das reinste Sieb.«

»Warum bin ich über den Einsatz nicht informiert worden, Sir?«

»Weil Sie den ganzen Nachmittag lang keiner finden konnte – übrigens ein Verstoß gegen die Vorschriften, Artikel fünfzehn. Und abwarten konnte ich ja schließlich nicht. Aber immerhin, jetzt sind Sie ja hier und haben nichts anderes im Kopf, als den nächsten Bleistiftspitzer zu suchen.«

»Erbitte Erlaubnis, offen sprechen zu dürfen, Sir.«

»Abgelehnt«, herrschte Demarest ihn an. »Tun Sie in drei Teufels Namen, was Sie wollen. Aber Ihr Team ist hier in Gefangenschaft geraten, Männer, die ihr Leben in Ihre Hände gelegt haben, und Sie sind derjenige, der am besten dazu geeignet ist, einen Einsatztrupp zu leiten, um die Männer freizubekommen. Der wären Sie zumindest, wenn Ihnen diese Männer etwas bedeuten würden. Oh, Sie dachten wohl, ich sei zu diesen Victor Charlies draußen im Busch gefühllos gewesen, nicht human. Aber was ich getan habe, hatte seinen Grund, verdammt noch mal! Ich habe schon zu viele Männer wegen Informationslecks zwischen unseren vietnamesischen Freunden und deren Vettern vom Vietkong verloren. Was ist Ihnen denn in Noc Lo passiert? Einen Hinterhalt haben Sie das genannt. Eine Falle. Verdammt, ja, das war es. Die Operation war vom Oberkommando freigegeben, normale Vorgehensweise, und irgendwo hat Charlie davon erfahren. Das kommt immer wieder vor, und jedes Mal, wenn es vorkommt, stirbt jemand. Sie haben Hardaway sterben sehen, nicht wahr? Ihn in den Armen gehalten, während

ihm seine Gedärme aus dem Leib quollen. Hardaway hatte bloß noch ein paar Tage, dann wäre seine Tour um gewesen, und die haben ihn fertig gemacht, und Sie waren dabei. Und jetzt möchte ich von Ihnen hören, wie Ihnen dabei zumute ist, Soldat! Blauäugig, kuschelig und sensibel? Oder sind Sie sauer? Sie haben doch schließlich Eier, oder sind Ihnen die abhanden gekommen, als Sie bei Michigan Football gespielt haben? Vielleicht ist Ihnen das entgangen, aber wir sind hier in der Spionageabwehr, Janson, und ich habe nicht vor, meine Männer von Vietkongkurieren, die aus unserem Oberkommando so etwas wie einen Depeschendienst für Hanoi gemacht haben, in den Arsch ficken zu lassen!«

Demarest hatte die ganze Zeit die Stimme kein einziges Mal gehoben, und doch ließ das seinen Zorn nur noch deutlicher erkennen. »Die erste Pflicht eines Offiziers ist das Wohlergehen der Männer, die unter seinem Befehl stehen. Und wenn das Leben meiner Männer auf dem Spiel steht, werde ich alles tun alles, was sich mit unserem Einsatz hier in Einklang bringen lässt –, um sie zu schützen. Mir ist wirklich scheißegal, was für Formulare Sie am Ende einreichen werden. Aber wenn Sie ein Soldat sind, wenn Sie ein *Mann* sind, werden Sie zuerst Ihre Männer befreien: Das ist Ihre Pflicht. Und dann gehen Sie meinetwegen allen disziplinarischen Verrichtungen nach, die Ihr kleines Bürokratenherz sich wünscht.«

Er verschränkte die Arme vor der Brust. »Also?«

»Erwarte Gitterkoordinaten, Sir.«

Demarest nickte bedächtig und reichte Janson dann ein Blatt blaues Papier mit sorgfältig getippten Einsatzdetails. »Eine Huey steht aufgetankt draußen.«

Er warf einen Blick auf die große runde Uhr an der Wand ihm gegenüber. »Die Crew ist in fünfzehn Minuten

startbereit. Hoffentlich sind Sie das auch.«

*

Stimmen.

Nein, *eine* Stimme.

Eine leise Stimme. Eine Stimme, die nicht wollte, dass man ihr zuhörte. Aber die Zischlaute waren nicht zu überhören.

Janson schlug die Augen auf, sah sich vom Dunkel des Schlafzimmers umgeben, das von dem durch die Fenster hereinfallenden Mondlicht etwas erhellt wurde. Unruhe baute sich in ihm auf.

Ein Besucher? Im US-Generalkonsulat in Mailand an der Via Principe Amadeo gab es eine Außenstelle von Consular Operations – und Mailand war nur fünfzig Minuten von hier entfernt. Hatte Jessie irgendwie mit ihnen Kontakt aufgenommen? Er stand auf, fand seine Jacke und tastete die Taschen nach seinem Handy ab. Es war verschwunden.

Hatte sie es geholt, während er geschlafen hatte? Hatte er es einfach unten gelassen? Er schlüpfte in einen Bademantel, holte die Pistole unter seinem Kissen hervor und ging hinaus, die Treppe hinunter, auf die Stimme zu.

Jessies Stimme. Im Erdgeschoss.

Auf halber Höhe der Steintreppe blieb er stehen und sah sich um. Im Arbeitszimmer brannte Licht, und die Unregelmäßigkeit der Beleuchtung würde ihm die Deckung verschaffen, die er brauchte – die hellen Lichter im Haus und das Halbdunkel draußen. Noch ein paar Schritte. Er konnte Jessie jetzt im Arbeitszimmer stehen sehen, das Gesicht der Wand zugewandt, sein Handy am

Ohr. Sie redete leise.

Er hatte das Gefühl, eine eisige Faust würde sich um seinen Magen krampfen: Es war so, wie er das befürchtet hatte.

Aus den Gesprächsfetzen, die durch die offene Tür zu ihm drangen, war offensichtlich, dass sie mit einem Kollegen von Consular Operations in Washington sprach. Er schob sich näher an das Arbeitszimmer heran, und ihre Stimme wurde deutlicher.

»Sein Status ist also immer noch ›nicht zu retten‹«, wiederholte sie. »Auf Sicht sanktioniert.«

Sie vergewisserte sich, dass der Tötungsbefehl noch in Kraft war.

Ein Schauder lief ihm über den Rücken. Er hatte jetzt keine Wahl mehr, musste tun, was er schon viel früher hätte tun müssen. Es hieß töten oder getötet werden. Die Frau war eine professionelle Meuchelmörderin: dass ihr Beruf einmal auch der seine gewesen war, blieb ohne Belang – und das Gleiche galt auch für ihre Auftraggeber. Er hatte keine Wahl, er musste sie eliminieren; Sentimentalität und Wunschdenken und ihr geschicktes Gequatsche hatten ihn von der ganz entscheidenden Wahrheit abgelenkt.

Während draußen die Grillen in der abendlichen Brise zirpten – im Arbeitszimmer stand ein Fenster offen –, nahm er die Pistole in die rechte Hand und folgte der auf und ab gehenden Gestalt Jessies mit dem Lauf der Waffe. Die plötzliche Gewissheit, was er tun musste, erfüllte ihn mit Ekel, Abscheu vor sich selbst. Aber es gab keine andere Möglichkeit. *Töten oder getötet werden:* Das war das schreckliche Klischee einer Existenz, von der er gehofft hatte, sie ein für alle Mal hinter sich zurückgelassen zu haben. Und es milderte auch die noch größere

Wahrheit nicht, jene Wahrheit, die die Essenz seiner Karriere gewesen war: töten *und* getötet werden.

»Was steht denn in den Berichten?«, sagte sie. »Die neuesten Signale? Jetzt sagen Sie mir bloß nicht, Sie arbeiten blind.«

Janson musterte kühl die eher schmächtige Frau, die Rundungen ihrer Hüften und Brüste an ihrem sonst muskulösen Körper; auf ihre Art war sie wirklich sehr schön. Er wusste, wozu sie fähig war – hatte mit eigenen Augen ihre erstaunliche Treffsicherheit gesehen, ihre außergewöhnliche Kraft, ihre Beweglichkeit miterlebt, ihren schnellen, klaren Verstand. Sie war dazu gebaut zu töten, und nichts würde sie davon abhalten, genau das zu tun.

»Und sind die Boys in Position oder hocken sie bloß auf ihrem fetten Hintern?«

Sie war nach wie vor bemüht, leise zu sprechen, aber ihr Tonfall wirkte hitzig, beinahe Kommandoton. *»Herr Jesus!* Dafür gibt es einfach keine Entschuldigung. Da stehen wir ja schön da. Scheiße, es stimmt wirklich: Wenn man etwas richtig erledigen will, muss man es selbst tun. Ich meine, so ist mir im Augenblick zumute. Was ist denn aus unserer viel gerühmten Teameffizienz geworden?«

Wieder würde eine dumme, seelenlose Kugel einen Schädel zerschmettern, und ein weiteres Leben würde ausgelöscht sein, wegradiert, verwandelt in faulige, animalische Materie, aus der es sich aufgebaut hatte. Das war kein Fortschritt; das war das genaue Gegenteil.

Seine Gedanken wanderten zurück zu Theo Katsaris und den anderen: ausgelöscht, aber wofür? Ein Teil der Wut, die ihn erfüllte, wurde von einer anderen Wut verdrängt, Wut, die sich gegen ihn selbst richtete, ja. Aber was brachte das? Die Frau würde sterben – würde in einem

luxuriösen Landhaus in der Lombardei sterben, in einem Land, das sie nie zuvor in ihrem Leben gesehen hatte. Sie würde von seiner Hand sterben, und das würde der einzige Augenblick echter Intimität zwischen ihnen beiden sein.

»Wo *er ist?* Wo? Zum Teufel, das kann ich Ihnen sagen«, herrschte Jessie Kincaid ihren unsichtbaren Gesprächspartner nach ein paar Augenblicken der Stille an. »Sie Hornochse, Sie meinen, ihr habt das wirklich noch nicht herausgebracht? Monaco, Mann. Das steht für mich absolut fest. Sie wissen doch, dass Novak dort ein Haus hat.«

Wieder eine Pause. »Janson hat das nicht ausdrücklich gesagt. Aber ich habe ihn gehört, wie er telefonisch mit seiner kleinen Freundin dort Witze gemacht hat, von wegen Bakkaratspielchen – Sie können sich's ja ausrechnen. Hey, ihr Jungs nennt euch doch Nachrichtendienst, warum versucht ihr dann nicht einmal, euren Verstand einzusetzen und ein paar Dinge herauszubekommen?«

Sie belog sie.

Log für ihn.

Janson ließ die Pistole sinken und verspürte eine Aufwallung von Erleichterung, die ihn fast schwindelig machte. Es überraschte ihn, wie eindringlich dieses Gefühl war. Man hatte sie gefragt, wo er sich befand, und sie hatte gelogen, um ihn zu schützen. Sie hatte gerade eine Entscheidung getroffen, hatte sich für ihn entschieden.

»Nein«, sagte sie. »Teilen Sie niemand mit, dass ich mich gemeldet habe. Das war jetzt ein privates Gespräch, klar? Bloß Sie und ich, Kumpel. Nein, ich habe nichts dagegen, wenn das auf Ihr Konto geht. Sagen Sie denen – was weiß ich denn? –, sagen Sie denen, dass ich irgendwo im Koma liege und dass die Krankenversicherung der Niederlande für die teure Behandlung aufkommt, weil ich

keine Papiere bei mir hatte. Sagen Sie denen etwas in der Richtung, dann haben die es ganz bestimmt nicht eilig, mich in die Staaten zurückzuholen.«

Ein paar Minuten später schaltete sie ab, drehte sich um und war verblüfft, Janson in der Tür stehen zu sehen.

»Wer ist denn Ihr Kumpel?«, fragte er mit gelangweilt klingender Stimme.

»Der Teufel soll Sie holen«, erregte sie sich. »Sie haben mich bespitzelt? Der berühmte Paul Janson ein gottverdammter Spanner?«

»Ich bin runtergekommen, um mir ein Glas Milch zu holen«, sagte er.

»Scheiße«, meinte sie gedehnt und immer noch finster blickend. Schließlich sagte sie: »Das ist ein Schreibtischhengst mit einem fetten Arsch im State Department, Büro für Abwehrdienste. Aber ein netter Kerl. Ich glaube, er mag mich – zumindest wird er immer ganz rot, wenn er mich sieht. Aber er hat mir etwas Interessantes über Puma gesagt.«

»Puma?«

»Deckname für Peter Novak. Und ehe Sie fragen – Sie sind Falke. Aber die neueste Nachricht über Puma gibt mir zu denken. Die glauben nicht, dass er tot ist.«

»Was? Die warten doch nicht auf den Nachruf in der *New York Times?«*

»Es heißt, Sie hätten Geld genommen, um seinen Tod zu arrangieren. Aber Sie hätten es nicht geschafft.«

»Ich habe ihn sterben sehen«, sagte Janson niedergeschlagen und schüttelte den Kopf. »Herrgott, ich wünschte, es wäre nicht so. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich mir das wünsche.«

»Wow«, sagte sie. »Wie … Sie wollen, dass der Hit auf

Ihr Konto geht?«

»Ich fürchte, Ihre Kontaktperson nimmt Sie entweder auf den Arm oder, was wahrscheinlicher ist, er hat keine Ahnung.«

Er verdrehte die Augen. »Ihre Steuergelder im Einsatz.«

»Er hat erwähnt, dass er heute auf CNN zu sehen war. Haben wir hier CNN? Es wird sicher in den *Headline News* am Morgen wiederholt.«

Sie ging zu dem Großbildfernseher hinüber und schaltete CNN ein. Dann entdeckte sie auf dem an das Gerät angeschlossenen Videorecorder eine Videokassette, schob sie in den Schlitz und drückte auf RECORD.

Ein Sonderbericht über den schwindenden Einfluss der Federal Reserve. Neue Spannungen zwischen Nord- und Südkorea. Die letzten Modeverrücktheiten der japanischen Teenager. Proteste gegen genmanipulierte Lebensmittel in England. Inzwischen waren vierzig Minuten auf Videoband aufgezeichnet worden. Dann kamen drei Minuten über eine Frau in Indien, die in Kalkutta eine Klinik für ihre an Aids erkrankten Landsleute führte. Eine hausgemachte Mutter Teresa hatte sie jemand genannt. Und – der Anlass für das Feature – die gestrige Zeremonie, bei der die Frau geehrt worden war. Ein distinguiert wirkender Mann, der ihr eine humanitäre Auszeichnung verlieh. Derselbe Mann, der mitgeholfen hatte, ihre Klinik zu finanzieren.

Peter Novak.

Der große, verstorbene Peter Novak.

Janson starrte auf den Großbildschirm und hatte das Gefühl, alles würde um ihn herum kreisen. Entweder war dies ein komplizierter technischer Trick, oder, was wahrscheinlicher war, die Szene war früher, viel früher, aufgenommen worden.

Wenn sie es sich genauer ansahen, würde das vermutlich klar zu erkennen sein.

Sie ließen die Aufnahme zurücklaufen. Da war Peter Novak, die vertraute Gestalt, ganz unverkennbar. Er grinste und sprach in ein Mikrofon. »Es gibt ein ungarisches Sprichwort, das ich sehr schätze. *Sok kicsi sokra megy.* Das bedeutet, dass viele kleine Dinge sich zu einem Großen zusammenfügen können. Es ist mir ein Privileg, diese bemerkenswerte Frau ehren zu können, die mit zahllosen kleinen Akten des Mitgefühls und der Hingabe der Welt wirklich etwas Großes gegeben hat…«

Es musste eine einfache Erklärung geben. Das *musste* es einfach.

Und dann sahen sie sich das Band noch einmal an. Bild für Bild.

»Halten Sie hier an«, sagte Jessie plötzlich. Sie sahen es jetzt das dritte Mal. Sie deutete auf eine Zeitschrift, die die Kamera flüchtig auf einem Tisch erfasst hatte, an dem Novak nach der Zeremonie interviewt worden war. Sie lief in die Küche zurück, holte dort das Exemplar des *Economist*, das Janson am Vormittag am Zeitungskiosk gekauft hatte.

»Es ist die gleiche Ausgabe«, sagte sie.

Auf dem Titelblatt war dasselbe Bild zu sehen, und die Zeitschrift war die neueste Ausgabe. Das war kein altes Band, das man da gesendet hatte. Es war *nach* der Katastrophe in Anura gefilmt worden, musste *nach* der Katastrophe gefilmt worden sein.

Aber wenn Peter Novak lebte, wer war dann am Himmel über Anura gestorben?

Und wenn Peter Novak tot war, wen sahen sie da auf dem Bildschirm? Janson hatte das Gefühl, ihm würde gleich übel werden.

Das war Wahnsinn.

Was hatten sie gesehen? Einen Zwillingsbruder? Einen *Betrüger?*

War Novak ermordet worden und … von einem Double ersetzt? Das wäre diabolisch, fast unvorstellbar. Wer würde so etwas tun?

Wer wusste sonst noch Bescheid? Er griff nach seinem Handy, rief Novaks Leute in New York und Amsterdam an. Eine wichtige Mitteilung für Peter Novak. Seine persönliche Sicherheit betreffend.

Er benutzte jedes *Code-red-Wort,* das er kannte – doch wiederum ohne Erfolg. Die Antwort, die er bekam, war ihm inzwischen vertraut: gelangweilt, phlegmatisch, ungerührt. Man würde die Nachricht übermitteln; aber kein Versprechen, sich zurückzumelden. Niemand war bereit, sich über Mr. Novaks augenblicklichen Aufenthaltsort zu äußern. Und Marta Lang – wenn es sich dabei um ihren echten Namen handelte – war gleichfalls nicht aufzutreiben.

Eine Viertelstunde später saß Janson da, stützte den Kopf auf beide Hände und versuchte Ordnung in seine wild durcheinander wirbelnden Gedanken zu bekommen. Was war Peter Novak widerfahren? Was widerfuhr Janson selbst? Als er aufblickte, sah er, dass Jessie Kincaid ihn mit verletzter Miene anstarrte.

»Ich bitte Sie nur um eines«, sagte sie, »und ich weiß, dass das sehr viel verlangt ist, aber ich bitte Sie trotzdem: Lügen Sie mich nicht an! Ich habe zu viele Lügen gehört, verdammt, ich habe selbst zu oft gelogen. Was das betrifft, was in Anura geschehen ist, so habe ich dafür nur Ihre Aussage, sonst von niemanden. Sagen Sie mir nur dies – was soll ich glauben?«

Ihre Augen waren feucht, Janson sah, dass sie mit den

Tränen kämpfte. »*Wem* soll ich glauben?«

»Ich weiß, was ich gesehen habe«, sagte Janson leise.

»Und ich auch.«

Sie deutete mit einer Kopfbewegung auf den Fernseher.

»Was soll das heißen? Dass Sie mir nicht glauben?«

»Ich *möchte* Ihnen glauben.«

Sie holte tief Luft. »Ich möchte *irgendjemand* glauben.«

Janson blieb ein paar Augenblicke lang stumm. »Schön«, sagte er dann. »Ich nehme Ihnen das nicht übel. Hören Sie, ich rufe jetzt ein Taxi, das bringt Sie zur Cons-Op-Station in Mailand, dort können Sie sich melden. Glauben Sie mir, jemand, der so schießt wie Sie – die werden erleichtert sein, wenn sie Sie wieder haben. Und bis die Ausputzercrew hier auftaucht, bin ich längst verschwunden.«

»Langsam«, sagte sie. »Ganz langsam.«

»Ich glaube, das ist die beste Lösung«, erwiderte er.

»Für wen?«

»Für uns beide.«

»Sie sprechen nicht für uns beide. Sie sprechen nur für sich.«

Ein paar Augenblicke lang ging sie stumm auf und ab. »Also schön, Sie gottverdammter Mistkerl«, sagte sie dann plötzlich. »Sie haben gesehen, was Sie gesehen haben! Heiliger Bimbam, Sie haben gesehen, was Sie gesehen haben. Scheiße, jetzt drehe ich wirklich gleich durch.«

Sie kicherte schrill. »Sie sollten sich schämen, einem Mädchen so etwas anzutun, und das beim ersten Rendezvous!«

Janson war ganz im Bann seiner eigenen wirren Gedanken. *Peter Novak:* Wer zum Teufel war diese lebende

Legende, dieser Mann, der wie ein Meteor aus der Bedeutungslosigkeit aufgestiegen und zu einer Person von globaler Prominenz geworden war? Fragen über Fragen drängten auf ihn ein, aber es waren alles Fragen ohne Antworten. Sein Magen fing wieder zu revoltieren an, und Janson warf seinen Kaffeebecher in den offenen Kamin, wo er an dem massiven Naturstein zerschellte. Einen Augenblick lang fühlte er sich besser, aber wirklich nur einen Augenblick lang.

Er kehrte zu dem abgewetzten Ledersessel am Kamin zurück und ließ sich darauf nieder. Jessie trat hinter ihn und begann, seine schmerzenden Schultern zu massieren.

»Ich sage das ja nur ungern«, meinte sie, »aber wenn wir herausbekommen wollen, was da wirklich abläuft, müssen wir hier verschwinden. Wie lange glauben Sie wohl, dass Cons Op brauchen wird, bis die uns finden? Sie haben schließlich Zugang zu sämtlichen Satellitendaten, und glauben Sie mir, sie haben Techniker rund um die Uhr darauf angesetzt, Ihren Wagen zu identifizieren oder irgendwelche alternativen Verkehrsmittel, was auch immer. Nach dem, was mein Freund mir gesagt hat, sind die Meldungen bis jetzt wertlos, bloß eine Unmenge falscher Sichtungen – aber es dauert nicht mehr lange, bis sie eine echte Sichtung haben. Die werden ihre sämtlichen Kontakte in Europa abklappern, Tausenden von Hinweisen nachgehen, Videos von Grenzübergängen und Mautstationen überprüfen. Der ganze Computerscheiß. Und über kurz oder lang wird jemand die Meute hierher lotsen.«

Sie hatte Recht. Er musste an Novaks Motto denken: *Sok kicsi sokra megy*. Viele kleine Dinge können sich zu einem Großen zusammenfügen. Ungarische Volksweisheit. Würden ihre eigenen kleinen Bemühungen zu einem größeren Ergebnis führen? Jetzt erinnerte er sich an das,

was Fielding gesagt hatte: *In Ungarn findest du immer noch seine größten Bewunderer und seine erbittertsten Feinde.* Und was Marta Lang gesagt hatte: *Ob es nun zum Guten oder zum Schlechten ist, Ungarn hat das aus ihm gemacht, was er heute ist. Und Peter ist kein Mensch, der vergisst, was er anderen schuldet.*

Es hat das aus ihm gemacht, was er heute ist.

Und was *war* das?

Es hat das aus ihm gemacht, was er heute ist: Ungarn. Das musste Jansons Ziel sein. Das war seine beste Chance, Peter Novaks Todfeinde aufzuspüren – Menschen, die ihn am längsten und möglicherweise am besten gekannt hatten.

»Sie sehen so aus, als ob Sie gerade zu einer Entscheidung gelangt wären«, sagte Jessie fast scheu.

Janson nickte. »Und was ist mit Ihnen?«

»Was soll die Frage?«

»Ich überlege meine nächsten Schritte. Wie steht es mit Ihnen? Werden Sie jetzt zu Cons Op zurückkehren?«

»Was meinen Sie?«

»Sagen Sie es mir.«

»Ich will es Ihnen stückchenweise erklären. Angenommen, ich melde mich bei meinem Einsatzdirektor – daraufhin nimmt man mich wenigstens auf ein Jahr, vielleicht für immer aus dem Feldeinsatz. Und außerdem würde ich einer langwierigen ›Befragung‹ unterzogen werden. Ich weiß, wie das System funktioniert. Das würde mir bevorstehen, und versuchen Sie nicht mir einzureden, dass es nicht so ist. Aber das ist nicht einmal das größte Problem. Das größere Problem ist, wie ich mich wieder in diese Welt einfügen soll, nachdem ich nicht mehr weiß, worauf man vertrauen kann und worauf nicht. Es ist so,

dass ich zu viel weiß und doch nicht genug, und aus beiden Gründen kann ich nicht zurück. Ich kann nur nach vorne gehen. Anders kann ich nicht mehr mit mir leben.«

»Anders können Sie nicht mit sich leben? In meiner Umgebung steigern Sie ja Ihre Überlebenschancen nicht gerade. Das wissen Sie. Das habe ich Ihnen gesagt.«

»Schauen Sie, alles hat seinen Preis«, erwiderte sie leise. »Wenn Sie das zulassen, komme ich mit. Wenn nicht, werde ich mir verdammt Mühe geben, Sie zu beschatten.«

»Sie wissen ja nicht einmal, wo mein nächstes Ziel liegt.«

»Zuckerbärchen, das ist doch nicht wichtig.«

Jessie streckte sich. »Wo ist denn Ihr nächstes Ziel?«

Er zögerte nur kurz. »Ungarn. Wo alles angefangen hat.«

»Wo alles angefangen hat«, wiederholte sie mit leiser Stimme.

Janson stand auf. »Wenn Sie mitkommen wollen, habe ich nichts dagegen. Aber vergessen Sie nicht: Wenn Sie versuchen, mit Cons Op Kontakt aufzunehmen, sind Sie praktisch deaktiviert – und nicht von mir. Wenn Sie mitkommen wollen, dann tun Sie das nach meinen Regeln. Andernfalls…«

»Gemacht«, fiel sie ihm ins Wort. »Sie können aufhören zu bohren – Sie sind auf Öl gestoßen.«

Er sah sie kühl und abschätzend an, machte sich ein Bild von ihr als Soldat und Agent. In Wahrheit brauchte er Unterstützung. Was ihnen bevorstand, entzog sich jeder Berechnung. Wenn sie an seiner Seite halb so tödlich war, wie sie das gegen ihn gewesen war, würde sie sich in der Tat als wirksame Waffe erweisen.

Er musste viele Telefonate führen, bevor er schlafen ging, viele Legenden zu neuem Leben erwecken. Der Weg

musste vorbereitet werden.

Wohin dieser Weg führen würde, war natürlich unmöglich vorherzusagen. Doch welche Wahl hatte er schon? So groß die Risiken auch sein mochten, es war die einzige Möglichkeit, je das Rätsel zu lösen, das Peter Novak hieß.

22

Er war der Köder in einer Falle.

Der Gedanke trug wenig zur Beruhigung von Jansons Nerven bei, weil er nur zu gut wusste, wie oft jemand, der eine Falle stellte, sich selbst in dieser fing. In dieser Phase des Geschehens kam alles darauf an, dass er völlig ruhig und gelassen blieb. Nur so vermied er die Gefahren, die sowohl in übertriebener Angst als auch in zu großem Selbstvertrauen lauerten. Das eine konnte zu Entmutigung, das andere zu Unbedachtheit führen.

Aber wenn es nötig war, eine Falle zu stellen, so konnte er sich dafür keine bessere Umgebung vorstellen. Die Adresse 3517 Miskolc-Lillafüred, Erzsébet sétány l, lag etwa drei Kilometer westlich der Ortschaft Miskolc und war der einzig nennenswerte Bau in dem Kurort Lillafüred. Das Palace Hotel, wie es sich jetzt nannte, stand nahe am bewaldeten Ufer des Hámori-Sees in einer Lichtung, die an die opulente Vergangenheit Europas mit seinen herrschaftlichen Parks und Palästen erinnerte. In Wirklichkeit war das Jagdschloss in den zwanziger Jahren unter dem Regime des Reichsverwesers Admiral Horthy gebaut worden, ein Denkmal für den historischen Glanz der Nation. Das Restaurant war füglich nach König Matthias benannt, dem Kriegerfürsten aus dem 15. Jahrhundert, der sein Volk zur Größe geführt hatte, einer Größe, die das Blut seiner Feinde bedeckte. In der postkommunistischen Ära hatte man den früheren Glanz der Anlage schnell wieder hergestellt, und heute lockte das Hotel Urlauber und Geschäftsleute aus dem ganzen Land an. Ein Projekt, das seine Existenz imperialer Eitelkeit verdankte, war jetzt in mächtigere Hände übergegangen, die der Wirtschaft.

Paul Janson schritt durch die prunkvolle Eingangshalle und ging in das im Stil eines Ratskellers dekorierte Restaurant im Untergeschoss. In diesem angespannten Zustand war Essen das Allerletzte, was ihn interessierte, aber auch das leiseste Anzeichen der Unruhe würde ihn jetzt nur verraten.

»Ich bin Adam Kurzweil«, gab Janson sich dem Maître d'-Hôtel in gepflegtem transatlantischem Akzent zu erkennen, jenem Akzent, der den gebildeten Bürgern des Britischen Commonwealth – Simbabwe, Kenia, Südafrika, Indien – und wohlhabenden Europäern gemeinsam war, die in früher Jugend die Sprache gelernt hatten. Adam Kurzweil trug einen Nadelstreifenanzug und eine scharlachrote Krawatte; er trat auf wie ein Geschäftsmann, der es gewöhnt ist, dass man ihm jeden Wunsch von den Augen abliest.

Der Maître d', ein Mann mit pomadisiertem gewelltem Haar, taxierte Janson mit geübtem Blick, bevor sich sein Gesicht zu einem professionellen Lächeln entspannte. »Ihr Gast ist bereits hier«, sagte er und wandte sich einer jüngeren Frau an seiner Seite zu. »Die Dame führt Sie an Ihren Tisch.«

Janson nickte knapp. »Danke«, sagte er.

Der Tisch stand, wie sein Gast das offenbar verlangt hatte, in einer diskreten Ecke. Der Mann, mit dem er sich traf, war ein findiger und vorsichtiger Mann, sonst hätte er in dem ganz speziellen Geschäft, in dem er sich betätigte, nicht so lange überlebt.

Als Janson auf den Tisch zuging, konzentrierte er sich darauf, in eine Rolle zu schlüpfen, in der er voll und ganz aufgehen musste. Der erste Eindruck war von entscheidender Wichtigkeit. Der Mann, mit dem er sich treffen wollte, Sandor Lakatos, würde argwöhnisch sein. Und er

würde das in seiner Rolle als Adam Kurzweil deshalb ebenfalls und in noch höherem Maße kenntlich machen. Das war die wirksamste Gegenmaßnahme, die es gab, das wusste er.

Lakatos war klein und gebeugt; in Folge der Krümmung seiner Wirbelsäule saß sein Kopf eigenartig vorne auf dem Hals, als würde er ständig das Kinn einziehen. Seine Backen waren rund, seine Nase knollenförmig, und sein Hals ging unmittelbar in seine Kinnpartie über, sodass sein Kopf wie eine Birne wirkte.

Lakatos war einer der bedeutendsten Waffenhändler Mitteleuropas. Seine Geschäfte hatten während des Waffenembargos gegen Serbien einen enormen Aufschwung genommen, als jene Republik sich auf die Suche nach irregulären Quellen für Dinge hatte begeben müssen, die ihr auf legalem Wege nicht mehr zugänglich waren. Lakatos hatte seine Laufbahn als Spediteur begonnen und sich dabei zunächst auf landwirtschaftliche Erzeugnisse und später auf Textilien spezialisiert; sein Geschäftsmodell und seine Infrastruktur hatten daher nur geringfügiger Modifikationen bedurft, um in das Waffengeschäft einzusteigen. Dass er sich überhaupt zu dem Treffen mit Adam Kurzweil bereitgefunden hatte, deutete auf einen weiteren Faktor seiner Erfolgsgeschichte hin: schiere, unersättliche Habgier.

Janson hatte sich einer lange nicht mehr benutzten Legende bedient, der eines kanadischen Unternehmers, der verschiedene Sicherheitsdienste betrieb – also private Milizen –, und eine Anzahl Geschäftsleute angerufen, die sich schon lange aus dem Waffenhandel zurückgezogen hatten. Die Botschaft war in jedem einzelnen Fall dieselbe gewesen. Ein gewisser Adam Kurzweil suchte im Auftrag eines Klienten, der ungenannt bleiben wollte, einen Lieferanten für eine außergewöhnlich große und gewinn-

bringende Transaktion. Janson hatte diese Legende für sich selbst geschaffen, ohne Cons Op zu verständigen, und man erinnerte sich gern an sein unauffälliges Auftreten und respektierte, dass er manchmal längere Zeit unsichtbar blieb. Die Männer, mit denen er Kontakt aufnahm, lehnten dennoch ausnahmslos, wenn auch widerstrebend ab; sie waren alle vorsichtig, hatten ihr Vermögen gemacht und sich inzwischen anderen Dingen zugewandt. Doch das hatte nichts zu besagen. Janson wusste, dass es sich in der kleinen Welt, die jene Branche darstellte, herumsprechen würde, wenn ein ernsthafter Interessent auftrat. Derjenige, der den Kontakt herstellte, konnte mit einer namhaften Provision rechnen. Janson würde nicht mit Lakatos Fühlung aufnehmen; er würde Leute in seiner Umgebung kontaktieren. Als einer dieser Geschäftsleute, ein Mann aus Bratislava, dessen enge Beziehungen zu hohen Regierungsbeamten ihn vor peinlichen Ermittlungen geschützt hatten, ihn fragte, weshalb dieser Adam Kurzweil sich nicht an Lakatos wandte, erhielt er die Antwort, dass Kurzweil alles andere als vertrauensselig sei und deshalb grundsätzlich niemanden ansprechen würde, für den man ihm nicht persönlich garantieren konnte. Soweit es Kurzweil betraf, war Lakatos einfach nicht vertrauenswürdig. Er und seine Klienten wollten das Risiko nicht eingehen, einen solchen Unbekannten ins Vertrauen zu ziehen. Und außerdem – war Lakatos für eine derartige Transaktion nicht viel zu unbedeutend?

Wie Janson vorhergesehen hatte, wurde dem habgierigen Ungarn zugetragen, dass man ihn so hochmütig abqualifiziert hatte, was ihn wütend machte. Nicht vertrauenswürdig? Unbekannt? Lakatos war also für diesen Adam Kurzweil, diesen geheimnisvollen Zwischenträger nicht gut genug? Dann mischte sich pragmatische Berechnung in seine Empörung. Zuzulassen, dass sein

guter Ruf so in Zweifel gezogen wurde, war einfach schlecht fürs Geschäft. Und es gab kein sichereres Mittel, solche falschen Vorstellungen aus der Welt zu räumen, als den interessanten Auftrag an Land zu ziehen.

Doch wer *war* dieser Adam Kurzweil? Der kanadische Investor hielt sich zurück, war ganz offensichtlich nicht bereit, mit Einzelheiten herauszurücken. »Ich kann nur sagen, dass wir in der Vergangenheit sehr gute Geschäfte mit ihm gemacht haben.«

Stunden später klingelte Jansons Handy ständig, und eine Empfehlung nach der anderen für den Ungarn kam herein; der Mann hatte ganz offensichtlich seine Verbindungen spielen lassen. Nun, sagte der Kanadier schließlich, Kurzweil hatte in der Gegend von Miskolc, in der Nähe von Lakatos' Wohnsitz, zu tun. *Vielleicht* würde man ihn dazu überreden können, sich mit Lakatos zu treffen. Aber eines musste klar sein: Kurzweil war ein äußerst vorsichtiger Mann, der nicht leicht jemanden ins Vertrauen zog. Wenn er ablehnte, durfte man ihm das nicht verübeln.

Dabei fieberte Janson in Wirklichkeit dem Treffen entgegen, weil er wusste, dass es keine bessere Möglichkeit gab, an die alten, eingefleischten Feinde Peter Novaks heranzukommen, als über diesen ungarischen Händler des Todes.

Janson hatte von einem tiefen Ledersessel in der Hotelhalle aus Lakatos' Eintreffen beobachtet und bewusst zehn Minuten gewartet, bis er in das Restaurant ging. Als er jetzt auf den Ungarn zuschritt, war sein Ausdruck freundlich, aber distanziert. Lakatos verblüffte ihn, indem er sich erhob und ihn umarmte.

»Endlich treffen wir uns!«, sagte er. »Das ist mir wirklich ein großes Vergnügen.«

Er presste seinen fleischigen Oberkörper an Janson und legte die Arme um ihn; seine plumpen Schweißhände tätschelten ihm heftig den Rücken und die Taille. Die überschwängliche Umarmung diente ihm auf nicht sonderlich subtile Weise als eine Art primitive Sicherheitsüberprüfung: Jedes am Oberkörper getragene Halfter – Schulter, Brusttasche oder Hüftbund – wäre auf die Weise leicht zu entdecken gewesen.

Während die beiden Männer Platz nahmen, musterte Lakatos sein Gegenüber unverhohlen; neben seiner Habgier war auch bei ihm starker Argwohn im Spiel. Der Waffenhändler hatte in seiner langen Karriere gelernt, dass es manchmal Chancen gab, die einfach zu gut waren, um wahr zu sein. Man musste zwischen tief hängenden Früchten und Ködern unterscheiden.

»Die *libamaj roston*, die gegrillte Gänseleber, ist ausgezeichnet. Und das *brassói aprépecsenye* – eine Art Schweinebraten – auch.«

Lakatos' Stimme klang ein wenig außer Atem und schrill.

»Ich persönlich ziehe das *bakanyi sertéshús* vor«, erwiderte Janson.

Der Ungar sah ihn überrascht an. »Dann kennen Sie das Lokal?«, sagte er. »Nun ja, man hat mir berichtet, Sie seien ein Mann von Welt, Mr. Kurzweil.«

»Wenn man Ihnen irgendetwas über mich berichtet hat, hat man Ihnen schon zu viel gesagt«, erwiderte Janson mit der Andeutung eines Lächelns, das sein eisiger Tonfall freilich Lügen strafte.

»Sie werden mir verzeihen, Mr. Kurzweil. Sie wissen ja ebenso gut wie ich, dass unser Geschäft ganz auf Vertrauen basiert. Der Ruf des Partners und ein Händedruck ersetzt Verträge und Papiere. So wie es eben früher war,

glaube ich. Mein Vater hat Eier und Butter verkauft, man konnte seine kleinen weißen Lieferwagen überall in Zemplen finden. Er hat sein Geschäft in den dreißiger Jahren begonnen, und als dann die Kommunisten die Macht übernommen hatten, fanden sie es bequemer, gewisse kleine Sendungen jemandem zu übergeben, der sich auskannte. Wissen Sie, er hat als Teenager selbst Lieferwagen gefahren. Wenn seine Angestellten ihm deshalb einreden wollten, dass diese oder jene Schwierigkeit – ein platter Reifen oder ein überhitzter Kühler – eine Verzögerung von einem halben Tag bedeuteten, dann hat er es, nun ja, eben besser gewusst. Er wusste ganz genau, wie viel Zeit es erforderte, solche Dinge in Ordnung zu bringen, weil er das einmal selbst hatte machen müssen. Mit der Zeit haben seine Leute das begriffen. Sie konnten ihn nicht übers Ohr hauen, aber das hat nicht zu Verärgerung geführt, sondern sie haben ihn respektiert. Ich bin vielleicht genauso.«

»Versucht man denn oft, Sie hereinzulegen?«

Lakatos grinste und ließ dabei eine Reihe unnatürlich weißer, regelmäßiger Keramikzähne aufblitzen. »So unvernünftig sind nur wenige«, erwiderte er. »Sie kennen die Gefahr.«

In seinem Tonfall schwang Selbstbewusstsein ebenso wie eine Drohung mit.

»Niemand hat je einen Vorteil daraus gezogen, die Menschen Ungarns zu unterschätzen«, entgegnete Janson nüchtern. »Allerdings haben sie eine Sprache und eine Kultur, die nur wenige von uns verstehen.«

»Obskures Magyarentum. Das hat dem Land gute Dienste leistet, als andere versuchten, es zu beherrschen. Aber es gab auch Zeiten, wo es uns weniger gut getan hat. Nun, ich glaube, diejenigen von uns, die – ich will mal sagen –

mit Bedacht vorgehen, haben gelernt, den Wert dieser Eigenschaft zu schätzen.«

Ein Kellner kam an ihren Tisch und füllte ihre Wassergläser.

»Eine Flasche von Ihrem 98er Margaux«, sagte Lakatos. Dann wandte er sich wieder Kurzweil zu. »Das ist ein junger Wein, aber sehr erfrischend. Es sei denn, Sie möchten die hiesige Spezialität versuchen – ›Stierblut‹ nennt sich das Gewächs. Einige Lagen sind wirklich erstaunlich gut.«

»Ja, das würde ich gern.«

Lakatos winkte den Kellner zurück. »Nein, bringen Sie eine Flasche *Egri Bikaver* zweiundachtzig.«

Dann wandte er sich wieder seinem Tischgenossen zu. »Und jetzt«, meinte er, »wie finden Sie Ungarn?«

»Ein außergewöhnliches Land, das der Welt einige außergewöhnliche Menschen geschenkt hat. So viele Nobelpreisträger, Regisseure, Mathematiker, Physiker, Musiker, Dirigenten, Schriftsteller. Und doch gibt es einen berühmten Sohn Ungarns, der – wie soll ich das höflich formulieren? – meine Klienten beunruhigt hat.«

Lakatos fixierte ihn verblüfft. »Jetzt machen Sie mich neugierig.«

»Die Freiheit eines Mannes ist die Tyrannis eines anderen, sagt man. Und die Foundations of Liberty könnten auch Foundations der Tyrannis sein.«

Er hielt inne, um sicherzugehen, dass der andere seine Andeutung verstanden hatte.

»Faszinierend«, sagte Lakatos und schluckte. Er griff nach seinem Wasserglas.

Janson unterdrückte ein Gähnen. »Sie müssen mir verzeihen«, murmelte er. »Der Flug von Kuala Lumpur nach

Europa ist lang, so bequem er einem auch gemacht wird.«

Tatsächlich war die siebenstündige Fahrt von Mailand nach Eger in einem mit gepökelten Schinken beladenen Anhänger unbequem und ziemlich strapaziös gewesen. Während er jetzt mit dem Waffenhändler speiste, würde Jessie Kincaid einen falschen Pass und eine ebensolche Kreditkarte dazu benutzen, ein Auto für die morgige Reise zu mieten und dann die Reiseroute sorgfältig vorbereiten. Er hoffte, dass sie bald Gelegenheit bekommen würde, sich auszuruhen. »Aber mein ganzes Leben besteht ja aus Reisen«, fügte er dann großspurig hinzu.

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte Lakatos, und seine Augen funkelten.

Der befrackte Kellner kam mit einer Flasche des örtlichen Weins zurück; die Flasche hatte kein Papieretikett, sondern der Name des Weinguts war direkt ins Glas eingeätzt. Dunkler, üppiger, fast undurchsichtiger Wein ergoss sich in ihre Kristallgläser. Lakatos nahm einen kräftigen Schluck, kostete genießerisch und verkündete dann, dass er hervorragend sei.

»Als Weingegend liefert Eger höchst robuste Sorten.« Er hob sein Glas. »Sie können vermutlich nicht durch Ihr Glas hindurchsehen«, fügte er hinzu, »aber ich kann Ihnen versichern, Mr. Kurzweil, Sie bekommen einen ordentlichen Gegenwert für Ihr Geld. Sie haben eine ausgezeichnete Wahl getroffen.«

»Freut mich, das aus Ihrem Munde zu hören«, erwiderte Janson. »Ein weiterer Tribut an das undurchsichtige Wesen der Magyaren.«

In diesem Augenblick trat ein Mann in einem hellblauen Anzug, aber ohne Krawatte, an ihren Tisch – offensichtlich ein amerikanischer Tourist und ebenso offensichtlich ziemlich angeheitert. Janson blickte zu ihm auf und spürte,

wie die Alarmglocken in seinem Kopf anschlugen.

»Das ist jetzt aber lang her«, sagte der Mann, und seine Stimme klang dabei leicht lallend. Er legte seine haarige, mit Ringen geschmückte Hand auf das weiße Tischtuch in der Nähe des Brotkorbs. »Ich hab mir doch gedacht, dass Sie das sind – Paul Janson, in Lebensgröße.«

Er schnaubte laut, bevor er sich umdrehte und sich davontrollte. »Ich habe dir doch gesagt, dass er es ist«, meinte er zu der Frau, die an seinem Tisch auf der anderen Seite des Restaurants saß.

Verdammt! Was da gerade vorgefallen war, war bei verdeckten Einsätzen theoretisch immer möglich, aber bis jetzt hatte Janson Glück gehabt. Einmal, in Usbekistan, hatte er sich mit dem stellvertretenden Ölminister jenes Landes getroffen und sich dabei als Vermittler einer internationalen Erdölfirma ausgegeben. Und genau an dem Tag war ein Amerikaner in das Büro des Ministers gekommen – ein Zivilist, ein Ölaufkäufer für Chevron, der ihn unter einem anderen Namen und in anderem Zusammenhang kannte; es hing mit den Erdgas- und Ölvorkommen in Aserbeidschan zusammen. Ihre Blicke begegneten sich, der Mann nickte, sagte aber nichts. Aus völlig anderen Gründen war es ihm ebenso unangenehm, von Janson entdeckt zu werden, wie dies umgekehrt bei Janson der Fall war. Die ganze Episode verlief, ohne dass ein einziges Wort fiel, und Janson wusste, dass der Mann keine Nachforschungen anstellen würde. Doch was hier geschah, war so ziemlich das Schlimmste, was sich ein Agent im verdeckten Einsatz überhaupt vorstellen konnte.

Janson konzentrierte sich jetzt völlig darauf, seinen Herzschlag zu verlangsamen, und wandte sich mit ausdrucksloser Miene Lakatos zu. »Ein Freund von Ihnen?«, fragte er. Der Mann hatte nicht erkennen lassen, wen er gemeint hatte: Adam Kurzweil ging einfach davon

aus, dass nicht er, sondern sein Gegenüber gemeint war.

Lakatos schien verblüfft. »Ich kenne diesen Mann nicht.«

»Was Sie nicht sagen«, sagte Janson leise und nahm jedem Verdacht die Spitze, indem er den Waffenhändler in die Defensive drängte. »Nun, ist ja auch gleichgültig. So etwas ist jedem von uns schon einmal passiert. Bei der schwachen Beleuchtung und so, wie der offenbar getrunken hat, hätte er Sie ebenso gut für Nikita Chruschtschow persönlich halten können.«

»Ungarn war immer schon ein Land, in dem es von Gespenstern wimmelte«, erwiderte Lakatos.

»Von denen sich Ihr Land einige selbst zuzuschreiben hat.«

Lakatos stellte sein Glas hin, ohne auf die Bemerkung einzugehen. »Sie werden es mir nachsehen, wenn ich neugierig bin. Ich habe, wie Sie ja vermutlich wissen, eine ganze Menge Kunden. Aber auf Ihren Namen bin ich bisher noch nicht gestoßen.«

»Das freut mich zu hören.«

Janson trank genießerisch einen Schluck Wein. »Oder schmeichle ich mir nur wegen meiner Diskretion? Ich habe den größten Teil meines Lebens in Südafrika verbracht, und dort kennt man *Sie* nicht.«

Lakatos ließ sein Kinn tiefer in das Kissen aus Fettgewebe sinken, das sein Hals war, und signalisierte Zustimmung. »Ein reifer Markt«, sagte er. »Ich könnte nicht behaupten, dass die Nachfrage nach dem, was ich anzubieten habe, dort unten besonders groß wäre, aber immerhin, gelegentlich habe ich mit Südafrikanern Geschäfte gemacht und dabei Ihre Landsleute stets als äußerst angenehme Geschäftspartner empfunden. Sie wissen, was sie wollen, und sind bereit, dafür einen

angemessenen Preis zu zahlen.«

»Vertrauen gegen Vertrauen. Fairness gegen Fairness. Meine Klienten können großzügig sein, aber verschwenderisch sind sie nicht. Sie erwarten, das zu bekommen, wofür sie bezahlen. Einen Gegenwert für ihr Geld eben. Aber ich sollte mich wohl etwas klarer ausdrücken. Was meine Klienten suchen, ist nicht ausschließlich materieller Art. Sie interessieren sich in gleicher Weise für Dinge, die man nicht auf Paletten liefert. Sie suchen Verbündete. Menschliches Kapital, könnte man vielleicht sagen.«

»Ich bemühe mich, Sie richtig zu verstehen«, sagte Lakatos mit maskenhafter Miene.

»Sie können es ausdrücken, wie Sie wollen: Meine Klienten wissen, dass es Leute gibt, Kräfte, die die gleichen Interessen wie sie haben. Sie möchten sich der Unterstützung solcher Leute versichern.«

»Der Unterstützung versichern…«, wiederholte Lakatos bedächtig.

»Und umgekehrt möchten meine Klienten solchen Leuten ihre Unterstützung anbieten.«

Ein langer Schluck Wein. »Immer vorausgesetzt, dass solche Leute zusätzliche Unterstützung *benötigen.«*

»Jeder kann zusätzliche Unterstützung brauchen.«

Janson lächelte routiniert. »Auf dieser Welt ist nur Weniges sicher. Aber diese Erkenntnis gehört dazu.«

Lakatos griff über den Tisch und tippte Janson aufs Handgelenk. Er lächelte. »Ich glaube, ich mag Sie«, sagte er. »Sie sind ein Denker und ein Gentleman, Mr. Kurzweil. Nicht wie das Schwabenpack, mit dem ich so häufig zu tun habe.«

Der Kellner brachte ihnen zwei Tellerchen mit gebratener Gänseleber »als Aufmerksamkeit der Küche«, und

Lakatos spießte seine Portion gierig mit der Gabel auf.

»Aber ich denke, Sie verstehen, worauf ich hinaus möchte, nicht wahr?«, bohrte Janson.

In diesem Moment baute sich der Amerikaner in dem hellblauen Jackett erneut an ihrem Tisch auf, offensichtlich entschlossener als vorher. »Sie erinnern sich nicht an mich?«, fragte er aggressiv. Diesmal machte er es Janson unmöglich, so zu tun, als wisse er nicht, mit wem der Mann sprach.

Janson wandte sich Lakatos zu. »Wie amüsant. Anscheinend muss ich mich bei Ihnen entschuldigen«, sagte er. Dann blickte er zu dem angeheiterten Amerikaner auf und sah ihn ausdruckslos und desinteressiert an. »Mir scheint, Sie verwechseln mich mit jemand«, sagte er in seinem makellosen transatlantischen Englisch.

»Den Teufel tue ich. Und warum zum Teufel reden Sie denn so verdreht? Versuchen Sie, etwas vor mir zu verbergen? Ist es das? Versuchen Sie mir auszuweichen? Übel nehmen könnte ich es Ihnen ja nicht.«

Janson wandte sich Lakatos wieder zu, zuckte scheinbar unbekümmert die Schultern und war gleichzeitig bemüht, seinen sich beschleunigenden Puls unter Kontrolle zu bekommen. »Das passiert mir öfter – das muss wohl an meinem Gesicht liegen. Letztes Jahr war ich in Basel, und da war eine Frau in der Hotelbar überzeugt, sie wäre mir in Gstaad begegnet.«

Er grinste und hielt sich dann die Hand vors Gesicht, um sein Grinsen zu verbergen, als wäre ihm die Erinnerung peinlich. »Und nicht nur das – wir hatten allem Anschein nach eine Affäre.«

Lakatos sah ihn unbewegt und ohne zu lächeln an. »Sie und die Frau?«

»Nun, sie und der Mann, für den sie mich hielt. Es war

zugegebenermaßen ziemlich dunkel. Aber ich war stark versucht, sie mit auf mein Zimmer zu nehmen und, na, sagen wir – dort weiterzumachen, wo mein Doppelgänger aufgehört hatte. Jetzt bedauere ich, dass ich das nicht getan habe – obwohl sie ja wahrscheinlich ihren Irrtum irgendwann bemerkt hätte.«

Er lachte, ein lockeres, ungezwungen klingendes Lachen, aber als er aufblickte, war der Amerikaner immer noch da und fixierte ihn finster.

»Sie haben mir also nichts zu sagen?«, knurrte er. »Scheiße.«

Die Frau, die an seinem Tisch gesessen hatte – höchstwahrscheinlich seine Frau –, kam herüber und zerrte an seinem Arm. Sie hatte ziemliches Übergewicht und trug ein etwas deplatziert wirkendes sommerliches Jackenkleid. »Donny«, sagte sie, »Du belästigst den netten Herrn. Er ist wahrscheinlich im Urlaub, genau wie wir.«

»Netten Herrn? Dieser Scheißkerl ist schuld, dass man mich *gefeuert* hat.«

Sein Gesicht war jetzt rot angelaufen, und seine Augen funkelten. »Yeah, so ist es. Der Boss hat Sie für die Dreckarbeit geholt, nicht wahr, Mr. Janson? Dieser Scheißkerl, Paul Janson, taucht bei Amcon als Sicherheitsberater auf. Nicht lange darauf liefert er einen Bericht über Erkundigungen vor der Einstellung und Angestelltendiebstahl, und mein Boss schmeißt mich raus, weil die Sauerei in meinem Zuständigkeitsbereich passiert ist. Zwanzig Jahre habe ich für den Laden gearbeitet. Hat Ihnen das jemand gesagt? Ich habe gute Arbeit geleistet. *Gute* Arbeit.«

Sein gerötetes Gesicht verzerrte sich zu einer Fratze, die in gleichem Maße Hass und Selbstmitleid erkennen ließ.

Die Frau warf Janson einen unfreundlichen Blick zu;

wenn ihr das Verhalten ihres Mannes peinlich war, dann ließen ihre zusammengekniffenen Augen auch erkennen, dass ihr schon eine ganze Menge über diesen Sicherheitsberater zu Ohren gekommen war, der daran schuld war, dass ihr armer Donny den Job verloren hatte.

»Wenn Sie wieder nüchtern sind und sich entschuldigen wollen«, sagte Janson kühl, »Dann machen Sie sich bitte keine Gedanken. Ich nehme Ihre Entschuldigung im Voraus an. Solche Verwechslungen kommen vor.«

Was konnte er noch sagen? Wie würde das Opfer einer Verwechslung sonst reagieren? Verdutzt, amüsiert und am Ende zornig?

In Wirklichkeit lag natürlich keine Verwechslung vor, und Janson erinnerte sich ganz genau, wer Donald Weldon war. Ein leitender Mitarbeiter einer Ingenieurbaufirma in Delaware und dort für die Sicherheitsbelange zuständig. Weldon war seit einer Ewigkeit für die Firma tätig, hatte die Sicherheitsabteilung als eine Sinekure behandelt und wichtige Positionen mit Vettern, Neffen und Freunden besetzt. Solange keine größere Katastrophe passierte, würde doch niemand seine Kompetenz und seine Rechtschaffenheit in Zweifel ziehen? Aber unterdessen hatten Angestelltendiebstähle und ein systematischer Schwindel mit gefälschten Belegen das Kostenbudget der Firma immer stärker belastet, während Weldon als leitender Mitarbeiter der Gesellschaft sein Einkommen dadurch verdoppelt hatte, dass er einen Wettbewerber mit vertraulichen Informationen versorgte. Janson hatte die Erfahrung gemacht, dass unredliche Angestellte regelmäßig nicht sich selbst und ihrem Verhalten die Schuld für ihre Entlassung gaben, sondern demjenigen, der dieses Verhalten ans Licht gebracht hatte. In Wahrheit hätte Donald Weldon dafür dankbar sein sollen, dass man ihn nur gefeuert hatte; aus Jansons Bericht war klar hervorge-

gangen, dass einige der gefälschten Belege unter seiner Mitwirkung entstanden waren, was hinreichendes Beweismaterial für ein strafrechtliches Verfahren gewesen wäre, und das hätte leicht zu einer Gefängnisstrafe für ihn führen können. Jansons Empfehlung war gewesen, man solle Weldon entlassen, aber nicht strafrechtlich belangen, um der Firma weitere Peinlichkeiten zu ersparen und zu vermeiden, dass im Prozess irgendwelche Interna ans Licht kamen. *Du schuldest mir deine Freiheit, du korrupter Schweinehund,* dachte Janson.

Jetzt fuchtelte der Amerikaner Janson mit dem Finger vor der Nase herum. »Sie gottverdammter Scheißer – Ihnen wird man es auch eines Tages besorgen.«

Als die Frau ihn zu ihrem Tisch zurückführte, verriet sein unsicherer Schritt, dass seine Wut teilweise vom Alkohol genährt war.

Janson wandte sich scheinbar unbesorgt wieder seinem Tischgefährten zu, konnte aber sein Unbehagen nicht unterdrücken. Lakatos war abgekühlt; der Mann war kein Narr, und der Auftritt des betrunkenen Amerikaners ließ sich nicht so ohne weiteres abtun. Die Augen des Ungarn waren jetzt klein und hart wie schwarze Murmeln.

»Sie trinken Ihren Wein nicht«, sagte Lakatos und gestikulierte mit seiner Gabel. Dabei lächelte er ein eisiges Henkerslächeln.

Janson wusste, wie die Denkprozesse solcher Leute abliefen: Wahrscheinlichkeiten wurden erwogen, wobei die Vorsicht verlangte, negative Folgerungen in Betracht zu ziehen. Janson war klar, dass er den anderen mit seinem Protest nicht überzeugt hatte. Er war zu einem Unsicherheitsfaktor geworden, hatte sich als ein anderer erwiesen als der, der er zu sein vorgab. Männer wie Sandor Lakatos fürchteten nichts so sehr wie die Möglichkeit einer

Täuschung: Adam Kurzweil stellte jetzt keine Chance mehr dar, sondern eine Gefahr. Und so obskur auch seine Motive sein mochten, solche Gefahren mussten ausgeschaltet werden.

Lakatos' Hand verschwand in der Innentasche seines schweren Wollsakkos. Sicherlich würde er keine Waffe zum Vorschein bringen – für jemanden in seiner Position wäre das zu primitiv. Die Hand verweilte ungewöhnlich lang, hantierte an etwas herum. Anscheinend hatte er einen automatischen Pager oder, was noch wahrscheinlicher war, ein SMS-Handy in der Tasche.

Und dann sah der Waffenhändler zum Pult des Maitre d' hinüber. Janson folgte seinem Blick: Zwei Männer in dunklen Anzügen, die unauffällig an der langen Bar gelehnt hatten, standen plötzlich ein wenig aufrechter da. Warum waren sie ihm nicht schon früher aufgefallen? Lakatos' Leibwächter selbstverständlich. Der Waffenhändler würde sich nie mit einem nicht persönlich bekannten Makler verabredet haben, ohne derart elementare Vorsichtsmaßnahmen zu treffen.

Und jetzt hatten die Leibwächter einen neuen Auftrag, wie ein kurzer Blickwechsel andeutete. Sie waren jetzt keine bloßen Beschützer mehr. Sie waren Henker. Ihre aufgeknöpften schweren Jacken hingen locker an ihnen herunter, ein beiläufiger Beobachter hätte angenommen, dass die leichte Ausbuchtung unter der linken Brusttasche von einem Päckchen Zigaretten oder einem Handy herrührte. Janson wusste es besser. Das Blut rann ihm eisig durch die Adern.

Man würde nicht zulassen, dass Adam Kurzweil das Gelände des Palace Hotels lebend verließ. Janson konnte sich das Szenario nur zu deutlich ausmalen. Die Mahlzeit würde in aller Eile beendet werden, und dann würden Lakatos und er zusammen durch die Hotelhalle hinausge-

hen, begleitet von den Leibwächtern. In geeigneter Entfernung vom Hotel, weit genug, dass nicht zu befürchten war, dass jemand es sah, würde er mit einem schallgedämpften Schuss in den Hinterkopf erledigt werden, und seine Leiche würde entweder in den See oder in den Kofferraum eines Fahrzeugs wandern.

Er musste etwas unternehmen. Jetzt.

Janson griff nach seinem Glas, wischte dabei gespielt ungeschickt seine Gabel zu Boden und beugte sich mit einem Nachsicht heischenden Schulterzucken hinunter, um sie aufzuheben. Als er nach unten griff, schob er den Hosenaufschlag etwas hoch, und drückte den Auslöser seines Knöchelhalfters und hielt jetzt die kleine Glock M26 in der Hand, die er sich am Nachmittag in Eger besorgt hatte. Unter dem Tisch konnte er sich den Kolben der Waffe in der Hand zurechtschieben und hielt die Waffe gleich darauf auf dem Schoß. Die Chancen hatten sich leicht zu seinem Vorteil verändert.

»Haben Sie schon einen Spaziergang um den See gemacht?«, fragte Sandor Lakatos. »Um diese Jahreszeit ist das wunderschön.«

Wieder ein Blitzen seiner Keramikzähne.

»Der See ist sehr schön«, pflichtete Janson ihm bei.

»Ich würde nachher gern mit Ihnen einen Spaziergang machen.«

»Ist es dafür nicht ziemlich dunkel?«

»Oh, ich weiß nicht«, sagte Lakatos. »Da wären wir alleine, und so lernt man sich doch am besten kennen, finde ich.«

Seine Augen blitzten wie schwarze Diamanten.

»Sehr gerne«, sagte Janson. »Würden Sie mich bitte einen Augenblick entschuldigen?«

»Aber bitte.«

Lakatos' Blick wanderte zu den zwei Leibwächtern an der Bar.

Janson schob sich die Glock in den Hosenbund, bevor er aufstand, und ging zu den Toiletten, die sich am Ende eines kurzen Flurs befanden, der vom anderen Ende des Speisesaals nach hinten führte. Als er sich der Toilettentür näherte, spürte er einen kräftigen Adrenalinstoß: Vor ihm stand in ähnlicher Haltung wie die beiden Männer an der Bar ein weiterer Mann in einem dunklen Anzug, ganz offenkundig weder ein Gast noch ein Restaurantangestellter. Das war ein weiterer Leibwächter Lakatos', der hier für eine derartige Eventualität postiert war. Janson betrat die mit Marmorfliesen ausgelegte Toilette, und der Mann – groß, breitschultrig, das Gesicht eine Maske gelangweilter Professionalität – folgte ihm. Als Janson vor einen der Waschtische trat, hörte er, wie der Mann den Türriegel vorschob. Das bedeutete, dass sie alleine waren. Aber ein Schuss aus einer nicht schallgedämpften Waffe würde nur die beiden anderen Männer herbeirufen, die ebenfalls bewaffnet waren. Jansons Pistole bot also nicht den Vorteil, den er sich erhofft hatte. Eine schallgedämpfte Waffe hatte er sich bewusst nicht beschafft, weil die zu klobig gewesen wäre, um sie im Knöchelhalfter zu tragen. Langsam ging Janson zu den Urinalen hinüber; im Chromknopf der Spülung konnte er ein verzerrtes Abbild des vierschrötigen Leibwächters erkennen und auch den langen, zylindrischen Lauf der Waffe des Mannes sehen. *Seine* Waffe war mit einem Schalldämpfer ausgestattet.

Sie brauchten also nicht abzuwarten, bis Janson das Palace Hotel verließ; Janson konnte an Ort und Stelle erledigt werden.

»Was bezahlt er Ihnen?«, fragte Janson, ohne sich umzudrehen und den Mann anzusehen. »Ich gebe Ihnen das

Doppelte.«

Der Leibwächter blieb stumm.

»Sie sprechen nicht Englisch? Aber Dollar verstehen Sie doch?«

Der Ausdruck des Mannes blieb unverändert, aber er steckte die Waffe weg. Janson war offensichtlich waffenlos, und das erlaubte eine andere Vorgehensweise: Der Mann zog jetzt ein etwa einen halben Meter langes Stück Seil mit kleinen Plastikscheiben an beiden Enden, die als Handgriffe dienten, heraus.

Janson musste sich konzentrieren, um das leise Rascheln zu hören, als das Jackett des Mannes sich etwas dehnte, als er die Arme ausstreckte und sich anschickte, die Würgeschlinge exakt um Jansons Kehle zu legen. Er musste die Professionalität des Mannes bewundern. Die Würgeschlinge würde nicht nur einen lautlosen Tod sicherstellen, sondern auch einen ohne Blutvergießen. In einem Restaurant wie diesem, besonders in Anbetracht des in Osteuropa üblichen Alkoholkonsums, würde es nur wenig Kreativität erfordern, um ihn nach draußen zu bugsieren. Der Leibwächter würde ihn mehr oder weniger aufrecht hinausschleppen können, einfach indem er ihm den Arm um die Taille legte: Ein entwaffnendes Lächeln, und jeder würde annehmen, dass der Gast einfach zu viel Zwack Unicum zu sich genommen hatte, das im Palace Hotel mit Abstand populärste Getränk.

Janson beugte sich tief nach vorn, lehnte die Stirn gegen die Marmorfliesen der Wand und drehte sich dann langsam um, eine Haltung, die Erschöpfung und reichlichen Alkoholgenuss signalisierte. Dann schoss er plötzlich explosiv nach oben und rechts, und als der Leibwächter von dem Aufprall zurücktaumelte, rammte er ihm das Knie zwischen die Beine. Der Mann stieß einen Grunzlaut

aus, bäumte sich auf, warf Janson seine Seilschlinge um die Schultern und versuchte sie nach oben zu schieben, um seine verletzbare Halspartie. Janson spürte, wie das Seil sich in sein Fleisch grub; es brannte höllisch. Es gab nur einen Weg, und der war nach vorn, und so presste Janson sich gegen den Angreifer und bohrte ihm das Kinn in die Brust. Er streckte die Hand aus, griff in das Schulterhalfter des Mannes und zog dessen schallgedämpfte Pistole heraus: Der Leibwächter konnte ihn daran nicht hindern, ohne den Druck auf das Seil zu lockern. Er musste sich entscheiden, tat das auch, ließ die Würgeschlinge los und schlug Janson von unten gegen die Hand, sodass dieser die Waffe fallen ließ, die über die Marmorfliesen schlitterte.

Sofort rammte Janson dem Mann von unten den Schädel gegen das Kinn und hörte die Zähne des Mannes aufeinander krachen, während die Wucht des *headbutt* vom Kinn zur Schädeldecke raste. Gleichzeitig schlang er sein rechtes Bein um das vordere Bein des Mannes und drückte mit aller Kraft zu, bis der Leibwächter rückwärts auf den Marmorboden stürzte. Aber der Mann war gut trainiert, trat mit dem anderen Bein nach Jansons Füßen und warf ihn ebenfalls zu Boden. Der Schmerz schoss Janson durch die Wirbelsäule, als er sich hochrappelte, dem Mann einen gewaltigen Tritt zwischen die Beine versetzte und den Fuß dann zwischen dessen Schenkeln stehen ließ. Mit der rechten Hand zog er am linken Bein des Leibwächters und bog gleichzeitig mit der Linken das andere Bein des Mannes am Knie ab, klappte es so um, dass der Knöchel über sein anderes Knie zu liegen kam. Das Gesicht des Mannes war vor Wut und Angst verzerrt, als er sich verzweifelt gegen Jansons Griff wehrte und mit beiden Händen auf ihn eintrommelte: Er wusste, was Janson vorhatte, und würde seine ganze Kraft einsetzen, um es zu verhindern. Doch Janson ließ sich nicht von seinem

Vorhaben abbringen. Eiskalt und methodisch, und obwohl sein Instinkt ihm riet zu fliehen, zerrte er das ausgestreckte Bein des Mannes in die Höhe und über sein eigenes Knie, um die Hebelwirkung auszunützen dann drückte er mit aller Kraft zu, bis er hörte, wie das Gelenk brach. Unter den Muskelsträngen klang es ähnlich, wie wenn man ein Stück Holz abbricht, ein leises Knacken, begleitet von der taktilen Empfindung, als das Band eines komplizierten Gelenks unwiderruflich riss.

Der Mund des Mannes öffnete sich, als ob er schreien wollte, und die plötzliche Erkenntnis, dass er ab jetzt für alle Zeit ein Krüppel sein würde, verstärkte den qualvollen Schmerz noch. Das Knie war gebrochen und würde nie wieder richtig funktionieren. Im Kampf erlittene Verletzungen schmerzten meist nachher am meisten. In dem Augenblick, in dem die Verletzungen zugefügt wurden, milderten Endorphine und Stresshormone den akuten Schmerz. Aber Janson wusste, dass diese Art Bruch trotzdem so schmerzhaft war, dass das Opfer häufig davon das Bewusstsein verlor.

Doch der Leibwächter war kein gewöhnliches Exemplar seiner Gattung, und seine kräftigen Arme krümmten sich zu Greifhaken, während der Schmerz ihn durchfuhr. Janson ließ sich abrupt fallen und kippte nach vorn, sodass seine beiden Knie mit seinem ganzen Körpergewicht auf das Gesicht des Mannes trafen. Es war wie ein Hammerschlag auf einen Amboss. Janson hörte, wie dem Mann der Atem aus den Lungen gepresst wurde, als die Bewusstlosigkeit ihn übermannte.

Er hob die schallgedämpfte Waffe auf – er sah jetzt, dass es sich um einen Revolver, einen *CZ-75* handelte, ein höchst wirksames tschechisches Fabrikat – und steckte sie in die Brusttasche.

An der Tür klopfte es – jetzt wurde Janson vage bewusst,

dass er dieses Klopfen schon vorher gehört hatte, als er noch anderweitig beschäftigt gewesen war –, und jetzt war auch ein ärgerliches Murmeln zu vernehmen: Gäste, die die Toilette benutzen wollten. Janson hob den kräftig gebauten Leibwächter hoch und setzte ihn vorsichtig auf eine der Toiletten, zog ihm die Hosenbeine über die Knöchel herunter. Der Oberkörper des Mannes sank schlaff gegen die Wand, aber die Gäste würden nur seine unteren Extremitäten zu sehen bekommen. Er verriegelte die Tür von innen, zwängte sich unter der Trennwand durch und zog den Riegel der Toilettentür auf. Dann ging er unter den finsteren Blicken von vier Gästen hinaus und zuckte Nachsicht heischend die Schultern.

Der unförmige Revolver drückte lästig gegen seine Brust; Janson schloss den untersten Knopf seines Jacketts, aber nur den. Am Ende des Flurs konnte er die beiden Leibwächter ausmachen, die vorher an der Bar gestanden hatten. Ihr Gesichtsausdruck – Unbehagen, das jetzt in Hass umschlug – ließ ihn erkennen, dass sie damit gerechnet hatten, ihrem Kollegen dabei helfen zu müssen, einen »Betrunkenen« aus dem Restaurant nach draußen zu geleiten. Als Janson auf den Speisesaal zuging, trat ihm der Größere der beiden in den Weg.

Das kantige Gesicht des Mannes war völlig ausdruckslos, als er leise in stark akzentuiertem Englisch zu Janson sagte: »Sie sollten jetzt *äußerst* vorsichtig sein. Mein Partner hat eine Pistole auf Sie gerichtet. Eine sehr wirksame und sehr leise Pistole. In diesem Land gibt es zahlreiche Herzanfälle. Trotzdem wird es Aufsehen erregen, wenn Sie plötzlich zu Boden fallen. Ich würde vorziehen, wenn es nicht dazu käme. Es gibt elegantere Methoden. Aber wir denken uns auch nichts dabei, uns gleich hier mit Ihnen zu befassen.«

Aus dem Speisesaal hallten vergnügte Stimmen herüber

und dazu ein Lied, das sich im vergangenen Jahrhundert die ganze Welt erobert hatte: *»Happy Birthday to You.«*

Boldog szuletesnapot!, hörte er. Das Lied verliert nichts durch die Übersetzung ins Ungarische, dachte Janson und erinnerte sich an den langen Tisch mit wenigstens zwei Dutzend Gästen, einen Tisch, auf dem er vier Flaschen Champagner gesehen hatte.

Janson presste sich mit entsetzter Miene beide Hände gegen die Brust, eine theatralische Geste der Angst. Gleichzeitig griff er mit der rechten Hand unter seiner Linken durch und stahl sich zum Kolben der Waffe in seiner Brusttasche.

Er wartete noch einen Augenblick auf jenes andere für Feiern dieser Art typische Geräusch – es würde sich in Ungarn ebenso einstellen wie anderswo: das Knallen eines Champagnerkorkens. Und da kam es auch schon, die erste der vier Flaschen war geöffnet worden. Beim nächsten Korkenknallen zog Janson den Abzug seines schallgedämpften Revolvers durch.

Das leise *Pfutt* ging im Lärm der Feiernden unter, aber das Gesicht des Leibwächters verzog sich entsetzt. Janson sah die winzige Korona aus Wollfäden, die ein kaum sichtbares Loch in dessen Jackett umfransten, als der Mann zu Boden sank. Eine Bauchverletzung allein würde einen Profi nicht so zusammensacken lassen, wie er das gerade gesehen hatte. Dieses plötzliche, lautlose Zusammenbrechen konnte nur eines bedeuten: Die Kugel hatte sich durch den Oberbauch des Mannes gebohrt und die Wirbelsäule getroffen. Die Folge war das sofortige Aussetzen aller neuralen Impulse und damit die Lähmung sämtlicher Muskeln im unteren Körperbereich. Janson war mit den auffälligen Symptomen völliger Kataplexie vertraut und wusste, was sie bei Kombattanten bewirkte, selbst bei kampfgestählten Männern: Sie *trauerten.* Sie

betrauerten den unwiderruflichen Verlust ihrer Körperfunktionen, der ihnen schlagartig bewusst wurde, und vergaßen manchmal sogar Maßnahmen zu ergreifen, um das zu schützen, was von ihrem Leben noch verblieben war.

»Nehmen Sie die Hand aus der Tasche, oder Sie sind als Nächster dran«, wies er den Partner des Mannes im Flüsterton an.

Janson wusste, dass die Autorität seiner Stimme hier seine ultimative Waffe war, mehr noch als der Revolver in seiner Hand. Theoretisch war dies eine Pattsituation: zwei Männer, die sich mit dem Finger am Abzug gegenüberstanden. Für den anderen gab es keinen logischen Grund, jetzt aufzugeben, und doch wusste Janson, dass er genau das tun würde. Jansons Handlungen waren ebenso unerwartet wie seine Selbstsicherheit. Zu viele Faktoren, die sein Gegenüber nicht mit Sicherheit beurteilen konnte: Wusste der Fremde, dass er der schnellere Schütze war? Trug er vielleicht unter dem Jackett eine kugelsichere Weste? Zwei Sekunden reichten nicht aus, um eine solche Entscheidung zu treffen. Und welche Folgen eine falsche Einschätzung nach sich ziehen konnte, war hier deutlich zu sehen. Janson beobachtete, wie die Augen des Mannes zu seinem reglosen Partner hinüberhuschten, dessen Gesicht aschfahl geworden war … und um den sich eine Urinpfütze ausbreitete. Der Verlust der Kontinenz deutete darauf hin, dass seine Sakralnerven durchtrennt waren, wie es bei einer Verletzung der mittleren oder unteren Wirbel leicht der Fall sein konnte.

Der Mann streckte die Hände aus, er wirkte verängstigt, bedrückt, elend.

Wenn Ihr Feind eine gute Idee hat, dann benutzen Sie sie, hatte Lieutenant Commander Alan Demarest gesagt und damit die raffinierten Fallen gemeint, die ihr Viet-

kong-Gegner ihnen zu stellen pflegte; dieser Satz drängte sich jetzt Janson auf und mit ihm ein noch düsterer Gedanke: *Wenn du zu lange in einen Abgrund blickst, dann kann es sein, dass der Abgrund dich ansieht.* Was die für ihn geplant hatten, würde er jetzt gegen sie benutzen, selbst die schallgedämpfte CZ-75 des vierschrötigen Leibwächters.

»Stehen Sie nicht einfach so rum«, sagte Janson leise und beugte sich dabei ans Ohr des Mannes. »Unser Freund hier hatte soeben einen Herzanfall. So etwas kommt in Ihrem Land häufig vor, wie er mir gerade erklärt hat. Sie werden ihn jetzt aufheben, ihn an sich lehnen, und dann bringen wir ihn gemeinsam nach draußen.«

Dabei knöpfte er das Jackett des Mannes zu, um sicherzustellen, dass das Blut darunter nicht zu erkennen war. »Und wenn ich Ihre beiden Hände nicht sehen kann, werden Sie feststellen, dass diese Art Herzanfall ansteckend ist. Vielleicht ändert sich die Diagnose dann auf akute Lebensmittelvergiftung. Und Ihr beide könnt dann gemeinsam auf die Suche nach Rollstühlen gehen – *immer vorausgesetzt, dass Ihr dann noch am Leben seid.«*

Was dann folgte, war schwerfällig, aber wirksam: ein Mann, der seinen verletzten Begleiter stützte, ihn schnell aus dem Restaurant brachte. Sandor Lakatos, das sah Janson, als sie um die Ecke bogen, befand sich nicht mehr an seinem Tisch. *Gefahr.*

Janson änderte plötzlich die Richtung und rannte durch die Doppeltür in die Restaurantküche. Der Lärm, der dort herrschte, war verblüffend laut: in Öl brutzelndes Fleisch, kochende Flüssigkeiten, Messer, die blitzschnell Zwiebeln und Tomaten hackten, Koteletts, die geklopft wurden, das Klirren von Tellern und Schüsseln. Er achtete kaum auf die Männer und Frauen in ihren weißen Mänteln und Jacken an ihren Arbeitsplätzen, die verblüfft zusahen, wie

er durch die Küche hetzte. Irgendwo musste es einen Lieferanteneingang geben; schließlich war ja nicht anzunehmen, dass diese Küche durch die mit eleganten Teppichen ausgelegte Hotelhalle beliefert wurde.

Am anderen Ende des riesigen Raums fand er die rostige Metalltreppe, eng und steil. Sie führte zu einer einfachen Stahltür, die auf Bodenhöhe in die Wand eingelassen und nicht abgesperrt war. Janson hetzte nach draußen. Nach der dampfigen Schwüle, die in der Küche geherrscht hatte, fühlte sich die Nachtluft auf seiner Haut kühl an.

Er schloss die Stahltür, so leise er das konnte, und sah sich um. Jetzt befand er sich an der hinteren rechten Seite des Palace Hotels, in der Nähe des Parkplatzes. Als seine Augen sich an die Dunkelheit angepasst hatten, sah er, dass zwanzig Meter vor ihm hohe Bäume im Gras standen: Deckung, aber kein ausreichender Schutz.

Ein scharrendes Geräusch! Jemand, der sich mit dem Rücken an der Wand entlang schob, die Füße fest auf den Boden gestützt. *Jemand, der sich auf ihn zu bewegte.* Und dieser Jemand wusste, dass er bewaffnet war, und würde alle denkbaren Vorsichtsmaßnahmen treffen.

Er spürte das Stechen von Stein- und Mörtelsplittern im Gesicht, noch bevor er den Schuss hörte, ein Laut, der so klang, als ob jemand ausspuckte. Der Angreifer hatte ihn im Visier! Und der Angreifer war ziemlich weit entfernt; er würde also sorgfältig zielen müssen. Janson hatte jetzt seiner Berechnung nach vier Sekunden Zeit, um liegende Schießposition einzunehmen. Vier Sekunden.

Janson ließ sich auf beide Knie fallen und streckte die linke Hand vor sich aus, um seinen Fall abzubremsen, als er nach vorn kippte; dann brachte er den rechten Arm mit der Waffe in Schussrichtung, stützte ihn auf dem Boden auf und rollte sich dabei nach rechts. Das linke Fußgelenk

in die rechte Kniekehle geschoben, stabilisierte er seine Position. Jetzt konnte er seine stützende Hand unter die Waffe bringen, den Handballen fest gegen den Kiesboden gepresst: Das würde ihm einen soliden Halt bieten, wenn er den Zeigefinger durch den Abzugsbügel der CZ-75 schob. Die tschechische Waffe mochte plump und schwerfällig aussehen und schwer zu verbergen sein, glich das aber durch Treffsicherheit und Aufhaltekraft aus. Er würde damit wesentlich genauere Schussergebnisse erzielen können als mit seiner eigenen, nur handtellergroßen Waffe.

Er identifizierte sein Ziel – es war der Leibwächter im dunklen Anzug, den er gerade zurückgelassen hatte – und gab schnell hintereinander zwei Schüsse ab. Der Schalldämpfer verschluckte den Explosionsknall fast völlig, aber der Rückstoß der Waffe erinnerte ihn daran, mit welcher Wucht die Geschosse die Waffe verließen. Ein Schuss verfehlte sein Ziel, der zweite traf den Mann am Hals, und er ging zu Boden. Blut spritzte aus seiner Wunde.

Ein halblauter Knall kam von hinter ihm: Jansons Muskeln spannten sich, bis ihm bewusst wurde, dass das der Reifen eines Offroaders in drei Meter Entfernung war, dessen Luft plötzlich ausströmte, weil eine Kugel ihn getroffen hatte. Anscheinend war noch ein weiterer Mann mit einer Waffe hinter ihm her, und die Richtung des Treffers im Verein mit der Geometrie des Gebäudes verriet ihm ungefähr, wo der Schütze sein musste.

Immer noch in liegender Schussposition – Rollover Prone Firing Position hieß das in den Handbüchern – drehte Janson sich dreißig Grad zur Seite und entdeckte Sandor Lakatos höchstselbst, der eine vernickelte Glock 9 mm in der Hand hielt. *Dieser eitle Pfau,* dachte er. Die glänzende Oberfläche der Waffe reflektierte das Licht der Halogenstrahler der Parkplatzbeleuchtung und machte ihn

zu einem bequemen Ziel. Janson richtete Kimme und Korn der Waffe auf den runden Oberkörper des Mannes und spürte, wie der Revolver in seiner Hand hochruckte, als er zwei weitere Schüsse abgab.

Lakatos erwiderte das Feuer sofort, die Mündungsblitze folgten dicht aufeinander. Janson registrierte, wie sich eine der Kugeln des Ungarn nur wenige Zentimeter von seinem rechten Bein entfernt in den Kies bohrte. Der Mann erwies sich trotz allem als gefährlicher Gegner. Hatte Janson ihn verfehlt? Trug der Mann eine Schutzweste?

Dann hörte er, wie Lakatos gequält atmete, stöhnte und langsam zu Boden sank. Jansons Kugeln hatten ihn im unteren Brustbereich getroffen und seine linke Lunge durchbohrt, die sich jetzt langsam mit Blut füllte. Der Händler des Todes war zu erfahren, um nicht genau zu wissen, was jetzt mit ihm geschah: Er war im Begriff, in seinem eigenen Blut zu ertrinken.

23

»Zum Teufel mit Ihnen, Paul Janson«, sagte Jessie Kincaid. Er steuerte den Mietwagen knapp unter der zulässigen Höchstgeschwindigkeit, während sie die Karte im Auge behielt.

Sie fuhren in Richtung Budapest, wo sie das Nationalarchiv aufsuchen wollten, benutzten dazu aber Umwege abseits der Hauptstraßen. »Sie hätten mich mitnehmen müssen. Ich hätte dort sein sollen.«

Nachdem sie es endlich geschafft hatte, ihm Einzelheiten des Geschehens am vergangenen Abend zu entlocken, war sie wütend und voller Vorwürfe.

»Sie haben doch keine Ahnung, was es bei einem solchen Treffen für Stolperdrähte geben kann«, sagte Janson geduldig, während sein Blick immer wieder zum Rückspiegel wanderte, um sich zu vergewissern, dass sie keine unerwünschten Begleiter hatten. »Außerdem fand das Treffen in einem Kellerrestaurant statt, und Sie hätten ja nicht gut Ihr M40A1 an der Bar parken oder in der Garderobe abgeben können, oder?«

»Vielleicht wäre es mir trotzdem gelungen, Ihnen zu helfen. Im Freien ist es anders. Da gibt es eine Menge Bäume und Möglichkeiten, sich zu verstecken. Sie wissen besser als ich, dass das eine reine Frage der Wahrscheinlichkeitsrechnung ist. Was ich sagen möchte, ist, dass es einfach eine vernünftige Vorsichtsmaßnahme gewesen wäre. Und auf die haben Sie verzichtet.«

»Weil sie ein unnötiges Risiko beinhaltet hätte.«

»Das dürfen Sie laut sagen.«

»Für Sie, meine ich. Es gab keinen Anlass, Sie unnötig

in Gefahr zu bringen.«

»Und deshalb haben Sie lieber sich dem Risiko ausgesetzt. Nicht gerade professionell, würde ich sagen. Ich möchte Ihnen einfach klar machen, dass Sie mich *einsetzen* sollen. Mich als Partner behandeln.«

»Partner? Mal sehen. Sie sind neunundzwanzig. Sie waren jetzt wie viele Jahre genau im Außeneinsatz? Fassen Sie das bitte nicht falsch auf, aber…«

»Ich sage nicht, dass wir gleichwertig oder gleichberechtigt sind. Ich sage nur, dass ich von Ihnen *lernen* möchte. Ich werde die beste Schülerin sein, die Sie je hatten.«

»Sie wollen also mein Protegé sein?«

»Ich mag es, wenn Sie Französisch sprechen.«

»Ich will Ihnen mal etwas sagen: Zu meiner Zeit hatte ich ein oder zwei Protegés. Die haben etwas gemeinsam.«

»Lassen Sie mich raten. Alles Männer.«

Janson schüttelte grimmig den Kopf. »Alle tot.«

In der Ferne wechselten sich Kirchtürme aus dem 19. Jahrhundert mit Plattenbauten aus der Sowjetära ab: Symbole des Strebens, die das Streben überlebt hatten.

»Ihre Vorstellung ist also, mich auf Distanz zu halten und dafür zu sorgen, dass mir nichts zustößt.«

Sie drehte sich auf ihrem Sitz herum und sah ihn an. »Nun, das kaufe ich Ihnen nicht ab.«

»Sie sind alle *tot*, Jessie. Das war mein Beitrag zu ihrer Karriere. Ich spreche hier von guten Leuten – zum Teufel, von außergewöhnlichen Leuten. So begabt, wie man sich das nur gerade denken kann. Theo Katsaris – er hatte das Zeug dazu, *besser* zu sein als ich. Nur, je besser man ist, desto höher werden auch die Einsätze. Ich bin nicht nur sorglos mit meinem eigenen Leben umgegangen, sondern auch mit dem anderer.«

»›Jeder Einsatz mit potenziellem Nutzen enthält auch potenzielle Risiken. Die Kunst der Planung besteht darin, diese beiden Unsicherheitszonen miteinander in Einklang zu bringen‹ Das haben Sie einmal in einem Einsatzbericht geschrieben.«

»Ich fühle mich wirklich geschmeichelt, dass Sie sich so intensiv mit mir befasst haben. Aber anscheinend gibt es einige Kapitel, die Sie überspringen wollten: Paul Jansons Protegés haben die hässliche Angewohnheit, umgebracht zu werden.«

Das Nationalarchiv nahm einen ganzen neogotischen Häuserblock ein; seine schmalen Fenster mit den bunten Butzenscheiben waren in Spitzbögen gefasst wie die einer Kathedrale und ließen nur wenig Licht zu den Dokumenten gelangen, die in dem Gebäude verwahrt wurden.

Jessie Kincaid hatte sich Jansons Rat zu Herzen genommen, ganz am Anfang zu beginnen. Sie hatte eine Liste von fehlenden Informationen aufgestellt, die ihnen möglicherweise dabei behilflich sein würden, das Geheimnis des ungarischen Philanthropen zu enträtseln. Es hieß, dass Peter Novaks Vater, Graf Ferenczi-Novak, von schier zwanghafter Sorge um die Sicherheit seines Kindes geplagt worden sei. Fielding hatte Janson gesagt, der Graf habe sich Feinde gemacht und sei überzeugt gewesen, dass diese sich an seinem Sprössling würden rächen wollen. War es das, was schließlich ein halbes Jahrhundert später geschehen war? Die Worte des alten Cambridgegelehrten waren scharf wie die Klinge eines Degens gewesen: *»Der alte Adelige mag paranoid gewesen sein, aber es heißt ja immer, dass selbst paranoide Menschen Feinde haben.«*

Sie wollte nachvollziehen, was der Graf in jenen schicksalhaften Jahren getan hatte, als die ungarische Regierung

in einen so blutigen Tumult geraten war. Gab es in den Archiven Aufzeichnungen über Visa, die möglicherweise auf Privatreisen hindeuteten, die Novaks Vater mit oder ohne seinen Sohn unternommen hatte? Aber die wichtigste Information, die sie sich verschaffen konnten, würde genealogischer Natur sein: Es hieß, Peter Novak sei bemüht, die überlebenden Angehörigen seiner Familie zu schützen – typisch ganz besonders für Menschen, die in frühester Jugend viel Leid und Zerstörung erlebt hatten. Doch wer *waren* diese Verwandten – gab es Vettern und Basen, mit denen er vielleicht in Verbindung geblieben war? Die Familiengeschichte des Grafen Ferenczi-Novak mochte dunkel und verschlungen sein, man würde sie aber sicherlich irgendwo in den Tiefen der ungarischen Nationalarchive festgehalten haben. Wenn sie sich die Namen dieser unbekannten Verwandten beschaffen und diese dann ausfindig machen konnten, würden sie vielleicht Antwort auf die Frage bekommen, die sie am meisten irritierte: War der echte Peter Novak noch am Leben oder war er bereits tot?

Janson setzte Jessie vor dem Gebäude des Nationalarchivs ab; er hatte einiges andere zu erledigen. Die Jahre im Feldeinsatz hatten in ihm einen Instinkt dafür entstehen lassen, wo die Schwarzmarkthändler zu finden waren, bei denen sich falsche Papiere und andere nützliche Dinge beschaffen ließen. Er konnte Glück haben oder nicht, erklärte er ihr, er würde es jedenfalls versuchen.

Jetzt stand Jessie Kincaid, bekleidet mit Jeans und einem grünen Polohemd, in der Eingangshalle, und ihr Blick wanderte über eine Liste mit den Besitztümern des Nationalarchivs, die neben einer Tafel mit einer beeindruckend umfassenden Liste der Abteilungen hing.

Archive des Ungarischen Kanzleramts (1414-1848)

I. »B«

Akten der Regierungsorgane zwischen 1867 und 1945

II. »L«

Regierungsorgane der Ungarischen Sowjet-Republik 1919

II. »M«

Akten der Ungarischen Arbeiterpartei (MDP) und der Sozialistischen Ungarischen Arbeiterpartei (MSZMP)

VII. »N«

Archivum Regnicolaris (1222 – 1988)

L »O«

Gerichtsarchive (13. Jahrhundert – 1869)

I. »P«

Archive der Familien, Körperschaften und Institutionen (1527-20. Jahrhundert)

Und so ging es weiter.

Jessie schob die nächste Tür auf und fand sich in einem großen Saal mit Katalogen, Tischen und vielleicht einem Dutzend entlang der Wände aufgereihten Theken. Hinter den Theken standen Archivangestellte bereit, um dem Publikum oder qualifizierten Wissenschaftlern Auskunft zu erteilen. Auf einer der Theken stand ein Schild in englischer Sprache mit dem Hinweis auf eine Informationsstelle für Englisch sprechende Besucher. Vor dem angezeigten Schreibtisch gab es eine kurze Schlange, und Jessica sah zu, wie der finster blickende Angestellte dort mit seinen Bittstellern umging. Soweit sie das aus der Ferne feststellen konnte, bestand die von dem Mann erteilte »Information« vorzugsweise in Erklärungen, weshalb die gesuchte Information nicht zur Verfügung

stünde.

»Sie sagen, Ihr Urgroßvater sei im Jahre 1870 in Székesfehérvár zur Welt gekommen«, sagte er zu einer mit einer karierten Wolljacke bekleideten Engländerin in mittleren Jahren. »Wie schön für ihn. Bedauerlicherweise gab es in Székesfehérvár zu der Zeit über hundertfünfzig Pfarreien. Die Information reicht also nicht aus, um die Eintragung zu finden, die Sie suchen.«

Die Engländerin seufzte tief und ging weiter.

Ein kleiner, rundlicher Amerikaner sah sich fast summarisch abgewiesen.

»Zwischen 1880 und 1890 in Tata geboren«, wiederholte der Angestellte mit reptilhaftem Lächeln. »Sie möchten wohl, dass wir sämtliche Geburtsregister von 1880 bis 1889 durchsuchen?«

Jetzt ging die Ironie in Ärger über. »Das ist schlicht unmöglich. Es ist einfach *unvernünftig*, so etwas zu erwarten. Ist Ihnen eigentlich klar, wie viele Kilometer Material wir hier haben? Wir können keine Recherchen anstellen, wenn Sie uns nicht etwas genauere Daten liefern.«

Als Jessie an der Reihe war, reichte sie dem Mann ein Blatt Papier, auf das sie präzise Namen, Orte und Daten geschrieben hatte. »Sie werden mir jetzt doch hoffentlich nicht sagen, dass es Ihnen schwer fallen wird, diese Unterlagen zu finden, oder?«, fragte Jessie mit einem betörenden Lächeln.

»Die notwendige Information ist vorhanden«, räumte der Mann ein und studierte das Blatt. »Lassen Sie mich nur kurz telefonieren, um mich zu vergewissern.«

Er verschwand in einem kleinen Raum hinter seiner Theke und kehrte ein paar Minuten später zurück.

»Tut mir außerordentlich Leid«, sagte er. »Nicht verfügbar.«

»Was soll das heißen, nicht verfügbar?«, protestierte Jessie.

»Bedauerlicherweise gibt es in den Archiven gewisse … Lücken. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs gab es schwere Verluste – Feuerschäden. Anschließend wurde ein Teil der Sammlungen zu ihrem Schutz in die Krypta der Kathedrale des heiligen Stefan ausgelagert. Man hielt das für einen sicheren Ort, und viele Unterlagen sind jahrzehntelang dort geblieben. Bedauerlicherweise war die Krypta sehr feucht, und ein Großteil der ausgelagerten Akten ist vom Schimmel vernichtet worden. Feuer und Wasser – Gegensätze, und doch beides schreckliche Feinde.«

Der Mann hob in einer Geste des Bedauerns die Hände. »Diese Unterlagen über Graf Ferenczi-Novak – sie waren leider bei den Unterlagen, die zerstört wurden.«

Jessie war hartnäckig. »Könnten Sie nicht für alle Fälle noch einmal nachsehen?«

Sie schrieb eine Handynummer auf das Blatt und unterstrich sie. »Wenn irgendwo etwas auftaucht, wäre ich wirklich dankbar…«

Wieder ein betörendes Lächeln. »Sehr dankbar.«

Der Angestellte machte eine leichte Verbeugung, sein frostiges Wesen begann zu schmelzen; ganz offensichtlich war er es nicht gewöhnt, dem Charme einer jungen Dame ausgesetzt zu sein. »Sicherlich. Aber ich mache mir keine großen Hoffnungen, und Sie sollten das auch nicht.«

Drei Stunden später rief der Angestellte an. Sein Pessimismus, so gestand er Jessie, sei vielleicht voreilig

gewesen. Er habe gespürt, dass ihr diese Sache ganz besonders wichtig sei, fügte er hinzu und deshalb habe er sich auch ganz besonders bemüht, um sich zu vergewissern, dass die Unterlagen tatsächlich verloren gegangen seien. Im Hinblick auf den gewaltigen Umfang des Nationalarchivs sei es schließlich unvermeidbar, dass manche Dinge auch falsch abgelegt wurden.

Jessie hörte sich die langatmigen Erklärungen mit wachsender Erregung an. »Sie wollen sagen, Sie haben die Dokumente gefunden? Wir können sie uns ansehen?«

»Nun, das gerade nicht«, sagte der Mann. »Es ist äußerst seltsam. Aus irgendeinem Grund hat man die Unterlagen in eine spezielle Abteilung verlagert. Eine Abteilung, die unter Verschluss steht. Ich muss Ihnen leider sagen, dass der Zugang zu diesen Akten streng reglementiert und der Öffentlichkeit nicht erlaubt ist. Man braucht dazu eine Ausnahmegenehmigung aus dem Ministerium.«

»Aber das ist doch albern«, sagte Jessie.

»Ich verstehe Ihren Ärger. Ihre Interessen sind genealogischer Natur – ich finde es auch absurd, dass man solche Unterlagen wie Staatsgeheimnisse behandelt. Persönlich bin ich der Ansicht, dass man die Akten einfach nur falsch abgelegt hat oder jedenfalls in der falschen Kategorie.«

»Es würde mir wirklich das Herz brechen, wo ich doch so weit gereist bin«, begann Jessie. »Wissen Sie, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie *dankbar* ich Ihnen wäre, wenn Sie eine Möglichkeit fänden, um mir zu helfen.«

Die Art und Weise, wie sie das Wort *dankbar* aussprach, war ungemein verheißungsvoll.

»Ich glaube, ich habe einfach ein zu weiches Herz«, sagte der Archivangestellte und seufzte. »Alle sagen das. Das ist meine große Schwäche.«

»Das habe ich gleich gespürt«, flötete Jessie zuckersüß.

»Eine amerikanische Frau allein in dieser fremden Stadt das muss alles sehr verwirrend für Sie sein.«

»Wenn es nur jemanden gäbe, der mir die Sehenswürdigkeiten zeigen könnte. Einen Ortsansässigen, meine ich. Einen echten magyarischen Mann.«

»Für mich ist es nicht bloß ein Job, anderen zu helfen.« Seine Stimme klang jetzt warm und eindringlich. »Das gehört nun, das gehört einfach zu meinem Wesen.«

»Das war mir sofort klar, als ich Sie gesehen habe…«

»Ich heiße Istvan«, sagte der Angestellte. »Jetzt warten Sie mal … Was wäre für Sie am bequemsten? Sie haben doch einen Wagen, ja?«

»Sicher.«

»Und wo parken Sie?«

»In der Garage gegenüber dem Archivgebäude«, log Jessie. Der vierstöckige Garagenkomplex war ein massiver Betonbau, dessen Hässlichkeit durch den Kontrast zu dem prunkvollen Archivbau noch betont wurde.

»Welche Etage?«

»Die dritte.«

»Sagen wir, wir treffen uns dort in einer Stunde. Ich bringe Kopien der Unterlagen in der Aktentasche mit. Wenn Sie mögen, können wir ja nachher ein wenig herumfahren. Budapest ist eine ganz besondere Stadt. Sie werden sehen, wie schön.«

»Und Sie sind ein ganz besonderer Mann«, sagte Jessie.

Mit einem mechanischen Seufzen öffnete sich die Aufzugtür und gab den Weg in ein zu zwei Dritteln mit Autos voll geparktes Geschoss frei. Eines davon war der gelbe Fiat, den sie vor einer halben Stunde dort abgestellt hatte. Bis zu ihrer Verabredung waren es nur noch wenige Minuten,

und es war niemand zu sehen.

Oder *war* da jemand?

Und wo hatte sie den Wagen eigentlich geparkt? Sie war diesmal mit einem anderen Fahrstuhl heraufgekommen, am anderen Ende des Gebäudes. Sie sah sich um und nahm aus dem Augenwinkel die Andeutung einer Bewegung wahr – jemand, der den Kopf einzog, wurde ihr den Bruchteil einer Sekunde darauf bewusst. Typisch für stümperhafte Überwachung: Man wurde bemerkt, weil man sich zu sehr bemühte, nicht aufzufallen. Oder war das eine vorschnelle Folgerung? Vielleicht war es ein ganz gewöhnlicher Dieb, jemand, der ein paar Radkappen stehlen wollte, ein Radio vielleicht? In Budapest waren derartige Diebstähle an der Tagesordnung.

Aber diese Alternativen waren nicht relevant. Die Risiken unterschätzen hieß sie steigern. Sie musste hier schleunigst raus. Aber wie? Die Wahrscheinlichkeit, dass jemand die Fahrstuhle überwachte, war zu groß. Sie musste *hinausfahren* – und zwar nicht mit dem Wagen, mit dem sie hereingekommen war.

Sie schlenderte locker zwischen einer Reihe von Fahrzeugen durch, ließ sich dann plötzlich zu Boden fallen und stützte ihren Fall mit den Händen ab. Geduckt kroch sie weiter, robbte auf Ellbogen und Knien. So arbeitete sie sich zwischen zwei Fahrzeugen zur nächsten Reihe durch und huschte dann auf die Stelle zu, wo sie den sich duckenden Mann gesehen hatte.

Sie war jetzt unmittelbar hinter ihm, konnte seine schlanke Gestalt sehen. Das war nicht der Angestellte aus dem Nationalarchiv; das war jemand, den der Kontrolloffizier des Archivangestellten an seiner Statt geschickt hatte. Der Mann hatte sich jetzt wieder aufgerichtet und sah sich um; die Angst und die Verwirrung in seinem

Gesicht, dem Gesicht eines Mannes um die Vierzig, waren nicht zu übersehen. Sein Blick huschte unruhig von den Ausfahrtrampen zu den Fahrstuhltüren. Er kniff die Augen zusammen, versuchte durch die Windschutzscheibe des gelben Fiat zu spähen.

Man hatte ihn ausgetrickst, das wusste er, und er wusste auch, dass er die Folgen würde tragen müssen, wenn er es nicht schaffte, wieder Anschluss zu finden.

Sie sprang auf und warf sich von hinten auf ihn, riss den Mann zu Boden, presste ihm den Unterarm gegen den Hals und würgte ihn. Ein knirschendes Geräusch war zu hören, als sein Kinn auf den Betonboden prallte.

»Wer wartet hier sonst noch auf mich?«, wollte sie wissen.

»Bloß ich«, erwiderte der Mann. Jessie spürte eine eisige Hand im Rücken.

Es war ein Amerikaner.

Sie drehte ihn herum und bohrte ihm den Lauf ihrer Pistole ins rechte Auge. »Und wer ist draußen?«

»Zwei Mann auf der Straße, vor dem Gebäude«, sagte er. »Bitte! Hören Sie auf! Ich werde blind!«

»Nein, jetzt noch nicht«, sagte sie. »Wenn Sie blind sind, merken Sie das schon. Und jetzt sagen Sie mir, wie die beiden aussehen.«

Der Mann blieb stumm, und sie verstärkte den Druck.

»Der eine hat kurzes blondes Haar. Groß. Der andere … braunes Haar, Bürstenschnitt, kantiges Kinn.«

Sie lockerte den Druck. Ein Abfangteam draußen. Jessie war mit der Taktik vertraut. Der dünne Mann würde einen eigenen Wagen in diesem Geschoss geparkt haben: Er war hier, um zu beobachten, und wenn Jessie zur Ausfahrtrampe fuhr, würde er ihr in diskretem Abstand in

seinem Wagen folgen.

»*Warum*?«, fragte Jessie. »Warum tun Sie das?«

Ein trotziger Blick. »Janson weiß es – er weiß, was er getan hat«, stieß er hervor. »Wir haben Mesa Grande nicht vergessen.«

»Du großer Gott. Ich habe das Gefühl, dass wir jetzt nicht die Zeit haben, das näher zu erörtern«, entgegnete Jessie. »Jetzt sage ich Ihnen, was Sie tun werden. Sie werden in Ihren Wagen steigen und mich hier rausbringen.«

»Welchen Wagen?«

»Sie haben keinen? Wenn Sie nicht fahren wollen, brauchen Sie auch nichts zu *sehen.«*

Die Pistolenmündung drückte sich wieder gegen sein Auge.

»Der blaue Renault«, keuchte er. »Bitte, hören Sie auf!«

Sie setzte sich auf die Rückbank, als er hinter dem Steuer Platz nahm, und duckte sich, sodass man sie von außen nicht sehen konnte, aber ihre Beretta Tomcat blieb auf ihn gerichtet; ihm war klar, dass die Kugel mit Leichtigkeit das Sitzpolster durchschlagen würde, und so befolgte er ihre Befehle. Sie jagten die in Spiralen angelegte Rampe hinunter, bis sie an das Glashäuschen und die orange gestrichene Holzschranke kamen, die den Weg versperrte.

»Durchfahren!«, schrie sie. »Tun Sie genau, was ich sage!«

Der Renault rammte den schwachen Schrankenbalken und schoss auf die Straße hinaus. Sie hörte eilige Schritte.

Im Rückspiegel konnte Jessie einen der Verfolger erkennen – Bürstenhaarschnitt, kantiges Kinn, genau wie er beschrieben worden war. Sein Standort war am anderen

Ende der Straße gewesen. Als der Wagen jetzt in entgegengesetzter Richtung davonschoss, sprach er hastig in irgendein Funkgerät.

Plötzlich überzog sich die Windschutzscheibe mit einem Spinnennetz, und der Wagen geriet außer Kontrolle. Jessie spähte zwischen den beiden Vordersitzen durch und sah einen großen blonden Mann ein paar Meter schräg vor ihnen. Der Mann hielt einen langläufigen Revolver in der Hand und hatte soeben zwei Schüsse abgegeben.

Der Amerikaner am Steuer war tot; sie konnte das Blut aus der Ausschusswunde hinten an seinem Schädel quellen sehen. Der Blonde musste zu dem Schluss gelangt sein, dass hier etwas nicht nach Plan ablief – dass der dünne Mann sich in ihrer Gewalt befand –, und hatte sich zu drastischem Handeln entschlossen.

Jetzt schlitterte der fahrerlose Wagen durch die verkehrsreiche Kreuzung quer über die Fahrbahnen, mitten in den Verkehr hinein. Ein ohrenbetäubender Lärm, in den sich Huptöne und das Quietschen von Bremsen mischten, war zu hören.

Ein Sattelschlepper, dessen mächtige Hupe wie ein Nebelhorn tönte, verfehlte sie um nicht einmal einen Meter.

Wenn sie unten blieb, nicht mehr im Schussfeld war, riskierte sie einen Zusammenstoß mit dem Gegenverkehr. Wenn sie versuchte, auf den Fahrersitz zu klettern und ins Steuer zu greifen, würde sie dabei wahrscheinlich erschossen werden.

Ein paar Sekunden später rollte der Renault, jetzt immer langsamer werdend, auf der anderen Straßenseite aus und kollidierte mit einem parkenden Wagen. Jessie war beinahe erleichtert, als sie gegen die Vordersitze geschleudert wurde, denn das bedeutete, dass der Renault

zum Stillstand gekommen war. Sie öffnete die Tür auf der Straßenseite – und rannte, *rannte* den Bürgersteig entlang, hetzte im Zickzack zwischen den Fußgängern davon.

Nach einer Viertelstunde war sie schließlich überzeugt, die Verfolger abgeschüttelt zu haben. Doch die Erfordernisse des Überlebens waren stärker gewesen als die Erfordernisse ihrer Ermittlungen. Ja, sie hatten sie aus den Augen verloren, aber auch das Gegenteil galt, wie ihr deprimiert klar wurde: Sie hatte ihre Verfolger ebenfalls aus den Augen verloren.

Sie trafen sich in dem spartanischen Zimmer des Griff Hotel, einer umgebauten Arbeiterherberge an der Béla-Bartók-Straße.

Jessie hatte ein Buch bei sich, das sie auf ihren Wanderungen durch die Stadt entdeckt hatte. Es handelte sich offenbar um eine Art Tribut an Peter Novak, und obwohl das Buch in ungarischer Sprache verfasst war, hatte das nicht viel zu bedeuten: Im Wesentlichen handelte es sich um einen Bildband.

Janson nahm es und zuckte die Schultern. »Das scheint mir für eingefleischte Fans gemacht zu sein«, sagte er. »Ein Peter-Novak-Band für den Bücherschrank. Was haben Sie in den Archiven herausgefunden?«

»Eine Sackgasse«, erklärte sie niedergeschlagen.

Er musterte sie scharf, sah ihr bedrücktes Gesicht. »Raus damit«, sagte er.

Stockend berichtete sie ihm, was geschehen war. Für sie war es inzwischen offenkundig, dass der Archivangestellte im Sold der Leute stand, die hinter ihnen her waren, dass er Alarm geschlagen und sie dann in eine Falle gelockt hatte. :

Janson hörte mit wachsendem Unbehagen zu, wurde schließlich zornig. »Sie hätten das nicht alleine tun sollen«, sagte er, bemüht, seinen Ärger zu zügeln. »Ein solches Treffen – Sie müssen die Risiken geahnt haben. Sie dürfen nicht so auf eigene Faust losziehen, Jessie. Das ist verdammt unvorsichtig…«

Er verstummte, spürte, wie sein Atem schneller ging.

Jessie zupfte an ihrem Ohr. »Höre ich da ein Echo?«

Janson seufzte. »Ich hab verstanden.«

»Also«, meinte sie nach einer Weile, »was bedeutet Mesa Grande?«

»Mesa Grande«, wiederholte er, und Bilder aus seiner Vergangenheit tauchten vor ihm auf, Bilder, die in all der Zeit nicht verblasst waren.

Mesa Grande: das Hochsicherheits-Militärgefängnis in den Ausläufern der Inland-Empire-Region Kaliforniens. Am Horizont die weißen Felsspitzen der San-Bernardino-Berge, die die kleinen beigefarbenen Ziegelbauten wie Spielzeug erscheinen ließen. Der dunkelblaue Overall, den man den Gefangenen anzulegen gezwungen hatte, mit dem weißen, mit Klettband auf seiner Brust befestigten Stoffkreis. Der Spezialstuhl mit dem Behälter darunter, um das Blut aufzufangen, und die locker am Hals des Gefangenen angebrachten Kopfstützen. Der Stapel Sandsäcke, um die Salve aufzufangen und Querschläger zu verhindern. Demarest hatte sich einer sechs Meter entfernten Mauer gegenübergesehen – einer Mauer mit Schießscharten für jedes der sechs Mitglieder des Kommandos. Sechs Männer mit Karabinern. Dieser Mauer hatte sein stärkster Protest gegolten. Demarest hatte darauf bestanden, dass seine Hinrichtung durch ein Erschießungskommando erfolgen sollte, und man hatte seinem Wunsch stattgegeben. Aber er hatte seine Henker auch

von Angesicht zu Angesicht sehen wollen, und diesen Wunsch hatte man abgelehnt.

Jetzt atmete Janson wieder tief durch. »Mesa Grande, das ist ein Ort, wo ein schlimmer Mann ein schlimmes Ende genommen hat.«

Ein schlimmes Ende und ein trotziges. Denn Demarests Gesicht war trotzig gewesen – nein, mehr als das, von zorniger Empörung verzerrt –, bis die Salve abgefeuert worden war und sich der weiße Stoffkreis von seinem Blut rot gefärbt hatte.

Janson hatte darum gebeten, an der Exekution teilnehmen zu dürfen, aus Gründen, die selbst ihm schleierhaft blieben, und man hatte seinen Wunsch widerstrebend gebilligt. Janson konnte sich bis zum heutigen Tage nicht klar darüber werden, ob er die richtige Entscheidung getroffen hatte. Aber heute hatte das nichts mehr zu besagen: Auch Mesa Grande war ein Teil seiner Vergangenheit, seines Wesens. Teil dessen, was später aus ihm geworden war.

Für ihn war das ein Augenblick der Vergeltung gewesen. Ein Augenblick der Gerechtigkeit als Lohn für Ungerechtigkeit. Für andere bedeutete dieser Augenblick, wie es schien, etwas völlig anderes.

Mesa Grande.

Hatten sich die ergebenen Gefolgsleute Demarests zusammengetan, irgendwie beschlossen, nach all den Jahren seinen Tod zu rächen? Der Gedanke schien ihm unsinnig. Aber das hieß leider nicht, dass man ihn einfach abtun konnte. Demarests Devils: Vielleicht gehörten diese Veteranen zu den Söldnern, die Novaks Feinde angeheuert hatten. Konnte man denn jemand, der seine Technik von Demarest gelernt hat, besser bekämpfen als mit Leuten, die durch die gleiche Schule gegangen waren?

Wahnsinn!

Er wusste, dass Jessie mehr von ihm hören wollte, brachte es aber nicht über sich, zu reden; alles, was er hervorbrachte, war: »Wir müssen morgen sehr früh aufbrechen. Sehen Sie zu, dass Sie schlafen können.«

Und als sie die Hand auf seinen Arm legte, zog er ihn weg.

Später dann, im Bett, spürte er, dass ihn schemenhafte Geister quälten, die keine Ruhe gaben, so sehr er sich auch abmühte.

Im Leben hatte Demarest zu viel Einfluss auf ihn genommen; würde er jetzt, im Tod, seine Zukunft bestimmen?

24

Es lag drei Jahrzehnte zurück, und es war jetzt. Es geschah in einem weit entfernten Dschungel, und es war hier.

Immer die gleichen Geräusche: das Granatwerferfeuer, weiter entfernt und gedämpfter als je zuvor, denn der Pfad hatte sie viele Meilen aus den offiziellen Kampfgebieten herausgeführt. Die unmittelbare Nähe machte das Summen von Moskitos und anderen kleinen Insekten, die sie peinigten, lauter als die gewaltigen Detonationen der schweren Artillerie. Eine billige Ironie und doch so gegenwärtig wie die Punji-Stöcke, die zugespitzten Bambusstangen, die der Vietkong in kleine, versteckte Löcher praktizierte, wo sie auf unvorsichtige Schritte warteten.

Janson sah wieder einmal auf seinen Kompass, vergewisserte sich, dass der Weg sie in die richtige Richtung führte. Das dichte mehrschichtige Dschungeldach über ihnen erzeugte hier unten in der Tiefe ständiges Zwielicht, selbst wenn die Sonne schien. Die sechs Männer seines Teams bewegten sich in drei Zweiergruppen ein gutes Stück voneinander entfernt, um damit die Gefährdung in feindlichem Territorium zu verringern. Nur er ging ohne Partner.

»Maguire«, sprach er leise in sein Funkgerät.

Die Antwort hörte er nicht. Was er hörte, war das Feuer aus Schnellfeuergewehren, sich überlappende Feuerstöße, das Stakkato mehrerer Vietkong-Karabiner.

Dann hörte er die Schreie von Männern – seiner Männer und die gebellten Kommandos einer feindlichen Streife. Er griff nach seinem M16, als er den Schlag auf den Hinter-

kopf verspürte. Und dann spürte er nichts mehr.

Er befand sich auf dem Grund eines tiefen schwarzen Sees trieb langsam wie ein Karpfen durch den Schlick und schien ewig dort bleiben zu wollen, eingehüllt in schlammige Schwärze, kühl und fast unbewegt; aber jetzt fing etwas an, ihn zur Oberfläche zu zerren, heraus aus dieser angenehmen, lautlosen Unterwasserwelt, und das Licht begann seinen Augen wehzutun, ja sogar auf seiner Haut zu brennen. Er kämpfte darum, unten zu bleiben, aber die Kräfte, die ihn nach oben zogen, waren unwiderstehlich, der Auftrieb zerrte ihn in die Höhe wie ein Greifhaken … Er schlug die Augen auf und sah ein anderes Augenpaar, das ihn anstarrte, Augen wie Bohrlöcher. Und er wusste, dass seine Wasserwelt einer Welt der Schmerzen gewichen war.

Mühsam versuchte er sich aufzusetzen, schaffte es aber nicht – aus Schwäche, nahm er an. Er versuchte es erneut und bemerkte jetzt, dass er gefesselt war, an eine Tragbahre gebunden, primitive Segeltuchstreifen zwischen zwei Stangen. Man hatte ihm die Hosen und das Uniformhemd ausgezogen. Sein Kopf schien zu schwimmen, und er hatte Mühe, klar zu sehen; die Symptome einer Kopfverletzung, dachte er und wusste, dass er nichts dagegen unternehmen konnte.

Ein schneller Wortwechsel in schroffem Vietnamesisch. Die Augen gehörten zu einem Offizier, entweder der NVA oder des Vietkong. Er war ein gefangener amerikanischer Soldat, das war klar. Aus einiger Distanz war das Rauschen eines Kurzwellenradios zu hören, es klang wie ein paar ungestimmte Violinen: Die Lautstärke veränderte sich, schwoll an, ging wieder zurück, bis ihm bewusst wurde, dass seine Wahrnehmung sich veränderte, nicht etwa das Geräusch, dass sein Bewusstsein nur in Wellenlinien funktionierte. Ein schwarz gekleideter Soldat

brachte ihm Reisbrei und löffelte ihn in seinen ausgetrockneten Mund. Er verspürte ein absurdes Gefühl von Dankbarkeit; zugleich war ihm bewusst, dass er für die Vietnamesen eine wichtige Beute war, eine potenzielle Informationsquelle. Diese Information aus ihm herauszupressen war ihre Aufgabe; sie daran zu hindern und am Leben zu bleiben die seine. Außerdem wusste er, dass Amateure, wenn sie ein Verhör führten, manchmal mehr Information preisgaben, als sie selbst bekamen. Er machte sich klar, dass er seine ganze Konzentration einsetzen musste … sobald er wieder darüber verfügte. Vorausgesetzt, dass das je der Fall sein würde.

Etwas in dem Reisbrei blieb ihm im Hals stecken, und er bemerkte, dass es ein Käfer war, der in die klebrige Substanz gefallen war. Die Andeutung eines Lächelns huschte über das Gesicht des Soldaten, der ihn fütterte – die Demütigung, einen Yank füttern zu müssen, wurde ausgeglichen durch die Demütigung dessen, was er ihm zu essen gab – aber Janson befand sich in einem Zustand, wo ihm das nichts ausmachte.

»Xin loi«, sagte der Soldat scharf. Das war eine der wenigen vietnamesischen Redensarten, die Janson kannte: *Tut mir Leid.*

Xin loi. Tut mir Leid: Das war der Krieg, auf den einfachsten Nenner gebracht. Tut mir Leid, dass wir das Dorf zerstört haben, um es zu retten. Tut mir Leid, dass wir deine Familie mit Napalm verbrannt haben. Tut mir Leid, dass wir diese Kriegsgefangenen gefoltert haben. *Tut mir Leid* – eine Redensart für jede Gelegenheit. Eine Redensart, die niemand je ernst nahm. Die Welt würde um vieles besser sein, wenn jemand das sagen und es ernst meinen könnte.

Wo befand er sich? Das war doch eine Montagnard-Hütte, nicht wahr? Plötzlich wand man ihm ein schmieri-

ges Tuch um den Kopf, und er spürte, wie seine Fesseln gelöst und er heruntergezerrt wurde, herunter – nicht auf den Grund des Sees, wie in seinem Traum, sondern in einen Tunnel, der unter den nicht sehr tief reichenden Baumwurzeln im Dschungel angelegt war. Er wurde gezerrt, bis er schließlich selbst zu kriechen anfing, einfach um sich die Aufschürfungen zu ersparen. Der Tunnel bog in die eine und dann in die andere Richtung; er stieg an, senkte sich wieder und kreuzte sich mit anderen; Stimmen waren gedämpft zu hören, dann wieder deutlicher, entfernten sich gleich darauf erneut; der Geruch von Teer und Kerosin und Fäulnis wechselte mit dem Gestank ungewaschener Männer ab. Als er wieder in die Insektensymphonie des Dschungels hinausgeriet – das Summen der Insekten war es, das ihm verriet, dass er das Netz aus Tunnels verlassen hatte –, wurde er erneut verschnürt und auf einen Bambussessel gesetzt. Das Tuch um seinen Kopf wurde ihm abgenommen, und er atmete die stickige Luft in tiefen Zügen. Das Seil, mit dem man ihn gefesselt hatte, war grob, Hanfseil, wie man es dazu benutzte, um Flussboote an Bambusstegen zu vertäuen, es schnitt in seine Hand- und Fußgelenke. Kleine Insekten summten um das Gitterwerk kleiner Schnitte und Schürfungen, die seinen ganzen Körper bedeckten. Sein T-Shirt und die Unterhosen – das war alles, was man ihm gelassen hatte – waren mit Schmutz und Erde aus den Tunnels verkrustet.

Ein grobknochiger Mann mit Augen, die hinter den Gläsern seiner Nickelbrille klein wirkten, trat vor ihn.

»Wo … andere?«

Jansons Mund fühlte sich an, als ob seine Lippen aus Wolle wären, als er das fragte.

»Mitglieder Ihres Todeskommandos? *Tot*, nur du sicher.«

»Sie sind Vietkong?«

»Das *nicht* korrektes Wort. Wir vertreten Zentralkomitee von National Liberation Front.«

»National Liberation Front«, wiederholte Janson. Seine aufgesprungenen Lippen hatten Mühe, die Worte zu bilden.

»Warum keine Erkennungsmarke tragen?«

Janson zuckte die Schultern, was sofort einen Schlag mit einem Bambusstock über seinen Rücken auslöste. »Die muss ich verloren haben.«

Zwei Wachen standen links und rechts des finster blikkenden Verhörführers. Jeder hatte ein AK-47 in der Hand und einen Patronengurt um die Hüfte geschlungen; unter den Munitionsgurten hingen Makarev-9,5mm-Pistolen.

Einer der beiden trug ein Kampfmesser der US Navy SEALs am Gürtel, die sechs Zoll lange Klinge blitzte. Janson erkannte die Schrammen am Griff des Messers; es war sein eigenes.

»Du lügen!«, sagte der Verhörführer. Seine Augen huschten zu dem Mann, der hinter Janson stand – Janson konnte ihn nicht sehen, aber er konnte ihn riechen, konnte seine Körperwärme trotz der feuchtwarmen Dschungelluft spüren –, und ein gewaltiger Schlag traf Janson in die Seite. Ein Gewehrkolben, vermutete er. Brennender Schmerz durchzuckte ihn.

Er musste sich konzentrieren – nicht auf den Vietnamesen, der ihn verhörte, sondern auf etwas anderes.

Durch die Bambusstangen der Hütte konnte er große, flache Blätter sehen, von denen Wasser tropfte. Er war ein Blatt; alles, was auf ihn fiel, würde von ihm ablaufen wie Wassertropfen.

»Wir hören von Yankee-Spezialsoldaten, die keine

Erkennungsmarke tragen.«

»Spezial? Das wäre ich gern.«

Janson schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe sie verloren. Muss an einem Busch hängen geblieben sein, als ich durch den Dschungel kroch.«

Der Verhörführer schien mit der Antwort nicht zufrieden. Er zog seinen Stuhl näher an Janson heran, beugte sich vor, tippte Janson auf den linken Unterarm und dann den rechten. »Du kannst wählen«, sagte er. »Welcher?«

»Welcher was?«, fragte Janson benommen.

»Nicht entscheiden«, sagte der grobknochige Mann bedächtig, »ist entschieden.«

Er blickte zu dem Mann hinter Janson auf und sagte etwas in vietnamesischer Sprache. »Wir brechen dir den rechten Arm«, sagte er zu Janson, erklärte es beinahe zärtlich.

Der Schlag krachte mit der Gewalt eines Dampfhammers herunter: ein von einem Maschinengewehr abgeschraubter Lauf, der jetzt als Schlagstock eingesetzt wurde. Die Bambusstangen seines Sessels stützten sein Handgelenk und den Ellbogen ab; seine Vorderarmknochen lagen zwischen diesen beiden Punkten frei. Der Arm brach wie ein trockener Ast. Der Knochen war von dem Schlag gesplittert: Das sagte ihm das knirschende Geräusch, das er mehr spürte als hörte – und der schreckliche Schmerz, der in seinem Arm hochschoss und ihm den Atem nahm.

Er bewegte die Finger, um zu sehen, ob sie ihm noch gehorchten; das taten sie. Knochen waren durchtrennt worden, nicht Nerven. Aber sein Arm war jetzt weitgehend unbrauchbar.

Das Geräusch von Metall, das an Metall entlang glitt, ließ ihn ahnen, was als Nächstes geschehen würde: Eine

fünf Zentimeter dicke Stange wurde durch die schweren Eisenringe geschoben, die um seine Fußknöchel geschlossen waren. Dann band der unsichtbare Foltermeister ein Seil um die Stange schlang es über Jansons Schultern und zog seinen Kopf zwischen seine Knie herunter, während seine Arme an den Armlehnen des Stuhls festgebunden blieben. Der Druck steigerte sich ins schier Unerträgliche, wetteiferte mit dem pulsierenden Schmerz, der von seinem gebrochenen Unterarm ausstrahlte.

Er wartete auf die nächste Frage. Aber Minuten verstrichen, und es blieb still. Das Zwielicht ging in Dunkelheit über. Das Atmen bereitete ihm immer größere Schwierigkeiten, weil sein Zwerchfell gegen die unnatürlich gekrümmte Haltung ankämpfen musste, und seine Schultern fühlten sich an, als steckten sie in einem Schraubstock, der immer weiter zugedreht wurde. Janson verlor das Bewusstsein, gewann es zurück, aber das Einzige, was ihm bewusst wurde, war Schmerz. Draußen war es hell – war der Morgen gekommen? Nachmittag? Doch er war allein. Als man seine Fesseln löste und ihm Bambusbrei einflößte, war er nur halb bei Bewusstsein. Man hatte seine Unterhose jetzt weggeschnitten und einen rostigen Metallkübel unter den Stuhl auf den Boden gestellt. Dann wurde die Schlinge wieder angezogen, die seine Schultern mit dem Knöcheleisen verband, die seinen Kopf zwischen seine Knie zwang und drohte, ihm die Arme aus den Schultergelenken zu reißen. Er wiederholte im Geist immer wieder ein Mantra: *Klar wie Wasser, kühl wie Eis.* Während seine Schultern brannten, dachte er an die Sommerwochen, die er als Kind in Alaska mit Eisfischen verbracht hatte. Er dachte an die smaragdgrünen Perlen auf den riesigen flachen Dschungelblättern und wie sie wegtropften und nichts zurückließen. Noch später band jemand mit Schnur zwei Bretter an seinen gebrochenen

Arm als eine Art improvisierte Schiene.

Aus den innersten Tiefen seines Bewusstseins stellten sich die Worte Emersons, die Demarest so oft zitierte, wieder bei ihm ein: *Auf dem Kissen des Vorteils sitzend schläft er ein. Wenn man ihn unter Druck setzt, ihn quält, ihn besiegt, hat er die Chance, etwas zu lernen.*

Und wieder verstrich ein Tag. Und noch einer. Und noch einer.

Sein Innenleben verkrampfte sich: Der mit Fliegen durchsetzte Brei hatte ihm eine Ruhr eingetragen. Er versuchte verzweifelt, sich zu entleeren, hoffte auf diese Weise den qualvollen Schmerz loszuwerden, der jetzt seine Gedärme verkrampfte, aber ohne Erfolg. *Der innere Feind,* dachte Janson sarkastisch.

Es war entweder Abend oder Morgen, als er eine Stimme hörte, wiederum in Englisch. Seine Fesseln wurden gelockert, und er konnte wieder aufrecht sitzen – eine Änderung in seiner Haltung, die zunächst dazu führte, dass seine Nervenenden in neuer Qual protestierten.

»Ist das jetzt besser? Ich hoffe das sehr.«

Ein neuer Verhörführer, einer, den er zuvor noch nicht zu sehen bekommen hatte. Es war ein kleiner Mann mit flinken, intelligenten Augen. Sein Englisch war fließend, der Akzent ausgeprägt, aber er sprach deutlich artikuliert. Ein gebildeter Mann.

»Wir wissen, dass Sie kein imperialistischer Aggressor sind«, fuhr die Stimme fort. »Sie sind von den imperialistischen Aggressoren verführt worden.«

Der Verhörführer rückte jetzt ganz nahe an ihn heran; Janson wusste, dass sein Körpergeruch dem Mann unangenehm sein musste – das war er ihm selbst auch –, aber er ließ sich davon nichts anmerken. Der Vietnamese berührte Jansons Wange, die von den Bartstoppeln rau

war, und sprach leise: »Aber wenn Sie *uns* wie Verführte behandeln, ist das respektlos. Können Sie das verstehen?«

Ja, er war ein gebildeter Mann, und Janson war sein Spezialprojekt. Das beunruhigte ihn: Es deutete darauf hin, dass sie sich inzwischen zusammengereimt hatten, dass er tatsächlich kein gewöhnlicher Soldat war.

Janson fuhr sich mit der Zunge über die Zähne; sie fühlten sich pelzig an und irgendwie fremd, als hätte man sie gegen ein Gebiss ausgetauscht, das aus den Überresten eines alten Balsa-Floßes geschnitzt war. Ein zustimmender Laut entrang sich seinem Mund.

»Fragen Sie sich selbst, wie es kommt, dass man Sie gefangen genommen hat.«

Der Mann ging um ihn herum, ging auf und ab wie ein Schulmeister vor seiner Klasse. »Sehen Sie, in gewisser Weise sind wir uns sehr ähnlich. Wir sind beide Offiziere im Nachrichtendienst. Sie haben Ihrer Sache tapfer gedient. Ich hoffe, dass man von mir dasselbe sagen kann.«

Janson nickte. Ein Gedanke huschte ihm kurz durch den Kopf: *Konnte jemand tatsächlich so verrückt sein, die Folterung eines wehrlosen Gefangenen als Tapferkeit zu betrachten?* Aber er verdrängte den Gedanken schnell wieder; im Augenblick half er ihm nicht weiter; er würde seine Konzentration beeinträchtigen, ihn dem anderen widerspenstig erscheinen lassen. *Klar wie Wasser, kalt wie Eis.*

»Mein Name ist Phan Nguyen, und ich denke, dass wir uns beide als privilegiert betrachten dürfen, einander kennen gelernt zu haben. Ihr Name ist…«

»Private Kevin Jones«, sagte Janson. In den Phasen seiner Gefangenschaft, in denen er klar hatte denken können, hatte er hinter jenem Namen ein ganzes Leben erschaffen – einen Infanteristen aus Nebraska, ein paar

kleine Probleme mit der Polizei unmittelbar nach der High School, eine schwangere Freundin zu Hause, eine Brigade, die die Orientierung verloren hatte. Die künstlich geschaffene Gestalt kam ihm beinahe echt vor, auch wenn sie aus Filmfragmenten, Romanen und Zeitschriften zusammengeflickt war. Aus den Tausenden von Geschichten, die es über Amerika gab, konnte er mühelos etwas aufbauen, das echter als jede echte amerikanische Geschichte klingen würde. »US Infantry.«

Das Gesicht des kleinen Mannes rötete sich, und er versetzte Janson einen Boxhieb auf das rechte Ohr, so heftig, dass sein Kopf noch eine Weile davon dröhnte. »Lieutenant Junior Grade Paul Janson«, sagte Phan Nguyen. »Machen Sie nicht all die gute Arbeit zunichte, die Sie schon geleistet haben.«

Woher kannten sie seinen echten Namen und seinen Rang?

»Das haben Sie uns alles *gesagt«,* erklärte Phan Nguyen eindringlich. »Sie haben uns *alles* gesagt, im Delirium, haben Sie das vergessen? Ja, so ist es, glaube ich. So ist es. Das kommt häufig vor.«

War es möglich? Jansons Augen bohrten sich in die Nguyens, und beide Männer sahen ihren Verdacht bestätigt. Beide sahen, dass der andere gelogen hatte. Janson hatte *nichts* preisgegeben – oder jedenfalls bis jetzt nichts. Denn aus seiner Reaktion, einer Reaktion, die nicht Angst oder Verblüffung erkennen ließ, sondern Wut und Zorn, konnte Nguyen erkennen, dass seine Identifikation richtig war.

Janson hatte nichts zu verlieren: »Jetzt sind Sie derjenige, der lügt«, knurrte er. Er spürte einen scharfen, stechenden Schlag mit dem Bambusstock über seinen Oberkörper, aber diesmal steckte eher gespielter Ärger

dahinter; Janson hatte inzwischen gelernt, solche winzigen Abstufungen zu beurteilen.

»Wir sind praktisch *Kollegen,* Sie und ich. Ist das das richtige Wort? *Kollegen?* Ja, so ist es, glaube ich. So ist es.«

Wie sich später herausstellen sollte, benutzte Phan Nguyen jene Worte, *Ja, so ist es, glaube ich,* fast wie im Selbstgespräch: Sie unterschieden Fragen, die keine ausgesprochene Zustimmung erforderten, von jenen anderen, die das taten. »Und jetzt werden wir offen miteinander sprechen, so wie Kollegen das tun. Sie werden mit Ihren Lügen und Fabeln aufhören, oder bestraft werden … *schmerzlich.«*

Das Wort schien ihm Spaß zu machen, und deshalb wiederholte er es noch einmal. »Schmerzlich. Ich weiß, dass Sie ein tapferer Mann sind. Ich weiß, dass Sie eine hohe Toleranzschwelle für Schmerzen haben. Vielleicht möchten Sie, dass wir einmal ausprobieren, wie hoch diese Schwelle ist, ein Experiment?«

Janson schüttelte den Kopf, spürte, wie seine Eingeweide revoltierten. Plötzlich riss es ihn nach vorne, es würgte ihn. Ein wenig Erbrochenes fiel auf den festgetretenen Boden. Es sah aus wie Kaffeesatz. Ein klinisches Anzeichen für innere Blutungen.

»Nein? Ich werde für den Augenblick verzichten, Antworten von Ihnen zu verlangen. Ich möchte, dass Sie sich selbst die Fragen stellen.«

Phan Nguyen setzte sich wieder, sah Janson mit seinen intelligenten, wissbegierigen Augen eindringlich an. »Ich möchte, dass Sie sich die Frage stellen, wie es dazu kam, dass Sie gefangen wurden. Wir wussten genau, wo wir Sie finden würden – das muss Sie doch verblüfft haben, nicht? Was Sie vorfanden, war nicht die Reaktion überraschter

Menschen, nicht wahr? Also wissen Sie, dass es so ist, wie ich sage.«

Janson verspürte eine neue Aufwallung von Übelkeit: Was Phan Nguyen sagte, war richtig. Es mochte ja in Lüge verpackt sein, aber die Wahrheit blieb dennoch existent, unverdaulich und schwer.

»Sie sagen, Sie haben mir keine Einzelheiten über Ihre Identität gesagt. Aber da bleibt doch eine viel quälendere Frage übrig. Wenn nicht Sie, wer dann? Wie kommt es, dass wir Ihr Team abfangen und einen ranghohen Offizier der legendären amerikanischen Abwehrabteilung, der legendären Navy SEALs, gefangen nehmen konnten? Wie?«

Ja, wie? Es gab nur eine Antwort: Lieutenant Commander Alan Demarest hatte die Information an die NVA, die reguläre Armee Nordvietnams, oder deren Vietkong-Alliierte durchsickern lassen. Er war ein zu vorsichtiger Mann, als dass das ein versehentliches Leck hätte sein können. Es wäre außergewöhnlich einfach gewesen. Die Information würde »versehentlich« jemandem vom südvietnamesischen Militär preisgegeben worden sein, von dem Demarest wusste, dass er über enge Beziehungen zur NVA verfügte; sie könnte in einem Versteck mit Papieren »verborgen« gewesen sein, das »versehentlich« in einem Dschungelaußenposten zurückgeblieben war, einem, den man überhastet unter feindlichem Beschuss aufgegeben hatte. Die Details könnten absichtlich vermittels eines Codes und einer dem Feind bekannten Funkfrequenz übermittelt worden sein. Demarest hatte Janson aus dem Weg schaffen wollen; er hatte ihn aus dem Weg schaffen *müssen*, und deshalb hatte er die Angelegenheit so erledigt, wie nur er das konnte. Der ganze Einsatz war eine gottverdammte Falle gewesen, ein Trick des Meisters der Tricks.

Demarest hatte ihm das angetan!

Und jetzt saß der Lieutenant Commander ohne Zweifel an seinem Schreibtisch und hörte sich Hildegard von Bingen an; und Janson war an einen Hocker in einem Vietkong-Lager gefesselt, und der Eiter quoll ihm aus offenen Wunden, die die Fesseln in sein Fleisch geschnitten hatten, sein Körper war zerschlagen und sein Verstand in einem chaotischen Zustand ganz besonders infolge der Erkenntnis, dass sein Martyrium gerade erst begonnen hatte.

»Nun«, sagte Phan Nguyen. »Sie müssen einräumen, dass unsere nachrichtendienstliche Tätigkeit überlegen ist. Wir wissen so viel über Ihre Operationen, dass es sinnlos wäre, wenn Sie schweigen, so als wollten Sie dem Ozean eine Träne vorenthalten. Ja, so ist es, glaube ich. So ist es, glaube ich.«

Er verließ den Raum, besprach sich mit leiser Stimme mit einem anderen Offizier und kehrte dann wieder zurück, setzte sich auf seinen Stuhl.

Jansons Augen fielen auf die Füße des Mannes, die den Boden nicht berührten, registrierten seine robusten amerikanischen Schnürstiefel und die Waden, die dünn wie die eines Kindes waren.

»Sie müssen sich an die Tatsache gewöhnen, dass Sie nie in die Vereinigten Staaten von Amerika zurückkehren dürfen. Bald werde ich Ihnen über die Geschichte Vietnams erzählen, angefangen mit Trung Trac und Trung Nhi, den beiden Doppelköniginnen von Vietnam, die im Jahre neununddreißig nach Christi Geburt die Chinesen aus unserem Land verjagt haben – ja, so früh werde ich beginnen! Vor Ho waren die Trung-Schwestern da. Wo war Amerika im Jahre neununddreißig nach Christi Geburt? Allmählich werden Sie begreifen, wie sinnlos die Bemühungen Ihrer Regierung sind, die berechtigten nationalen Wünsche der vietnamesischen Menschen zu

unterdrücken. Sie haben vieles zu lernen und werden gut belehrt werden. Aber es gibt auch vieles, was Sie uns sagen müssen. Sind wir uns darüber einig?«

Janson sagte nichts.

Auf ein Augenzeichen des Verhörführers schmetterte ein Karabinerkolben gegen seine linke Seite: ein weiterer qualvoller Schlag, der ihn wie Elektrizität durchzuckte.

»Vielleicht können wir mit etwas Einfacherem beginnen und uns zu den komplizierteren Themen vorarbeiten. Wir werden über Sie sprechen. Über Ihre Eltern und deren Rolle im kapitalistischen System. Über Ihre Kindheit. Über Amerikas überschäumende Popkultur.«

Janson zuckte zusammen, als er das Geräusch von Metall auf Metall hörte. Das war die dicke Stange, die wieder zwischen seine Fußeisen geschoben wurde.

»Nein«, sagte Janson. *»Nein!«*

Und Janson begann zu sprechen. Er sprach über das, was im Fernsehen und in den Kinotheatern gezeigt wurde; Phan Nguyen interessierte sich besonders dafür, was als Happy End galt und welche Art von Ende zulässig war. Janson sprach von seiner Kindheit in Connecticut; er sprach über das Leben seines Vaters als Versicherungsangestellter. Das Konzept faszinierte Phan Nguyen, und er wurde gelehrtenhaft und ernst und bedrängte Janson, ihm die zugrunde liegenden Konzepte zu erklären, setzte sich mit beinahe konfuzianischer Feinheit mit den Begriffen *Risiko* und *Haftbarkeit* auseinander. Es war, als ob Janson einem Anthropologen von den Beschneidungsriten der Trobriand-Insulaner erzählt hätte.

»Und er hat ein gutes amerikanisches Leben geführt, Ihr Vater?«

»Er hat das so empfunden. Er hat gut verdient, hatte ein hübsches Haus, einen schönen Wagen. Er konnte sich die

Dinge kaufen, die er sich wünschte.«

Phan Nguyen lehnte sich in seinem Stuhl zurück, und seine breiten, verwitterten Züge wirkten plötzlich aufmerksam, wissbegierig. »Und das ist es, was Ihrem Leben Sinn verleiht?«, fragte er. Er drückte seine dünnen, kindlich wirkenden Arme an seine Brust und legte den Kopf zur Seite. »Hm? Das ist es, was Ihrem Leben Sinn gibt?«

Die Befragung ging weiter, nahm kein Ende – Nguyen lehnte es ab, sich als Verhörführer zu bezeichnen; er sei, so sagte er, ein »Lehrer« – und Janson wurde jeden Tag mehr Bewegungsfreiheit eingeräumt. Er durfte um eine kleine Bambushütte herumgehen, wenn auch stets unter aufmerksamer Bewachung. Und dann gab man ihm eines Tages, nach einer fast freundschaftlichen Diskussion über amerikanischen Sport (Nguyen stellte die These auf, der Klassenkampf finde in den kapitalistischen Gesellschaften auf dem Sportplatz seine imaginäre Auflösung, stellte es so hin, als ob das eine Selbstverständlichkeit wäre), ein Dokument, das er unterzeichnen sollte. In dem Dokument stand, dass er ärztlich gut versorgt worden und von der National Liberation Front gut behandelt worden sei. Die Vietkong wurden in dem Schriftstück großspurig als Freiheitskämpfer bezeichnet, die sich dem Frieden und der Demokratie verschrieben hatten. In dem Dokument wurden die USA aufgefordert, künftig von imperialistischen Angriffskriegen Abstand zu nehmen. Man drückte ihm einen Füllfederhalter – ein schönes Exemplar französischen Ursprungs, offenbar ein Erbstück eines ehemaligen Kolonialherrn – in die Hand. Nachdem er es abgelehnt hatte, das Dokument zu unterzeichnen, wurde er so lange geschlagen, bis er das Bewusstsein verlor.

Als er wieder zu sich kam, fand er sich in Ketten in einem massiven Bambuskäfig, der 160 cm hoch war und 30 cm im Geviert maß. Er konnte weder aufrecht stehen

noch sich setzen. Er konnte sich nicht bewegen. Er hatte nichts zu tun. Ein Wachmann mit undurchdringlichem Gesicht stellte ihm einen Eimer mit brackigem Wasser, in dem Ochsenhaare und tote Insekten herumschwammen, vor die Füße. Er war ein Vogel in einem Käfig, der nur darauf wartete, gefüttert zu werden.

Irgendwie war ihm klar, dass er lange würde warten müssen.

»Xin loi«, spottete der Posten. *Tut mir Leid.*

25

Molnár, die Stadt, die die Geschichte ausradiert hatte.

Molnár. Wo alles angefangen hatte.

Vielleicht ihre letzte Hoffnung, einen Hinweis auf Peter Novaks Vergangenheit zu finden. Die letzte Hoffnung, das Gespinst aus Täuschung und Lügen zu entwirren, das sich um sie gelegt hatte.

Die Route, die sie am nächsten Morgen einschlugen, verlief abseits der größeren Städte und Fernstraßen, und der Lancia ächzte und bebte, als sie durch die Bükk-Berge im Nordosten Ungarns rollten. Jessie schien tief in Gedanken versunken.

»Ich komme einfach nicht von diesen Männern gestern los«, sagte sie schließlich. »Ich meine, wie sie das alles eingefädelt haben.«

»Die Dreieckskonfiguration?«, meinte Janson. »Eigentlich doch ziemliche Routine. Man macht das so, wenn man nicht mehr als drei Leute zur Verfügung hat. Überwachung und Sperre. Buchstabengetreu, wie es im Handbuch steht.«

»Das ist es ja, was mich so nachdenklich macht«, sagte sie. »Es steht exakt so in *unserem* Handbuch.«

Janson sagte ein paar Augenblicke lang nichts. »Cons-Op-Ausbildung?«, meinte er dann.

»So kam es mir vor«, sagte Jessie. »Ja, ganz eindeutig. Und wie dieser blonde Typ dann losgeballert hat…«

»Als ob er mit Ihrem Manöver gerechnet und die vorschriftsmäßige Gegenmaßnahme ergriffen hätte.«

»Ja, so schien es zu sein.«

»Vom taktischen Standpunkt aus sehr vernünftig. Was auch immer seine Gründe gewesen sein mögen, er musste Sie oder die Geisel ausschalten. Und hätte das auch beinahe geschafft. Einen Kollegen einfach so abzuknallen bedeutete, dass eine Geisel – und damit die Möglichkeit eines Sicherheitsbruchs ein Risiko war, das er nicht eingehen durfte.«

»Ich muss Ihnen sagen, mich macht das fertig«, seufzte Jessie. »Diese ganze Cons-Op-Geschichte. Es ist so, als ob wir alle gegen uns hätten. Oder vielleicht ist es sogar noch komplizierter. Vielleicht stimmt es, was dieser Typ im Archiv gesagt hat, dass Unterlagen vernichtet werden. Er hat gemeint, Feuer und Wasser sind Gegensätze, sie sind beide Feinde.«

Das Terrain wurde jetzt in zunehmendem Maße hügelig; als dann sogar die Plattenbauten aus der Sowjetzeit vom Horizont verschwunden waren, wussten sie, dass sie sich ihrem Ziel näherten. Die Ortschaft Molnár lag in der Nähe des Flusses Theiß, zwischen Miskolc und Nyiregyháza. Hundert Kilometer nördlich verlief die Grenze zur Slowakischen Republik, hundert Kilometer östlich die zur Ukraine, und unmittelbar daneben die zu Rumänien. Zu verschiedenen Zeitpunkten in der Geschichte hatten all diese Länder expansionistische Politik betrieben – waren geopolitische Räuber gewesen. Die Berge wirkten wie ein Trichter für den Fluss, zugleich waren sie auch ein Trichter für irgendwelche Armeen, die vom Osten ins magyarische Herzland vordringen wollten. Sie rollten durch eine täuschend schöne Landschaft, angefüllt mit smaragdfarbenen Hügeln, Ausläufern der niedrigen, blau schimmernden Berge in einiger Entfernung. Hier und dort reckte sich einer der Hügel etwas höher, und man konnte an seinen unteren Flanken terrassenartig angelegte Weinberge sehen, die dann in höheren Lagen der düsteren

Tarnfarbe von Wäldern wichen. Aber die Landschaft trug auch zahlreiche Narben, manche sichtbar, manche nicht.

Jetzt überquerten sie auf einer kleinen Brücke die Theiß, eine Brücke, die früher einmal die beiden Hälften der Ortschaft Molnár miteinander verbunden hatte.

»Es ist unglaublich«, sagte Jessie. »Einfach *verschwunden*, als ob jemand es weggezaubert hätte.«

»Das wäre wesentlich humaner gewesen als das, was hier wirklich geschehen ist«, sagte Janson. An einem Wintertag des Jahres 1945, hatte er gelesen, war die Rote Armee von diesen Bergen heruntergekommen, und eine von Hitlers Divisionen hatte versucht, hier einen Hinterhalt zu legen. Die Artillerieeinheiten waren auf der Straße am Fluss entlang gerollt, und die deutschen Soldaten und ihre Verbündeten vom Pfeilkreuz hatten versucht, sie abzudrängen. Das war ihnen zwar nicht gelungen, aber sie hatten den Sowjets starke Verluste zugefügt. Die Rote Armee glaubte, die Bewohner Molnárs hätten die ganze Zeit von dem Hinterhalt gewusst. Deshalb musste den ungarischen Bauern der Region eine Lektion erteilt werden, musste Blut fließen. Die Ortschaft wurde niedergebrannt, ihre Bewohner abgeschlachtet.

Als Jessie die Karten der Region studiert hatte, hatte sie festgestellt, dass die modernen Kartenwerke an der Stelle, wo auf den Vorkriegskarten die kleine Ortschaft eingezeichnet gewesen war, nichts anzeigten. Jessie hatte die Spezialkarten mit einer Juwelierlupe und einem Lineal studiert; sie konnte sich nicht irren. Das Fehlen jeglicher Eintragung sprach eine deutlichere Sprache, als jeder Vermerk das gekonnt hätte.

Sie hielten an einem kleinen Gasthaus an der Straße an. Zwei Männer saßen an einer langen, mit Kupferblech beschlagenen Bartheke vor ihren Biergläsern. Sie waren

gekleidet, wie das einfache Leute in ländlichen Gegenden auf der ganzen Welt sind: blaue Latzhosen und ausgefranste Baumwollhemden in einer Farbe, die sich kaum vom schlammigen Boden abhob. Keiner der Männer blickte beim Eintreten der beiden Amerikaner auf. Der Blick des Wirts folgte ihnen wortlos. Er trug eine weiße Schürze und war damit beschäftigt, mit einem grauen Tuch Bierkrüge abzutrocknen. Sein schütteres Haar und die dunklen Tränensäcke unter seinen Augen ließen ihn wahrscheinlich älter erscheinen, als er war.

Janson lächelte. »Sprechen Sie Englisch?«, fragte er den Mann. Der nickte.

»Sehen Sie, meine Frau und ich haben uns hier in der Gegend die Sehenswürdigkeiten angeschaut. Aber zugleich verbinden wir damit ein wenig Ahnenforschung. Verstehen Sie?«

»Ihre Familie ist ungarisch?«

Der Mann sprach Englisch mit ausgeprägtem Akzent.

»Die Familie meiner Frau«, erklärte Janson.

Jessie lächelte und nickte. »So ist es«, fügte sie hinzu.

»Tatsächlich?«

»Ihre Großeltern, so heißt es in der Familie, sollen in einer Ortschaft namens Molnár geboren sein.«

»Molnár existiert nicht mehr«, erwiderte der Mann. Janson sah jetzt, dass er um einiges jünger war, als er das ursprünglich angenommen hatte. »Und wie hieß die Familie?«

»Kis«, antwortete Janson.

»Kis ist in Ungarn so verbreitet wie Jones bei Ihnen. Ich fürchte, das macht Ihre Suche nicht leichter.«

Seine Stimme klang ruhig, förmlich und etwas reserviert. Ganz und gar nicht, wie man es von einem Wirt auf dem

Lande erwartet hätte, entschied Janson für sich. Als der Mann jetzt einen Schritt von der Bar zurücktrat, konnte man auf seiner weißen Schürze einen waagerechten dunklen Streifen sehen, wo sein Bauch gewöhnlich am Sims der Bar lehnte.

»Mich würde interessieren, ob es noch jemanden gibt, der sich an jene Zeit erinnert«, sagte Jessie.

»Wen gibt es hier eigentlich noch?«

Die in höflichem Ton gestellte Gegenfrage wirkte dennoch wie eine Herausforderung.

»Vielleicht … einer dieser Herren?«

Der Wirt deutete mit einer Kopfbewegung auf einen der Männer. »Er ist ja in Wirklichkeit gar kein Ungar, er ist Palóc«, sagte er. »Spricht einen uralten Dialekt. Ich verstehe ihn kaum. Er kennt unser Wort für *Geld*, und ich seines für *Bier*. Auf die Weise kommen wir miteinander klar. Mehr brauche ich nicht von ihm.«

Sein Blick wanderte zu dem anderen Mann hinüber. »Und er ist Ruthene.«

Ein Schulterzucken. »Das ist wohl alles. Aber seine *Forint* sind genauso gut wie die eines jeden anderen.«

Das war eine Bestätigung seiner demokratischen Gefühle, die genau das Gegenteil vermittelte.

»Verstehe«, sagte Janson und fragte sich, ob er, indem man ihn in die lokalen Spannungen einweihte, ins Vertrauen gezogen oder bewusst abgedrängt wurde. »Und sonst gibt es hier in der Gegend niemand, der sich an die Zeit damals erinnert?«

Der Mann hinter der Bar nahm sich den nächsten Bierkrug vor und polierte ihn sorgfältig mit seinem grauen Lappen, von dem ein paar Fasern hängen blieben. »Die alte Zeit? Vor 1988? Vor 1956? Vor 1944? Vor 1920? Das

war's dann doch wohl. Die Leute reden immer von einer neuen Ära, aber ich denke, so neu ist die gar nicht.«

»Verstehe schon«, nickte Janson jovial.

»Sie sind zu Besuch hier, aus Amerika? In Budapest gibt es viele schöne Museen. Und weiter im Westen Herzeig-Dörfer. Sehr malerisch. Bloß für Leute wie Sie gemacht, für amerikanische Touristen. Ich glaube, hier ist nicht der richtige Ort für Sie. Ich habe nicht einmal Postkarten. Ich denke, Amerikaner mögen keine Orte, wo es keine Postkarten gibt.«

»Nicht alle Amerikaner«, wandte Janson ein.

»Alle Amerikaner reden sich ein, dass sie anders sind«, meinte der Mann mit säuerlicher Miene. »Auch darin sind sich alle gleich.«

»Das ist eine sehr ungarische Feststellung«, erwiderte Janson.

Der Mann lächelte verkniffen und nickte dann. »Jetzt haben Sie mich erwischt. Aber die Leute in dieser Gegend haben zu viel mitgemacht, um besonders gesellig zu sein. Ehrlich, das ist die Wahrheit. Wir sind nicht einmal uns selbst gegenüber sonderlich gesellig. Früher haben die Leute den Winter damit verbracht, in ihr Kaminfeuer zu starren. Jetzt haben wir Fernsehgeräte und starren die an.«

»Die elektronische Feuerstelle.«

»Genau. Wir kriegen hier sogar CNN und MTV rein. Ihr Amerikaner beklagt euch immer über Rauschgifthändler in Asien und überschwemmt unterdessen die Welt mit dem elektronischen Äquivalent von Rauschgift. Unsere Kinder kennen die Namen eurer Rapper und eurer Filmstars und wissen nichts mehr über die Helden ihres eigenen Volkes. Vielleicht wissen sie, wer Stephen King ist, aber sie wissen nicht, wer unser King Stephen war – König Stephan, der Gründer unserer Nation!«

Er schüttelte verdrießlich den Kopf. »Das ist eine unsichtbare Eroberung, eine mit Satelliten- und Fernsehsendestationen statt mit Artillerie. Und jetzt kommen Sie hierher, weil – ja, warum eigentlich? Weil die Gleichförmigkeit Ihres Lebens Sie langweilt. Sie kommen her und suchen Ihre Wurzeln, weil Sie etwas Exotisches in Ihrer Vergangenheit finden wollen. Aber überall, wohin ihr auch geht, findet ihr eure eigene Spur. Die Schleimspur der Schlange liegt über allem.«

»Mister«, sagte Jessie. »Sind Sie betrunken?«

»Ich habe ein Diplom in Englisch von der Universität Debrecen«, sagte er. »Vielleicht läuft das auf dasselbe hinaus.«

Er lächelte bitter. »Das überrascht Sie? Der Sohn eines Dorfwirts kann an der Universität studieren: die Segnungen des Kommunismus. An der Universität ausgebildeter Sohn findet keinen Job: die Segnungen des Kapitalismus. Sohn arbeitet für Vater: Segnungen der magyarischen Familie.«

Jessie drehte sich zu Janson herum und flüsterte: »Wo ich herkomme, sagen die Leute, wenn man nach zehn Minuten nicht weiß, wer am Tisch der Tölpel ist, dann ist man es selbst.«

Jansons Gesichtsausdruck blieb unverändert. »Das Lokal hat einmal Ihrem Vater gehört?«, fragte er den Mann mit der weißen Schürze.

»Es gehört ihm immer noch«, meinte er verdrossen.

»Ich frage mich, ob er sich vielleicht erinnert…«

»Ah, ein weißhaariger alter Magyar, der nach dem dritten Glas Barack sepiafarbene Fotos herauszieht und anfängt zu singen wie ein altes Nickelodeon? Mein Vater ist keine lokale Sehenswürdigkeit für Touristen, die man zu ihrer Unterhaltung aus dem Schrank holt.«

»Wissen Sie was?«, fiel Jessie ihm ins Wort. »Ich habe auch einmal hinter einer Bartheke gearbeitet. In meinem Land bedeutet das, dass man im Gastfreundschaftsgeschäft ist.«

Ihr Tonfall wurde eine Spur aggressiver, als sie fortfuhr: »Es tut mir wirklich Leid, dass Sie sich mit Ihrem grandiosen Universitätsdiplom nicht auch einen grandiosen Job an Land ziehen konnten, und es bricht mir wirklich das Herz, dass Ihre Kinder MTV den Vorzug vor irgendwelchem magyarischem Gedudel geben, das Sie ihnen vielleicht zu bieten haben, aber…«

»Honey«, fuhr Janson ihr mit warnendem Tonfall ins Wort, »wir sollten jetzt besser weiterfahren. Es wird allmählich spät.«

Er legte ihr die Hand an den Ellbogen und führte sie nach draußen. Als sie ins Freie traten, sahen sie einen alten Mann, der auf einem Klappstuhl auf der Veranda saß und sie mit amüsiertem Blick maß. War er schon da gewesen, als sie eingetroffen waren? Vielleicht – der alte Mann hatte etwas an sich, das ihn in der Szenerie aufgehen ließ, so als wäre er ein unauffälliges Möbelstück.

Jetzt tippte der Alte sich mit dem Finger an die Schläfe, das universelle Zeichen für »plemplem«. Seine Augen lächelten. »Mein Sohn ist ein tief enttäuschter Mann«, sagte er freundlich. »Er will mich ruinieren. Haben Sie seine Kunden gesehen? Ein Ruthene. Ein Palóc. Die brauchen ihm nicht zu lauschen, wenn er redet. Kein Magyar kommt mehr zu ihm. Warum noch Geld dafür zahlen, sich sein ständiges Gemecker anzuhören?«

Er hatte den faltenlosen, an altes Porzellan erinnernden Teint, wie ihn manche alte Leute zeigen, deren Haut das Alter zwar dünner, aber nicht rauer gemacht hat. Ein paar Strähnen schlohweißen Haars umgaben seinen großen

Schädel wie eine Krone, und seine Augen waren von wolkigem Blau. Er schaukelte sanft in seinem Sessel vor und zurück und lächelte unverwandt. »Aber in einem Punkt hat Gyorgy Recht. Die Leute hier haben zu viel erlitten, um noch höflich zu sein.«

»Ausgenommen Sie«, sagte Jessie.

»Ich mag Amerikaner«, erklärte der alte Mann.

»Sie sind wirklich nett«, erwiderte Jessie.

»Meinetwegen können die Slowaken und Rumänen zum Teufel gehen. Und die Deutschen und die Russen auch.«

»Ich vermute, Sie haben schwere Zeiten erlebt«, sagte Jessie.

»Als ich den Laden hier geführt habe, hatte ich nie Ruthenen in der Bar.«

Er rümpfte die Nase. »Ich mag diese Leute nicht«, fügte er leise hinzu. »Sie sind faul und unverschämt und haben den ganzen Tag über nichts Besseres zu tun, als sich zu beschweren.«

»Sie sollten hören, was die über Sie sagen«, meinte sie und beugte sich zu ihm.

»Mhm?«

»Ich wette, als Sie den Laden noch geführt haben, hat es hier von Gästen gewimmelt. Ganz besonders die Damen müssen gerne hergekommen sein.«

»Wie kommen Sie denn auf die Idee?«

»Ein gut aussehender Mann wie Sie? Muss ich Ihnen das wirklich erklären? Ich wette, Sie sind heute noch bei den Damen beliebt.«

Jessie kniete neben dem alten Mann nieder. Sein Lächeln wurde breiter; die Nähe einer schönen Frau war etwas, was er bis zur Neige auskosten wollte.

»Ich mag Amerikaner«, sagte der alte Mann. »Ich mag sie mehr und mehr.«

»Und die Amerikaner mögen *Sie«*, sagte Jessie, griff nach seinem Arm und drückte ihn leicht. »Zumindest *diese* Amerikanerin.«

Er holte tief Atem, atmete ihr Parfüm ein. »Meine Liebe, Sie riechen wie der Tokajer der Kaiser.«

»Ich wette, das sagen Sie zu allen Mädchen«, schmollte sie.

Er sah sie einen Augenblick lang todernst an. »Ganz sicherlich nicht«, entgegnete er. Dann lächelte er wieder. »Nur den hübschen.«

»Ich wette, Sie haben einmal eine Menge hübscher Mädchen aus Molnár gekannt«, sagte sie.

Er schüttelte den Kopf. »Ich bin weiter oben an der Theiß aufgewachsen. Näher bei Sárospatak. Erst in den fünfziger Jahren bin ich dann hierher gezogen. Damals gab es schon kein Molnár mehr. Bloß Felsen und Steine und Bäume. Wissen Sie, mein Sohn gehört der Generation der Enttäuschten an. Ein *Csalódottak.* Leute wie ich, die Bela Kund und Mikós Horthy, Ferenc Szálasi und Mátyás Rákosi überlebt haben – wir wissen, wann wir dankbar sein müssen. Wir hatten nie große Erwartungen, und deshalb können wir auch nicht so enttäuscht werden. Ich habe einen Sohn, der den ganzen Tag lang an Ruthenen Bier ausschenkt, aber beklage ich mich etwa?«

»Wir sollten jetzt wirklich fahren«, mahnte Janson.

Jessies Augen ließen die des alten Mannes nicht los. »Nun, ich weiß, dass einmal alles ganz anders war. Gab es nicht einmal einen Baron aus dieser Gegend, einen alten magyarischen Adeligen?«

»Die Ländereien von Graf Ferenczi-Novak verliefen an

jener Bergflanke entlang.«

Er machte eine vage Handbewegung.

»Das muss ein schönes Bild gewesen sein. Ein Schloss und alles das?«

»Früher einmal«, sagte er versonnen. Er wollte sichtlich nicht, dass sie schon ging. »Ein Schloss und alles.«

»Oh, ich würde gern wissen, ob es noch jemanden gibt, der diesen Grafen gekannt hat. Ferenczi-Novak, haben Sie gesagt?«

Der alte Mann blieb einen Augenblick lang stumm, und seine Züge wirkten jetzt beinahe asiatisch. »Nun«, sagte er dann. »Da gibt es diese alte Frau, Oma Gitta. Gitta Békesi. Sie spricht auch Englisch. Die Leute sagen, sie hätte es als junges Mädchen gelernt, als sie im Schloss gearbeitet hat. Sie wissen ja, wie es ist – die russischen Adelsdamen wollten immer Französisch sprechen, und die ungarischen Adelsdamen Englisch. Jeder möchte immer wie etwas klingen, was er nicht ist…«

»Békesi haben Sie gesagt?«, forschte Jessie vorsichtig nach.

»Vielleicht ist es gar keine so gute Idee. Die meisten Leute sagen, dass sie in der Vergangenheit lebt. Ich kann nicht versprechen, dass sie noch ganz klar im Kopf ist. Aber sie ist durch und durch Magyarin. Und das kann man nicht von allen sagen.«

Er lachte, man konnte dabei den Schleim in seiner Luftröhre rasseln hören. »Sie lebt in einem alten Bauernhof, die zweite Abzweigung nach links und dann noch einmal links um die Kurve.«

»Dürfen wir ihr sagen, dass Sie uns geschickt haben?«

»Besser nicht«, meinte er und schüttelte den Kopf. »Ich möchte nicht, dass sie böse auf mich ist. Sie mag Fremde

nicht sehr.«

Wieder lachte er. »Und das ist noch stark untertrieben!«

»Nun, Sie wissen vielleicht, was wir in Amerika dazu sagen«, erwiderte Jessie und sah ihm tief in die Augen. »Es gibt keine Fremden, nur Freunde, die wir noch nicht kennen gelernt haben.«

Der Sohn, immer noch mit der weißen Schürze angetan, die sich über seinen runden Bauch spannte, trat jetzt mit finsterer Miene auf die Veranda. »Das ist auch so etwas, was ihr Amerikaner an euch habt«, stellte er mit finsterer Miene fest. »Die Fähigkeit zur grenzenlosen Selbsttäuschung.«

Der alte zweistöckige Ziegelbau des Bauernhofs an der sanft ansteigenden Hügelflanke sah aus wie Tausende anderer ähnlicher Häuser, die über die Landschaft verteilt waren. Er konnte ebenso gut hundert wie zwei- oder dreihundert Jahre alt sein. Früher mochten hier einmal ein wohlhabender Bauer und seine Familie gewohnt haben. Beim Näherkommen freilich wurde klar, dass die Zeit nicht gerade freundlich mit dem alten Haus umgegangen war. Das Dach war mit verrostendem Wellblech neu gedeckt worden. Rings um das Haus wuchsen verwilderte Bäume und Sträucher und versperrten den meisten Fenstern die Sicht. Die winzigen Dachfenster unmittelbar unter dem Dachvorsprung blickten trüb, als litten sie am grauen Star; an einigen Stellen war das Glas durch Plastikfolie ersetzt worden, die anfing, sich in der Sonne zu zersetzen. Ein paar Risse verliefen vom Fundament schräg bis halb zum Dach. Von den Läden blätterten mehrere Farbschichten ab. Sich vorzustellen, dass hier jemand wohnte, fiel einigermaßen schwer. Janson erinnerte sich an den amüsierten Blick des alten Mannes, das

schalkhafte Zwinkern seiner Augen, und fragte sich, ob er ihnen vielleicht einen Streich gespielt hatte.

»In den Immobilienanzeigen bezeichnet man so etwas, glaube ich, als ›renovierungsbedürftig‹«, meinte Jessie.

Sie lenkten den Lancia an den Straßenrand – den Rand einer Straße, die diese Bezeichnung kaum verdiente, denn der Asphalt war zerbröckelt und vernachlässigt. Zu Fuß gingen sie weiter, nahmen einen schmalen Pfad, der früher vielleicht einmal für Kühe gedacht gewesen war und inzwischen fast völlig von Gestrüpp überwuchert wurde. Das Haus lag über einen Kilometer hügelabwärts, ein Urbild der Vernachlässigung.

Als sie sich dem Eingang näherten, hörte Janson ein Geräusch. Ein unheimlich wirkendes leises Grummeln. Es dauerte eine Weile, bis er begriff, dass da ein Hund knurrte. Und dann hörten sie ein kehliges Bellen.

Durch einen schmalen, verglasten Schlitz in der Tür sahen sie etwas Weißes, das ungeduldig gegen die Tür sprang. Es war ein Kuvasz, eine alte ungarische Rasse, die seit mehr als tausend Jahren als Wachhund eingesetzt wurde. Im Westen war diese Rasse kaum bekannt, Janson aber kannte sie nur zu gut, weil er vor Jahren eine Auseinandersetzung mit einem Kuvasz gehabt hatte. Wie die anderen speziell für Wachzwecke gezüchteten Hunde – Mastiffs, Pitbulls, Dobermanns – waren sie mit ihrer ganzen Wildheit auf den Schutz ihrer Herren eingestellt und Fremden gegenüber äußerst aggressiv. Es hieß, ein Magyarenkönig aus dem 15. Jahrhundert habe nur seinen Kuvasz-Hunden und keinem Menschen vertraut. Die Rasse war von edlem Bau, mit breiter, markanter Brust, kräftiger Muskulatur, einer langen Schnauze und dickem weißem Fell. Janson hatte freilich solches weißes Fell mit menschlichem Blut befleckt gesehen. Er wusste, wozu ein geifernder Kuvasz fähig war, wenn er in Aktion trat. Seine

Zähne waren scharf, die Kiefer kräftig, und das Tier konnte einen Gegner aus seiner gelockerten Haltung heraus blitzartig anspringen und dabei zu einer unwiderstehlichen Tötungsmaschine aus Muskeln und Reißzähnen werden.

Gitta Békesis Tier war von nicht ganz so riesenhafter Gestalt wie die legendären Vertreter dieser Gattung in der Vergangenheit; nach Jansons Schätzung war der Hund fast einen Meter hoch und wog einhundertzwanzig Pfund. Im Augenblick schien er nur aus konzentrierter feindseliger Energie zu bestehen. Und nur wenige Geschöpfe waren so tödlich wie ein wütender Kuvasz.

»Mrs. Békesi?«, rief Janson.

»Verschwinden Sie!«, antwortete eine zittrige Stimme.

»Das ist ein Kuvasz, nicht wahr?«, sagte Janson. »Was für ein schönes Tier! Die sind wirklich ohnegleichen, nicht wahr?«

»Dieses schöne Tier würde nichts lieber tun, als Ihnen an die Gurgel zu gehen«, sagte die alte Frau, deren Stimme jetzt entschlossener klang. Sie hallte durch das offene Fenster; sie selbst blieb im Halbdunkel.

»Es ist nur so, dass wir eine weite, weite Strecke gereist sind«, sagte Jessie. »Aus Amerika hierher. Sehen Sie, mein Großvater … Er kam aus dieser Ortschaft, die einmal Molnár hieß. Die Leute sagen, es gibt außer Ihnen niemand, der uns etwas über diesen Ort sagen kann.«

Eine längere Zeit herrschte Stille, nur das Knurren des wütenden Wachhunds war zu hören.

Jessie sah Janson an und flüsterte: »Dieser Hund hat Sie wirklich erschreckt, nicht wahr?«

»Fragen Sie mich etwas über Ankara und 1978«, antwortete Janson leise.

»Ich weiß, was in Ankara geschah.«

»Sie können's mir glauben«, sagte Janson. »Das wissen Sie nicht.«

Schließlich brach die Frau ihr Schweigen. »Ihr Großvater«, sagte sie. »Wie hieß er denn?«

»Kis hieß die Familie«, sagte sie und wiederholte den bewusst gewählten häufigen Namen. »Aber ich bin mehr daran interessiert, etwas über die Welt zu erfahren, in der er aufgewachsen ist. Gar nicht so sehr über ihn persönlich. Wirklich, ich möchte bloß etwas wissen, um mir vorstellen zu können…«

»Sie lügen«, sagte die Frau. »Sie *lügen!«*

Ihre Stimme klang klagend. »Fremde kommen mit *Lügen*, Sie sollten sich schämen. Und jetzt gehen Sie! Gehen Sie, oder ich gebe Ihnen etwas, das Sie sich kaum vorstellen können.«

Sie hörten das unverkennbare Geräusch einer auf- und wieder zuklappenden Schrotflinte.

»Scheiße«, flüsterte Jessie. »Was jetzt?«

Janson zuckte die Schultern. »Wenn alles andere scheitert? Die Wahrheit.«

»Hey, Lady«, sagte Jessie. »Haben Sie je von einem Grafen Tanos Ferenczi-Novak gehört?«

Langes Schweigen. Dann fragte die Frau mit einer Stimme, die wie Schmirgelpapier klang: *»Wer sind Sie?«*

*

Ahmad Tabari war beeindruckt, wie schnell der Nachrichtendienstchef arbeitete. Dies war jetzt ihr drittes Treffen, und Al-Mustashar hatte bereits mit seiner Zauberei

begonnen.

»Wir arbeiten in Phasen«, erklärte ihm der Libyer mit strahlendem Blick. »Eine Sendung Handfeuerwaffen ist in diesem Augenblick zu Ihren Leuten in Nepura unterwegs.«

Damit bezog er sich auf den Hafen an der Nordwestspitze Kennas. »Es war nicht leicht, das zu arrangieren. Ich nehme an, es wird keine Schwierigkeiten geben und man wird die Sendung nicht abfangen. Die anuranischen Kanonenboote haben Ihren Leuten gelegentlich Ärger bereitet, nicht wahr?«

Der Kagama-Krieger war mit seiner Antwort vorsichtig. »Man muss manchmal einen Schritt zurücktreten, um vorwärts zu kommen. Selbst die Bemühungen des Propheten sind nicht immer glatt verlaufen. Sonst wären es keine Bemühungen gewesen. Erinnere dich an den Vertrag von Hudaybiyah.«

Damit bezog er sich auf die Vereinbarung, die Mohammed mit den Bewohnern von Khaybar unweit Medinas getroffen hatte.

Ibrahim Maghur nickte. »Nur dass der Prophet, als seine Truppen stark genug waren, den Pakt gebrochen, die Herrscher von Khaybar besiegt und die Ungläubigen aus Arabien verjagt hat.«

Seine Augen blitzten. »Sind deine Truppen stark genug?«

»Mit deiner und Allahs Hilfe werden sie das sein.«

»Du bist wahrhaft ein Kalif«, sagte Colonel Maghur.

»Als wir uns das erste Mal begegnet sind, hast du mir gesagt, dass die Geschichte von großen Männern gemacht wird«, meinte der Kagama nach einer Weile.

»Ja, daran glaube ich.«

»Daraus kann man ableiten, dass große Männer auch imstande sind, die Geschichte *ungeschehen* zu machen. Mächtige Männer, deren imperialistischer Ehrgeiz sich unter der Maske humanitären Mitgefühls verbirgt. Männer, die versuchen, rechtmäßigen Widerstand durch Friedenspredigten auszumanövrieren – die alles in ihrer Macht Stehende tun, um die Gewalt zu unterdrücken, die doch zur Durchsetzung der letzten Gerechtigkeit notwendig ist.«

Maghur nickte bedächtig. »Dein kluges Urteil wird ebenso wie dein taktisches Genie deinen Platz in den Geschichtsbüchern sicherstellen – und damit auch deinen Triumph im Kampf für *ummah.* Ich weiß, von wem du sprichst. Er ist in der Tat ein Feind der Revolution. Leider sind all unsere Bemühungen, ihn zu vernichten, bis jetzt vergeblich geblieben.«

»Ich kann nicht vergessen, dass er einmal mein Gefangener war.«

»Und dennoch ist er dir entwischt. Er ist so schlüpfrig wie die Schlange im Garten.«

Ahmad Tabaris Gesicht verdüsterte sich bei dem Gedanken daran. Alle Rückschläge, die er bisher erlitten hatte, ließen sich auf jenen demütigenden Schlag zurückführen. Ein Dieb in der Nacht hatte das Juwel aus seiner Krone gestohlen. Bis zu diesem Augenblick hatte nichts Tabaris Aura unaufhaltsamen Triumphs und sicheren Selbstvertrauens beeinträchtigt: Seine Gefolgsleute glaubten, dass Allah selbst jeden Schritt des Kalifen gesegnet habe. Und dann waren, nur einen Tag vor Id ul-Kebir, Männer in die neu gewonnene Festung des Kalifen eingedrungen – und hatten seinen legendären Gefangenen entführt. Und seitdem war nichts mehr glatt gelaufen.

»Die Schlange muss gejagt und getötet werden, bevor

der Fortschritt wieder Raum gewinnen kann«, sagte Maghur.

Tabaris Blick war in die Ferne gerichtet, aber sein Verstand arbeitete fieberhaft. Eine Bewegung wie die seine hing voll und ganz von der festen Überzeugung aller Mitstreiter ab, dass der Sieg unausweichlich war: Jener Vorfall hatte dieses Gefühl der Unausweichlichkeit erschüttert. Und die Truppen der Republik Anura hatten diese Beeinträchtigung der Moral seiner Leute durch viele Vorstöße ausgenutzt – und jeder erfolgreiche Angriff ließ das Vertrauen unter den Gefolgsleuten des Kalifen ein Stückchen weiter schwinden. Es war ein Teufelskreis, und es bedurfte einer kühnen Tat, ihn zu durchbrechen. Das begriff der Libyer. Jetzt musterte Tabari ihn scharf. »Und du wirst uns unterstützen?«

»Meine Position in meiner Regierung ist von einer Art, dass ich hinter vielen Schleiern operieren muss. Tripolis darf *unter keinen Umständen* mit deinen Aktivitäten in Verbindung gebracht werden. Aber es gibt andere, deren Gastfreundschaft zu deinem Vorteil genutzt werden kann.«

»Damit meinst du wieder die Islamische Republik Mansur«, sagte der Guerilla mit den stechenden Augen. Mansur hatte als eine Bewegung von Sezessionisten im Jemen begonnen, angeführt von einem charismatischen Mullah: Wenn die jemenitischen Streitkräfte sich nicht mit aller Kraft diesen Unabhängigkeitsbemühungen widersetzt hatten, dann nur deshalb, weil nichts Wertvolles verloren gegangen war. Mansur war von den Wanderdünen der Rub'al-Khali-Wüste umgeben, ein erschütternd armes Land, das mit Ausnahme von *khat* und ein paar kunstgewerblichen Gegenständen kaum etwas exportierte. Die Regierung selbst hatte ihren Bürgern außer einer schiitischen Version der Scharia nur wenig zu bieten:

Frömmigkeit im mittelalterlichen Gewand. Doch so spärlich auch die materiellen Exporte des Landes waren, so sehr hatte es sich doch als Exporteur des radikalen Islam und dessen revolutionärer Inbrunst einen Namen gemacht.

Ibrahim Maghur lächelte. »Die heiligen Männer von Mansur haben sich mir gegenüber gelegentlich um ihre Sicherheit besorgt geäußert. Ich habe mir die Freiheit genommen, ihnen zu sagen, dass ich jemand ausfindig gemacht habe, der ein treuer Gefolgsmann Allahs ist und in solchen Dingen ein echter Experte. Du wirst mich nach Khartum begleiten; dort habe ich eine Fluggelegenheit für dich besorgt. Man wird dich in der Wüstenstadt empfangen, die sie ihre Hauptstadt nennen, und du wirst, wie ich meine, finden, dass sie sehr gastfreundliche Leute sind. Du wirst von ihnen haben können, was du willst.«

»Und sie werden mir helfen, die Schlange zu finden?«

Maghur schüttelte den Kopf. *»Ich* werde dir helfen, die Schlange zu finden. Wir werden eng in Verbindung bleiben, du und ich. Deine Gastgeber in Mansur werden dir lediglich die offizielle Identität und die Beweglichkeit verschaffen, die du brauchen wirst. Mansur wird sozusagen das Pferd sein, auf dem du reiten kannst.«

Ein Windstoß, der von der Wüste hereinwehte, blähte ihre losen Gewänder auf.

»Man sagt, wenn man einen Schlag nach einem König führt, muss man ihn töten«, sinnierte der Kalif.

»Deine Feinde werden bald erfahren, wie wahr dieser Satz ist«, sagte der Libyer. »Peter Novak hat durch seine Söldlinge einen Schlag gegen dich geführt – es aber nicht geschafft, dich zu töten. Jetzt wirst du einen Schlag gegen ihn führen…«

»Und ihn töten.«

Das war die Bestätigung einer unumstößlichen Tatsache.

»Ja, so ist es«, sagte Maghur. »Die Gerechtigkeit Allahs erfordert es. Doch die Zeit wird knapp, denn der Durst deiner revolutionären Gefolgsleute ist groß.«

»Und was wird den Durst stillen?«

»Das Blut der Ungläubigen«, sagte Maghur. »Es wird fließen wie der Saft des süßen Granatapfels und wird deinen Vorhaben neue Lebenskraft verleihen.«

»Das Blut der Ungläubigen«, wiederholte der Kalif.

»Die einzige Frage ist, wem du vertrauen kannst … dieses Blut fließen zu lassen.«

»Vertrauen?«

Die Augen des Kalifen schlossen und öffneten sich langsam.

»Welchen Vertreter wirst du schicken?«

»Vertreter?«

Der Kagama-Krieger wirkte fast beleidigt. »Das ist keine Aufgabe, die man delegieren kann. Erinnere dich, dass der Prophet selbst es war, der den Angriff gegen Khaybar geführt hat.«

Die Augen des Libyers weiteten sich mit, wie es schien, noch größerem Respekt für den Rebellenführer.

»Das Blut der Ungläubigen wird in der Tat fließen«, sagte der Kalif und streckte die Hände aus. »Diese Hände werden es sein, die Peter Novaks Blut vergießen sollen.«

»Und der Segen Allahs wird auf ihnen ruhen.«

Der Libyer verbeugte sich. »Komm jetzt mit mir. Das Pferd muss gesattelt werden. Mansur erwartet dich, el Kalif.«

26

Unter größtem Widerstreben ließ Gitta Békesi sich schließlich überreden, sie in das im Zerfall begriffene Haus einzulassen, das sie jetzt mit ihrem bissigen Hund allein bewohnte. Das Widerstreben des Hundes schien noch größer als das ihre: Obwohl er gehorsam den Eingang freigab, ließ seine starre Haltung erkennen, dass er sich auf das geringste Zeichen seiner Herrin hin mit gesträubtem Fell und schnappenden Fängen auf die Besucher werfen würde.

Die alte Frau stand ihrer Behausung an Hinfälligkeit nicht nach. Die Haut hing ihr in losen Lappen um die Wangen; durch ihr dünnes Haar war die trockene Kopfhaut zu sehen; ihre Augen waren eingesunken und funkelten hart aus Falten, die an Schlangenhaut erinnerten. Wenn das Alter alles Harte weich gemacht hatte, dann hatte es im Ausgleich dafür alles Weiche verhärtet, ihre hohen Backenknochen hager und spitz und ihren Mund zu einem grausam wirkenden Schlitz geformt.

Das Gesicht einer Überlebenden.

Aus den vielen Artikeln, die Janson gelesen hatte, wusste er, dass Peter Novak acht Jahre alt gewesen war, als 1945 das Bauerndorf Molnár, sein Geburtsort, von den Streitkräften Hitlers und Stalins praktisch von der Landkarte gelöscht worden war. Die Bevölkerung Molnárs war immer recht klein gewesen -Anfang der vierziger Jahre weniger als tausend Seelen. Fast alle waren umgekommen. Selbst wenn man einmal vom Alter der Frau absah – konnte jemand ein so erschütterndes Ereignis erlebt haben, ohne immer noch von dem Trauma geprägt zu sein?

In dem großen Wohnraum flackerte im Kamin ein

spärliches Feuer. Auf dem hölzernen Sims darüber zeigte ein sepiafarbenes Foto in einem angelaufenen Silberrahmen eine schöne junge Frau. Gitta Békesi, wie sie einmal gewesen war: ein robustes, vor Gesundheit strotzendes Bauernmädchen, das eine Art verschlagener Sinnlichkeit ausstrahlte. Das Bild blickte auf sie herab, machte sich auf grausame Weise über die Verwüstungen des Alters lustig.

Jessie trat vor den Kaminsims. »Was für eine Schönheit Sie doch einmal waren«, sagte sie schlicht.

»Schönheit kann ein Fluch sein«, antwortete die alte Frau. »Zum Glück immer nur ein bald vergehender.«

Sie schnalzte mit der Zunge, worauf der Hund zu ihr herübertrottete und sich neben sie setzte. Sie beugte sich zu ihm hinunter und rieb ihm mit ihren klauenähnlichen Händen die Flanken.

»Ich habe gehört, Sie waren einmal bei dem Grafen angestellt«, sagte Janson. »Graf Ferenczi-Novak.«

»Ich spreche nicht über diese Dinge«, antwortete sie knapp. Sie hatte inzwischen auf einem Schaukelstuhl aus Rohrgeflecht Platz genommen, dessen Sitz halb zerfetzt war. Ihre alte Schrotflinte lehnte hinter ihr wie ein Spazierstock an der Wand. »Ich lebe alleine und verlange nicht mehr, als dass man mich in Ruhe lässt. Ich sage Ihnen, Sie verschwenden Ihre Zeit. Also … Ich habe Sie hereingelassen. Jetzt können Sie sagen, dass Sie der alten Frau Ihre Fragen gestellt haben. Jetzt können Sie allen, die es interessiert, mitteilen, dass Gitta Békesi nichts sagt. Nein, eines sollten Sie doch wissen: In Molnár hat es keine Familie Kis gegeben.«

»Augenblick – allen, die es interessiert? Wen *interessiert* es?«

»Mich nicht«, sagte sie und starrte ausdruckslos vor sich hin, verstummte.

»Sind das Kastanien?«, fragte Jessie und sah dabei auf eine Schale, die auf einem kleinen Tischchen neben dem Stuhl der Frau stand.

Békesi nickte.

»Darf ich eine haben? Ich komme mir unhöflich vor, wenn ich darum bitte, aber ich weiß, dass Sie gerade welche geröstet haben, weil Ihr ganzes Haus danach riecht, und mir läuft von dem Duft das Wasser im Mund zusammen.«

Der Blick der alten Frau wanderte zu der Schale, dann nickte sie. »Sie sind noch heiß«, sagte sie nicht unfreundlich.

»Dabei muss ich irgendwie an meine Oma denken – wir sind in ihr Haus gekommen, und sie hat uns Kastanien geröstet…«

Jessie strahlte bei der Erinnerung daran. »Und uns kam jeder Tag wie Weihnachten vor.«

Sie schälte eine Kastanie und aß sie gierig. »Ganz hervorragend. Einfach wunderbar. Das allein war schon die fünf Stunden Fahrt wert.«

Die alte Frau nickte, wirkte jetzt nicht mehr so abweisend. »Wenn man sie zu lange röstet, werden sie trocken.«

»Und sind zu hart, wenn man sie nicht lang genug röstet«, fügte Jessie hinzu. »Aber Sie können es perfekt.«

Ein kleines, zufriedenes Lächeln legte sich über das Gesicht der alten Frau.

»Betteln alle Ihre Besucher Sie darum an?«, fragte Jessie.

»Ich bekomme keinen Besuch.«

»Überhaupt keinen? Das kann ich kaum glauben.«

»Sehr wenige. Sehr, sehr wenige.«

Jessie nickte. »Und wie gehen Sie mit den besonders lästigen um?«

»Vor ein paar Jahren war ein junger Journalist aus England hier«, sagte die alte Frau und blickte dabei in die Ferne. »Er hatte so viele Fragen. Er hat etwas über Ungarn im Krieg und die Zeit danach geschrieben.«

»Tatsächlich?«, fragte Janson und musterte sie eindringlich. »Ich würde gern lesen, was er geschrieben hat.«

Die alte Frau schnaubte. »Er hat nie etwas geschrieben. Zwei Tage nach seinem Besuch ist er bei einem Unfall in Budapest umgekommen. Dort gibt es schrecklich viel Unfälle, das sagen alle.«

Die Temperatur in dem Raum schien bei ihren Worten spürbar abzusinken.

»Aber ich habe mich immer gefragt…«, sagte die alte Frau.

»Hat er sich auch nach diesem Grafen erkundigt?«, wollte Jessie wissen.

»Nehmen Sie sich noch eine Kastanie«, forderte die alte Frau sie auf.

»Darf ich wirklich? Es macht Ihnen auch nichts aus?«

Die alte Frau lächelte, wirkte jetzt gut gelaunt. Nach einer Weile sagte sie: »Er war *unser* Graf. Man konnte nicht in Molnár leben und den Grafen nicht kennen. Das Land, das man bestellt hat, gehörte ihm oder hat ihm früher einmal gehört. Eine der ganz alten Familien – er konnte seine Vorfahren auf einen der sieben Stämme zurückverfolgen, aus denen im Jahre 1000 die ungarische Nation entstanden ist. Der Besitz, die Ländereien seiner Ahnen, lagen hier, wenn er auch viel Zeit in der Hauptstadt verbracht hat.«

Ihre kleinen dunklen Augen blickten zur Decke. »Die

Leute sagen, ich sei eine alte Frau die in der Vergangenheit lebt. Vielleicht stimmt das auch. Man hat das Land, in dem wir leben, so gequält. Ferenczi-Novak hat das besser verstanden als die meisten.«

»Tatsächlich?«, fragte Jessie.

Sie musterte sie einen Augenblick lang stumm. »Vielleicht möchten Sie mit mir ein Gläschen *pálinka* trinken.«

»Danke, nein, Ma'am.«

Gitta Békesi starrte ausdruckslos vor sich hin und sagte nichts, offenbar beleidigt.

Jessie sah Janson an und dann wieder die alte Frau. »Nun, wenn *Sie* eines nehmen…«

Die alte Frau erhob sich langsam und ging schwerfällig zu einer Anrichte mit Glastüren. Sie holte einen riesigen Krug mit einer farblosen Flüssigkeit heraus und goss davon ein wenig in zwei kleine Gläser.

Jessie nahm eines. Die alte Frau lehnte sich in ihren Sessel zurück und sah zu, wie Jessie an ihrem Glas nippte.

Kaum dass sie geschluckt hatte, schoss die Flüssigkeit wie in einer Explosion wieder aus ihrem Mund. Das geschah so unbewusst wie ein Niesen. *»Oh,* das tut mir Leid!«, stieß sie mit halb erstickter Stimme hervor.

Die alte Frau lächelte.

Jessie rang nach Atem. »Was…«, keuchte sie mit Tränen in den Augen.

»Wir brennen ihn in dieser Gegend selbst«, sagte die Frau. »Fünfundneunzig Prozent. Ein wenig kräftig für Sie?«

»Ein ganz klein wenig«, sagte Jessie heiser.

Die alte Frau leerte ihr Glas und wirkte jetzt gelockerter als vorher. »Das geht alles auf den Vertrag von Trianon von 1920 und die verlorenen Gebiete zurück. Wir mussten

fast drei Viertel unseres Landes an die Rumänen und die Jugoslawen abtreten. Können Sie sich vorstellen, wie wir uns dabei gefühlt haben?«

»Wie bei einer Amputation«, meinte Janson.

»Richtig – man hatte das unheimliche Gefühl, als wäre ein Teil von einem noch da und doch nicht da. *Nem, nem soha! Da*s war damals unser nationales Motto, und es bedeutet: ›Nein, nein, niemals!‹ Das ist die Antwort auf die Frage: ›Darf es so bleiben?‹ Jeder Bahnhofsvorstand hat den Satz mit Blumen in seinen Garten geschrieben. Gerechtigkeit für Ungarn! Aber niemand in der Welt hat das ernst genommen, diese Sehnsucht nach den verlorenen Gebieten. Niemand, außer Hitler. Solcher Wahnsinn – als würde man auf einem Tiger reiten. In Budapest freundet sich die Regierung mit diesem Mann an. Und kurz darauf hat die Bestie sie geschluckt. Das waren Fehler, für die dieses Land schrecklich leiden musste. Aber niemand hat mehr gelitten als wir.«

»Und Sie waren hier, als…?«

»Alle Häuser haben sie in Brand gesteckt. Die Leute, die dort wohnten – deren Vorfahren hier gearbeitet hatten, so lange irgendjemand zurückdenken konnte –, aus ihren Betten gescheucht, von ihren Feldern, vom Frühstückstisch. Zusammengetrieben und mit vorgehaltener Waffe gezwungen, über die Eisdecke der Theiß zu gehen, bis das Eis schließlich brach und sie versanken. Ganze Familien sind Hand in Hand gegangen – und eine Minute später ertrunken, im eisigen Wasser erfroren. Es heißt, man hätte das Eis bis hinauf zu den Weingärten krachen hören. Ich war zu der Zeit im Schloss es lag unter Beschuss. Ich dachte, die Mauern würden über uns zusammenbrechen. Der größte Teil davon wurde auch tatsächlich zerstört. Aber in den Kellern waren wir sicher. Einen Tag später war das Militär weitergezogen, und ich bin in das Dorf

zurückgegangen, wo ich zur Welt gekommen war, der einzigen Heimat, die ich je gekannt hatte – *doch da war nichts mehr.«*

Ihre Stimme war immer leiser geworden, war nur noch ein Flüstern. »Nichts als Plünderung und Vernichtung. Verkohlte Ruinen, Schutt und Asche. Das eine oder andere Bauernhaus auf dem Berg war der Zerstörung entgangen. Aber das Dorf Molnár, das die Plünderung durch die Rumänen, die Tataren und die Türken überstanden hatte, gab es nicht mehr. Ausgelöscht. Und im Fluss trieben so viele Leichen wie Eisschollen. Und dazwischen, nackt, aufgebläht, blau gefroren die Leichen meiner eigenen Eltern.«

Sie griff sich mit der Hand an die Stirn »Wenn man sieht, was Menschen einander antun können, dann … dann schämt man sich, am Leben zu sein.«

Die beiden Amerikaner blieben eine Weile stumm.

»Wie kam es, dass Sie im Schloss lebten?«, fragte Janson nach einer Weile.

Die alte Frau lächelte, erinnerte sich. »Janós Ferenczi-Novak – ein wunderbarer Mensch, und seine Illana war das auch. Ihnen zu dienen war ein Privileg, das habe ich nie vergessen. Sehen Sie, meine Eltern und meine Großeltern und meine Urgroßeltern haben das Land bestellt. Sie waren Bauern, aber im Laufe der Zeit hat der Baron ihnen kleine Stücke Land übereignet. Sie haben Kartoffeln angebaut und Trauben und alle möglichen Beeren. Auf mich haben sie große Hoffnungen gesetzt, glaube ich. Ich war ein hübsches kleines Mädchen. Es stimmt schon. Sie dachten, wenn ich als Dienstmädchen im Schloss arbeite, würde ich dort einiges lernen. Vielleicht würde der Graf mich mit nach Budapest nehmen, und ich würde dort einen ganz besonderen Mann kennen lernen. Meine Mutter hatte

solche Träume. Sie kannte eine der Frauen, die in Ferenczi-Novaks Haushalt tätig waren, und hat mich, ihr kleines Mädchen, ihr vorgestellt. Und dann hat eines zum anderen geführt, und schließlich habe ich den großen Mann selbst kennen gelernt, Graf Ferenczi-Novak, und seine wunderschöne blauäugige Frau Illana. Der Graf hat sich immer häufiger in Budapest aufgehalten, in den Kreisen der Regierung des Reichsverwesers Horthy. Er stand Miklós Kállay nahe, der später Premierminister wurde. Ich glaube, er war irgendein hoher Minister in Kállays Regierung. Der Graf war ein gebildeter Mann. Die Regierung brauchte Männer wie ihn, und er fühlte sich verpflichtet, dem Dienst an seinem Land nachzukommen. Aber trotzdem hat er damals immer wieder ein paar Wochen auf seinem Landbesitz in Molnár verbracht. Ein winziges Dorf. Mit einem Gasthaus. Der Krämer, ein Jude aus Hódmezövásárhely, aber hauptsächlich Bauern und Waldarbeiter. Einfache Leute, die sich im Schweiß ihres Angesichts im Tal der Theiß ihren Lebensunterhalt verdient haben. Und dann kam der Tag, an dem meine Mutter mich in das Schloss auf dem Hügel gebracht hat – das Schloss, von dem wir als Kinder alle gedacht hatten, dass es Teil des Berges selbst sei.«

»Es muss anstrengend sein, sich an etwas zu erinnern, das vor so langer Zeit geschah«, meinte Jessie.

Die alte Frau schüttelte den Kopf. »Was gestern war, ist in den Nebeln der Vergangenheit versunken. Aber was vor sechzig Jahren geschah, sehe ich, als ob es gerade erst geschehen wäre. Der lange, lange Weg an den Stallungen vorbei. Die Steinpfeiler mit den abgewetzten Reliefs. Und dann, im Inneren die große Freitreppe, die abgetretenen Stufen. Es hat mir den Atem genommen. Betrunkene Gäste sagten, die Leute würden auf den abgetretenen Stufen leicht ausgleiten. Später, als ich zum Personal

gehörte, habe ich manchmal gehört, wie die Gräfin Illana über solche Dinge sprach – sie hat sich immer darüber lustig gemacht, es nicht ernst genommen. Sie mochte die Geweihe an den Wänden nicht – ob es wohl irgendein Schloss *ohne* solche Geweihe gibt?, hat sie sich erregt. Die Gemälde von Teniers, Teniers dem Jüngeren. ›Wie jedes Schloss in Mitteleuropa‹, hörte ich die Gräfin einmal zu jemandem sagen. Die Möbel. ›Sehr später Franz Joseph‹, sagte sie immer. Und wie dunkel es in der großen Halle war. Man wollte keine Löcher in die Fresken bohren, um elektrische Beleuchtung einzubauen. Also wurde alles mit Kerzen beleuchtet. Ich erinnere mich, dass in der großen Halle ein Flügel stand, aus Rosenholz. Mit einer feinen Spitzendecke darauf und einem silbernen Kandelaber, der musste jeden Samstag sorgfältig poliert werden. Im Freien war es genauso schön. Ich war vor Aufregung ganz benommen, als ich zum ersten Mal durch den im englischen Stil angelegten Garten hinter dem Schloss ging. Da wuchsen riesige Trompetenbäume mit ihren verwachsenen Ästen, und überall lagen die Samenkapseln davon herum, und zugestutzte Akazien und Walnussbäume. Die Gräfin war auf ihren *jardin anglais* sehr stolz. Sie hat uns beigebracht, alles mit dem richtigen Namen zu bezeichnen. In Englisch, ja, in Englisch. Eine der Schlossangestellten hat mir diese Sprache beigebracht. Illana machte es Spaß, Leute in Englisch anzusprechen, als ob sie in einem englischen Landhaus leben würde, und deshalb mussten wir Englisch lernen.«

Die alte Frau wirkte jetzt ganz heiter und gelassen. »Dieser englische Garten. Der Geruch von frisch gemähtem Gras, der Duft der Rosen und des Heus – für mich war es wie ein Paradies. Ich weiß, dass die Leute sagen, ich würde in der Vergangenheit leben, aber es ist eine Vergangenheit, die es wert war, in ihr zu leben.«

Janson erinnerte sich an die Ruinen, die er ein Stück weiter oben am Berg gesehen hatte: Von dem früher einmal riesigen Anwesen waren nur die ausgezackten Mauerreste übrig geblieben; einen halben Meter hoch ragten sie aus dem Boden, so dass man sie im hohen Gras kaum sehen konnte. Bröckelnde Ziegelfundamente einstmals grandioser Kamine schimmerten wie Baumstümpfe durch das Buschwerk. Von einem Schloss, das jahrhundertelang stolz die Gegend beherrscht hatte, waren nur Schutt und Ruinen geblieben – nicht viel mehr als ein Steingarten. Eine vergessene Welt. Einstmals war die alte Frau in einen Zaubergarten eingetreten. Jetzt lebte sie in den Schatten seiner Ruinen.

Die Holzscheite im Kamin knackten und zischten leise, und eine Minute lang sagte niemand etwas.

»Und was ist mit herumtappenden kleinen Füßen?«, fragte Jessie schließlich.

»Sie hatten nur ein Kind. Peter. Möchten Sie noch einen Tropfen *pálinka?«*

»Sie sind wirklich sehr freundlich, Ma'am«, sagte Jessie. »Aber lieber nicht.«

»Peter, haben Sie gesagt«, wiederholte Janson bewusst beiläufig. »Wann ist er denn zur Welt gekommen?«

»Sein Namenstag war der erste Samstag im Oktober 1937. Was für ein schöner kleiner Junge! So hübsch und so intelligent. Man konnte gleich erkennen, dass einmal ein bedeutender Mensch aus ihm würde.«

»Ja, tatsächlich?«

»Ich sehe ihn noch ganz deutlich vor mir, wie er mit seinem Peter-Pan-Kragen, seinen kleinen Knickerbockers und seiner Matrosenmütze durch die lange Spiegelhalle auf und ab marschiert ist. Er hatte großen Spaß daran, wenn sein Bild zwischen zwei gegenüberliegenden

Spiegeln hin und her geworfen wurde, sich endlos vermehrt hat und immer kleiner wurde.«

Ihr Lächeln zauberte ein Netz aus winzigen Fältchen auf ihre Wangen. »Und seine Eltern waren so stolz auf ihn. Aber das konnte man verstehen. Er war ihr einziges Kind. Es war eine schwere Geburt, und die Gräfin konnte nach ihm keine Kinder mehr bekommen.«

Die alte Frau war jetzt an einem anderen Ort, in einer anderen Welt: Wenn es eine vergessene Welt war, dann eine, die sie nicht vergessen hatte. »Einmal, gleich nach dem Mittagessen, hat er ein paar Plätzchen gegessen, die die Köchin zum Tee gebacken hatte. Das durfte er nicht, und die Köchin hat ihn geschimpft. Nun, Gräfin Illana hat es zufällig mit angehört. *›Dass Sie mir nur ja nie wieder so mit unserem Kind reden‹*, hat sie sie angeherrscht. Und wie sie das gesagt hat – als würden kleine Eiszapfen an jedem Wort hängen. Bettina, das war die Köchin, bekam rote Flecken auf den Wangen, aber sie hat nichts erwidert. Sie hat es verstanden. Alle haben wir das. Er war … anders als andere kleine Jungen. Aber nicht verzogen, das müssen Sie verstehen. Sonnig wie der erste Juli, wie wir Ungarn sagen. Wenn ihm etwas Spaß machte, dann hat er so gestrahlt, dass man dachte, sein Gesicht würde in Stücke gehen. Ein gesegnetes Kind war das. Verzaubert. Er hätte *alles* werden können. Alles, was man sich denken kann.«

»Peter muss seinen Eltern wirklich viel bedeutet haben«, sagte Jessie.

Die alte Frau hatte wieder angefangen, mit rhythmischen Bewegungen ihren Hund zu streicheln. »Ein wirklich vollkommener kleiner Junge.«

Ihre Augen leuchteten kurz auf, als könne sie den Jungen vor sich sehen, wie er vor den Spiegeln beiderseits des

Ganges herumstolzierte und sein Spiegelbild sich unendlich oft wiederholte, bis es in einen winzigen Punkt zusammenschrumpfte.

Die Lider der alten Frau flatterten, und sie drückte die Augen zu, als versuche sie die Bilder in ihrem Bewusstsein zum Anhalten zu bringen. »Das Fieber war schrecklich, er glühte wie Feuer, warf sich im Bett herum und musste sich immer wieder übergeben. Es war eine Cholera-Epidemie, wissen Sie. So heiß hat er sich angefühlt. Und dann so kalt. Ich war eine von denen, die ihn in seinem Krankenbett gepflegt haben wissen Sie.«

Sie legte dem Hund beide Hände auf den Kopf zog Trost aus der ruhigen Kraft des Tiers. »Ich werde diesen Morgen nie vergessen – als ich seine Leiche fand, so kalt die Lippen, so blass die Wangen, wie Wachs. Es war wirklich herzzerreißend. Er war erst fünf Jahre alt. Kann es etwas Traurigeres geben? Tot, bevor er wirklich eine Chance hatte zu leben.«

Janson fühlte sich vom Schwindel gepackt, völlig desorientiert. *Peter Novak als Kind gestorben?* Wie konnte das sein? Gab es irgendwo einen Irrtum – war dies eine andere Familie, die die alte Frau da schilderte –, *einen anderen* Peter?

Und doch stimmten die Berichte über das Leben des großen Philanthropen alle überein: Peter Novak, der geliebte einzige Sohn von Janós Ferenczi-Novak, war im Oktober 1937 zur Welt gekommen und in der vom Krieg verwüsteten Ortschaft Molnár aufgewachsen. So stand es in den offiziellen Unterlagen.

Aber das Übrige? Es konnte keinen Zweifel daran geben, dass die alte Frau die Wahrheit berichtete, so wie sie sich daran erinnerte. Und doch, was hatte das zu *bedeuten?*

Peter Novak, der Mann, den es nie gab?

Inmitten wachsenden Unbehagens flatterten Janson alle möglichen Varianten durch den Kopf, wie Karteikarten, die man immer wieder neu durcheinander gemischt hat.

Jessie zog den Reißverschluss ihres Rucksacks auf, holte den Bildband über Peter Novak heraus und schlug eine Seite mit einem Brustbild des großen Mannes auf. Sie zeigte es Gitta Békesi.

»Sehen Sie diesen Mann? Sein Name ist Peter Novak.«

Die alte Frau warf einen Blick auf das Bild, sah dann Jessie an und zuckte die Schultern. »Ich höre keine Nachrichten. Ich habe kein Fernsehen und lese keine Zeitungen. Sie müssen mir verzeihen. Aber ja, ich denke, ich habe von diesem Mann gehört.«

»Derselbe Name wie der kleine Sohn des Grafen. Das kann doch sicherlich nicht dieselbe Person sein?«

»Peter, Novak – das sind in unserem Land geläufige Namen«, sagte sie und hob erneut die Schultern. »Natürlich ist das hier nicht Ferenczi-Novaks Sohn. Der ist 1942 gestorben. Das habe ich Ihnen doch gesagt.«

Ihre Augen wanderten zu dem Foto zurück. »Außerdem hat dieser Mann braune Augen.«

Das schien ihr fast zu offensichtlich, um näher darauf einzugehen, aber dann fügte sie doch hinzu: »Der kleine Peter hatte blaue Augen, blau wie das Wasser des Balaton. Blau wie die seiner Mutter.«

In einem Zustand, der an Schock grenzte, traten die beiden den langen Weg zurück zu dem Lancia an, einen Kilometer den Hügel hinauf. Als das Haus dann hinter ihnen zwischen den Büschen verschwand, begannen sie zu reden, langsam, tastend, versuchten das immer komplizierter werdende Geheimnis zu erforschen.

»Was, wenn es noch ein Kind gegeben hat?«, fragte Jessie. »Eines, von dem niemand etwas wusste und das den Namen seines Bruders angenommen hat. Ein Zwillingsbruder vielleicht, den sie aus irgendeinem Grund versteckt haben.«

»Die alte Frau schien sich ganz sicher zu sein, dass er ihr einziges Kind war. So etwas kann man nicht leicht vor seinen Hausangestellten verbergen. Aber wenn Graf Ferenczi-Novak wirklich so paranoid war, wie es heißt, kann man sich alles Mögliche vorstellen.«

»Aber warum? Er war doch nicht verrückt.«

»Verrückt nicht, aber von panischer Angst um sein Kind erfüllt«, sagte Janson. »Die ungarische Politik befand sich damals in einer unglaublich explosiven Situation. Erinnern Sie sich an das, was Sie gelesen haben. Bela Kun hatte die Macht im März 1919 ergriffen und einhundertdreiunddreißig Tage regiert. Ein Schreckensregiment. Und nachdem man ihn gestürzt hatte, folgte darauf ein sogar noch schrecklicheres Massaker an den Leuten, die ihm bei seiner Machtergreifung behilflich gewesen waren. Ganze Familien wurden hingemetzelt – das war der so genannte Weiße Schrecken von Admiral Horthy. Vergeltungsmaßnahmen … und wiederum Vergeltungsmaßnahmen dagegen – das war damals an der Tagesordnung. Vielleicht hat der Graf gespürt, dass das eines Tages auch ihn erfassen würde, dass seine Zusammenarbeit mit Premierminister Kállay das Todesurteil nicht nur für ihn, sondern für seine Familie bedeuten könnte.«

»Er hatte Angst vor den Kommunisten?«

»Den Faschisten und den Kommunisten, beiden. Ende vierundvierzig, Anfang fünfundvierzig, nachdem die Pfeilkreuzler die Macht übernommen hatten, wurden Hunderttausende von Menschen getötet. Sie müssen

bedenken, dass das Leute waren, die Horthy für zu *lasch* hielten. Echte, hausgemachte ungarische Nazis. Als dann die Rote Armee die Kontrolle über das Land übernahm, kam es zu einer weiteren Säuberungswelle. Wieder wurden Hunderttausende umgebracht. Feinde der Revolution, klar? Leute wie Ferenczi-Novak befanden sich in einer Zwickmühle. Wie häufig gibt es derartige ideologische Pendelschläge – ein Land, das von ganz links nach ganz rechts und dann aufs Neue nach ganz links kippt, mit nichts dazwischen?«

»Womit wir wieder bei der alten Frage wären: Wie kann man es verantworten, ein Kind in eine solche Welt hineinzusetzen?«, sinnierte Jessie. »Vielleicht dachten der Graf und die Gräfin, dass sie das einfach nicht tun dürften. Dass sie ihr Kind verstecken mussten.«

»Moses im Schilfkörbchen«, sinnierte Janson. »Aber das wirft eine ganze Menge neuer Fragen auf. Novak behauptet der Welt gegenüber, dass dies seine Eltern waren. Warum?«

»Weil es die Wahrheit ist?«

»Nein, das passt nicht. Ein solches Kind würde so aufgezogen worden sein, dass es Angst vor der Wahrheit hat, dass es die Wahrheit für gefährlich hält – um Himmels willen, vielleicht *kennt* er die Wahrheit nicht einmal. So ist das bei Kindern: Man darf dem Kind das, womit es nicht fertig werden kann, gar nicht sagen. Wenn in Nazi-Deutschland eine nichtjüdische Familie ein jüdisches Kind versteckt hatte, dann hat man ihm nie die Wahrheit gesagt, *konnte* sie ihm nicht sagen. Das Risiko war zu groß: Es könnte gegenüber seinen Spielgefährten oder einem Lehrer etwas Unpassendes ausplaudern. Die einzige Möglichkeit, es vor den Folgen einer potenziell tödlichen Wahrheit zu schützen, war die, es in Unkenntnis jener Wahrheit zu lassen. Man würde es ihm erst viel später

sagen, wenn es einmal erwachsen war. Außerdem, wenn Novaks Eltern die waren, von denen er das behauptet, dann würde diese Gitta Békesi das wissen. Da bin ich mir ganz sicher. Ich glaube nicht, dass sie ein weiteres Kind hatten. Ich glaube, die alte Frau hat uns die Wahrheit gesagt: Peter Novak, der einzige Sohn des Grafen, ist als Kind gestorben.«

Die Schatten dehnten sich zu langen, schmalen Streifen, als die Sonne hinter dem fernen Berggipfel versank. Minuten später waren Lichtungen, die gerade noch golden geleuchtet hatten, plötzlich grau geworden. An einer Hügelflanke kommt der Sonnenuntergang schnell und fast ohne Vorwarnung.

»Das entwickelt sich zu einem gottverdammten Spiegelkabinett – ähnlich dem, von dem Oma Gitta uns erzählt hat. Gestern haben wir uns gefragt, ob irgendein Betrüger Peter Novaks Identität angenommen hat. Jetzt sieht es mehr und mehr so aus, als hätte Peter Novak selbst die Identität eines anderen übernommen. Ein totes Kind, ein ausgelöschtes Dorf – und damit eine Chance für jemanden, sich diese Identität anzueignen.«

»Identitätsdiebstahl«, sagte Janson. »Perfekt ausgeführt.«

»Genial, wenn Sie einmal darüber nachdenken. Man wählt ein Dorf aus, das im Krieg total liquidiert worden ist – sodass praktisch niemand mehr da ist, der sich an seine Kindheit erinnern kann. Sämtliche Unterlagen, alle Geburts- und Sterbeurkunden bei der Vernichtung der Ortschaft zerstört.«

»Sich zum Sohn eines Aristokraten zu machen war ein kluger Schachzug«, sagte Janson. »Das hilft eine Menge Fragen beantworten, die man vielleicht sonst in Bezug auf seine Herkunft gestellt hätte. Niemand muss sich fragen,

wieso er eine so gute Ausbildung haben und so weltläufig sein konnte, ohne dass es irgendwelche Aufzeichnungen in Erziehungsinstituten über seinen Werdegang gibt.«

»Genau. Wo ist er zur Schule gegangen? Hey, er hatte Privatlehrer – das Kind eines Grafen, nicht wahr? Warum gibt es keine Belege hinsichtlich seiner Laufbahn? Weil dieser Aristokrat, dieser Janós Ferenczi-Novak, massenhaft Feinde und somit gute Gründe hatte, paranoid zu sein. Alles passt, passt wirklich perfekt.«

»Beinahe zu perfekt. Er taucht plötzlich aus dem Nichts als Währungsspekulant der allerersten Kategorie auf.«

»Ein Mann ohne Vergangenheit.«

»Oh, eine Vergangenheit hat er schon. Bloß eine, die keiner kennt.«

Vor Jansons innerem Auge tauchte plötzlich ein Bild der Gulfstream V des Philanthropen auf, die weiße Aufschrift auf dem indigofarbenen Rumpf: *Sok kicsi sokra megy.* Dasselbe ungarische Sprichwort, das Novak in den Fernsehnachrichten erwähnt hatte. Viele Kleinigkeiten können sich zu einem großen Ganzen zusammenfügen. Marta Langs Worte in dem Jet hallten plötzlich eisig in ihm wider: *Novak hat immer wieder unter Beweis gestellt, wer er wirklich ist. Ein Mann für alle Jahreszeiten und ein Mann für alle Menschen.*

Und doch, wer war »Novak« wirklich?

Jessie trat mit einem langen Schritt über einen gewaltigen Ast, der ihnen den Weg versperrte. »Ich komme immer wieder auf die Frage *warum* zurück. Warum die Tricks? Alle lieben ihn. Er ist doch ein gottverdammter Held unserer Zeit.«

»Selbst Heilige können manchmal etwas zu verbergen haben«, parierte Janson und beobachtete genau, wohin er trat. »Was ist, wenn der Mann aus einer Familie stammt,

die mit den Grausamkeiten der Pfeilkreuzler zu tun hatte? Noch einmal, Sie müssen sich ein Land vorstellen, in dem die Leute ein langes Gedächtnis haben, in dem das Wort Vergeltung etwas zu bedeuten hat, wo man *ganze* Familien, auch Kinder und Enkel, umgebracht oder deportiert hat, bloß weil sie auf der falschen Seite standen. Diese endlosen Rachezyklen waren in der ungarischen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts ein entscheidender Faktor. Wenn es in Ihrer Vergangenheit so viel Böses gegeben hätte, könnten Sie durchaus den Wunsch haben, ihm zu entkommen, es hinter sich zu lassen, und dafür alle zur Verfügung stehenden Mittel einsetzen. Oma Gitta ist nicht der einzige Mensch in dieser Gegend, der in der Vergangenheit lebt. Denken Sie einmal darüber nach. Überlegen Sie, dass dieser Mann aus einer Pfeilkreuz-Familie stammt. Ganz gleich, was er selbst getan hat, das würde immer wieder herauskommen – in jedem Interview, in jedem Gespräch.«

Jessie nickte. »›Die Väter haben saure Trauben gegessen, und die *Zähne* der Kinder weigern sich‹«, sagte sie. »Wie es im Buch Jeremias steht.«

»Ja, das wäre ein durchaus einleuchtendes Motiv«, sagte Janson, hatte aber im Stillen den Verdacht, dass nichts an dieser ganzen Geschichte schlicht und einfach war. Etwas – keine Idee, nur der Hauch einer solchen – schwebte undeutlich in seinem Bewusstsein, außer Reichweite, aber immer wieder präsent, wie ein winziges Insekt. Undeutlich, fast nicht wahrnehmbar und doch *existent.*

Wenn er es nur schaffen würde, sich darauf zu konzentrieren, alles andere zu verdrängen und sich zu konzentrieren.

Ein paar Augenblicke verstrichen, bis er das Geräusch erkannte, das von unten den Abhang hoch zu ihnen heraufdrang. Es war schwach und kaum wahrnehmbar,

und doch erkannte er, als seine Sinne sich darauf einstellten, woher es kam, und sein Herz fing an schneller zu schlagen.

Es waren die Schreie einer Frau.

27

Herr im Himmel, *nein!*

Dorniger Liguster und sonstiges Gestrüpp peitschte auf Janson ein, zerkratzte ihm das Gesicht, als er den gewundenen Weg hügelabwärts rannte. Jedes Mal, wenn er über Felsbrocken hinwegsetzte oder quer durch dichtes Gebüsch hastete, achtete er darauf, wohin er seinen Fuß setzte; ein Fehltritt in dem rauen Terrain konnte leicht eine Verstauchung oder Schlimmeres zur Folge haben. Er hatte Jessie angewiesen, schleunigst zu dem Lancia zurückzukehren: Wenn ihre Feinde den Wagen vorher erreichten, wäre das eine Katastrophe. Sie musste bergauf laufen, aber sie rannte wie eine Gazelle und würde ihr Ziel bald erreichen.

Ein paar Minuten später und kaum außer Atem traf Janson wieder an dem baufälligen Haus der alten Frau ein. Die Schreie waren verstummt, doch die jetzt herrschende Stille war noch viel unheilverheißender.

Die Tür stand offen, und dahinter bot sich ihm ein Bild, das sich für ewig in sein Bewusstsein einprägen würde. Der wackere Kuvasz lag reglos auf dem Boden; man hatte ihm den Bauch aufgeschlitzt, und seine Eingeweide waren auf den abgetretenen Teppich gequollen, ein schimmernder, in der kühlen Luft dampfender formloser roter Haufen. In dem Schaukelstuhl ein Stück dahinter hing Gitta Békesi, eine Frau, die den roten Terror und den weißen überlebt hatte, zwei Weltkriege, die Panzer von 1956, die Gewalten der Natur ebenso wie die von Menschenhand. Ihr grober Baumwollrock verdeckte ihr Gesicht; man hatte ihn ihr hochgerissen und über den Kopf gestülpt, sodass ihr erschlaffter Oberkörper freige-

legt war – und das unsäglich Schreckliche, das man ihm angetan hatte. Kleine, rot geränderte Wunden – jede einzelne vom brutalen Stich eines Bajonetts, das wusste Janson – waren kreuz und quer in einer grotesken Anordnung über ihr bläuliches Fleisch verteilt. Die Bajonette ihrer Mörder hatten sich Dutzende Male in sie gebohrt. An ihren freigelegten Armen und Beinen konnte er rote Druckstellen erkennen, wo man sie gepackt hatte. Man hatte die Frau festgehalten und sie mit dem Bajonett gefoltert. Hatten sie versucht, Informationen aus ihr herauszupressen? Oder sie nur auf sadistische Weise bestraft für die Informationen, die sie ihnen preisgegeben hatte?

Was für Ungeheuer waren da am Werk gewesen?

Jansons Gesicht war zu einer eisigen Maske erstarrt, als er sich umsah und am Boden und an den Wänden Spritzer vom Blut der toten Frau entdeckte. Die Gräueltat war erst vor wenigen Minuten geschehen. Ihre Besucher waren ebenso schnell wie brutal gewesen. Und wo waren sie jetzt? Sie konnten nicht weit sein. Sollte er ihr nächstes Opfer werden?

Jansons Herz schlug in langsamem, kraftvollem Rhythmus. Die Aussicht auf eine Konfrontation machte ihm keine Angst, weckte eher auf bizarre Weise besondere Kräfte in ihm. Die alte Frau mochte für diese Ungeheuer ein leichtes Opfer gewesen sein; doch wer immer ihr das angetan hatte, würde feststellen, dass er das keineswegs war. Eine Aufwallung von Zorn durchfuhr ihn, vertraut und in dieser Vertrautheit seltsam wohl tuend. Die Worte Derek Collins' fielen ihm wieder ein: *Gewalt ist etwas, worauf Sie sich sehr, sehr, sehr gut verstehen, Janson … Sie sagen, das Töten macht Sie krank. Jetzt werde ich Ihnen etwas sagen, was Ihnen eines Tages auch selbst klar werden wird: Nur so werden Sie das Gefühl haben, dass*

Sie leben.

Er hatte jetzt das Gefühl, dass Derek Collins das richtig erkannt hatte. Er war jahrelang vor seinem eigenen Wesen geflohen. Heute würde er das nicht tun. Die Spuren des Gemetzels vor Augen, durchzuckte es ihn wie ein Degenstich: Die Leute, die diese Frau hier so gequält hatten, würden selbst Qualen erleiden.

Wo *waren sie?*

Nahe, sehr nahe. Weil sie nach ihm suchten. Sie würden oben auf der Hügelkuppe sein. Würde Jessie es rechtzeitig bis zu dem Lancia schaffen?

Janson brauchte einen erhöhten Aussichtspunkt, um sein Gefechtsfeld überblicken zu können. Das Bauernhaus war in der traditionellen L-Form um einen Innenhof herum angeordnet, die Wohn- und Arbeitsräume befanden sich unter demselben Dach. Im rechten Winkel zum Haus gab es eine Art Säulengang mit einem Heuschober darüber, an den Pferdeställe angrenzten. Er rannte in den Hof und stieg die Leiter zu dem Heuschober hinauf. Eine Klapptür in dem mit Brettern gedeckten Dach machte es ihm möglich, auf dessen höchsten Punkt zu klettern.

Eine Viertelmeile hügelaufwärts konnte er einen kleinen Trupp Männer sehen, die sich auf Jessie Kincaid zubewegten. Im schwachen Licht waren die Gestalten der Verfolger nur undeutlich auszumachen, aber abgebrochene Äste und zertrampeltes Gras zeigten, in welche Richtung sie gingen. Dann hörte und sah Janson das Flattern schwarzer Vögel, die unter lautem Krächzen aus dem Unterholz aufflogen. Gleich darauf entdeckte er eine Bewegung in den Büschen rings um den alten Bauernhof und erkannte sofort, was das bedeutete.

Er war in eine Falle gegangen!

Die Männer hatten damit *gerechnet,* dass er die Schreie

der alten Frau hören würde. Sie hatten ihn zu dem Bauernhaus zurücklocken wollen.

Jetzt hatten sie ihn exakt da, wo sie ihr Vorhaben ausführen konnten – würden mit ihm genau das tun, was sie vorhatten! Ein Adrenalinstoß zuckte durch seine Adern, ließ ihn plötzlich mit eisiger Klarheit alles erkennen.

Das Bauernhaus selbst stellte eine Art Schutzwall dar, aber seine Verfolger hatten es an allen vier Seiten umstellt und zeigten sich jetzt, drangen aus dem Gebüsch vor und betraten den Hof. Sie mussten gesehen haben, wie er in das Haus geeilt war, hatten wahrscheinlich darauf gewartet, dass er gleich wieder herausgerannt kommen würde. Unentdeckt zu entkommen war ein Ding der Unmöglichkeit. Man würde ihn auf dem Weg zum Lancia abfangen, würde ihn in einem von Mauern umgebenen Hof, der jetzt sein Gefängnis darstellte, töten oder ihn gefangen nehmen.

Die Lichtkegel der Taschenlampen seiner Verfolger beleuchteten die Mauern des alten Hauses; im Licht konnte er jetzt auch ihre Karabiner erkennen. Sie würden bei der ersten sich bietenden Gelegenheit das Feuer auf ihre Beute eröffnen. Janson bot in diesem Augenblick tatsächlich ein sehr bequemes Ziel – und es würde nicht lange dauern, bis ihre Scheinwerferkegel das Dach des Heuschobers erfassten und ihn dort mit der Deutlichkeit einer Zielscheibe auf dem Schießplatz abzeichneten.

Janson ließ sich, so schnell und so leise es ihm möglich war, vom Dach gleiten und kletterte die Leiter vom Heuboden in den Hof hinunter. Wenn die Männer den Hof bis jetzt noch nicht gestürmt hatten, dann nur, weil sie nicht wussten, ob er bewaffnet war. Sie würden sich Zeit lassen, würden mit Vorsicht und Bedacht vorgehen und sicherstellen, dass er starb, ohne einen von ihnen mitzunehmen.

Er hastete quer über den Hof in den Wohnraum der alten Frau zurück. Das flackernde Kaminfeuer hüllte die Spuren der Bluttat in gespenstisches Licht. Aber er hatte keine andere Wahl, als hierher zurückzukehren. Die alte Frau hatte eine Schrotflinte gehabt, oder nicht?

Die Schrotflinte war verschwunden. Natürlich war sie verschwunden! So etwas würde ihnen nicht entgangen sein, und eine Achtzigjährige zu entwaffnen sollte keine zu großen Schwierigkeiten bereitet haben. Aber wenn die alte Frau eine Schrotflinte besessen hatte, dann musste es auch irgendwo einen Munitionsvorrat geben.

Ein gelber Lichtkegel huschte durch das Fenster in den Wohnraum der Frau, suchte nach Anzeichen von Bewegung nach Spuren von ihm. Janson ließ sich sofort zu Boden fallen. Sie wollten ihn aufspüren, wollten seine Bewegungsfreiheit in zunehmendem Maße einschränken. Sobald sie einmal mit Sicherheit wussten, in welchem Gebäude er sich befand, konnten sie das Hoftor aufbrechen und das Gebäude umzingeln, in das er sich zurückgezogen hatte.

Janson kroch in Richtung auf die Küche, blieb dicht an den Boden gepresst, um so unsichtbar zu bleiben. Die Patronen für die Schrotflinte – wo würde die alte Frau sie aufbewahrt haben? Ohne die Flinte würden sie ihm als Waffen gegen seine Verfolger nichts nützen. Aber vielleicht gab es eine andere Möglichkeit, sie einzusetzen. Dass er jetzt noch am Leben war, konnte er einzig und allein der Tatsache zuschreiben, dass die Verfolger nicht wussten, wo er sich aufhielt, aber das reichte nicht aus. Er würde nur dann gewinnen, wenn es ihm gelang, Unsicherheit in Irrtum zu verwandeln.

Er zog ein paar Schubfächer in der Küche auf, fand in dem einen Besteck, in einem anderen Gewürzflaschen. In einer kleinen Speisekammer, die an die Küche angrenzte,

stieß er schließlich auf das, was er suchte, und zwar auf einen reichlicheren Vorrat, als er sich erhofft hatte. Zehn Schachteln Biro-Super-Schrotpatronen, Kaliber 10, zwanzig pro Schachtel. Er nahm zwei Schachteln mit und kroch wieder in den Wohnraum zurück.

Von draußen hallten Rufe in einer ihm unbekannten Sprache herein. Aber was die Rufe bedeuteten, war klar: Weitere Männer waren eingetroffen und verstärkten den Ring um den alten Bauernhof.

Janson legte eine Hand voll der langen Patronen in die eiserne Pfanne über dem offenen Kamin, in der die Frau am Nachmittag Kastanien geröstet hatte. Die Patronen enthielten Schrotkugeln und Schießpulver, und obwohl sie eigentlich durch den Schlagbolzen einer Schrotflinte zur Explosion gebracht werden sollten, würde ausreichende Hitze natürlich dieselbe Wirkung haben.

Das Feuer war nur noch schwach, war am Erlöschen, und die Pfanne hing etwa einen halben Meter darüber. Konnte er sich darauf verlassen?

Janson legte ein weiteres Holzscheit ins Feuer und kehrte in die Küche zurück. Dort setzte er eine gusseiserne Pfanne auf den jahrzehntealten Elektroherd und warf eine weitere Hand voll Patronen hinein. Er schaltete den Herd auf mittlere Hitze. Bis das Heizelement den Pfannenboden anwärmte, würde eine Minute verstreichen.

Jetzt schaltete er auch die Bratröhre ein, verteilte die verbliebenen fünfzig Patronen auf dem Rost unter dem oberen Heizelement und schaltete auf die höchste Temperaturstufe. Die Bratröhre würde sicherlich am längsten brauchen, um die nötige Hitze zu erreichen. Seine Berechnungen waren bestenfalls primitiv, das war ihm klar – er wusste aber auch, dass das seine einzige Chance war.

Er kroch über den Hof, an den Stallungen vorbei, kletter-

te wieder in den Heuschober…

Und wartete.

Eine Weile konnte er außer den Stimmen der immer näher rückenden Männer nichts hören; sie bezogen in sicherer Distanz von den Fenstern Position und verständigten sich mit knappen Befehlen und Signalen ihrer Taschenlampen. Plötzlich zerriss der Knall eines Schusses die Stille, gefolgt in schneller Folge von vier weiteren Schüssen. Dann hörte er, wie das Feuer mit einer automatischen Waffe erwidert wurde, hörte das Klirren von zerbrechendem Glas. Das mussten die Fenster an der Vorderfront gewesen sein.

Für Janson war die Folge von Geräuschen so klar wie ein schriftlicher Bericht. Die Patronen über dem offenen Kamin waren als erste detoniert, so wie er das gehofft hatte. Die Belagerer hatten daraus den einzig logischen Schluss gezogen: Schüsse aus dem Wohnraum deuteten darauf hin, dass jemand auf sie feuerte. Damit hatten sie das, was sie brauchten: einen exakten Zielort.

Exakt den *falschen* Ort.

Eindringliche Rufe forderten die anderen Männer auf, sich an dem offenbar ausgebrochenen Feuergefecht im vorderen Bereich des Hauses zu beteiligen.

Eine Folge weiterer Explosionen verriet Janson, dass die Patronen in der Pfanne auf dem Herd jetzt heiß genug geworden waren, um zu detonieren. Den Angreifern würde das verraten, dass ihre Zielperson sich in die Küche zurückgezogen hatte. Durch einen Spalt in der Bretterwand der Scheune sah er, dass ein einzelner Mann mit einer Maschinenpistole zurückblieb; seine Partner waren zur anderen Seite des Hofes gerannt, um sich den anderen anzuschließen.

Janson zog seine kleine Beretta und zielte durch den

Spalt in der Bretterwand auf den stämmigen, olivfarben gekleideten Mann. Aber er durfte noch nicht schießen – durfte nicht riskieren, dass andere den Schuss hörten und damit auf ihn aufmerksam wurden. Er hörte das Krachen von Gewehrschüssen, das vom Hauptgebäude zu ihm herüberhallte: Die anderen Angreifer zerfetzten jetzt das Haus mit ihrem Feuer, während sie versuchten, Jansons Versteck ausfindig zu machen. Janson wartete, bis er die gewaltige Explosion von fünfzig in der Bratröhre explodierenden Schrotpatronen hörte, bevor er den Abzug betätigte. Der Schuss würde in dem Lärm und der sich daran anschließenden Verwirrung total untergehen.

Er feuerte im genau richtigen Augenblick.

Der stämmige Mann kippte langsam mit dem Gesicht nach vorne um. Als er auf den weichen, mit Blättern bedeckten Boden sank, war kaum etwas zu hören.

Der Weg war jetzt frei. Janson öffnete eine Tür in der Scheunenwand und trat neben den Getöteten, wusste, dass man ihn nicht sehen würde. Einen Augenblick lang erwog er, in den dunklen Büschen an der Hügelflanke zu verschwinden; das würde möglich sein, er war bei anderer Gelegenheit in ähnlichem Terrain zurechtgekommen. Er zweifelte auch keinen Augenblick daran, dass er seinen Verfolgern entkommen und ein oder zwei Tage später sicher und unbehindert in einem der anderen Dörfer würde auftauchen können.

Doch dann erinnerte er sich wieder an die ermordete Frau, an die brutale Art und Weise, wie man sie zu Tode gequält hatte, und jeder Gedanke an Flucht verflog. Sein Herz schlug heftig, und er hatte das Gefühl, selbst die Abendschatten wie durch einen roten Vorhang zu sehen. Er sah, dass seine Kugel den olivfarben gekleideten Mann am Haaransatz getroffen hatte; nur ein schmales Rinnsal von Blut, das über seine Stirn rann, verriet den tödlichen

Einschuss. Er nahm dem Toten die Maschinenpistole und den Gurt mit den Ersatzmagazinen ab und schlang ihn sich um die Schultern.

Es war keine Zeit zu verlieren.

Die Angreifer waren jetzt im Haus versammelt, trampelten herum, feuerten ihre Waffen ab. Ihre Kugeln zerfetzten sämtliche Schränke und Kommoden und jedes nur gerade denkbare Versteck; Stahlmantelgeschosse, die sich in Holz bohrten anstatt in menschliches Fleisch.

Aber jetzt waren *sie* es, die in der Falle steckten.

Leise schlug er einen Bogen um das Haus herum, zu dessen Vorderseite, zerrte den Toten hinter sich mit. In den herumhuschenden Lichtkegeln erkannte er ein Gesicht, ein zweites, ein drittes. Das Blut rann kalt in seinen Adern. Es waren harte Gesichter. Brutale Gesichter. Die Gesichter von Männern, mit denen er vor vielen Jahren bei Consular Operations zusammengearbeitet hatte und die er schon damals nicht gemocht hatte. Es waren derbe, ungehobelte Männer – derb und ungehobelt nicht, was ihre Manieren anging, sondern hinsichtlich ihres Empfindens. Männer, für die brutale Gewalt nicht letzte Zuflucht, sondern erste Wahl war, Männer, deren Zynismus nicht das Produkt von enttäuschtem Idealismus, sondern von nackter Habgier war. Männer wie sie hatten im Dienst der Regierung nichts zu suchen; nach Jansons Ansicht beeinträchtigten sie deren moralische Glaubwürdigkeit durch ihre bloße Anwesenheit. Die Routine, mit der sie ihr blutiges Handwerk verrichteten, wurde durch das völlige Fehlen eines Gewissens kompensiert, der Unfähigkeit, die legitimen Ziele zu begreifen, die manchmal fragwürdige Taktiken rechtfertigten.

Hastig zog er dem Toten sein Jackett über und brachte ihn dann hinter einem mächtigen Kastanienbaum in eine

kauernde Position; mit den Schnürsenkeln des Mannes band er ihm seine Taschenlampe an den leblosen Unterarm. Er zupfte winzige Holzsplitter von einem abgestorbenen Ast und spreizte ihm damit die Augen auf, so dass sie glasig starrten. Das war primitive Arbeit, den Mann so zu einer Puppe seiner selbst zu machen. Aber im abendlichen Halbdunkel würde das auf den ersten Blick ausreichen, und mehr brauchte Janson nicht. Jetzt feuerte Janson eine kurze Salve durch die bereits zersplitterten Fenster des Wohnraums. Die drei Männer, die der Feuerstoß traf, stürzten übereinander, als die Kugeln ihnen Zwerchfell, Gedärme, Aorta und Lungen zerfetzten. Zugleich rief die unerwartete Salve die anderen herbei.

Janson rollte sich zu der Kastanie hinüber, knipste die Taschenlampe an, die er am Arm des Toten befestigt hatte, und huschte dann lautlos zu dem drei Meter entfernten Felsbrocken, wo er im Dunkeln wartete.

»Dort!«, rief eine Stimme. Es dauerte Sekunden, bis sie die Gestalt wahrnahmen. Sie konnten nur den grellen Schein der Taschenlampe sehen; der Widerschein würde das beigefarbene Jackett und vielleicht, wenn auch nur schwach, den starren Blick des kauernden Mannes erkennen lassen. Doch der daraus zu ziehende Schluss lag nahe: Von hier war die tödliche Salve gekommen.

Die Reaktion erfolgte wie erwartet: Vier Männer des Kommandos richteten ihre automatischen Waffen auf die an dem Baum kauernde Gestalt. Das gleichzeitige Feuer ihrer Maschinenpistolen war ohrenbetäubend: Die Männer jagten Hunderte von Kugeln in die Leiche ihres toten Kameraden.

Der Lärm und die wilde Konzentration der Feuernden kam Janson zustatten: Mit seiner schallgedämpften Beretta Tomcat gab er schnell hintereinander vier sorgfältig gezielte Schüsse ab. Die Distanz betrug nur zehn Meter;

seine Treffsicherheit war makellos: Jeder einzelne Schuss traf sein Ziel und ließ einen der Angreifer leblos zu Boden sinken.

Jetzt war nur noch ein Mann übrig; Janson konnte sein Profil vor den Vorhängen im Obergeschoss als Silhouette erkennen. Er war groß und hatte kurz geschnittenes krauses Haar. Sein Gesicht war eines von denen, die Janson erkannte hatte, und jetzt erlaubte ihm sogar seine Haltung und die steife, entschlossene Effizienz seiner Bewegungen, ihn zu identifizieren. Er war ein Führer. Er war *ihr* Führer, ihr Offizier. Aus dem Wenigen, was Janson vorher aus dem Zusammenwirken der Männer hatte erkennen können, war zumindest so viel klar geworden.

Dann erinnerte er sich auch an den Namen: Simon Czerny. Ein Cons-Op-Agent, spezialisiert auf verdeckte Attentate. In den achtziger Jahren hatten sich ihre Wege mehr als einmal in El Salvador gekreuzt, und Janson hatte ihn schon damals für einen gefährlichen Mann gehalten, jemand, der in seiner völligen Missachtung des Lebens von Unbeteiligten absolut rücksichtslos war.

Aber Janson würde ihn nicht töten. Oder erst, nachdem er ihm ein paar Fragen gestellt hatte.

Doch würde der Mann es dazu kommen lassen? Er war intelligenter als die anderen. Er hatte Jansons Manöver ein wenig schneller als die anderen durchschaut, war der Erste, der die Attrappe als solche erkannt und seinen Männern eine Warnung zugerufen hatte. Sein taktischer Instinkt war stets präsent und perfekt ausgebildet. Ein solcher Mann würde sich nicht unnötig der Gefahr aussetzen, würde sich Zeit lassen, bis sich ihm eine Gelegenheit zum Handeln bot.

Doch das würde Janson ihm nicht erlauben.

Im Moment war der Teamkommandant unsichtbar; außer Schussweite. Janson rannte auf die Ruinen des Wohnraums zu, sah überall Glassplitter, Ruß und Asche von den explodierten Schrotpatronen rings um die offene Feuerstelle, sah den zerfetzten Gläserschrank.

Schließlich fiel sein Blick auf den voluminösen, reichlich drei Liter fassenden Krug mit Branntwein, dem hochprozentigen *pálinka.* Ein Haarriss verlief fast über die ganze Länge des Kruges, ohne Zweifel war dort eine der Schrotkugeln aufgeprallt, hatte den Krug aber nicht zerstört. Janson wusste sofort, was zu tun war. Er durchsuchte die Taschen eines der erschossenen Männer, zog ein Zippo-Feuerzeug heraus. Dann verspritzte er den hochprozentigen Branntwein im Raum, führte die Spur weiter durch den Flur bis in die Küche und zündete den flüchtigen Alkohol dann mit dem Feuerzeug an. Binnen Sekunden schoss eine blaue Feuerspur quer durch das Zimmer, gleich darauf züngelten gelbe Flammen hoch, als Vorhänge, Zeitungen und das Rohrgeflecht der Stühle Feuer fingen. Bald würde auch das schwerere Mobiliar in Flammen stehen und kurz darauf auch die Bodendielen, die Decke und das Stockwerk darüber.

Janson wartete, während die Flammen immer kräftiger wurden, hochzuckten, weitersprangen und sich in einem wogenden Meer aus Blau und Gelb vereinigten. Rauchschwaden quollen die schmale Treppe nach oben.

Der Anführer der Verfolger, Simon Czerny, würde sich entscheiden müssen – nur dass er eigentlich keine Wahl hatte. Dort zu bleiben, wo er war, hieß, von einem Inferno verschlungen zu werden. Und den Rückzug in den Hof konnte er auch nicht antreten, ohne sich einer Wand von Flammen auszusetzen, dafür hatte Janson gesorgt. Der einzige Weg nach draußen führte die Treppe herunter und durch die Haustür.

Aber Czerny war ein ausgebuffter Profi; er rechnete natürlich damit, dass Janson draußen auf ihn wartete, und würde entsprechende Vorkehrungen treffen.

Gleich darauf hörte Janson die schweren Schritte des Mannes, der, sofort nachdem er die Türschwelle erreichte hatte, einen langen Feuerstoß abgab: Er ließ seine Maschinenpistole in einem Winkel von beinahe einhundertachtzig Grad kreisen, wie einen Wasserschlauch. Die Schussgarbe würde jeden, der draußen auf ihn gelauert hätte, erfasst haben. Janson bewunderte Czernys Effizienz und Vorhersicht, als er den sich von links nach rechts drehenden Oberkörper des Mannes beobachtete – von hinten.

Jetzt erhob er sich aus seinem Versteck an der Treppe des Stockwerks, in dem das Wohnzimmer in Flammen stand, gefährlich nahe bei der sich ausbreitenden Feuersbrunst – der einzigen Stelle, mit der Czerny nicht gerechnet haben würde.

Als Czerny eine weitere Salve nach draußen abfeuerte, machte Janson einen Satz, schlang dem Mann von hinten den Arm um den Hals und griff gleichzeitig mit der anderen Hand nach der Maschinenpistole, riss sie ihm weg. Czerny schlug wild um sich, aber die Wut und der Zorn trieben Janson an. Er schmetterte Czerny das rechte Knie in die Nieren, zerrte ihn auf die gemauerte Veranda und warf ihn dort nieder. Seine Beine packten den Mann wie eine Schere um die Hüften, gleichzeitig presste ihm sein linker Arm den Hals schmerzhaft nach hinten.

»Wir beide werden jetzt ein ausführliches Gespräch führen«, knurrte Janson, die Lippen dicht an Czernys Ohr.

Mit schier übermenschlicher Anstrengung bäumte Czerny sich auf und schleuderte Janson von sich. Er rannte durch den Hof, weg von dem brennenden Haus. Janson hetzte hinter ihm her, warf sich mit einem Hechtsprung

auf ihn und riss ihn zu Boden. Czerny stöhnte gequält auf, als Janson einen seiner Arme scharf nach hinten riss, ihn dabei aus dem Gelenk kugelte und dem Mann auf den Rücken presste. Den Arm um den Hals des Mannes geschlungen, beugte er sich über ihn. »So, wo war ich gerade? Stimmt – wenn Sie mir nicht sagen, was ich hören will, werden Sie nie mehr reden.«

Janson riss ein Kampfmesser aus der Scheide an Czernys Gürtel. »Ich werde Ihr Gesicht zurichten, bis Ihre eigene Mutter Sie nicht wieder erkennt. Und jetzt raus mit der Sprache – sind Sie immer noch bei Consular Operations?«

Czerny lachte bitter. »Nicht bei diesen verdammten großen Pfadfindern – das ist alles, was die je waren. Die hätten ebenso gut Plätzchen von Tür zu Tür verkaufen können, mehr haben die noch nie ausgerichtet.«

»Aber Sie richten jetzt etwas aus, ja?«

»Das wissen Sie doch ganz genau. Ich frage mich bloß, wie Sie sich selbst ertragen können! Sie sind ein Stück Scheiße, und das waren Sie schon immer. Ich meine, schon ganz früher. Der Scheiß, den Sie gebaut haben – Sie gottverdammter Verräter. Jemand hat mal versucht, Ihnen zu helfen; ein echter Held war das, und wie haben Sie es ihm zurückgezahlt? Im Stich gelassen haben Sie ihn, ans Messer geliefert, vor ein Erschießungskommando gebracht. Sie hätte man damals in Mesa Grande abknallen müssen, Sie Hurensohn – so hätte es sich gehört!«

»Durchgeknalltes Schwein!«, brüllte Janson angeekelt. Er presste dem Mann das Messer gegen die mit Stoppeln bedeckte Wange, und das war nicht nur, um zu drohen. »Gehören Sie zu einem Racheteam für Da Nang?«

»Sie machen wohl Witze.«

»Für wen arbeiten Sie?«, herrschte Janson ihn an. »Verdammt noch mal! *Für wen Sie arbeiten, will ich wissen!*«

»Für wen arbeiten *Sie* denn?«, stieß der Mann hervor. »Sie wissen es ja nicht einmal. Man hat Sie programmiert, wie einen gottverdammten Computer.«

»Zeit, Farbe zu bekennen«, sagte Janson mit leiser, stählern klingender Stimme. »Sonst haben Sie bald kein Gesicht mehr.«

»Die haben so lange in Ihrem Schädel herumgestochert, dass Sie nicht mehr wissen, was vorne und hinten ist, Janson. Und das werden Sie auch nie mehr.«

»Keine Bewegung!«

*D*er Ruf kam von der Seite; Janson blickte auf und sah den dicken Gastwirt, mit dem er vor ein paar Stunden gesprochen hatte.

Er trug inzwischen nicht mehr seine weiße Schürze, und seine großen roten Hände hielten jetzt eine doppelläufige Schrotflinte umspannt.

»So heißt es doch immer in Ihren beschissenen amerikanischen Polizeiserien, nicht wahr? Ich habe Ihnen gesagt, dass Sie hier nicht willkommen sind«, sagte der Mann mit den zusammengewachsenen Augenbrauen. »Und jetzt werde ich Ihnen wohl *zeigen* müssen, wie wenig willkommen Sie sind.«

Janson hörte das Geräusch schneller Schritte, jemand, der über Steinbrocken und Äste sprang, sich durch ein Dickicht arbeitete. Aber er konnte die schlanke Gestalt selbst aus der Distanz identifizieren. Sekunden später wurde Jessie Kincaid sichtbar, sie trug ihr Scharfschützengewehr auf den Rücken geschnallt.

»Runter mit dieser gottverdammten Donnerbüchse!«, schrie sie. Sie hielt eine Pistole in der Hand.

Der Ungar drehte sich nicht einmal zu ihr um, als er bedächtig die über fünfzig Jahre alte Schrotflinte spannte.

Jessie feuerte einen genau gezielten Schuss auf seinen Kopf ab. Der Dicke taumelte nach rückwärts wie ein gefällter Baum.

Janson packte sofort die Schrotflinte und richtete sich auf. »Meine Geduld ist jetzt am Ende, Czerny. Und Sie haben keine Leute mehr.«

»Das verstehe ich nicht«, presste Czerny heraus.

Jessie Kincaid schüttelte den Kopf. »Ich habe vier von euch Scheißkerlen oben auf der Hügelkuppe umgelegt.«

Sie kauerte sich dicht bei Czerny auf den Boden. »Ihre Jungs, stimmt's? Habe ich mir schon gedacht. Die waren mir unsympathisch.«

In Czernys Augen flackerte jetzt Angst.

»Und seh sich einer diesen Wirt an. Man könnte glauben, wir hätten die Zeche nicht bezahlt.«

»Sauberer Schuss«, sagte Janson und warf ihr die Schrotflinte zu.

Jessie zuckte die Schultern. »Ich hab den Kerl nie gemocht.«

»Pfadfinder«, spottete Czerny. »Sammelt Punkte für gute Taten, während die Welt in Flammen steht.«

»Ich frage noch einmal: Für wen arbeiten Sie?«, forderte Janson.

»Für dieselbe Person wie Sie.«

»Reden Sie nicht in Rätseln.«

»Alle arbeiten jetzt für ihn. Bloß dass nur wenige von uns das wissen.«

Er lachte, ein trockenes, unangenehmes Lachen. »Sie bilden sich ein, dass Sie jetzt obenauf sind. Aber das sind Sie nicht.«

»Sie können es ja darauf ankommen lassen«, erwiderte

Janson. Er setzte den Fuß auf Czernys Hals, drückte noch nicht zu, ließ aber keinen Zweifel daran, dass er das jeden Augenblick tun konnte.

»Idiot! Er hat die ganze Regierung der USA in der Hand. *Er* hat jetzt das Sagen! Sie sind bloß zu dämlich, das zu kapieren!«

»Was zum Teufel soll das heißen?«

»Sie wissen ja, wie er Sie immer genannt hat: die Maschine. Als ob Sie kein Mensch wären. Aber Maschinen haben ja einiges für sich. *Sie tun das, wofür man sie programmiert hat.«*

Janson trat ihm in die Rippen, trat kräftig zu. »Damit eines klar ist: Wir spielen hier nicht *Wer wird Millionär,* wir spielen *Sag die Wahrheit.«*

»Sie kommen mir vor wie einer dieser japanischen Soldaten, die sich in den Höhlen auf den Philippinen versteckt haben und nicht wissen, dass der Krieg vorbei ist und dass sie ihn verloren haben«, sagte Czerny. »Aber er ist vorbei, klar? Und Sie haben verloren!«

Janson beugte sich vor und drückte Czerny die Spitze des Messers ins Gesicht, riss ihm die Haut unter der linken Wange auf. *»Für wen arbeiten Sie?«*

Czernys Augen weiteten sich, der Schmerz und die Erkenntnis, dass niemand ihn retten würde, trieben ihm das Wasser in die Augen.

»Zeit, Farbe zu bekennen, Baby«, sagte Jessie.

»Über kurz oder lang werden Sie es uns sagen«, erklärte Janson. »Das wissen Sie. Sie haben bloß zu entscheiden, ob Sie … dabei das Gesicht verlieren.«

Czerny schloss die Augen, kniff die Lippen zusammen. Mit einer plötzlichen Bewegung griff er nach dem Heft des Messers und hielt es gleich darauf in seiner Hand.

Janson fuhr zurück, wich der Klinge aus, und Jessie trat mit der Waffe einen Schritt vor, aber keiner hatte das erwartet, was der Mann als Nächstes tat.

Unter Anspannung aller Muskeln zog er sich die Klinge, kräftig zudrückend, quer über die Kehle. In weniger als zwei Sekunden hatte er die Venen und Arterien durchtrennt, sodass das Blut in einer roten Fontäne in die Höhe spritzte, die freilich gleich wieder in sich zusammensank, als der Schock sein Herz lähmte.

Czerny hatte sich selbst getötet, hatte sich die eigene Kehle durchschnitten, um sich dem Verhör zu entziehen.

Zum ersten Mal seit einer Stunde lockerte sich der harte Klumpen aus Wut, der Janson bis jetzt zum Handeln getrieben hatte, wich ungläubigem Entsetzen. Er begriff, was das soeben Geschehene zu bedeuten hatte. Czerny hatte den Tod dem vorgezogen, was ihm nach sicherem Wissen bevorstand, falls er seine Hintermänner verriet. Das deutete auf eine wahrhaft furchterregende Disziplin hin, die diese Marodeure zusammenhielt: eine Führung, die dadurch herrschte, dass sie Angst und Schrecken unter den eigenen Leuten verbreitete.

Millionen auf einem Konto auf dem Cayman-Inseln. Ein Tötungsbefehl von Consular Operations. Ein Peter Novak, den es nie gab, der starb und wieder zurückkam. Wie eine groteske Parodie des Messias. Wie ein magyarischer Christus.

Oder wie der Antichrist.

Und diese Männer, diese ehemaligen Mitglieder von Consular Operations. Janson hatte sie nur entfernt gekannt, und doch nagte da etwas an seiner Erinnerung. Wer waren diese Meuchelmörder? Waren sie wirklich *ehemalige* Cons-Op-Agenten? Oder waren sie *aktiv* für die Organisation tätig?

28

Die Fahrt nach Sárospatak dauerte nur zwei Stunden, freilich zwei von Spannung erfüllte Stunden. Janson hielt ständig Ausschau nach irgendwelchen Verfolgern. In der Stadt fuhren sie an dem weitläufigen Arpad Gimnazium vorbei, einem Teil des örtlichen Hochschulgeländes. Schließlich hielten sie vor einem *kastély szálloda* oder Landhaushotel an, das früher einmal einem Landadeligen gehört hatte und jetzt für die Zwecke des Gelderwerbs umgebaut worden war.

Der Angestellte am Empfang – ein schmalbrüstiger Mann in mittleren Jahren mit auffällig vorstehenden Zähnen – sah sich ihre Dokumente kaum an. »Wir haben ein freies Zimmer«, sagte er. »Mit zwei Einzelbetten, geht das in Ordnung?«

»Ausgezeichnet«, nickte Janson.

Der Mann reichte ihm einen altmodischen Hotelschlüssel, an dem ein mit einem Gummiring versehenes Messinggewicht mit der Zimmernummer hing. »Das Frühstück wird von sieben bis neun serviert«, sagte er. »Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Aufenthalt in Sárospatak.«

»Ihr Land ist ja so schön«, meinte Jessie.

»Das finden wir auch«, sagte der Angestellte und lächelte geschäftsmäßig, ohne dabei seine Zähne zu zeigen. »Wie lange werden Sie bleiben?«

»Nur eine Nacht«, erklärte Janson.

»Sie sollten unbedingt die Burg von Sárospatak besuchen, Mrs. Pimsleur«, sagte er, als würde er Jessie jetzt zum ersten Mal bemerken. »Die Befestigungsanlagen sind

wirklich sehr beeindruckend.«

»Das ist uns beim Vorbeifahren schon aufgefallen«, sagte Janson.

»Aus der Nähe ist es noch ganz anders«, meinte der Angestellte.

»Das ist bei vielen Dingen so«, antwortete Janson.

In dem spärlich eingerichteten Zimmer verbrachte Jessie zwanzig Minuten mit Jansons Handy. Sie hatte ein Stück Papier vor sich liegen, auf das Janson die Namen der drei ehemaligen Consular-Operations-Agenten geschrieben hatte, die er hatte identifizieren können. Als sie abschaltete, wirkte sie beunruhigt.

»Also«, erkundigte sich Janson, »was hat Ihnen Ihr Freund über den Status der drei gesagt – ausgetreten oder noch aktiv?«

»Freund? Wenn Sie ihn je zu sehen bekämen, würden Sie ganz bestimmt nicht eifersüchtig sein.«

»Eifersüchtig? Bilden Sie sich bloß keine Schwachheiten ein.«

Jessie verdrehte die Augen. »Da, schauen Sie, das habe ich in Erfahrung gebracht. Sie sind nicht aktiv.«

»Also ausgeschieden?«

»Nein, ausgeschieden auch nicht.«

»Wie bitte?«

»Nach allem, was in den Akten steht, sind sie seit fast zehn Jahren tot.«

»Tot? Das hat man Ihnen also gesagt?«

»Erinnern Sie sich an die Explosion in Qadal, in Oman?«

Qadal war der Name eines Stützpunkts der US Marines in Oman, wo auch eine Station der amerikanischen

Nachrichtendienste für den Persischen Golf untergebracht gewesen war. Mitte der neunziger Jahre hatten Terroristen dort ein Sprengstoffattentat verübt, das dreiundvierzig amerikanische Soldaten das Leben gekostet hatte. Ein Dutzend »Analytiker« des State Department waren ebenfalls auf dem Stützpunkt gewesen und zusammen mit den Soldaten ums Leben gekommen.

»Eine jener ›ungelösten Tragödien‹«, sagte Janson mit undurchsichtiger Miene.

»Nun, in den Akten steht jedenfalls, dass die Männer, die Sie mir genannt haben, bei dem Anschlag umgekommen sind.«

Janson runzelte die Stirn und versuchte diese Information zu verarbeiten. Der Bombenanschlag in Oman musste ein Tarnmanöver gewesen sein. Ein Manöver, das es einem ganzen Kontingent von Consular-Operations-Agenten erlaubt hatte, auf bequeme Weise zu verschwinden – nur um dann vielleicht im Dienst einer anderen Macht wieder aufzutauchen. Aber welcher Macht? Für wen waren sie tätig? Was für ein Geheimnis würde einen hartgesottenen Mann wie Czerny dazu veranlassen, sich selbst die Kehle durchzuschneiden? War dieser unwiderrufliche Akt aus Angst oder aus Überzeugung geschehen?

Jessie ging eine Weile auf und ab. »Sie sind tot, aber sie sind es auch nicht, stimmt's? Besteht die Möglichkeit – eine auch noch so entfernte Möglichkeit –, dass der Peter Novak, den wir auf CNN gesehen haben, derselbe Peter Novak wie der von früher ist? Ganz gleich, wie sein Name bei seiner Geburt gewesen sein mag. Ist es vorstellbar, dass er – ich weiß auch nicht, wie – gar nicht in dem Flugzeug saß, das explodiert ist? Also, dass er vielleicht an Bord gegangen und irgendwie vor dem Start wieder herausgeschlüpft ist?«

»Ich war dort, ich habe alles beobachtet … Ich kann mir das einfach nicht vorstellen.«

Janson schüttelte langsam den Kopf. »Schließlich bin ich das immer wieder durchgegangen und kann es mir einfach nicht vorstellen.«

»Nicht *vorstellbar* und *unmöglich* sind zwei Paar Stiefel. Es muss doch möglich sein, irgendwie zu beweisen, dass es derselbe Mann ist.«

Jessie breitete auf dem Couchtisch einen Stapel Novakfotos aus dem letzten Jahr aus, alle in Alasdair Swifts Cottage in der Lombardei aus dem Internet heruntergeladen. Eines der Bilder stammte von der CNN-Website und zeigte den Philanthropen bei der Verleihungszeremonie in Kalkutta, die sie im Fernsehen miterlebt hatten. Sie holte die Juwelierlupe und das Lineal heraus, die sie sich für das Studium der Karten der Bükk-Berge besorgt hatte, und sah sich damit die vor ihr ausgebreiteten Bilder kritisch an.

»Was wollen Sie erreichen?«, fragte Janson.

»Ich weiß, was Sie glauben gesehen zu haben. Aber ich möchte einfach versuchen, Ihnen zu beweisen, dass wir es mit ein und derselben Person zu tun haben. Auch die Kunst der Schönheitschirurgen hat ihre Grenzen.«

Zehn Minuten verstrichen in völligem Schweigen.

»Jetzt fresse ich doch einen Besen«, stieß sie dann plötzlich halblaut hervor.

Sie drehte sich um und sah ihn an, ihr Gesicht war totenbleich.

»Man muss natürlich Dinge wie die Verzerrung durch das Objektiv mit ins Kalkül ziehen«, sagte sie, »und am Anfang habe ich auch geglaubt, dass es das wäre. Aber da ist etwas anderes im Gange. Je nach Foto scheint der Mann unterschiedlich groß zu sein. Kein deutlicher

Unterschied – nicht mehr als ein, zwei Zentimeter. Da steht er neben dem Chef der Weltbank. Und hier ist er wieder, bei einem anderen Anlass, und steht neben demselben Mann. Und auf beiden Fotos sieht es so aus, als ob er die gleichen Schuhe tragen würde. Es könnten ja schließlich die Absätze sein oder so etwas, ja? Aber ich weiß, es ist nur ein winziger Unterschied – die Unterarmspanne ist verschieden. Und dann der Unterkörper…«

Sie tippte auf eines der Bilder, auf dem man ihn neben dem Ministerpräsidenten von Slowenien sehen konnte. Unter seiner grauen Hose waren die Umrisse eines ein wenig gebeugten Knies und die Linie, wo der Oberschenkel zur Hüfte führte, zu sehen. Sie deutete auf ein anderes Foto, das Novak in ähnlicher Haltung zeigte. »Dieselbe Positur, aber unterschiedliche Verhältnisse«, sagte sie und atmete tief. »Ich wittere hier eine gewaltige Schweinerei.«

»Und das soll heißen?«

Sie blätterte in dem Bildband, den sie in Budapest gekauft hatte, und machte sich erneut mit ihrem Lineal zu schaffen. Schließlich schien sie zu einem Schluss gelangt zu sein: »Verhältnis der Zeigefingerlänge zur Mittelfingerlänge. Nicht konstant. Fotos können manchmal seitenverkehrt wiedergegeben werden, aber die Hand, an der er seinen Ehering trägt, ist schließlich immer dieselbe.«

Janson beugte sich über die auf dem Tisch ausgelegten Bilder und tippte auf bestimmte Stellen. »Trapezbein zum Mittelhandknochen. Das ist ein weiterer Index. Prüfen Sie das. Die Ventralfläche des Schulterblatts – Sie können das deutlich unter seinem Hemd erkennen. Das Verhältnis sollten Sie sich auch ansehen.«

Sie fuhr fort, mit Hilfe von Lupe und Lineal nach winzigen physikalischen Variationen zu suchen, und fand sie

auch. Die Länge des Zeigefingers in Relation zum Mittelfinger, die exakte Länge eines jeden Arms, die exakte Entfernung vom Kinn zum Adamsapfel. Die Skepsis schwand, je mehr Beispiele auftauchten.

»Die Frage stellt sich, wer ist dieser Mann?«

Sie schüttelte niedergeschlagen den Kopf.

»Sie wollen wahrscheinlich fragen, *wer sind diese Männer?«*

Sie presste sich die Fingerspitzen gegen die Schläfen. »Okay, versuchen wir es damit. Sagen wir mal, Sie wollten zum Beispiel alles nehmen, was dieser Bursche hat. Also töten Sie ihn und nehmen seinen Platz ein, weil Sie es irgendwie so eingerichtet haben, dass Sie genau wie er aussehen, fast genau. Jetzt ist sein Leben das Ihre. Was ihm gehört, gehört Ihnen. Das ist genial. Und um sicherzustellen, dass Sie auch damit durchkommen, treten Sie in der Öffentlichkeit auf und tun so, als wären Sie selbst dieser Mann, so was Ähnliches wie eine Generalprobe.«

»Aber würde denn nicht der echte Peter Novak davon Wind bekommen?«

»Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Nehmen wir doch einmal an, Sie hätten ihn irgendwie in der Hand, wüssten ein Geheimnis über ihn, das er verborgen halten möchte … Ich meine, dass Sie ihn irgendwie erpressen könnten. Würde es denn auf diese Weise nicht Sinn machen?«

»Wenn man keine guten Erklärungen hat, sehen die schlechten mit der Zeit immer besser aus.«

»Ja, wahrscheinlich schon«, seufzte Jessie.

»Versuchen wir es doch einmal auf eine andere Tour. Ich komme nicht an Peter Novak heran oder wer auch immer sich so nennt. Wen kennen wir sonst noch, der Bescheid wissen könnte?«

»Vielleicht nicht die Leute, die hinter Ihnen her sind, wohl aber diejenigen, von denen die Befehle kommen.«

»Genau. Und ich habe den starken Verdacht, dass ich weiß, wer das ist.«

»Sie meinen Derek Collins«, sagte sie. »Den Direktor von Consular Operations.«

»Das Lambda-Team wird nicht ohne seine persönliche Genehmigung eingesetzt«, sagte er. »Ganz zu schweigen von den anderen Teams, die wir bereits im Einsatz erlebt haben. Ich glaube, es ist an der Zeit, dass ich dem Mann einen Besuch abstatte.«

»Hören Sie auf mich«, redete sie ihm eindringlich zu. »Sie müssen auf sicherer Distanz zu Collins bleiben. Wenn er Ihren Tod möchte, sollten Sie nicht darauf bauen, dass Sie ihn wieder lebend verlassen, sobald Sie einmal bei ihm sind.«

»Ich kenne den Mann«, sagte Janson. »Ich weiß, was ich tue.«

»Ich auch. Sie reden davon, Ihren Kopf in den Rachen des Löwen zu stecken. Wissen Sie nicht, wie verrückt das ist?«

»Ich habe keine andere Wahl«, wandte Janson ein.

Sie nickte stumm. Dann meinte sie mit belegter Stimme: »Wann machen wir uns auf den Weg?«

»Von ›wir‹ war keine Rede. Ich gehe allein.«

»Sie glauben, dass ich nicht gut genug bin?«

»Sie wissen genau, dass es nicht darum geht«, widersprach Janson. »Brauchen Sie eine ausdrückliche Bestätigung? Sie sind gut, Jessie. Erste Klasse. Wollten Sie das hören? Na schön, es stimmt. Sie sind smart, Sie sind clever, Sie sind schnell und anpassungsfähig, und Sie können logisch denken. Und außerdem ist mir wahrschein-

lich noch nie jemand über den Weg gelaufen, der besser schießt als Sie. Trotzdem bleibt es dabei: Was ich jetzt tun muss, muss ich allein tun. Sie können nicht mitkommen. Das ist kein Risiko, das Sie eingehen sollten.«

»Es ist auch keines, das *Sie* eingehen sollten. Sie spazieren in den Löwenkäfig, ohne einen Stuhl oder eine Peitsche mitzunehmen.«

»Glauben Sie mir, es wird der reinste Spaziergang werden«, erwiderte Janson mit der Andeutung eines Lächelns.

»Sagen Sie mir, dass Sie wegen London nicht mehr sauer sind. Weil ich…«

»Jessie, ich brauche Sie wirklich, um in den Büros der Liberty Foundation in Amsterdam zu recherchieren. Wir werden uns dort bald wieder treffen. Wir dürfen einfach die Möglichkeit nicht außer Acht lassen, dass jemand oder etwas dort auftauchen könnte. Was Derek Collins angeht, so kann ich das alleine erledigen. Ich bin sicher, dass es klappen wird.«

»Ich denke, Sie haben Angst davor, mich einem Risiko auszusetzen«, blieb Jessie hartnäckig. »Ich würde das mangelnden Professionalismus nennen, Sie nicht auch?«

»Sie haben doch keine Ahnung, wovon Sie reden.«

»Zum Teufel, vielleicht haben Sie Recht.«

Sie blieb einen Augenblick lang stumm und wandte den Blick ab. »Vielleicht bin ich noch nicht so weit.«

Plötzlich bemerkte sie einen kleinen Blutfleck auf ihrem rechten Handrücken. Sie sah genauer hin, und Janson fand, dass sie nicht besonders gut aussah, so als wäre ihr ein wenig übel. »Was ich heute auf dem Hügel getan habe…«

»War, was Sie tun mussten. Es ging um Töten oder

Getötetwerden.«

»Ich weiß«, sagte sie mit belegter Stimme.

»Niemand erwartet von Ihnen, dass es Ihnen Spaß macht. Sie brauchen sich auch Ihrer Gefühle nicht zu schämen. Das Leben eines anderen Menschen zu beenden gehört in den Bereich ultimativer Verantwortlichkeit. Einer Verantwortlichkeit, vor der ich die letzten fünf Jahre ständig geflüchtet bin. Aber da ist noch etwas, was Sie sich merken müssen, das ist nämlich auch eine der Realitäten in unserem Gewerbe. Manchmal ist tödliche Gewalt das Einzige, womit man tödliche Gewalt besiegen kann, und daran gibt es nichts zu rütteln, auch wenn Eiferer und Verrückte sich diese Aussage gelegentlich für ihre eigenen perversen Ziele zurechtbiegen. Sie haben getan, was getan werden musste, Jessie. Sie haben die Situation gerettet. Mich gerettet.«

Er lächelte aufmunternd.

Sie versuchte das Lächeln zu erwidern. »Dieser dankbare Blick steht Ihnen nicht zu Gesicht. Wir haben uns gegenseitig das Leben gerettet, klar? Wir sind quitt.«

»Was sind Sie eigentlich, eine Scharfschützin oder ein Buchprüfer?«

Sie lachte verlegen, aber ihr Blick wanderte immer wieder zu dem eingetrockneten Blut auf ihrem Handrükken zurück. Eine Weile blieb sie stumm. »Es ist nur so, dass mir plötzlich durch den Kopf ging, dass … Sie wissen schon – dass diese Leute auch Mütter und Väter hatten.«

»Sie werden mit der Zeit lernen, nicht mehr daran zu denken.«

»Und das soll gut sein?«

»Manchmal«, sagte Janson und schluckte schwer,

»manchmal ist es einfach notwendig.«

Jessie verschwand ins Bad, und Janson hörte, wie längere Zeit die Dusche lief.

Als sie zurückkam, hatte sie sich in einen Bademantel gehüllt, der die weichen Kurven ihres schlanken Körpers erahnen ließ. Sie ging zu dem Bett, das näher am Fenster stand. Janson war fast verblüfft, wie weiblich und zart die Agentin jetzt wirkte.

»Sie werden mich also am Morgen verlassen«, sagte sie, nachdem ein paar Augenblicke vergangen waren.

»Ich würde das nicht so formulieren«, erwiderte Janson.

»Ich frage mich, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, dass ich Sie je wieder sehen werde«, sagte sie.

»Kommen Sie schon, Jessie. So dürfen Sie nicht denken.«

»Vielleicht sollten wir den Tag nutzen – oder die Nacht. Die Rose pflücken, solange sie blüht, oder wie das heißt.«

Er spürte, dass sie sich um ihn sorgte, und um sich selbst auch. »Ich sehe wirklich sehr gut. Dass wissen Sie ja. Aber ich brauche kein Zielfernrohr, um zu erkennen, was ich vor meinen Augen habe.«

»Und was ist das?«

»Ich sehe, wie Sie mich ansehen.«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Ach, jetzt kommen Sie schon, Soldat, jetzt müssten Sie eigentlich sagen, wie sehr ich Sie an Ihre verstorbene Frau erinnere.«

»Tatsächlich sind Sie ihr völlig unähnlich.«

Sie schaute ihn an. »Sie fühlen sich in meiner Nähe unbehaglich. Und versuchen Sie jetzt bloß nicht, das zu leugnen.«

»Ich glaube nicht.«

»Sie haben achtzehn Monate Folter und Verhör der Vietkong überlebt, aber Sie zucken zusammen, wenn ich Ihnen zu nahe komme.«

»Nein«, sagte er, spürte aber, wie sein Mund trocken geworden war.

Sie stand auf und ging auf ihn zu. »Und Ihre Augen weiten sich, und Ihr Gesicht rötet sich, und Ihr Herz fängt an schneller zu schlagen.«

Sie streckte die Hand aus, griff nach der seinen und drückte sie an ihren Hals. »Mir geht es genauso. Spüren Sie es?«

»Ein Agent im Einsatz sollte keine Vermutungen anstellen«, murmelte Janson, aber er konnte ihren Pulsschlag unter ihrer warmen, seidigen Haut spüren, und es war so, als schlüge er im gleichen Rhythmus wie der seine.

»Ich erinnere mich an etwas, was Sie einmal geschrieben haben – über Kooperation zwischen den Diensten verbündeter Nationen. ›Um als Verbündete zusammenzuarbeiten, ist es wichtig, dass alle ungelösten Spannungen im freien und offenen Austausch beigelegt werden.‹«

In ihren Augen blitzte es schalkhaft. Und dann sah er etwas anderes, ein heißes Leuchten. »Schließen Sie einfach die Augen und denken Sie an Ihr Vaterland.«

Dicht vor ihm stehend, öffnete sie ihren Bademantel. Ihre Brüste waren vollkommen, die Brustwarzen angeschwollen, und sie drängte sich an ihn, nahm jetzt sein Gesicht in ihre beiden Hände. Ihr Blick war warm und unverwandt. »Ich bin bereit, Ihre diplomatische Mission zu empfangen, Mr. Janson.«

Als Janson anfing, sein Hemd aufzuknöpfen, sagte er: »In unserem Handbuch gibt es eine Vorschrift, die jede

Art von Fraternisierung verbietet.«

Sie presste ihre Lippen auf die seinen, erstickte seine halbherzigen Proteste. »Das nennst du Fraternisierung?«, flüsterte sie und schob sich den Bademantel von der Schulter. »Komm schon, jeder weiß, dass du ein Agent bist, der tief ins Feindesland eindringt.«

Er nahm den zarten Duft wahr, der von ihrem Körper ausging. Ihre Lippen waren weich und voll und feucht, und sie strichen über sein Gesicht, wanderten zu seinem Mund, luden ihn ein. Ihre Finger streichelten sanft über seine Wangen, sein Kinn, seine Ohren. Er konnte ihre Brüste fühlen, die sich weich und doch fest gegen seine Brust drängten, ihre Beine, die sich an die seinen pressten, mit der gleichen Kraft, wie er sie einsetzte.

Und dann begann sie plötzlich zu zittern, und ein konvulsivisches Schluchzen drang aus ihrer Kehle, während sie ihn zugleich noch fester umarmte. Ganz sanft schob er ihr Gesicht weg und sah, dass ihr Tränen über die Wangen liefen. Er sah den Schmerz in ihren Augen, einen Schmerz, den die Angst und das Gefühl der Demütigung noch steigerten, dass er jetzt Zeuge ihrer Schwäche wurde.

»Jessie«, sagte er sanft. »Jessie.«

Sie schüttelte hilflos den Kopf und barg ihn dann an seiner Brust. »Ich habe mich nie so alleine gefühlt«, sagte sie. »Und solche Angst gehabt.«

»Du bist nicht alleine«, sagte Janson. »Und die Angst brauchen wir, um am Leben zu bleiben.«

»Du weißt gar nicht, wie es ist, wenn man Angst hat.«

Er küsste sie zärtlich auf die Stirn. »Du siehst das ganz falsch. Ich habe immer Angst. Wie schon gesagt, das ist der Grund, weshalb es mich noch gibt. Nur deshalb sind wir hier zusammen.«

Sie zog ihn wild und heftig an sich. »Du musst mich lieben«, sagte sie. »Ich muss spüren, was du spürst. Jetzt muss ich es spüren.«

Zwei ineinander verschlungene Körper wälzten sich auf dem noch nicht aufgedeckten Bett, erfüllt von schier verzweifelter Leidenschaft, zitterten einem Augenblick der fleischlichen Vereinigung entgegen. »Du bist nicht alleine, meine Liebe«, murmelte Janson. »Keiner von uns ist das. Jetzt nicht mehr.«

Oradea, im westlichsten Zipfel Rumäniens, war drei Stunden Autofahrt von Sárospatak entfernt, und wie das bei vielen osteuropäischen Städten der Fall ist, hatte die Stadt ihre heutige Schönheit ihrer Armut in der Nachkriegszeit zu verdanken. Die grandiosen Bäder und Jugendstilbauten aus dem 19. Jahrhundert waren einfach deshalb erhalten geblieben, weil keine Mittel zur Verfügung gestanden hatten, um sie einzureißen und durch das zu ersetzen, was die Sucht des kommunistischen Blocks nach Modernität vorgezogen hätte. Um zu ahnen, was der Stadt erspart geblieben war, brauchte man bloß den gesichtslosen Industriebau des Flughafens zu betrachten, einen, wie es ihn zu Hunderten auf dem ganzen Kontinent gab.

Aber für seine Zwecke würde er genügen.

Der Mann in der gelbblauen Uniform drückte am fünften Terminal sein Klemmbrett an sich und verhinderte damit, dass die Papiere im Wind flatterten. Die DHL-Frachtmaschine – eine umgebaute Boeing 727 – würde in wenigen Augenblicken zu einem Direktflug nach Dulles starten, und der Inspektor begleitete den Piloten zu seiner Maschine. Die Checkliste war lang. Waren die Ölleitungen ordnungsgemäß gesichert? War der Motorraum so,

wie er sein sollte, die Einlassstutzen frei von störenden Fremdkörpern? Waren die Splinte an den Rädern des Fahrwerks korrekt positioniert, der Reifendruck normal, die Querruder, Landeklappen und Leitwerkscharniere in einwandfreiem Zustand?

Schließlich wurde der Laderaum inspiziert. Die anderen Mitglieder der Bodenmannschaft entfernten sich, um eine Propellermaschine, die Oradea mit Paketen aus den Provinzen belieferte, für den Kurzstreckeneinsatz zu versorgen. Als der Pilot die Startfreigabe erhielt, bemerkte niemand, dass der Mann in der gelbblauen Uniform in der Maschine blieb.

Erst als das Flugzeug die Reiseflughöhe erreicht hatte, streifte Janson seine Nylonuniformjacke ab und machte es sich für den Flug bequem. Der Pilot, der neben ihm im Cockpit saß, schaltete die automatische Avionik ein und wandte sich seinem alten Freund zu. Zwanzig Jahre waren verstrichen, seit Nick Milescu als Düsenpilot bei den American Special Forces gedient hatte, aber die Umstände, die zu seiner Bekanntschaft mit Janson geführt hatten, waren dazu angetan gewesen, starke und nachhaltige Bande der Loyalität zu erzeugen. Janson hatte sich nicht erboten, die Notwendigkeit seines Handelns zu erklären, und Milescu hatte keine Fragen gestellt. Es war ein Privileg, Janson eine Gefälligkeit zu erweisen, jedwede Gefälligkeit. Die tiefe Schuld, in der er gegenüber dem Amerikaner stand, wurde dadurch nicht ausgeglichen, aber es war besser als gar nichts.

Keiner von ihnen bemerkte den breitgesichtigen Mann vom Catering-Service – konnte ihn bemerken –, der unter einer der Laderampen wartete und dessen harte, wachsame Augen nicht ganz zu dem gelangweilten Wesen passen wollten, das er an den Tag legte. Sie hätten auch nicht hören können, wie der Mann hastig in die Sprechmuschel

seines Handys sprach, als die Frachtmaschine die Räder einklappte und in den Himmel stieg. *Visuelle Identifizierung: Bestätigt. Flugpläne: Eingereicht und genehmigt. Ziel: Bestätigt.*

»Wenn du schlafen willst, hinter uns ist eine Liege«, ließ Milescu Janson wissen. »Wenn wir mit Co-Piloten fliegen, dann benutzen die sie manchmal. Von Oradea nach Dulles – das ist ein zehnstündiger Flug.«

Von Dulles aus würde es allerdings nur eine ganz kurze Fahrt zu Derek Collins sein. Vielleicht hatte Jessie Recht, und er würde die Begegnung nicht überleben. Das war einfach ein Risiko, das er auf sich nehmen musste.

»Es würde mir nichts ausmachen, ein wenig Schlaf nachzuholen«, gab Janson zu.

»Hier sind nur wir beide, du und ich, und ein paar Tausend Aktenvermerke von der Firma. Vor uns keine Stürme. Nichts sollte deine Träume stören.«

Milescu lächelte seinem alten Freund zu.

Janson erwiderte das Lächeln. Der Pilot konnte schließlich nicht ahnen, wie Unrecht er hatte.

*

Der Vietkong-Wachposten hatte am Morgen geglaubt, der amerikanische Gefangene sei bereits tot.

Janson lag zusammengesackt auf dem Boden, den Kopf in einem unnatürlichen Winkel. Fliegen drängten sich um seine Nase und den Mund, ohne dass der ausgemergelte Mann in irgendeiner Weise auf sie reagierte. Die Augen waren halb geöffnet, wie man das häufig bei Kadavern sah. Hatten Krankheit und Unterernährung endlich ihr Werk vollendet?

Der Posten schloss den Käfig auf und stieß den Gefangenen mit der Schuhspitze unsanft an. Keine Reaktion. Er beugte sich über ihn und legte ihm die Hand auf den Hals.

Seine Verblüffung und sein Entsetzen waren kaum zu beschreiben, als der Gefangene, dünn wie ein Hampelmann aus Holz, plötzlich die Beine wie eine Liane um seine Hüften schlang, ihm die Pistole aus dem Halfter riss und ihm den Kolben der Waffe gegen den Schädel schmetterte. Der Tote war zum Leben erwacht. Wieder ließ er die Waffe, diesmal mit noch größerer Wucht, auf den Schädel der Wache herunterkrachen, und jetzt erschlaffte der Vietkong. Gleich darauf kroch Janson in den Dschungel; er rechnete damit, sich einen Vorsprung von einer Viertelstunde verschaffen zu können, bevor Alarm geschlagen wurde und man die Hunde losließ. Vielleicht würden sich die Tiere in dem dichten Dschungel nicht zurechtfinden: Ihm ging das beinahe so, als er sich mit automatenhaften Bewegungen durch das Dickicht arbeitete. Er wusste nicht, wie er es zustande brachte, in Bewegung zu bleiben, nicht zusammenzubrechen, doch sein Bewusstsein weigerte sich einfach, seine körperliche Schwäche zur Kenntnis zu nehmen.

Ein Fuß vor den anderen.

Ihm war, dass das VC-Lager sich irgendwo in der Tri-Thien-Region von Südvietnam befand. Das Tal im Süden wimmelte von Guerillas. Andererseits war es eine Region, wo das Land besonders schmal war. Die Entfernung zur laotischen Grenze im Westen und zum Meer im Osten betrug jeweils keine fünfundzwanzig Kilometer. Er musste die Küste erreichen. Wenn er das schaffte, sich bis zum Südchinesischen Meer durchschlug, konnte er von dort den Weg zurück in die Heimat finden.

Er konnte nach Hause zurückkehren.

Unwahrscheinlich? Egal. Niemand würde kommen, um ihn zu holen. Das wusste er jetzt. Niemand außer ihm konnte sein Leben retten.

Das Land unter ihm stieg an und senkte sich wieder, bis er sich irgendwann am nächsten Tag am Ufer eines breiten Flusses fand. Ein Fuß vor den anderen. Er fing an, durch das braune Wasser zu waten, das warm wie Badewasser war, und fand, dass seine Füße den Grund des Flusses nie verloren, selbst an der tiefsten Stelle. Als er ihn etwa zur Hälfte durchquert hatte, sah er am anderen Ufer einen vietnamesischen Jungen. Janson schloss müde die Augen, und als er sie wieder aufschlug, war der Junge verschwunden.

Eine Halluzination? Ja, das musste es gewesen sein. Er musste sich den Jungen eingebildet haben. Was bildete er sich sonst noch ein? War er wirklich entkommen oder träumte er, ging sein Verstand in seinem jämmerlichen Bambuskäfig im Gleichschritt mit seinem Körper in Stücke? Und wenn er träumte, wollte er dann wirklich aufwachen? Vielleicht war der Traum die einzige Flucht, die er je genießen würde – warum ihm also ein Ende machen?

Eine Wespe landete auf seiner Schulter und stach ihn. Es schmerzte, schmerzte sogar verblüffend stark, und doch brachte der Schmerz ihm ein seltsames Gefühl der Erleichterung denn wenn er Schmerz empfand, dann träumte er doch ganz sicherlich nicht. Er schloss erneut die Augen, schlug sie wieder auf, blickte auf das Flussufer vor ihm – und sah zwei Männer, nein drei, und einer von ihnen war mit einem AK-47 bewaffnet. Das schlammige Wasser vor ihm spritzte nach einem Warnschuss auf, den einer der Männer abgegeben hatte, und die Erschöpfung schlug wie eine Flutwelle über ihm zusammen. Er hob langsam die Hände. In den Augen des Schützen war kein

Mitleid – ja nicht einmal Neugierde. Er sah aus wie ein Bauer, dem eine Wühlmaus in die Falle gegangen war.

*

Als Passagier auf dem Schiff der *Museumboot Circle Line* sah Jessie Kincaid wie all die anderen Touristen aus, zumindest hoffte sie das. Das Boot mit seiner Glasdecke war mit schnatternden und glotzenden Touristen gefüllt, die ihre kleinen Videokameras summen ließen, während sie durch die schlammigen Kanäle Amsterdams glitten. Sie drückte den grellbunten Prospekt für das Museumsboot an sich – »Bringt Sie zu den wichtigsten Museen, Einkaufsstraßen und Vergnügungszentren in der Innenstadt Amsterdams«, prahlte das Heft. Jessie war natürlich nur wenig an Einkäufen oder Museumsbesuchen interessiert, aber sie hatte gesehen, dass die Route des Bootes sie an der Prinsengracht vorbeiführte. Wie könnte sie besser ihre heimliche Beobachtung verbergen, als sich einer Menschenschar anzuschließen, die alle ganz offen beobachten wollten.

Jetzt umrundete das Boot eine Flussbiegung, und der Stadtpalast wurde sichtbar: der Palast mit den sieben Erkerfenstern – die Zentrale der Liberty Foundation. Sie wirkte so unschuldig. Und doch auch böse, als ob das Gelände irgendwie von toxischen Industrieabwässern verseucht wäre.

Sie führte immer wieder eine 35mm-Kamera mit einem wuchtigen Zoomobjektiv an die Augen. Das war natürlich nur ein erster Ansatz. Sie würde sich noch überlegen müssen, wie sie näher herankam, ohne entdeckt zu werden. Aber für den Augenblick war sie sozusagen damit beschäftigt, ihren Beobachtungsort auszuforschen.

Hinter ihr tobten zwei aufsässige Teenager herum und schubsten sie gelegentlich an. Sie gehörten zu einem erschöpft wirkenden koreanischen Ehepaar. Die Mutter hatte eine mit Sonnenblumen bedruckte Einkaufstüte, die ihre Beute aus dem Souvenirshop des Van-Gogh-Museums enthielt; ihr müde blickender Mann hatte sich Kopfhörer übergestülpt und zweifellos auf den koreanischen Audiokanal geschaltet; er hörte sich die Aufzeichnung ihrer Tourbeschreibung an: *Zu Ihrer Linken…zu Ihrer Rechten* … Die Teenager, ein Junge und ein Mädchen, waren mit einer jener Geschwisterrangeleien beschäftigt, die zugleich Sport und Vergnügen sind. Sie versuchten sich gegenseitig zu fangen und rempelten Jessie dabei immer wieder an; ihre gekicherten Entschuldigungen wirkten bestenfalls oberflächlich. Die Eltern schienen zu müde oder das Ganze war ihnen zu peinlich. Jedenfalls ignorierten ihre Sprösslinge vergnügt ihre finsteren Blicke.

Sie fragte sich, ob sie sich besser für *Rederij Lovers Cruise* hätte entscheiden sollen, dessen Passagieren man »einen unvergesslichen Abend, begleitet von einem vorzüglichen Fünf-Gänge-Menü«, versprochen hatte. Für eine allein reisende Frau wäre das vielleicht unklug gewesen, aber sie hatte nicht gewusst, dass sie die Wahl gehabt hatte, von fremden Männern angemacht oder von fremden Kindern angerempelt zu werden. Wieder zwang sie ihre Augen dazu, alle Einzelheiten ihres Zielobjekts zu erfassen.

Von Jessie unentdeckt, verlagerte ein Mann auf einem Dach hoch über dem geschäftigen Treiben der Prinsengracht seine Position. Das Warten war lang, fast unerträglich lang gewesen, aber jetzt hatte er Grund zu der Annahme, dass es nicht vergebens gewesen war. Ja – *da*, in dem Glasboot. Das war sie. Als er sein Zielfernrohr

scharf stellte, verwandelte sich der Verdacht in Gewissheit.

Das Gesicht der Amerikanerin füllte das Okular seines Zielfernrohrs aus, er konnte sogar ihr widerspenstiges braunes Haar, ihre hohen Backenknochen und die sinnlichen Lippen erkennen. Halb ausatmend hielt er den Atem an, als das Fadenkreuz auf dem Oberkörper der Frau zur Ruhe kam.

Seine Konzentration war unerschütterlich, als seine Finger den Abzug berührten.

29

Eine knappe Stunde nach der Landung auf dem Dulles Airport fuhr Janson auf einer schmalen, kurvenreichen Straße durch eine der idyllischsten Landschaften am Ostufer der Chesapeake-Bucht. Das Idyll täuschte freilich. Er erinnerte sich noch deutlich an Jessies Warnung. *Wenn Collins deinen Tod möchte, solltest du nicht darauf bauen, dass du ihn wieder lebend verlässt, sobald du einmal bei ihm bist.*

Jessie wusste, dass er ein gewaltiges Risiko einging, wenn er sich von Angesicht zu Angesicht mit einem so tödlichen Widersacher traf. Doch in Janson loderte die Wut wie eine mächtige Flamme. Und außerdem war Derek Collins jemand, der Befehle erteilte: Er führte sie nicht selbst aus. So etwas würde eindeutig unter seiner Würde sein. Er würde sich unter keinen Umständen seine schmalen Aristokratenhände beschmutzen. Nicht, solange es andere gab, die so etwas für ihn erledigten.

Die Chesapeake Bay wurde von mehr als dreitausend Kilometer Küstenlinie umfasst, wesentlich mehr, wenn man die einhundertfünfzig Seitenarme mit all ihren Buchten und Bächen und den von den Gezeiten abhängigen Wasserläufen mitzählte. Die Bucht selbst war seicht, zwischen drei und zehn Meter tief. Janson wusste, dass hier eine üppige Fauna beheimatet war: Bisamratten und Nutrias, Schwäne, Gänse, Enten, ja sogar Fischreiher gab es hier. Selbst der Weißkopfadler nistete im Flachland des Corchester County, und auch die große Ohreule. Diese Fülle an wild lebenden Tieren machte die Gegend zu einem beliebten Ziel für Jäger.

Und Janson war gekommen, um zu jagen.

Jetzt fuhr er bei Cambridge über den Choptank River auf die Bundesstraße 13, dort ein Stück nach Süden, über eine weitere Brücke und schließlich auf die lange Landzunge, die als Phipps Island bekannt war. Während er den gemieteten Camry über die kurvenreiche Straße lenkte, konnte er zwischen dem Gras der Salzsümpfe das Wasser sehen, in dem die Sonnenstrahlen sich spiegelten. Fischerboote zogen gemächlich durch die Bucht und schleppten Netze mit Blaukrabben und Steinfischen hinter sich her.

Ein paar Meilen weiter erreichte er das eigentliche Phipps Island. Ihm war sofort klar, weshalb Derek Collins sich gerade diesen Ort als zweites Zuhause, als Zuflucht von der ständigen Belastung in Washington ausgewählt hatte. Die Ortschaft war nur eine kurze Strecke von Washington entfernt, einigermaßen isoliert und friedlich und zugleich durch ihre geographische Lage geschützt. Als Janson sich dem Cottage des Unterstaatssekretärs näherte, hatte er das deutliche Gefühl, für jedermann sichtbar zu sein. Lediglich ein langer, schmaler Landstreifen verband das Cottage mit der eigentlichen Halbinsel, sodass es äußerst schwierig war, sich unbemerkt zu nähern. Ein Eindringen auf dem Wasserweg andererseits bot ebenfalls Schwierigkeiten, weil die Bucht rund um das Cottage sehr seicht war. Die Holzstege, an denen Boote festmachen konnten, reichten weit nach draußen, um eine schiffbare Wassertiefe zu finden, und die Länge dieser Stege stellte ein ähnliches Hindernis für potenzielle Eindringlinge dar. Collins hatte sich, ohne sich auf trügerische Elektronik zu verlassen, ein Areal ausgesucht, wo die Natur selbst ihm die Vorteile leichter Überwachung und dementsprechender Sicherheit bot.

Du solltest nicht darauf bauen, dass du ihn wieder lebend verlässt. Der Direktor von Consular Operations war ein höchst gefährlicher und entschlossener Mann;

Janson wusste das aus eigener Erfahrung. Das konnte man freilich von ihm auch sagen.

Die Reifen seines Toyota wirbelten den Staub – getrocknetes Salz und angeschwemmten Sand – von der blassgrauen Straße auf, die sich wie eine abgestreifte Schlangenhaut vor ihm schlängelte. Würde Collins versuchen, ihn zu töten, bevor sie miteinander sprachen? Er würde das an seiner Stelle tun, wenn er der Ansicht wäre, dass der Besucher für ihn eine tödliche Bedrohung darstellte. Noch wahrscheinlicher war, dass er Unterstützung anfordern würde – die *Oceana Naval Air Station* außerhalb von Virginia Beach konnte in einer Viertelstunde zwei H-3-Sea-King-Helikopter nach Phipps Island schicken, und eine Staffel F-18 Hornet würde sogar noch schneller zur Stelle sein.

Doch die entscheidenden Faktoren, die er einkalkulieren musste, waren eine Frage des Charakters, nicht der Technik. Derek Collins war ein Planer. Das war der Begriff, den Janson für solche Männer benutzte: Leute, die in klimatisierten Büros saßen und Männer in Einsätze schickten, deren Scheitern von vorneherein feststand, und all das im Rahmen irgendeines Schachspiels, das sie als Strategie bezeichneten. Ein Bauer wurde von einem Spielfeld aufs nächste geschoben, ein Bauer wurde geschlagen. Aus der Perspektive von Männern wie Collins waren seine »Einsatzkräfte« nicht mehr als das: Bauern auf einem Schachbrett. Aber Janson hatte jetzt das Blut fünf ehemaliger Cons-Op-Agenten vergossen und fieberte darauf, dem Mann gegenüberzutreten, der sie engagiert, ausgebildet, gelenkt und geführt hatte – dem Mann, der sich offenbar vorgenommen hatte, sein Schicksal zu kontrollieren, als wäre er eine geschnitzte Holzfigur auf einem Spielbrett.

Ja, Collins war ein Mann von großer Entschlusskraft.

Aber Janson war das auch, und er verachtete den Bürokraten mit bemerkenswerter Eindeutigkeit und Intensität. Collins war mit ein Grund für seinen Entschluss gewesen, Consular Operations zu verlassen. Derek Collins war ein sturer, kaltblütiger Hurensohn, der einen ganz entscheidenden Vorteil auf seiner Seite hatte: Er wusste ganz genau, was für eine Art Mensch Janson war. Über die eigene Person gab er sich keinerlei Illusionen hin. Er war ein mit allen Wassern der Bürokratie gewaschener Politiker und ein einzig und allein auf seinen Vorteil bedachter Mistkerl; solche Männer brachten es in dem Marmordschungel der Hauptstadt der Nation unweigerlich zu etwas. Nichts davon störte Janson eigentlich; er betrachtete es eher als einen Zug, der den anderen menschlich machte. Was ihn wirklich wütend werden ließ, war die selbstgefällige Überzeugung Collins', dass der Zweck immer die Mittel heiligte. Janson hatte mit eigenen Augen sehen können, wo das hinführte – es sogar manchmal am eigenen Leib erlebt –, und ihm wurde übel davon.

Jetzt bog er von der Straße ab und lenkte den Wagen in ein besonders dichtes Gebüsch aus Lorbeerbäumen und Sumpfweiden. Die letzte Meile würde er zu Fuß zurücklegen. Wenn Jessies Kontaktleute ihr korrekte Informationen geliefert hatten, sollte Collins sich jetzt in seinem Cottage aufhalten, und zwar alleine. Collins war Witwer und fühlte sich in seiner eigenen Gesellschaft am wohlsten, was ein Schlaglicht auf eine weitere hervorstechende Eigenschaft warf – dass er nämlich ein zutiefst ungeselliger Mensch war, der sich trotzdem meisterhaft darauf verstand, den Schein der Geselligkeit zu wahren.

Janson ging durch das hohe Gras bis zur eigentlichen Küste, einem ausgezackten graubraunen Streifen aus Steinen, Sand und zermalmten Muscheln. Obwohl er Schuhe mit dicken Sohlen trug, trat er kaum hörbar auf,

während er sich auf dem feuchten Gelände vorwärtsarbeitete. Collins' Bungalow war nicht sehr hoch gebaut, was ebenfalls dazu beitrug, dass er kein besonders bequemes Ziel für Leute mit feindseligen Absichten bot. Zugleich bot dies freilich Janson die Gewähr, dass man ihn von dem Bungalow aus nicht sehen konnte, solange er auf dem Küstenstreifen blieb.

Die Sonne brannte ihm auf den Nacken, und sein helles Baumwollhemd bekam dunkle Flecken vom Schweiß und dem salzigen Sprühnebel, der von der Bucht herüberwehte. Manchmal, wenn die Tide das Wasser sanft zurückgleiten ließ, konnte er auf der glatten Wasserfläche fein gesponnene Silhouetten erkennen: flache Netze, die man von der Küste aus ein Stück nach draußen gespannt hatte und die von kleinen Bojen festgehalten wurden. Die Sicherheitsvorkehrungen waren diskret, aber nicht zu unterschätzen, denn die Netze waren zweifellos mit Sensoren gespickt; eine amphibische Landung wäre daher sofort bemerkt worden und praktisch unmöglich gewesen.

Er hörte schwere Schritte auf dem mit Brettern belegten etwa fünf Meter entfernten Weg, wo das Land am Strand eine Art Böschung bildete. Ein junger Mann in schwarzgrüner Tarnuniform mit in die Stiefeln gestopften Hosen und Waffengurt: Standardausrüstung der Nationalgarde. Seine Schritte auf den Brettern intonierten einen regelmäßigen Rhythmus – ein Wachposten, der eine angeordnete Streife ging, nicht jemand, der bemerkt hatte, dass ein Eindringling in der Nähe war.

Janson trottete weiter im feuchten Sand am Ufer entlang.

»Hey, Sie da!«

Der junge Posten hatte ihn entdeckt und ging jetzt auf ihn zu. »Haben Sie die Schilder nicht gesehen? Sie dürfen sich nicht hier aufhalten. Nicht fischen, nicht Muscheln

sammeln, *gar nichts.«*

Das Gesicht des Mannes war von der Sonne gerötet, nicht gebräunt; er war offensichtlich erst vor kurzem hierher abkommandiert worden und hatte sich noch nicht akklimatisiert.

Janson drehte sich zu ihm herum und ließ die Schultern etwas sinken, um älter und gebrechlicher zu erscheinen. Ein Ortsansässiger. Wie würde ein Ortsansässiger reagieren? Er erinnerte sich an seine lange zurückliegenden Gespräche mit einem von ihnen, einem Sportfischer. »Haben Sie 'ne Ahnung wer ich bin, junger Mann?«

Er ließ seine Gesichtsmuskeln schlaff werden, und seine Stimme zitterte etwas, deutete Gebrechlichkeit an. Er sprach jetzt mit dem Akzent des Ostufers.

»Ich und meine Familie haben schon hier gewohnt, als Sie noch Ihren Brei löffeln durften. Als es hier noch schön war. Der Strand hier gehört der Öffentlichkeit. Meine Schwiegertochter ist seit fünf Jahren beim Naturschutzverein. Wenn Sie sich einbilden, dass Sie mir verbieten können, mich hier aufzuhalten, dann sollten Sie sich das noch mal gründlich überlegen. Ich kenne meine Rechte.«

Der Posten blickte finster, ein wenig amüsiert über den alten Knacker und nicht undankbar, dass sein langweiliger Dienst auf ein paar Augenblicke interessant wurde. Aber seine Befehle waren klar und eindeutig. »Tatsache ist aber, dass das hier Sperrgebiet ist und dass es ein Dutzend Schilder gibt, auf denen das steht.«

»Bloß damit Sie das wissen, meine Vorfahren waren schon hier, als die Truppen der Union in Salisbury auftauchten, und…«

»Hören Sie mal, Opa«, sagte der Posten und rieb sich die rote Stelle auf dem Nasenrücken, wo seine Haut sich abzulösen begann, »wenn Sie mir keine andere Wahl

lassen, nehme ich Sie jetzt fest und bringe Sie in Handschellen in das nächste Bundesgefängnis.«

Er stand jetzt dicht vor Janson. »Und wenn Sie sich beschweren wollen, dann schreiben Sie an Ihren Kongressabgeordneten.«

Er plusterte sich auf und legte die Hand auf seine Pistolentasche.

»Jetzt schau sich einer diesen jungen Wichtigtuer an.«

Janson machte eine wegwerfende Bewegung, die bewusst schlaff ausfiel und Resignation und Gleichgültigkeit ausdrücken sollte. »Ihr Park Ranger würdet ja eine Eidergans nicht von einer Pfeifente unterscheiden können.«

»Park Ranger?«, feixte der Wachposten und schüttelte den Kopf. »Sie glauben, wir sind *Park Ranger?«*

Plötzlich sprang Janson ihn an, presste ihm die rechte Hand auf den Mund und griff ihm mit der Linken um den Hals. Sie gingen gemeinsam zu Boden, der Sand dämpfte das Geräusch ihres Aufpralls, ein leises Knirschen, das im Geschrei der Möwen und dem Rascheln des Salzgrases unterging. Doch noch bevor sie den Boden erreicht hatten, hatte Janson dem Mann die M9-Pistole aus dem Halfter gezogen.

»Schlaumeier wie Sie mag keiner«, sagte er leise, jetzt in seinem normalen Tonfall, und drückte dem Posten die M9 Beretta gegen die Luftröhre. Die Augen des jungen Mannes weiteten sich erschreckt. »Sie haben jetzt neue Anweisungen, und ich rate Ihnen gut, dass Sie die befolgen: ein Ton, und Sie sind ein toter Mann, Grünschnabel.«

Mit ein paar schnellen Handbewegungen nahm Janson dem Posten den Waffengurt ab und fesselte ihm damit die Handgelenke an die Knöchel. Dann riss er ihm ein paar Fetzen aus seiner Tarnbluse, stopfte sie ihm in den Mund

und sicherte den improvisierten Knebel dann mit den Schnürsenkeln des Mannes. Nachdem er die Pistole des Mannes und sein Motorola-»Handy-Talky« eingesteckt hatte, hob er ihn auf wie einen schweren Rucksack und legte ihn hinter ein besonders hohes Schilfbüschel.

Janson ging weiter, und als der Strand schließlich aufhörte, lief er ein Stück die Grasfläche hinauf. Es würde wenigstens noch ein weiterer Posten eingesetzt sein – das Wochenendhaus des Unterstaatssekretärs war eindeutig als Sicherheitszone definiert worden –, aber die Wahrscheinlichkeit war groß, dass das Motorola-Talkabout des gefesselten Postens ihn rechtzeitig alarmieren würde, falls jemand irgendwelche Unregelmäßigkeiten festgestellt hatte.

Nach fünf Minuten fand Janson sich an der Südseite einer spärlich mit Gras bewachsenen Düne; das Cottage war von dieser Stelle aus nicht zu sehen. Sein Tempo wurde jetzt langsamer, als seine Stiefel bei jedem Schritt in den lockeren Sand einsanken, aber sein Ziel war nicht mehr weit entfernt.

Er blickte wieder nach draußen und sah die friedliche Wasserfläche der Chesapeake Bay – täuschend friedlich, denn unter dieser glatten Oberfläche wimmelte es von Leben. In der Ferne konnte er ein paar Meilen im Süden undeutlich Tangier Island ausmachen. Heute bezeichnete sich der Ort als die Weichschildkröten-Hauptstadt der Welt; 1812, in dem einzigen Krieg in der Geschichte der Vereinigten Staaten, in dem ausländische Truppen amerikanischen Boden betreten hatten, war es die britische Operationsbasis gewesen. In der Nähe lagen die Schiffbaufirmen von St. Michaels; Blockadebrecher waren rings um den Hafen im Einsatz gewesen. Janson erinnerte sich an eine Episode aus der Militärgeschichte: In St. Michaels hatten die Bewohner der Uferregion eine der klassischen

Kriegslisten des 19. Jahrhunderts in die Tat umgesetzt. Als sie von einem bevorstehenden britischen Angriff erfuhren, hatten die Stadtbewohner ihre Laternen ausgelöscht, sie hoch auf die Bäume gehängt und sie dort wieder angezündet. Die Briten feuerten auf die Ortschaft, zielten aber, von der Positionierung der Laternen getäuscht, zu hoch, so dass ihre Kanonenkugeln, ohne viel Schaden anzurichten, bloß die Baumstämme trafen.

So war das Ostufer: viel Beschaulichkeit, die so viel Blut verbarg. Drei Jahrhunderte amerikanischen Strebens und amerikanischer Zufriedenheit. Es war durchaus passend, dass Derek Collins sich hier seine private Zuflucht gesucht hatte.

»Meiner Frau Janice hat es hier gefallen.«

Die vertraute Stimme hallte ohne jegliche Warnung an seinem Ohr, und Janson wirbelte herum und sah Derek Collins. Jansons rechter Zeigefinger legte sich in seiner Jacketttasche vorsichtig um den Abzug der Beretta, als er seinen Widersacher musterte.

Das Einzige, was ihm an dem Bürokraten nicht vertraut vorkam, war seine Kleidung: Ein Mann, den er immer nur in dunkelblauen oder anthrazitfarbenen Dreiteilern gesehen hatte, trug Khakihosen, ein kariertes Hemd und Mokassins – sein Wochenendoutfit.

»Dort, wo Sie jetzt stehen, hat sie immer ihre Staffelei aufgebaut, ihre Farben herausgeholt und versucht, das Licht einzufangen. So hat sie sich immer ausgedrückt: ›Das Licht einfangen.‹«

Collins' Augen wirkten stumpf, und an die Stelle seines Janson vertrauten Gesichtsausdrucks stets Pläne schmiedender Habgier war so etwas wie Bedrücktheit und Sorge getreten. »Sie hatte Polycythämie, wissen Sie. Eine Knochenmarkerkrankung; ihr Körper hat zu viele rote

Blutkörperchen produziert. Janice war meine zweite Frau, ich glaube, das ist Ihnen bekannt. Ein neuer Anfang und all das. Ein paar Jahre nachdem wir geheiratet hatten, hat es bei ihr angefangen – sie bekam immer Juckreiz, wenn sie ein warmes Bad genommen hatte; das waren die ersten Anzeichen. Komisch, nicht wahr? Es entwickelt sich ganz langsam, aber mit der Zeit stellten sich dann Kopfschmerzen ein, Benommenheit und dieses Gefühl von Erschöpfung, und dann diagnostizierte man die Krankheit. Als es auf das Ende zuging, hat sie die meiste Zeit hier auf Phipps verbracht. Wenn ich herkam, saß sie immer hier vor ihrer Staffelei und hat versucht, mit ihren Wasserfarben den Sonnenuntergang einzufangen. Sie hatte Mühe mit den Farben. Häufig sagte sie, sie würden aussehen wie Blut. Als ob da etwas in ihr gewesen wäre, das drängte, herausgelassen zu werden.«

Collins stand keine drei Meter von Janson entfernt, aber seine Stimme kam wie aus weiter Ferne. Er hatte die Hände in den Taschen und blickte auf die langsam dunkler werdende Bucht hinaus. »Den Vögeln hat sie auch gerne zugeschaut. Sie hat sich nicht zugetraut, sie zu malen, aber zugeschaut hat sie ihnen gerne. Sehen Sie den dort drüben, dicht bei dem Osage-Orangenbaum? Perlgrau, weißer Bauch und um die Augen eine schwarze Maske wie ein Waschbär?«

Er war etwa so groß wie ein Rotkehlchen und hüpfte von Ast zu Ast.

»Das ist ein Karettwürger«, sagte Collins. »Ein hier beheimateter Vogel. Janice fand ihn hübsch. *Lanius ludovicianus.«*

»Besser bekannt als Würgevogel«, erwiderte Janson.

Der Vogel trillerte seinen aus zwei Noten bestehenden Ruf.

»Ein passender Name, wissen Sie«, sagte Collins. »Recht ungewöhnlich, nicht wahr, weil er sich von anderen Vögeln ernährt. Aber sehen Sie ihn sich einmal an. Er hat keine Krallen. Das ist das Schöne. Er nutzt seine Umgebung – spießt sein Opfer auf einem Dorn oder auf Stacheldraht auf, bevor er es zerreißt. Dazu braucht er kaum Klauen. Er weiß, dass die Welt voll von Ersatzklauen ist. Nutzt seine Umgebung.«

Der Vogel stieß einen schrillen Laut aus und flatterte davon.

Collins drehte sich um und sah Janson an. »Kommen Sie doch rein.«

»Werden Sie mich nicht durchsuchen?«, fragte Janson in gleichgültigem Ton. Er wunderte sich darüber, wie gelockert Collins wirkte, und war entschlossen, sich ebenso zu geben. »Damit Sie sehen, was für Waffen ich vielleicht bei mir trage.«

Collins lachte, und einen Augenblick lang bekam seine Gelassenheit einen Sprung. »Janson, Sie *sind* eine Waffe«, sagte er. »Was soll ich denn machen, Ihnen sämtliche Glieder abschneiden und Sie in eine Vitrine stecken?«

Er schüttelte den Kopf. »Sie haben vergessen, wie gut ich Sie kenne. Außerdem sehe ich jemanden vor mir, der die Arme unter seinem Jackett verschränkt hat, und diese Ausbuchtung, etwa zwei Handbreit unter der Schulter, das ist wahrscheinlich eine auf mich gerichtete Pistole. Ich vermute, Sie haben sie Ambrose weggenommen. Er ist noch jung, einigermaßen gut ausgebildet, aber nicht gerade das schärfste Messer in der Schublade.«

Janson sagte nichts, nahm aber den Finger nicht vom Abzug. Mit der M9 würde er mühelos durch den Stoff seines Jacketts schießen können: Collins war nur einen Fingerdruck vom Tod entfernt und wusste das auch.

»Kommen Sie mit«, sagte Collins. »Wir gehen zusammen. Ein friedliches Duo der Verletzbarkeit. Eine Zwei-Mann-Demonstration wechselseitiger garantierter Vernichtung und des tiefen Wohlgefühls, das das Gleichgewicht des Schreckens bringen kann.«

Janson sagte nichts. Collins war kein Feldagent; zwar war er auf seine Art nicht weniger gefährlich, aber auf weniger unmittelbare Weise. Sie gingen zusammen über einen aus verwitterten Brettern bestehenden Plankenweg in Collins' Haus. Es war ein klassischer Strand-Bungalow, vermutlich Anfang des 20. Jahrhunderts gebaut: verwitterte Schindeln und kleine Dachgauben im Obergeschoss. Nichts, was irgendwie auffiel, wenigstens nicht, wenn man nicht genau hinsah.

»Sie haben Ihr Wochenendhaus zur Sperrzone erklären lassen«, sagte Janson. »Gut gemacht.«

»Eine Sperrzone der Klasse A4 – genau der Vorschrift entsprechend. Nach dem John-Deutch-Debakel will keiner sich dabei erwischen lassen, wenn er sich Büroarbeit mit nach Hause nimmt und geheime Daten in einen ungesicherten Schlafzimmercomputer eingibt. Für mich bestand die Lösung darin, dieses Haus in ein Büro zu verwandeln. Eine Außenstelle.«

»Und deshalb Nationalgarde?«

»Zwei junge Männer gehen hier Streife. Heute Nachmittag sind es Ambrose und Bamford. Sie achten darauf, dass niemand fischt, wo er das nicht sollte, recht viel mehr tut sich meistens nicht.«

»Sie halten sich hier ganz alleine auf?«

Collins lächelte matt. »Ein argwöhnischer Geist würde diese Frage als drohend empfinden.«

Er ging in seine Küche mit ihren Arbeitsflächen aus rostfreiem Stahl und einem Arsenal von Hightech-

Küchengeräten. »Aber, um Ihre Frage zu beantworten, ja, mir ist das lieber so. Da komme ich eher zum Denken.«

»Ich habe die Erfahrung gemacht, dass Leute wie Sie umso mehr Ärger machen, je mehr sie denken«, sagte Janson mit schneidender Stimme. Er hielt die Beretta immer noch in der Hand, die er jetzt auf die Theke stützte. Als Collins hinter das Abluftgitter seines Viking-Herds trat, veränderte Janson unauffällig die Position. Collins war nie vor der Waffe sicher, die er in der Hand hielt.

Der Unterstaatssekretär stellte Janson einen Becher mit Kaffee hin. Auch seine Bewegungen waren kalkuliert – kalkuliert, nicht bedrohlich zu wirken. Ein Becher mit heißer Flüssigkeit konnte eine Waffe sein, und deshalb achtete Collins sorgfältig darauf, die Becher langsam über die Theke zu schieben. Er wollte, dass Janson die Möglichkeit nicht einmal in Betracht zog, dass ihm ihr Inhalt ins Gesicht geschleudert werden konnte, und deshalb Gegenmaßnahmen ergriff. Auf diese Weise behandelte er seinen Gast respektvoll und ersparte sich präventive Gewalt. Collins hatte sich im Laufe einiger Jahrzehnte an die Spitze einer Elite-Geheimdienstorganisation gearbeitet, ohne sich dabei auch nur einen Fingernagel einzureißen; er war ganz offenkundig darauf bedacht, dass das auch weiterhin so blieb.

»Als Janice das alles einrichten ließ« – Collins machte eine weit ausholende Bewegung, die das Mobiliar und die Küchengeräte einschloss –, »hat sie das hier, glaube ich, ihre ›Nische‹ genannt. Essnische oder Frühstücksnische oder irgend so was.«

Sie saßen jetzt zusammen an der Platte aus schwarzem, auf Hochglanz poliertem Granit, jeder auf einem hohen, runden Barhocker aus Stahl und Leder. Collins nippte an dem Kaffee. »Janices superautomatische Faema-Kaffeemaschine. Eine Maschinerie aus fünfundsiebzig Pfund

rostfreiem Stahl und vermutlich mehr Rechnerkapazität als damals das Mondlandemodul, und alles das, um ein oder zwei Tassen Kaffee zu kochen. Das klingt wie etwas, das das Pentagon ausgeheckt haben könnte, nicht wahr?«

Durch seine klobige schwarze Brille wirkten seine schiefergrauen Augen zugleich fragend und amüsiert. »Sie fragen sich wahrscheinlich, warum ich Sie nicht gebeten habe, die Waffe wegzustecken. Das sagen die Leute doch immer in solchen Situationen, nicht wahr? ›Legen Sie die Waffe weg, dann können wir reden‹ – so ähnlich.«

»Wie immer wollten Sie der klügste Junge der ganzen Klasse sein, nicht wahr?«

Jansons Augen blickten hart und durchdringend, als er an dem Kaffee nippte. Collins hatte darauf geachtet, den Kaffee vor seinen Augen einzugießen und ihm damit wortlos Gelegenheit gegeben, sich zu vergewissern, dass er nicht vergiftet war. Als er die beiden Becher gebracht hatte, hatte er in ähnlicher Weise Janson den Becher wählen lassen, aus dem er trinken wollte. Janson musste die Pedanterie des Bürokraten bewundern, mit der dieser jeden gefährlichen Gedanken seines ehemaligen Untergebenen vorwegnahm.

Collins ignorierte die Herausforderung. »In Wahrheit ist es mir wahrscheinlich lieber, wenn Sie weiterhin die Waffe auf mich gerichtet halten – einfach, weil das Ihre strapazierten Nerven beruhigt. Ich bin sicher, das beruhigt Sie mehr als alles, was ich sagen könnte. Und demzufolge verringert das die Wahrscheinlichkeit, dass Sie unbesonnen und vorschnell handeln.«

Er zuckte die Schultern. »Sie sehen, ich lasse Sie an meinen Überlegungen teilhaben. Je offener wir zueinander sind, umso gelockerter werden Sie sich fühlen.«

»Eine interessante Kalkulation«, knurrte Janson. Collins

hatte für sich offenbar den Schluss gezogen, dass er mit höherer Wahrscheinlichkeit irgendwelche ernstlichen körperlichen Schäden vermeiden konnte, wenn er seinem Gegenüber unzweideutig klar machte, dass dieser sein Leben in der Hand hielt. *Wenn du mich umbringen kannst, wirst du mir nicht wehtun* – das war Collins' Überlegung.

»Bloß um den Samstag zu feiern, leiste ich mir einen Irish Coffee«, sagte Collins, zog sich eine Flasche Bourbon heran und schüttete davon etwas in seinen Becher. »Mögen Sie auch?«

Janson runzelte die Stirn, und Collins meinte: »Hab's nicht erwartet. Sie sind ja im Dienst, stimmt's?«

Er tat einen Klecks Sahne drauf.

»In Ihrer Gesellschaft? Immer.«

Ein resigniertes angedeutetes Lächeln. »Der Vogel, den wir zuerst gesehen haben – das ist ein Falke, der sich für einen Singvogel hält. Ich glaube, wir erinnern uns beide an ein Gespräch, das wir vor Jahren einmal über dieses Thema hatten. Eines Ihrer ›Ausscheidegespräche‹. Ich sagte damals zu Ihnen, Sie seien ein Falke. Sie wollten das nicht hören. Ich denke, Sie wollten ein Singvogel sein. Aber Sie waren keiner und werden nie einer sein. Sie sind ein Falke, Janson, weil das Ihre Natur ist. Genauso wie dieser Karettwürger.«

Er nippte wieder an seinem Irish Coffee. »Eines Tages kam ich hierher, und Janice saß an ihrer Staffelei und versuchte zu malen. Sie weinte. Schluchzte. Ich dachte, vielleicht … Ich weiß nicht, was ich dachte. Und dann stellte sich heraus, dass sie zugesehen hat, wie dieser Singvogel – das war er für sie – einen kleinen Vogel an einem der Weißdornbüsche aufspießte und ihn einfach dort hängen ließ. Ein wenig später kam der Würger dann zurück und fing an, seine Beute mit seinem gekrümmten

Schnabel zu zerreißen. Ein Würgevogel, der das tat, was Würgevögel eben tun, und dem die roten, schimmernden Eingeweide eines anderen Vogels aus dem Schnabel hingen. Aber für Janice war es schrecklich, einfach schrecklich. Ein Verrat. Irgendwie hat sie das nie begriffen. Sie hat die Welt einfach durch die rosarote Brille gesehen. Und was hätte ich ihr sagen können? Dass ein Falke, der singen kann, immer noch ein Falke ist?«

»Vielleicht ist er beides, Derek. Kein Singvogel, der so tut, als wäre er ein Falke, sondern ein Falke, der zugleich ein Singvogel ist. Ein Singvogel, der sich in einen Falken verwandelt, wenn das notwendig ist. Weshalb müssen wir denn eine Wahl treffen?«

»Weil wir eine Wahl treffen *müssen.«*

Er setzte seinen Kaffeebecher hart auf die Granitplatte, und das Geräusch von schwerem Steingut auf Stein war wie ein Signal, das darauf aufmerksam machte, dass sein Tonfall sich verändert hatte. »Und *Sie* müssen auch eine Wahl treffen. Auf welcher Seite stehen Sie?«

»Auf welcher Seite stehen *Sie?«*

»Immer noch auf derselben«, sagte Collins.

»Sie haben versucht, mich zu töten.«

Collins legte den Kopf zur Seite. »Nun, ja und nein«, erwiderte er, und seine Unbekümmertheit verwirrte Janson mehr, als wenn er es hitzig abgeleugnet hätte. Da war kein Schuldbewusstsein, keine Abwehrhaltung; Collins hätte ebenso gut eine Bemerkung über das Wetter machen können.

»Freut mich, dass Sie das so gelassen sehen«, sagte Janson mit eisiger Selbstkontrolle. »Fünf Ihrer Schergen, die ihre Laufbahn im Theiß-Tal beenden mussten, haben das wahrscheinlich nicht so philosophisch gesehen.«

»Nicht *meine«,* sagte Collins. »Schauen Sie, das ist jetzt wirklich ein wenig peinlich.«

»Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, dass Sie mir eine Erklärung schulden.« Janson sagte es mit kalter Wut. »Über Peter Novak. Über mich. Und darüber, weshalb Sie meinen Tod wollen.«

»Sehen Sie, das war ein Fehler – dass wir das Lambda-Team geschickt haben, meine ich. Und diese ganze Nicht-zu-retten-Direktive ist uns wirklich äußerst unangenehm. Große Rückrufaktion dazu – wie bei den Firestone-Reifen. Fehler, Fehler, Fehler. Aber die Leute, mit denen Sie in Ungarn zu tun hatten – also, das waren nicht unsere. Früher vielleicht, aber jetzt nicht mehr. Mehr kann ich Ihnen dazu nicht sagen.«

»Dann ist ja wohl alles wieder in bester Ordnung«, erwiderte Janson mit unüberhörbarem Sarkasmus.

Collins nahm die Brille ab und blinzelte ein paar Mal. »Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich bin sicher, dass wir genau dasselbe wieder tun würden. Hören Sie, ich habe die Anweisung nicht erteilt, ich habe sie nur nicht widerrufen. Alle in der Einsatzleitung – ganz zu schweigen von den *spooks* an vorderster Front der CIA und der anderen Dienste – dachten, Sie hätten die Seiten gewechselt, sechzehn Millionen Dollar kassiert und all das. Ich meine, die Beweise waren doch wirklich eindeutig. Ich glaubte das eine Weile auch.«

»Und dann haben Sie erfahren, dass es nicht so ist.«

»Nur dass ich dann die Anweisung nicht mehr so ohne weiteres und ohne jede Erklärung rückgängig machen konnte. Sonst würden die Leute ja annehmen, ich sei durchgedreht oder vielleicht hätte mich jemand gekauft. Das ging einfach nicht, nicht ohne ein Geheimnis der allerobersten Stufe preiszugeben. Das eine Geheimnis, das

man unter keinen Umständen preisgeben darf. Sie werden das natürlich nicht objektiv sehen können, weil wir hier schließlich von Ihrem ganz persönlichen Überleben sprechen. Aber in meinem Job geht es immer um Prioritäten, und wenn man Prioritäten hat, muss man auch Opfer bringen.«

»Opfer bringen?«, fiel Janson ihm mit vor Spott triefender Stimme ins Wort. »Sie meinen, ich muss ein Opfer bringen? *Ich* war das gottverdammte Opfer.«

Er beugte sich vor, und jetzt war sein Gesicht vor Wut wie erstarrt.

»Sie können Ihren Schnabel von meinen Eingeweiden wegnehmen. Ich widerspreche Ihnen ja nicht.«

»Glauben Sie, dass ich Peter Novak getötet habe?«

»Ich weiß, dass Sie das nicht getan haben.«

»Ich möchte Ihnen eine ganz simple Frage stellen«, fuhr Janson fort. »Ist Peter Novak tot?«

Collins seufzte. »Nun, darauf antworte ich wieder mit Ja und Nein.«

»Himmelherrgott!«, explodierte Janson. »Ich möchte eine klare Antwort haben.«

»Schießen Sie los«, sagte Collins. »Oder lassen Sie es mich anders formulieren: Fragen Sie.«

»Fangen wir vielleicht mit einer recht beunruhigenden Entdeckung an, die mir gelungen sind. Ich habe Dutzende von Fotos von Peter Novak äußerst detailliert studiert. Ich werde die Daten nicht interpretieren, sondern sie nur präsentieren. Es gibt Varianten, subtile, aber messbare Varianten feststehender Körperdimensionen. Das Verhältnis der Zeigefingerlänge zur Mittelfingerlänge. Trapezknochen zum Mittelhandknochen. Unterarmlänge. Ventralfläche des Schlüsselbeins, unter seinem Hemd

sichtbar auf zwei nur wenige Tage hintereinander gemachten Fotos.«

»Folgerung: Dies sind nicht Bilder ein und desselben Mannes.« Collins' Stimme war ausdruckslos.

»Ich bin zu seinem Geburtsort gefahren. Es *gab* einen Peter Novak, der als Sohn von Janós und Illana Ferenczi-Novak zur Welt kam. Er ist etwa fünf Jahre später im Jahr 1942 gestorben.«

Collins nickte, und wieder war das völlige Fehlen jeglicher Reaktion erschreckender, als jede Reaktion hätte sein können. »Ausgezeichnete Arbeit, Janson.«

»Sagen Sie mir die Wahrheit«, knurrte Janson. »Ich bin nicht verrückt. *Ich habe einen Mann sterben sehen.«*

»Das trifft zu«, sagte Collins.

»Und zwar nicht nur einen beliebigen Mann. Wir sprechen von Peter Novak – einer lebenden Legende.«

»Bingo.«

Collins gab ein schnalzendes Geräusch von sich. »Sie haben es selbst gesagt. Eine lebende Legende.«

Janson hatte das Gefühl, eine eisige Hand würde sich um seinen Magen krampfen. *Eine lebende Legende.* Das Produkt von Profis in den Nachrichtendiensten.

Peter Novak war eine Legende der Nachrichtendienste.

30

Collins rutschte vom Hocker und richtete sich auf. »Ich würde Ihnen gerne etwas zeigen.«

Er ging in seinen Arbeitsraum, ein großes Zimmer mit Blick auf die Bucht. Auf einem rustikalen Holzregal lagen ganze Stapel von *Studies in Intelligence,* einem geheimen Magazin der amerikanischen Nachrichtendienste. Dazwischen gab es Monografien über internationale Konflikte, Romane und abgegriffene Bände von *Foreign Affairs.* Ein Sun-Microsystems-Computer war mit einer ganzen Anzahl von Servern verbunden.

»Erinnern Sie sich an *Der Zauberer von Oz*? Ich wette, man hat Sie danach gefragt, als Sie Kriegsgefangener waren. Wie ich höre, waren die nordvietnamesischen Verhörführer von der amerikanischen Popkultur geradezu besessen.«

»Nein, davon war keine Rede«, erwiderte Janson knapp.

»Nun, Sie wären vermutlich viel zu stur gewesen, um denen zu verraten, wie die Geschichte ausging. Durften ja schließlich unsere nationale Sicherheit nicht gefährden … Tut mir Leid. Das war jetzt unpassend. Es gibt eines, was uns grundsätzlich unterscheidet: Was auch geschieht, Sie werden immer ein gottverdammter Kriegsheld sein und ich immer ein ziviler Schreibtischhengst, und aus der Sicht mancher Leute macht Sie das zu einem besseren Menschen. Die Ironie daran ist, dass ich auch zu diesen ›manchen Leuten‹ gehöre. Ich bin eifersüchtig. Ich gehöre zu den Leuten, die gern gelitten hätten, ohne dass ich je den Wunsch verspürt habe zu leiden. Das ist so ähnlich, wie wenn man sich wünscht, ein Buch geschrieben zu haben, im Gegensatz zu dem Wunsch, tatsächlich eines zu

schreiben.«

»Können wir zur Sache kommen?«

»Sehen Sie, ich habe immer gedacht, dass es der Augenblick sei, in dem wir unsere Unschuld verlieren. Dort oben gibt's den großen, mächtigen Oz, und dort unten steht der Tölpel, hinter dem Vorhang. Aber es ist nicht bloß der Tölpel, es ist der ganze gottverdammte Mechanismus, der Blasebalg, die Hebel, der Dieselmotor oder was auch immer. Glauben Sie, es war leicht, das zusammenzusetzen? Und sobald das Ding einmal läuft, macht es keinen großen Unterschied mehr, wen Sie hinter dem Vorhang haben – so haben wir uns das wenigstens gedacht. Worauf es ankommt, ist die *Maschine,* nicht der Mensch.«

Der Direktor von Consular Operations hatte zu faseln angefangen; die Angst, die er sonst nie zeigte, machte ihn auf geradezu unheimliche Art geschwätzig.

»Sie strapazieren meine Geduld«, sagte Janson. »Ich möchte Ihnen einen Tipp geben. Man sollte nie die Geduld von jemand strapazieren, der eine geladene Waffe in der Hand hält.«

»Es ist einfach so, dass wir uns *la gran scena* nähern, und ich möchte, dass Sie jetzt nicht durchdrehen.«

Collins deutete auf das leise summende Computersystem. »Sind Sie dafür bereit? Wir nähern uns nämlich dem Jetzt-wo-Sie-Bescheid-wissen-werde-ich-Sie-töten-müssen-Territorium.«

Janson hob die M9 etwas an, sodass ihr Lauf exakt zwischen Collins' Augen zielte, und der Direktor von Consular Operations fügte schnell hinzu: »Ich meine, nicht *buchstäblich.* Darüber sind wir bereits hinaus – diejenigen von uns, die in dem Programm tätig sind, meine ich. Wir spielen jetzt ein anderes Spiel. Aber *er* tut das natürlich auch.«

»Sie sollten langsam anfangen, verständlich zu reden«, sagte Janson und knirschte mit den Zähnen.

»Viel verlangt.«

Collins deutete mit einer ruckartigen Kopfbewegung wieder auf das Computersystem.

»Man könnte sagen, *das hier ist* Peter Novak. Das und ein paar hundert vernetzte Sicherheitscomputersysteme auf Omikron-Level, die woanders stehen. Peter Novak ist in Wirklichkeit ein Komplex aus Bits und Bytes und digitalen Signaturen ohne Ursprung und ohne Ziel. Peter Novak war nie eine Person. Er ist ein Projekt. Eine Erfindung. Eine Legende. Das ist genau der passende Ausdruck! Und lange Zeit war er die erfolgreichste Legende, die es je gab.«

Janson hatte das Gefühl, sein Verstand sei eine einzige Wolke, so als wäre er plötzlich in einen Staubwirbel geraten, und dann setzte ebenso schnell eine geradezu übernatürliche Klarheit ein.

Es war Wahnsinn – aber ein Wahnsinn, der auf schreckliche Art und Weise logisch war. »Bitte«, sagte er zu Collins, »fahren Sie fort.«

»Am besten setzen wir uns irgendwo anders hin«, schlug Collins vor. »Das System hier hat so viele elektronische Sicherheitssperren und -fallen, dass es automatisch alles löscht, wenn man es schief ansieht. Einmal ist eine Motte gegen das Fenster geprallt, und schon war die Arbeit von mehreren Stunden einfach im Eimer.«

Sie nahmen im Wohnzimmer Platz, auf Sesseln, die mit grobem blumengemustertem Chintz bespannt waren, einem Stoff, der allem Anschein nach per Gesetz irgendwann in den siebziger Jahren für die Einrichtung von Ferienhäusern am Meer festgelegt worden war.

»Sehen Sie, es war eine brillante Idee. So brillant, dass

die Leute sich lange Zeit darüber stritten, wer sie als Erster hatte. Sie wissen schon, wie bei der Erfindung des Radios und des Telefons und so. Nur dass die Zahl der Leute, die Bescheid wussten, wirklich winzig klein war, winzig klein. Das musste auch so sein. Mein Vorgänger, Daniel Cangdon, hatte logischerweise eine ganze Menge damit zu tun. Und Doug Albright, ein Protegé von David Abbott.«

»Von Albright habe ich gehört. Abbott?«

»Das ist der Typ, der Ende der siebziger Jahre die Aktion ›Caine‹ erfunden hatte, als es darum ging, Carlos auszuräuchern. Dieselbe Art strategischen Denkens hat zu Moebius geführt. Asymmetrische Konflikte, bei denen Staaten gegen individuelle Akteure auftreten. Ein Missverhältnis, aber nicht so, wie Sie sich das vielleicht denken. Stellen Sie sich einen Elefanten und einen Moskito vor. Wenn der Moskito Enzephalitis-Erreger trägt, könnte am Ende leicht der Elefant tot sein, und Jumbo könnte gar nicht viel dagegen unternehmen. Das Problem von Akteuren unterhalb der Größenordnung eines ganzen Staatsapparats ist ähnlich. Abbotts große Erkenntnis war, dass man etwas so Schwerfälliges wie einen Staat unmöglich gegen Übeltäter dieser Sorte mobilisieren kann: Man muss mit vergleichbaren Größen kontern, muss individuelle Akteure erzeugen, die im Rahmen eines sehr weit gefassten Mandats autonom handeln können.«

»Moebius?«

»Das Moebius-Programm. Im Grunde genommen sprechen wir jetzt von etwas, das als kleine Arbeitsgruppe im State Department angefangen hat. Bald reichte es über das State Department hinaus, weil es, um funktionieren zu können, Zugriff auf alle Dienste brauchte. Es gab da einen Dicken, der früher einmal im Hudson Institute tätig war und dann bei der DIA die Einsätze geleitet hatte, der Chef dieser ›Wir liefern Perfektion‹-Jungs. Nach seinem Tod

hat sein Stellvertreter die Aufgabe übernommen – das ist Doug. Ein Computerfreak von der Central Intelligence. Verbindungsmann des Oval Office zum NSC. Aber wenn man siebzehn Jahre zurückgeht, dann sprechen wir im Grunde genommen wirklich nur von einer kleinen Arbeitsgruppe im State Department. Und die treiben Brainstorming und kommen irgendwie auf dieses Szenario. Wie wäre es, wenn man ein kleines Geheimteam aus Analytikern und Experten aufstellen würde, das einen fiktiven ausländischen Milliardär schafft? Je mehr sie mit der Idee spielen, desto besser gefällt sie ihnen. Sie gefällt ihnen, weil sie ihnen umso realisierbarer erscheint, je mehr sie darüber nachdenken. *Sie können das in die Tat umsetzen.* Sie können es *realisieren.* Und als sie anfangen, darüber nachzudenken, *was* sich damit bewirken ließe, wird die Idee unwiderstehlich. Sie können *Gutes* tun. Sie können die Interessen Amerikas auf eine Art und Weise voranbringen, wie Amerika selbst das nicht kann. Sie können die Welt verbessern. Und so wurde das Moebius-Programm geboren.«

»Moebius«, sagte Janson. »Wie die Schleife, wo die Innenseite die Außenseite ist.«

»In diesem Fall ist der Außenseiter ein Insider. Ein Finanzmogul, der zu einer völlig unabhängigen Figur im Weltgeschehen wird, ohne irgendwelche Bindungen an die Vereinigten Staaten. Unsere Gegner sind nicht seine Gegner. Sie können seine Verbündeten sein. Er kann in Situationen Hebel ansetzen, in denen wir nicht die leiseste Chance hätten, auch nur Fühlung mit den jeweiligen Akteuren zu bekommen. Aber zuerst muss man diese Person erschaffen, und zwar von Grund auf. Der Unterbau war eine echte Herausforderung. Als Geburtsort für ihn haben die Programmierer eine winzige Ortschaft in Ungarn ausgewählt, die in den vierziger Jahren völlig

zerstört wurde.«

»Genau, weil dort nämlich sämtliche Urkunden vernichtet und fast alle Dorfbewohner umgebracht worden sind.«

»Molnár war so etwas wie ein Geschenk der Götter der Tarnung. Ich meine, es war natürlich schrecklich, die Massaker und all das, aber für die Zwecke des Programms war es perfekt, besonders wenn man dazu noch die kurze unglückliche Karriere von Graf Ferenczi-Novak hinzufügte. Unter den Umständen war durchaus verständlich, dass unser Junge nur sehr lückenhafte Spuren seiner frühen Kindheit hinterlassen hat. Alle seine Altersgenossen sind tot, und sein Vater ist von panischer Angst erfüllt, seine Feinde könnten ihm sein Kind wegnehmen. Also versteckt er den Jungen, lässt ihn von Privatlehrern unterrichten. Exzentrisch vielleicht, aber durchaus plausibel.«

»Es muss Unterlagen über seine berufliche Tätigkeit gegeben haben«, warf Janson ein, »aber das sollte keine Probleme bereitet haben. Sie beschränkten einfach seine ›Karriere‹ auf ein paar Organisationen, die Sie kontrollieren konnten.«

»Wenn jemand Fragen stellt, gibt es da bestimmt immer einen Abteilungsleiter mit silbergrauem Haar, möglicherweise bereits pensioniert, der dann sagt: ›Oh, ja, an den jungen Peter erinnere ich mich‹«, fuhr Collins in seinem Bericht fort. »›Ein bisschen altklug vielleicht, aber wirklich ein brillanter Finanzanalyst. Und seine Arbeit war so hervorragend, dass es mir nichts ausgemacht hat, dass er stets zu Hause arbeiten wollte. Ein wenig öffentlichkeitsscheu, vielleicht, aber wer kann ihm das schon bei dem Trauma aus seiner Vergangenheit übel nehmen?‹ So ähnlich stelle ich mir das vor.«

Janson nickte nachdenklich. Zweifellos hatte man diese Männer und Frauen großzügig dafür entschädigt – das

konnte er sich gut vorstellen –, dass sie hie und da einem neugierigen Reporter ein oder zwei Lügen aufgetischt hatten, vielleicht war es sogar nie dazu gekommen. Und was dieser Handel sonst noch mit sich brachte, würden sie nie erfahren: dass man nämlich künftig jedes Wort, das sie je sprachen oder schrieben, überwachen und sie ein Leben lang unter Beobachtung halten würde – aber was sie nicht wussten, tat ihnen natürlich auch nicht weh.

»Und der spektakuläre Aufstieg? Wie konnten Sie den absichern?«

»Nun, da wurde die Geschichte ein wenig haarig. Aber wie schon gesagt, das Expertenteam, das das Moebius-Programm durchgezogen hat, war wirklich brillant. Sie – wir, sollte ich wohl sagen, obwohl ich erst vor sieben Jahren dazu gestoßen bin – hatten ein paar Mal großes Glück. Und, voilà, wir hatten einen Mann, der sein eigenes Imperium geführt hat. Einen Mann, der die globalen Ereignisse in einer Art und Weise manipulieren konnte, wie wir selbst das nie geschafft haben.«

»Manipulieren…? Was heißt das?«, wollte Janson wissen.

»Ich glaube, das wissen Sie. Die Liberty Foundation. Die ganze Sache von wegen Konfliktauflösung. ›Zielorientierte Demokratie.‹ All das.«

»Also war dieser große Wohltäter, dieser Finanzzauberer, dieser ›Friedensbringer‹…«

»Ursprünglich hat man ihn einmal bei *60 Minutes* so bezeichnet, und der Name hat sich gehalten. Aus gutem Grund. Der Friedensbringer hat eine Stiftung mit Büros in praktisch jeder Hauptstadt der ganzen Welt aufgebaut.«

»Und seine unglaubliche humanitäre Unterstützung?«

»Ist dieses Land hier nicht das beste auf der ganzen Welt? Und ist es nicht *widerwärtig*, dass so viele Leute

auf der ganzen Welt uns hassen, ganz gleich, wie viel Gutes wir tun? Ja, was wir getan haben, war oft wie Balsam auf die Krisenherde der Welt. Schauen Sie, die Weltbank ist eine Institution, die als letzte Zuflucht einspringt, wenn ein Land seinen gesamten Kredit verspielt hat. Dieser Bursche ist die *erste Zuflucht,* um Kredit zu gewähren. Und das hat sichergestellt, dass er bei den Regierungen auf der ganzen Welt gewaltigen Einfluss bekam. Peter Novak: Reisebotschafter für Frieden und Stabilität.«

»Öl auf unruhige Wogen.«

»Teures Öl, damit Sie das ja nicht falsch verstehen. Aber ›Novak‹ konnte in Konflikten vermitteln, konnte Konflikte lösen, an die wir uns nie – sichtbar – hätten heranwagen dürfen. Er war imstande, höchst effektiv und in größter Vertraulichkeit mit Regimes zu verhandeln, die Amerika als den großen Satan bezeichnen. Er war so etwas wie eine Ein-Mann-Außenpolitik. Und was ihn so verdammt effizient gemacht hat, ist exakt die Tatsache, dass er anscheinend in keiner Weise mit uns in Verbindung stand.«

Janson war wie benommen, der Kopf brummte ihm, war angefüllt mit dem Echo von Stimmen – drohend, warnend, zuredend. Nikos Andros: *Ihr Amerikaner habt nie mit Antiamerikanismus umgehen können. Ihr seid so erpicht darauf, geliebt zu werden, dass ihr einfach nicht begreifen könnt, warum man euch so wenig liebt. Ein Mann trägt große Stiefel und fragt sich, weshalb ihn die Ameisen, die er zertritt, fürchten und hassen.* Angus Fielding: *Das eine, was ihr Amerikaner nie ganz begriffen habt, ist, wie tief der Antiamerikanismus geht* … Der Serbe mit der goldgeränderten Brille: *Ihr Amerikaner wollt immer etwas, was nicht auf der Speisekarte steht, nicht wahr? Ihr könnt nie genug Wahlmöglichkeiten haben.* Ein ungarischer Wirt:

Ihr Amerikaner beklagt euch über Rauschgifthändler in Asien, und unterdessen überschwemmt ihr die Welt mit dem elektronischen Äquivalent … Überall, wohin ihr geht, findet ihr eure eigene Spur. Die Schleimspur der Schlange liegt über allem.

Und aus der Kakophonie bildete sich ein einziger Refrain heraus, auch eine Art Choral.

Ihr Amerikaner.

Ihr Amerikaner.

Ihr Amerikaner.

Ihr Amerikaner.

Janson unterdrückte einen Schauder. »Aber wer ist – war – Peter Novak?«, fragte er.

»So etwas Ähnliches wie der *Sechs-Millionen-Dollar-Mann* – ›Gentleman, wir können ihn wieder zusammenbauen, wir verfügen über die nötige Technik und die Fähigkeit, ihn besser zu machen, als er das zuvor war. Besser, stärker, schneller.‹«

Er unterbrach sich. »Nun, jedenfalls reicher. Fakt ist, dass drei Agenten für die Rolle eingeteilt wurden. Sie waren ihm alle ähnlich – ähnelten einander von Anfang an in Körperbau und Größe sehr. Und dann hat die Kunst der Chirurgen sie zu fast exakten Kopien des Originals gemacht. Man hat alle möglichen computergesteuerten Mikrometer eingesetzt – eine höchst komplizierte Prozedur. Aber wir mussten Replikate bereithalten: Wir hatten in jeder Hinsicht so viel in das Projekt investiert, dass wir es uns einfach nicht leisten konnten, dass unser Mann von einem Bus überfahren wurde oder plötzlich tot umfiel, weil er einen Schlaganfall hatte. Drei schien uns die richtige Zahl, die richtige Chance.«

Janson musterte Collins mit einem seltsamen Blick.

»Wer würde sich je auf so etwas einlassen? Zulassen, dass seine ganze Identität ausgelöscht wird, dass er für jeden, den er kennt, tot ist. Wer würde sich sein Gesicht völlig umformen lassen…«

»Jemand, der keine andere Wahl hatte«, erwiderte Collins rätselhaft.

Janson spürte die Wut in sich aufsteigen. Er wusste, dass Collins' scheinbare Gelassenheit nur oberflächlich war, aber die absolute Gefühllosigkeit, mit der der Mann argumentierte, war zugleich die Quintessenz des Ganzen: die verwerfliche Arroganz der Planer, der verdammten strategischen Eliten mit ihren sauber gestutzten Fingernägeln und ihrem unbekümmerten blinden Vertrauen darauf, dass das, was auf dem Papier funktionierte, auch in der realen Welt funktionieren würde. Sie sahen den Globus wie ein Schachbrett, waren einfach blind für die Tatsache, dass Menschen aus Fleisch und Blut die Leid Tragenden ihrer grandiosen Pläne sein würden. Er ertrug es kaum mehr, diesen Bürokraten vor sich zu sehen, und sein Blick wanderte zu der glitzernden Wasserfläche der Bucht hinaus, zu dem Fischerboot, das dort aufgetaucht war, sicher außerhalb der Sperrzone, die eine halbe Meile vom Ufer begann und mit Warnbojen markiert war.

»Jemand, der keine andere Wahl hatte?«

Er schüttelte den Kopf. »Sie meinen, so wie ich keine Wahl hatte, als Sie veranlasst haben, dass ich getötet werden sollte.«

»Schon wieder *das.«*

*C*ollins verdrehte die Augen. »Ich habe Ihnen doch schon erklärt, dass es zu viele Fragen aufgeworfen hätte, den Liquidationsauftrag zu widerrufen. Die Cowboys bei der CIA hatten glaubwürdige Berichte erhalten, dass Novak getötet worden war und dass Sie etwas damit zu

tun hatten. Cons Op erhielt dieselbe Information. Das war das Allerletzte, was irgendeiner von uns bei Moebius als Gerücht ausgestreut haben wollte; nun, dann musste man die Karten ausspielen, die man bekommen hatte. Zu der Zeit habe ich das getan, was ich für das Beste hielt.«

Das waren bloße Worte, Worte, die weder besonderen Sadismus noch Bedauern ausdrückten.

Einen Augenblick lang sah Janson den Mann wie durch einen roten Schleier: Was war eigentlich die größere Beleidigung, fragte er sich – wenn man als Verräter exekutiert oder wenn man als Bauer geopfert wurde? Wieder fiel sein Blick auf das Fischerboot draußen in der Bucht, aber diesmal schlug eine Warnglocke in ihm an. Es war zu klein für einen Krabbenfischer und zu nahe am Ufer, um Barsche zu fangen.

Und die dicke Stange unter der Persenning auf dem Deck war keine Angelrute.

Janson sah, wie der Mund des Bürokraten sich bewegte, konnte ihn aber nicht mehr hören, weil seine ganze Aufmerksamkeit jetzt der unmittelbaren und tödlichen Bedrohung galt. Ja, Collins' Bungalow stand auf einer schmalen, drei Kilometer langen Landzunge, und doch war das durch seine isolierte Lage vermittelte Gefühl der Sicherheit eine Illusion, wie Janson plötzlich bewusst wurde.

Eine Illusion, die die erste Artilleriegranate, die in Collins' Wohnzimmer explodierte, zerfetzte.

Ein Strom von Adrenalin verengte Jansons Bewusstsein wie einen Laserstrahl auf einen winzigen Fokus. Die Granate schmetterte durch das Fenster und krachte in die gegenüberliegende Wand, überschüttete den Raum mit Holzsplittern, Mörtelbrocken und Glassplittern; die Gewalt der Explosion war so heftig, dass seine Ohren sie

weniger als Geräusch denn als *Schmerz* registrierten. Schwarzer Rauch breitete sich aus, und Janson begriff, welcher Zufall sie gerettet hatte. Er wusste, dass sich eine Geschützgranate mehr als dreihundert Mal in der Sekunde um ihre Achse drehte, und das Resultat ihrer Drehung und der Gewalt, mit der sie abgeschossen worden war, hatte dazu geführt, dass die Granate sich tief in das Holz und den Verputz des Cottages gebohrt hatte, bevor sie explodiert war. Nur das hatte ihnen den tödlichen Splitterregen erspart. Und zugleich erkannte Janson, als wäre er sich jeder Millisekunde bewusst, dass die ersten zwei Granaten eines Artilleristen jeweils abgefeuert wurden, um sich auf das Ziel einzuschießen. Die zweite Granate würde nicht drei Meter über ihren Köpfen einschlagen. Wenn sie blieben, wo sie jetzt waren, würde ihnen die zweite Granate keine Zeit lassen, um über Rotationsgeschwindigkeiten und Detonationszeitpunkte von Granaten nachzudenken.

Das alte Haus mit seinem Holzgerüst würde ihnen keinerlei Schutz bieten.

Janson sprang auf und rannte in die ans Haus angebaute Garage. Sie war seine einzige Hoffnung. Die Tür stand offen, und Janson hastete die paar Treppenstufen hinunter zu dem Betonboden, wo ein kleines Cabriolet stand. Eine gelbe Corvette; ein, höchstens zwei Jahre alt.

»Warten Sie!«, rief Collins ihm atemlos nach. Sein Gesicht war von der Explosion mit Ruß verschmiert, und er war sichtlich außer Atem, hatte Mühe gehabt, Janson zu folgen. »Das ist mein Wagen. Ich habe die Schlüssel hier.«

Er hielt sie ihm bedeutungsvoll hin, gab zu erkennen, dass er auf seinem Eigentumsrecht bestehen würde.

Janson riss sie ihm weg und warf sich auf den Fahrersitz. »Freunde lassen ihre Freunde nicht betrunken ans Steuer«,

erwiderte er und stieß den verdutzten Bürokraten zur Seite. »Sie können mitkommen oder nicht.«

Collins rannte auf die Beifahrerseite und beeilte sich einzusteigen, drückte den Knopf für die Fernsteuerung des Garagentors. Janson hieb den Rückwärtsgang hinein, ließ den Motor aufheulen und schoss nicht viel mehr als ein paar Millimeter unter dem träge in die Höhe rollenden Garagentor ins Freie.

»Das war ein wenig knapp, nicht wahr?«, fragte Collins. Sein Gesicht war von Schweiß überströmt.

Janson sagte nichts.

Unter geschicktem Einsatz der Fußbremse, des Lenkrads und des Gaspedals, alles flüssige Bewegungen wie die eines Organisten, ließ Janson den Wagen herumschleudern und raste dann die schmale, asphaltierte Zufahrt hinunter.

»Ich glaube, das war gar nicht so schlau«, meinte Collins. »Jetzt sind wir völlig ungeschützt.«

»Die Netze – die reichen doch um die ganze Insel herum, oder?«

»Etwa eine halbe Meile, ja.«

»Dann benutzen Sie gefälligst Ihren Verstand. In diesen Netzen verfängt sich jedes Boot, das versucht, diese Zone zu durchqueren. Wenn das Boot mit dem Geschütz uns also wieder unter Beschuss nehmen will, dann muss es einen ziemlich weiten Bogen schlagen. Es ist ein langsames Boot – es wird also einfach nicht genug Zeit dafür haben. Und in der Zwischenzeit sorgen wir dafür, dass das Haus zwischen uns und dem Boot bleibt – das bietet Schutz und Sicherheit.«

»Einverstanden«, nickte Collins. »Aber ich schlage Ihnen vor, dass Sie in die kleine Marina ein Stück rechts von uns fahren. Da sind wir außer Sichtweite. Und

außerdem können wir dann, wenn nötig, ein Motorboot nehmen und zum Festland gelangen.«

Seine Stimme klang gefasst, sicher. »Sehen Sie den kleinen Weg hier rechts? Biegen Sie dort ein – *jetzt.«*

Janson fuhr daran vorbei.

»Verdammt, Janson!«, brauste Collins auf. »Diese Marina war unsere beste Chance.«

»Die beste Chance, in Stücke geschossen zu werden. Glauben Sie denn, die haben daran nicht gedacht? Ich wette, sie haben bereits einen Sprengkörper mit Zeitzünder dort. Denken Sie doch so, wie *die* denken!«

»Wenden!«, brüllte Collins. »Verdammt noch Mal, Paul, ich weiß hier *Bescheid.* Ich wohne hier und ich sage Ihnen…«

Eine laute Explosion hinter ihnen übertönte das, was er noch sagen wollte: Die Marina war in die Luft geflogen. Ein Stück von einem Schlauchboot wurde in die Luft geschleudert und landete am Straßenrand.

Janson trat das Gaspedal noch kräftiger durch und raste die schmale Straße entlang, schneller, als er das unter normalen Umständen getan hätte. Bei hundertachtzig Kilometer die Stunde fegten das hohe Gras und die Dornbüsche im Rückspiegel an ihnen vorbei. Das Brüllen des Motors schien immer lauter zu werden, klang so, als ob der Auspuff ausgefallen wäre. Fast schien es, als würden sie in der Bucht dahinrasen; die Landzunge war jetzt keine zwanzig Meter mehr breit, ein wenig Strand, ein wenig niedrige, karge Vegetation und die Straße selbst, halb vom Treibsand bedeckt. Janson wusste, dass der Sand wie ein Ölteppich wirkte, und nahm die Geschwindigkeit ein wenig zurück.

Das Motorengeräusch wurde nicht leiser.

Es war nicht das Geräusch seines Motors.

Janson blickte nach rechts und sah das Hovercraft. Ein amphibisches Militärmodell.

Es fegte über die Bucht, jagte etwa fünfzig Zentimeter über der Wasseroberfläche dahin, über die Sicherungsnetze *hinweg.* Nichts konnte es aufhalten.

Janson hatte das Gefühl, als habe er Eis verschluckt. Das flache Gelände der Chesapeake Bay war für ein Fahrzeug wie das Hovercraft ideal. Das Land würde ihnen keinen Schutz bieten: Im Gegensatz zu einem Boot konnten sich derartige Fahrzeuge fast ebenso leicht auf dem Land wie auf dem Wasser bewegen. Und sein starker Motor erlaubte es ihm, spielend mit dem Sportwagen Schritt zu halten. Das Hovercraft war ein wesentlich gefährlicherer Gegner als das Fischerboot mit dem Geschütz, und jetzt begann es aufzuholen! Der Lärm seiner Antriebsaggregate war ohrenbetäubend, und in dem künstlichen Wirbelsturm, den sie erzeugten, schwankte das kleine Cabrio gefährlich.

Er warf einen hastigen Blick auf das Hovercraft. Von der Seite ähnelte es einer Yacht mit einer kleinen Kabine und Fenstern an der Vorderseite. Am Heck des Fahrzeugs waren starke Propeller angebracht. Wie es so über die glatte Wasserfläche dahinfegte, vermittelte es den Eindruck absoluter Mühelosigkeit.

Janson trat das Gaspedal ganz durch – nur um zu erkennen, dass das Hovercraft mit ihnen nicht nur Schritt hielt, sondern sogar in Begriff war, sie zu überholen. Und ein Stück links und unterhalb der hinteren Luftschraubenverkleidung machte sich jetzt jemand, der Ohrenschützer trug, an etwas zu schaffen, das wie ein M60-Maschinengewehr aussah.

Janson zog mit der rechten Hand seine Beretta, zielte und verfeuerte das ganze Magazin auf den Mann – aber

der Geschwindigkeitsunterschied zwischen der Corvette und dem Hovercraft machte genaues Zielen unmöglich. Die Kugeln prallten einfach klirrend von den massiven Stahlflügeln der Propeller ab.

Und jetzt hatte er keine Munition mehr.

Auf seinem Zweibein hüpfend, erzeugte das M60 ein halblautes grunzendes Geräusch, und Janson erinnerte sich daran, dass man die Waffe, als er in Vietnam gewesen war, deshalb als »Pig« bezeichnet hatte. Er duckte sich in seinem Sitz, so tief er konnte, ohne die Kontrolle über das Fahrzeug zu verlieren. Die Corvette vibrierte, als hätte sie ein Dampfhammer getroffen, als eine ganze Salve, zweihundert 7,62mm-Geschosse pro Minute, in das Stahlblech der Karosserie hämmerten.

Dann herrschte einen Augenblick Stille: Ladehemmung? Ein überhitzter Lauf? Es war üblich, den Lauf nach hundert bis fünfhundert Schuss auszutauschen, um Überhitzung zu vermeiden, und der übereifrige Schütze hatte vielleicht nicht bedacht, wie schnell solche Läufe heiß wurden. Ein schwacher Trost: Der Pilot des Hovercraft nutzte die Unterbrechung, um die Richtung zu ändern. Das Fahrzeug fiel zurück, war jetzt auf gleicher Höhe mit der dahinrasenden Corvette, jagte plötzlich auf dem Strand dahin und gleich darauf auf dem gewölbten Asphalt der Straße selbst.

Es war nur noch wenige Meter entfernt, und die machtvoll saugenden Propeller schienen über dem winzigen Sportwagen aufzuragen. Er hörte ein anderes Geräusch – ein tiefes Dröhnen. Das konnte nur eines bedeuten: Ein zusätzlicher Rotex-Motor war als Antriebspropeller eingeschaltet worden. Im Rückspiegel sah Janson verblüfft zu, wie die aufgeblähte Schürze des Hovercrafts sich weiter auseinander schob und das ganze Fahrzeug, das bis jetzt etwa dreißig Zentimeter über dem Boden dahingerast

war, höher stieg – und noch höher! Das Brüllen der Motoren mischte sich in das Heulen der Propeller, als sich hinter ihnen ein kleiner Sandsturm aufbaute.

Es wurde immer schwieriger, Luft zu bekommen, ohne von dem aufgewirbelten Staub zu ersticken. Das Hovercraft selbst war von dem wirbelnden Sand teilweise verdeckt, und doch konnte Janson hinter der vorderen Windschutzscheibe das Gesicht eines kräftig gebauten Mannes erkennen, der eine Schutzbrille trug.

Und er konnte auch erkennen, dass der Mann lächelte.

Jetzt schien das Hovercraft noch ein Stück höher zu steigen, und plötzlich bäumte es sich auf wie ein Pferd. Als seine Schutzverkleidung die hinteren Kotflügel der Corvette traf, wurde Janson mit plötzlichem Schrecken klar, was der Pilot des Fahrzeugs vorhatte: *Er versuchte sich über sie zu legen.*

Janson sah nach rechts, sah, dass Collins in seinem Sitz nach vorne gebeugt dasaß; die Hände über die Ohren gepresst, versuchte er, sie vor dem grässlichen Lärm zu schützen.

Das Hovercraft machte einen Satz und kippte zur Seite; die wirbelnden Propellerflügel peitschten die Luft, als wäre sie Wasser aus einer Wasserkanone. Im Rückspiegel konnte Janson durch den aufgewirbelten Sand die kreisenden Hilfspropeller an der Unterseite des Fahrzeugs erkennen. Wenn das Feuer aus dem M60 nicht ausreichte, dann wollten die Angreifer ihnen zeigen, dass sie leicht die mächtigen Flügel ihrer Propeller an der Bauchseite auf sie herabsenken konnten wie ein gigantischer Rasenmäher – um den Wagen zu zerstören und seinen Insassen die Köpfe abzureißen.

Als das gewaltige Hovercraft erneut das Heck der Corvette rammte, riss Janson das Steuerrad abrupt nach links,

und der Wagen verließ die asphaltierte Fläche, seine Räder drehten im losen Sand und Gebüsch durch, als sie die Bodenhaftung verloren und langsamer wurden.

Das Hovercraft raste vorbei, so mühelos wie ein Hockeypuck, kam dann zum Stillstand und setzte zurück, ohne zu wenden.

Es war ein brillantes Manöver: Zum ersten Mal hatte der Mann mit dem M60 den Fahrer und den Passagier in gleicher Weise direkt im Schussfeld. Während Janson zusah, wie der Mann einen neuen Munitionsgurt einlegte, hörte er das Geräusch eines weiteren Fahrzeugs – ein Schnellboot, das in einem verrückten Winkel auf das Ufer zujagte.

Du großer Gott, nein!

Und in dem Schnellboot eine Gestalt, flach ausgestreckt in Schussposition, mit einem Gewehr. Die Gestalt zielte auf sie.

31

Das Schnellboot war mit einer Flugzeugturbine ausgestattet, denn es raste mit über zweihundert Stundenkilometer dahin. Über das Wasser fegend, hinterließ es eine Gischtspur, die wie ein Kondensstreifen wirkte. Das kleine Boot wurde schnell größer, bot ein geradezu hypnotisches Schaubild des Todes. Drei Kilometer von dem Cottage entfernt war das Schutznetz nicht mehr vorhanden; nichts beschützte sie vor dem heranrasenden Schützen. Nichts.

Wo konnte er hin? *Wo war Sicherheit?*

Janson kurbelte wie wild am Steuer der Corvette, richtete die Räder wieder auf die Straße, hörte das Chassis scharren und ächzen, als es von der feuchten Erde auf den harten Asphalt polterte. Sollte er versuchen, das Hovercraft zu rammen, einfach das Gaspedal voll durchzutreten und die Festigkeit der leichten Glasfaserkonstruktion mit dem Stahlrahmen der Corvette zu testen? Aber die Wahrscheinlichkeit war äußerst gering, dass er das Fahrzeug auch nur erreichen konnte, bevor das M60 den Motor der Corvette – und ihn – durchlöchert hatte.

Der Mann an dem Maschinengewehr grinste, hinter die Luftschraube geduckt, bösartig. Der Patronengurt war jetzt eingelegt; Dauerfeuer aktiviert. Es blieben nur noch Sekunden, bis er einen Hagel von Blei wie aus einem Feuerwehrschlauch über sie niedergehen ließ … Plötzlich kippte der Mann schlaff nach vorn, und seine Stirn sackte auf den Verschluss des Maschinengewehrs.

Tot.

Ein Geräusch hallte zu ihnen herüber – auf der Wasserfläche der Chesapeake Bay ähnelte es dem eines

Champagnerkorken, der aus der Flasche fährt – dann noch einmal, und das Hovercraft kam nur wenige Meter vor der Corvette zum Stillstand, halb auf der Straße, halb auf dem Randstreifen. Absichtlich hätte bestimmt niemand ein derartiges Fahrzeug so geparkt.

Wie das bei vielen Militärfahrzeugen und -geräten der Fall war, hatte man auch bei diesem die Steuerorgane so konstruiert, dass sie ständigen aktiven Druck erforderten – einfacher ausgedrückt, eine menschliche Hand. Sonst bestand die Gefahr, dass der Soldat, der das Fahrzeug führte, getötet wurde und das fahrerlose Fahrzeug – einer unbemannten automatischen Waffe gleich – ungewollt der falschen Seite Schaden zufügte. Jetzt schalteten die Motoren des Hovercraft ab, die Propellerflügel drehten sich immer langsamer, und die Stützkufen des Fahrzeugs pressten sich auf den Boden. Janson konnte erkennen, dass der Pilot schlaff nach vorne gesackt war, gegen die Windschutzscheibe.

Zwei Schüsse, zwei Tote.

Eine Stimme hallte über die Chesapeake Bay, als der Motor des Schnellboots mit einem Stottern zum Stillstand kam. *»Paul!* Alles in Ordnung?«

Eine Stimme von dem Schnellboot.

Die Stimme einer Frau, die sie beide gerettet hatte.

Jessica Kincaid.

Janson sprang aus dem Wagen und rannte ans Ufer; er sah Jessie nur zehn Meter entfernt in dem Boot. Näher konnte sie es nicht ans Ufer heranbringen, ohne aufzulaufen.

»Jessie!«, rief er.

»Sag mir, dass ich das klasse gemacht habe!«, triumphierte sie.

»Zwei Kopfschüsse – und das aus einem Schnellboot in voller Fahrt? Das gehört ins Buch der Rekorde!«, rief Paul. Plötzlich kam er sich auf absurde Weise erleichtert vor. »Aber ich hatte selbstverständlich alles unter Kontrolle.«

»Ja, das hab ich gesehen«, erwiderte sie trocken.

Jetzt trat Derek Collins neben Janson. Er bewegte sich mühsam; er war außer Atem, und sein verschwitztes Gesicht war mit einer Schicht aus Sand und Schlick bedeckt, was ihm ein fast mumienhaftes Aussehen verlieh.

Janson drehte sich langsam herum und sah ihn an. »Ist das Ihre Vorstellung von Spaß?«

»Was?«

»Waren diese beiden auch Ihre Kreaturen? Oder ist das auch wieder so ein Ich-hatte-nichts-damit-zu-tun-Augenblick?«

»Verdammt noch mal, ich hatte *nichts* damit zu tun! Wie können Sie das nur glauben? Die hätten beinahe *mich* umgebracht, zum Teufel! Sind Sie zu blind oder zu eingebildet, um die Wahrheit zu sehen, wenn Sie sie vor den eigenen Augen haben? Die wollten uns *beide* erledigen.«

Seine Stimme wurde schrill, vermittelte das Entsetzen, das sein ganzer Körper förmlich ausstrahlte. Wahrscheinlich sprach er die Wahrheit, entschied Janson. Aber wenn das der Fall war, wer steckte dann hinter diesem neuesten Attentat?

Etwas an Collins' Verhalten machte Janson unruhig: Trotz seiner Offenheit war da etwas, was der Mann ihm verschwieg.

»Mag ja sein. Aber Sie wissen anscheinend, wer die Angreifer waren.«

Collins wich seinem Blick aus.

»Verdammt noch mal, Collins. Wenn Sie etwas zu sagen haben, dann sagen Sie es *jetzt!*«

Wieder kam in Janson Abscheu hoch, als er den verängstigten und doch seltsam starr wirkenden Bürokraten ansah, einen Mann, der anstelle einer Seele eine Rechenmaschine in sich trug. Er konnte nicht vergessen, was er erfahren hatte: dass Collins derjenige war, der nichts unternommen hatte, als der Sanktionsbefehl ausgestellt wurde, als er gnadenlos einen Bauern für sein großes Spiel geopfert hatte. Er wollte mit diesem Mann nichts mehr zu tun haben.

»Sie haben verloren«, sagte Janson leise. »Erneut. Wenn Sie meinen Tod wollen, müssen Sie sich ein wenig mehr anstrengen.«

»Ich habe es Ihnen doch gesagt, Janson. Das war damals. Und das hier ist jetzt. Der Plan hat sich geändert. Deshalb habe ich Ihnen zu erklären versucht, was es mit dem Programm auf sich hat, verdammt, habe Ihnen das größte, gefährlichste Geheimnis anvertraut, das es in den ganzen USA gibt. Und es gibt noch *eine Menge mehr*, was ich Ihnen ohne Erlaubnis nicht sagen darf.«

»Noch mehr Lügen«, knurrte Janson.

»Nein, es ist die Wahrheit. Ich darf Ihnen nicht sagen, was es ist, aber es gibt eine ganze Menge, was Sie wissen *müssen.* Um Himmels willen, Sie müssen mit mir nach Washington kommen, müssen sich mit dem Moebius-Team treffen. Sie müssen sich an dem Programm beteiligen, okay?«

Er legte Janson die Hand auf den Arm. Janson stieß sie weg.

»Sie möchten, dass ich mich ›an dem Programm beteilige‹? Da muss ich Ihnen zuerst eine Frage stellen – und ich

rate Ihnen gut, die Wahrheit zu sagen. Ich merke es nämlich, wenn Sie lügen.«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich nicht befugt bin, Ihnen…«

»Das ist keine Frage, die das große Ganze betrifft. Es ist eine Frage nach einem Detail. Sie haben mir da etwas von einem Team von Spitzenchirurgen gesagt, die an drei Agenten Veränderungen vorgenommen haben. Ich interessiere mich für die Mitglieder dieses Chirurgenteams. Wo sind sie jetzt?«

Collins' Augen weiteten sich. »Verdammt noch mal, Janson, da stellen Sie eine Frage, auf die Sie die Antwort kennen.«

»Ich möchte sie nur aus Ihrem Mund hören.«

»Die Sicherheitserfordernisse für diese Operation waren gewaltig. Man konnte die Zahl der Eingeweihten an den Fingern von zwei Händen abzählen. Und jeder Einzelne von ihnen hatte eine Sicherheitsfreigabe auf oberstem Niveau, unter Beweis gestellte Verlässlichkeit – Profis aus den Nachrichtendiensten.«

»Aber Sie mussten die Dienste eines Schönheitschirurgen allerersten Ranges in Anspruch nehmen. Notwendigerweise ein Team aus Außenseitern.«

»Warum sprechen wir überhaupt darüber? Die Logik, die dahinter steht, ist Ihnen doch vollkommen klar. Sie haben es selbst gesagt: Jeder dieses Chirurgenteams war für den Erfolg des Programms notwendig. Und jeder Einzelne von ihnen stellte ein inhärentes Sicherheitsrisiko dar. Das war einfach nicht zulässig.«

»Ergo ist das Moebius-Programm dem Protokoll gefolgt. Ihre Planer haben sie töten lassen. Jeden Einzelnen.«

Collins senkte stumm den Kopf.

In Janson loderte eine Flamme, obwohl Collins nicht mehr getan hatte, als seinen Verdacht zu bestätigen. Wahrscheinlich hatten sie sich für die abschließende Säuberung eine Zeitspanne von zwölf Monaten gesetzt. Es sollte nicht schwer zu bewerkstelligen gewesen sein. Ein Autounfall, vielleicht ein tödlicher Zusammenstoß auf einer Skipiste, ein Tauchunfall – Spitzenchirurgen waren meist sportlich sehr aktiv. Nein, es sollte nicht schwierig gewesen sein. Die Agenten, die ihren Tod bewerkstelligt hatten, würden das einfach als eine ausgeführte Aufgabe betrachtet haben, etwas, was man auf einer Checkliste abhakte. Die *menschliche* Realität – das Leid von Lebenspartnern, Geschwistern, Söhnen und Töchtern; die zerstörten Familien, Kinder, die als Waisen aufwuchsen, das Leid, die Verzweiflung –, das war eine Realität, die von jenen, die die tödlichen Direktiven ausgaben, nicht in Betracht gezogen, ja nicht einmal zur Kenntnis genommen zu werden brauchte.

Jansons Augen bohrten sich in die Collins'. »Kleine Opfer für den Nutzen aller, das große Ziel, stimmt's? Das hatte ich genau so erwartet. Nein, Collins, ich werde mich nicht an dem Programm beteiligen. Jedenfalls nicht an *Ihrem* Programm. Wissen Sie was, Collins? Sie sind kein Singvogel und Sie sind kein Falke. Sie sind eine Schlange und werden immer eine bleiben.«

Janson blickte aufs Wasser hinaus, sah Jessie Kincaid in dem dümpelnden Motorboot, sah ihr kurzes, von der sanften Brise zerzaustes Haar, und plötzlich fühlte sich sein Herz an, als müsse es bersten. Vielleicht hatte Collins über die Rolle von Consular Operations bei dem, was geschehen war, die Wahrheit gesagt; vielleicht aber auch nicht. Das Einzige, was Janson mit Sicherheit wusste, war, dass er ihm nicht vertrauen konnte. *Es gibt eine ganze Menge, was Sie wissen müssen … Sie müssen mit mir*

kommen. Mit genau diesen Worten würde Collins ihn in den Tod locken.

Wieder sah Janson zu dem Schnellboot hinaus, das zehn Meter vom Ufer entfernt sanft in den Wellen dümpelte. Die Wahl fiel ihm nicht schwer. Er drehte sich um, rannte zum Strand hinunter, ohne sich umzusehen, watete in das seichte Wasser und schwamm dann mit kraftvollen Kraulzügen zu Jessies Boot. Das Wasser kühlte seinen erhitzten Körper ab.

Als er ins Boot kletterte, war Jessie ihm behilflich, griff nach seiner Hand.

»Komisch, ich dachte, du wärst in Amsterdam«, sagte Janson.

»Sagen wir einfach, der Zauber dieser Stadt hat ein wenig nachgelassen. Ganz besonders, nachdem zwei unerzogene Kinder mich beinahe umgeworfen und mir damit zufällig das Leben gerettet haben.«

»Wie bitte?«

»Das ist eine lange Geschichte. Ich erkläre dir das später.«

Er legte die Arme um sie, fühlte die Wärme, die von ihrem Körper ausging. »Okay, meine Frage hat Zeit. Du hast wahrscheinlich selbst auch ein paar.«

»Ich will mit einer anfangen«, sagte sie. »Sind wir Partner?«

Er drückte sie an sich. »Yeah«, sagte er. »Wir sind Partner.«

TEIL 4

32

»Sie verstehen das nicht«, sagte der Kurier, ein streng wirkender Schwarzer Ende der Zwanzig mit einer randlosen Brille, deren Gläser die Form von Hustenbonbons hatten. »Das könnte mich meinen Job kosten. Und vielleicht würde ich sogar ins Gefängnis wandern.«

Er deutete auf die auf seine dunkelblaue Jacke aufgenähte Plakette mit dem schön gestalteten Logo seiner Firma: Caslon Couriers. Caslon: der enorm teure, äußerst sichere Kurierservice allerobersten Niveaus, dem ausgewählte Einzelpersonen und Firmen höchst vertrauliche Dokumente anvertrauten. Ein makelloser Ruf der Verlässlichkeit und der Diskretion hatte dem Unternehmen die Loyalität seiner exklusiven Klientel eingebracht.

Er saß an einem kleinen Tischchen in dem Starbucks Ecke der Neununddreißigsten Straße und Broadway in Manhattan, und der grauhaarige Mann, der sich dort mit ihm getroffen hatte, setzte ihm höflich, aber hartnäckig zu. Er sei ein leitender Angestellter der Liberty Foundation, hatte er dem Kurier erklärt; seine Frau sei im Manhattan-Büro der Stiftung tätig. Ja, ihm sei durchaus klar, dass seine Vorgehensweise höchst ungewöhnlich sei, aber er wisse einfach nicht weiter. Das Problem war, dass er Grund zu der Annahme hatte, dass seine Frau Päckchen von einem unbekannten Liebhaber erhielt. »Und ich bin nicht einmal sicher, wer der verdammte Kerl ist!«

Der Kurier begann sichtlich, sich unbehaglich zu fühlen, bis Janson anfing, Hundert-Dollar-Scheine hinzublättern. Als zwanzig Scheine auf dem Tisch lagen, funkelten seine Augen hinter seinen Brillengläsern.

»Ich bin sechzig Prozent meiner Zeit unterwegs; ich

meine ich kann ja verstehen, dass sie da auf dumme Gedanken kommt«, beklagte sich der grauhaarige Mann. »Aber ich kann mich nicht gegen jemand wehren, den ich nicht kenne, verstehen Sie? Und sie gibt einfach nicht zu, dass da etwas im Gang ist. Ich sehe, dass sie diese kleinen Geschenke hortet, und sie behauptet, sie hätte sie selbst gekauft. Aber ich weiß, dass das nicht stimmt. Das sind keine Dinge, die man sich selbst kauft. Das sind Dinge, wie sie ein Mann einer Frau kauft, und ich weiß das schließlich, weil ich das selbst auch getan habe. Hey, ich behaupte ja nicht, ich sei vollkommen oder so was. Aber wir müssen einfach Klarheit haben, meine Frau und ich, und ich meine wirklich, *wir beide*. Schauen Sie, ich kann mir ja selbst kaum vorstellen, dass ich das tue – ich bin nicht die Art Mensch, glauben Sie mir.«

Der Kurier schüttelte mitfühlend den Kopf und sah dann auf die Uhr. »Wissen Sie, was ich da von wegen Gefängnis gesagt habe, war mein voller Ernst. Die machen einem das dutzendfach klar, wenn man sich bewirbt. Man unterschreibt alle möglichen Verträge, und wenn man auch nur einen Paragraphen davon verletzt, dann reißen sie einem den Arsch auf.«

Der wohlhabende Hahnrei war ganz Würde und Vorsicht. »Das wird nicht passieren. Ich erwarte ja nicht von Ihnen, dass Sie irgendetwas umleiten. Ich erwarte nicht, dass Sie etwas Unrechtes tun. Ich bitte Sie ja nur, mir Kopien der Begleitscheine zu zeigen. Ich will sie gar nicht behalten, nur sehen will ich sie. Und wenn ich etwas herausbekomme, wenn es der Kerl ist, den ich im Verdacht habe, wird nie jemand erfahren, wie ich dahinter gekommen bin. Aber ich flehe Sie an: Sie müssen Marta und mir eine Chance geben. Und das ist die einzige Möglichkeit.«

Der Kurier nickte knapp. »Ich schaffe meine Runde

nicht, wenn ich jetzt nicht hier verschwinde. Wie wär's, wenn Sie sich mit mir in der Halle des Sony Building an der Fünfundfünfzigsten und Madison treffen würden, in vier Stunden?«

»Sie tun das Richtige, mein Freund«, strahlte der Mann. Auf die zweitausend Dollar, die er dem Kurier als »Trinkgeld« hatte zukommen lassen, ging er nicht ein, das wäre unter ihrer beider Würde gewesen.

In der Halle des Sony Building, auf einem Stahlsessel neben einem Betonspringbrunnen sitzend, konnte er Stunden später schließlich in den Begleitscheinen blättern. Er war zu optimistisch gewesen: Die Lieferscheine enthielten die Adressen der Absender nicht, nur einen Ursprungscode, aus dem hervorging, wo die Sendung entgegengenommen worden war. Trotzdem blieb er hartnäckig, suchte nach einem Schema. Es gab Dutzende von Sendungen, die alle von den logischerweise zu erwartenden Standorten eintrafen, Städten, in denen die Liberty Foundation Zweigbüros unterhielt. Aber da gab es auch eine Hand voll Sendungen, die Marta Lang von einem Ort erhalten hatte, an dem es kein solches Büro gab. Weshalb holte Caslon Couriers regelmäßig Sendungen aus einer kleinen Ortschaft in den Blue Ridge Mountains ab?

»Ja«, erklärte er dem Kurier betrübt. »Es ist schon so, wie ich vermutet hatte.«

Er sah sich in der Halle um – einem innerstädtischen Terrarium aus Pflanzen und trägen Wasserfällen, die in einem verglasten »öffentlichen Raum« angeordnet worden waren, den irgendeine Baubehörde als Ausgleich für eine Höhenüberschreitung verlangt hatte. »Mir hat sie gesagt, sie hätten Schluss gemacht, und das haben sie vielleicht auch, für eine Weile. Aber jetzt läuft die Sache wieder. Na

schön, dann fangen wir eben wieder mit Partnertherapie an.«

Mit betrübter Miene streckte Paul Janson dem Mann die Hand hin, wieder mit einem Stapel schlüpfriger Geldscheine, und der Kurier ergriff sie erfreut.

»Mein tiefes Mitgefühl, Mann«, sagte der Kurier.

Einige zusätzliche Recherchen – ein paar Stunden in der New York Public Library – brachten Janson weiter. Millintgton, Virginia, erwies sich als eine Ortschaft in der Nähe eines riesigen Landsitzes, den John Vincent Astor Ende des 19. Jahrhunderts hatte bauen lassen, ein Bauwerk, wie einigen Artikeln in Architekturzeitschriften zu entnehmen war, das an Eleganz und Detailreichtum einen Vergleich mit dem legendären Biltmore Estate nicht zu scheuen brauchte. Irgendwann in den fünfziger Jahren war das Anwesen in den Besitz von Maurice Hempel übergegangen, einem geheimnisvollen südafrikanischen Diamantenmagnaten, der inzwischen verstorben war. Und jetzt? Wem gehörte es jetzt? Wer lebte jetzt dort?

Ein Schluss lag nahe: ein Mann, den die Welt als Peter Novak kannte. Gewissheit? Keineswegs. Aber die Folgerungen, die Jansons Aufmerksamkeit auf das abgelegene Anwesen gelenkt hatten, hatten zweifellos einiges für sich. Kontrolle erforderte Kommunikation: Wenn dieser letzte überlebende »Novak« immer noch die Befehlsgewalt über sein Imperium ausübte, würde er auch in ständiger Verbindung mit seinen ersten Mitarbeitern bleiben müssen. Mit Leuten wie Marta Lang. Janson hatte vor, die Kommunikationskanäle anzuzapfen. Wenn er die subtilen Verästelungen des Netzes verfolgte, würde er möglicherweise die Spinne finden.

Den darauf folgenden Morgen verbrachte Janson auf der Landstraße. Inzwischen war er bei weitem nicht mehr so fest davon überzeugt, dass seine Vermutung zutraf. War es vielleicht zu einfach gewesen? Die Monotonie der Landstraße hatte nichts dazu beigetragen, ihn zu beruhigen. Er fuhr die meiste Zeit mit fast gleich bleibender Geschwindigkeit, verließ ziemlich bald die Fernstraße und benutzte die kleineren Straßen, die die Blue Ridge Mountains wie von Menschenhand angelegte Flüsse durchzogen. Wogendes grünes Weideland wich dem blaugrünen Panorama wogender Hügellandschaften, die bis zum Horizont reichten. In dem Rahmen, den seine Windschutzscheibe bildete, nahmen die Bilder vor ihm die Schönheit des Banalen an. Mitgenommene Holzplanken zogen sich an moosbedecktem grauem Schiefer entlang. Die Straße selbst nahm einen schier hypnotischen Charakter an, eine endlose Folge kleiner Unregelmäßigkeiten. Mit schwarz glänzender Masse ausgekleidete Risse im Asphalt; Bremsspuren, die ein Stakkato von Diagonalen bildeten; von tausend Regengüssen ausgewaschene unterbrochene weiße Linien.

Ein paar Meilen nach einer Campingausfahrt sah Janson einen Wegweiser zu der Ortschaft Castleton und wusste, dass es jetzt bis Millington nicht mehr weit sein würde. JED SIPPERLY'S GEBRAUCHTWAGEN – KAUFEN SIE IHREN NÄCHSTEN WAGEN HIER! stand auf der grellbunten Plakattafel neben der Straße. Eine Metalltafel auf einer hohen Stange, die mit weißem und blauem Karosserielack beschriftet war. Rost hing wie Tränen in den Bohrlöchern an den Ecken. Janson fuhr auf das Gelände.

Das würde jetzt das zweite Mal sein, dass er unterwegs das Fahrzeug wechselte; in Maryland hatte er seinem Besitzer einen Nissan Altima der neuesten Modellreihe

abgekauft. Die Fahrzeuge zu wechseln war auf langen Fahrten Standardprozedur. Er war sicher, dass man ihm nicht folgte, aber es gab immer die Möglichkeit einer »weichen Überwachung«: ein rein passives Beobachtungssystem; Agenten, die Anweisung hatten, nur wahrzunehmen, nicht zu folgen. Eine junge Frau auf dem Beifahrersitz eines Dodge Ram, deren Augen zwischen ihrer Zeitung und den Nummernschildern hin und her huschten; der dicke Mann mit dem Wagen am Straßenrand, aus dessen Kühler Dampf quoll und der scheinbar auf ein Service-Fahrzeug des Automobilclubs wartete. Janson war sich fast hundertprozentig sicher, dass diese Leute auch so harmlos waren, wie sie aussahen, und doch gab es dafür keine Garantie. »Weiche« Überwachung war nur von beschränkter Wirksamkeit, dafür aber auch im Grunde nicht entdeckbar. Und deshalb wechselte Janson in bestimmten Abständen das Fahrzeug. Wenn jemand versuchte, seine Bewegungen zu überwachen, würde er ihm diese schwierige Aufgabe zusätzlich erschweren.

Ein einhundertzwanzig Pfund schwerer Hund warf sich immer wieder gegen einen massiven Maschendrahtzaun, als Janson aus seinem Altima stieg und zu dem Wohnwagen ging, in dem der Gebrauchtwagenhändler sein Büro hatte. JEDES ANGEBOT WIRD ÜBERPRÜFT stand auf einer Tafel im Fenster. Der Hund – ein Mischling, zu dessen Vorfahren ein Pitbull, ein Dobermann und möglicherweise ein Mastiff gehörten – war in einer Ecke des Parkplatzes eingesperrt und warf sich erneut gegen den Drahtzaun. Abgesehen von seiner Größe war der armselige Köter der perfekte Kontrast zu dem edlen weißen Kuvasz, der der alten Frau in Ungarn gehört hatte, sinnierte Janson. Aber vielleicht unterschieden sich die Tiere nur so wie ihre Besitzer.

Ein Mann um die dreißig mit einer Zigarette im Mund-

winkel kam jetzt aus dem Wohnwagen. Er streckte Janson die Hand hin, vielleicht eine Spur zu ruckartig. Den Bruchteil einer Sekunde bereitete Janson sich instinktiv darauf vor, dem Mann die Handkante gegen den Hals zu schmettern; dann streckte er ebenfalls die Hand aus und drückte die des Mannes. Es beunruhigte ihn, dass diese Reflexe bei ihm auch in völlig harmlosen Situationen einsetzten, aber es waren dieselben Reflexe, die ihm ihn zahllosen Fällen das Leben gerettet hatten. Gewalt war, wenn sie auftrat, nur allzu häufig völlig unangemessen, völlig zusammenhanglos. Das Entscheidende war, dass Janson seine Reflexe unter Kontrolle hatte. Er würde den Gebrauchtwagenhändler nicht vor Schmerz heulend auf dem Asphalt liegen lassen. Er würde den Mann zufrieden über einen lukrativen Tausch mit einer Tasche voll Bargeld zurücklassen.

»Ich bin Jed Sipperly«, sagte der Mann mit einem gespielt kräftigen Händedruck; wahrscheinlich hatte ihm jemand einmal gesagt, dass ein fester Händedruck Vertrauen erweckte. Sein Gesicht unter dem strohgelben Bürstenhaarschnitt war fleischig, aber fest; die Sonne hatte ihm einen braunen Streifen hineingebrannt, der am Nasenrücken anfing und sich unter den beiden Augen wölbte. Vielleicht kam das daher, dass er zu viele Stunden geradeaus gefahren war, aber Janson sah jedenfalls plötzlich ein Bild vor sich, wie der Verkäufer in zehn oder zwanzig Jahren aussehen würde. Die fleischigen Lippen und die kräftigen Wangen würden sich lockern; die der Sonne ausgesetzten Konturen seines Gesichts würden sich in Furchen und Schluchten verwandeln. Was jetzt noch wie eine gesunde Gesichtsfarbe aussah, würde sich vergröbern, zu einem Netz feiner Äderchen werden wie die Schraffur auf einem Stahlstich. Das gelbe Haar würde weiß werden und sich in den Bereich um seine Schläfen

und am Hinterkopf zurückziehen.

Auf der unechten Holzplatte des Tischs in dem Büro konnte Janson eine offene braune Budweiser-Flasche und einen fast vollen Aschenbecher ausmachen. Diese Dinge würden die Veränderung beschleunigen, hatten damit ohne Zweifel bereits angefangen.

»So, was kann ich für Sie tun?«

Sipperlys Atem roch leicht nach Bier, und als er näher trat, waren die Krähenfüße um seine Augen nicht zu übersehen.

Der Hund warf sich wieder einmal gegen den Drahtzaun seines Pferches.

»Machen Sie sich nichts aus Butch«, sagte der Mann. »Ich glaube, dem macht das Spaß. Sie entschuldigen mich doch einen Augenblick?«

Jed Sipperly ging hinaus, hob eine kleine Stoffpuppe vom Boden auf und warf sie in den Pferch. Darauf hatte der gewaltige Hund gewartet: Er stürzte sich darauf, hielt die Puppe mit seinen mächtigen Pfoten fest. Seine rosa Zunge leckte ein paar Mal über das aus Stoff und Knöpfen bestehende Gesicht der Puppe und säuberte es von Staub.

Jed kehrte mit einem Nachsicht heischenden Schulterzucken zu seinem Kunden zurück. »Schauen Sie nur, wie er sie abschlabbert – der Köter hängt so an dieser Puppe, dass es nicht mehr gesund ist«, sagte er. »Aber ich schätze, jeder muss *irgendjemand* haben. Ein wirklich guter Wachhund, bloß dass er einfach nicht bellen mag. Und das ist manchmal ganz angenehm.«

Ein professionelles Lächeln: Seine Lippen schoben sich in einer vom Rest seines Gesichts isolierten Bewegung nach oben; die Augen blieben wachsam und ohne Wärme. Es war die Art von Lächeln, das Bürokraten mit Autoverkäufern gemein haben. »Ist das Ihr Nissan Altima?«

Jed sah ihn leicht gequält an, ein Händler, den man auffordert, eine wohltätige Spende zu leisten. »Wir haben eine Menge von diesen Fahrzeugen. Ich mag sie. Ich habe eine Schwäche für sie. Eines Tages ist das noch mein Ruin. Denn eine Menge Leute mögen diese Japan-Autos nicht, ganz besonders hier in dieser Gegend. Wie viele Meilen haben Sie denn drauf?«

»Fünfzigtausend«, sagte Janson. »Ein wenig darüber.«

Wieder ein gequältes Zusammenzucken. »Der richtige Augenblick, den Wagen dranzugeben. Diese Nissangetriebe fangen nämlich um die sechzigtausend an, Ärger zu machen. Der Rat kostet Sie nichts. Jeder wird Ihnen dasselbe sagen.«

»Danke für den Tipp«, entgegnete Janson und nickte bedächtig zu den offenkundigen Lügen eines Gebrauchtwagenhändlers. Die Art und Weise, wie der Mann die Stereotypen seines Gewerbes in Ehren hielt, hatte beinahe etwas Gewinnendes an sich.

»Ich persönlich mag die Dinger, trotz allen Getriebeärgers. Irgendwie gefallen sie mir einfach. Und Reparaturen sind kein Problem für mich, schließlich habe ich einen Mechaniker an der Hand. Aber wenn Sie auf Verlässlichkeit aus sind, kann ich Ihnen ein oder zwei Modelle zeigen, die wahrscheinlich *Sie* überleben werden.«

Er deutete auf eine braune Limousine. »Sehen Sie den Taurus dort? Wirklich ein großartiges Fahrzeug. Läuft perfekt. Einige der neueren Modelle sind mit allem möglichen Schnickschnack voll gepackt, den Sie nie brauchen. Alles überflüssiger Kram, bloß Zeug, das kaputtgeht. Der hier hat Automatik, Radio, Klimaanlage und ist fahrbereit. Wechseln Sie alle dreitausend Meilen das Öl, tanken Sie Normal unverbleit, und Sie können lachen. Mein Freund, Sie können *lachen.«*

Janson blickte dankbar, als der Verkäufer ihn aufs Kreuz legte, und das neueste Altima-Modell für einen alten Taurus in Zahlung nahm und noch vierhundert Dollar Aufgeld forderte. »Sie haben einen guten Tausch gemacht«, versicherte ihm Jed Sipperly. »Ich habe einfach eine Schwäche für Altimas, so wie Butch für seine Stoffpuppe. Das ist unlogisch, aber was hat Liebe schon mit Vernunft zu tun? Wenn Sie mir einen von denen bringen, dann lasse ich Sie ganz selbstverständlich mit dem besten Wagen auf dem Platz wegfahren. Jeder andere würde sagen: ›Jed, du bist verrückt. Diese japanische Blechdose ist nicht einmal die *Radkappe* an diesem Taurus wert.‹ Na ja, vielleicht ist's auch verrückt.«

Ein übertriebenes Augenzwinkern. »Machen wir den Handel, ehe ich es mir anders überlege. Oder nüchtern werde!«

»Ich weiß Ihre Offenheit zu schätzen«, sagte Janson.

»Ich will Ihnen was sagen«, meinte der Verkäufer und setzte seinen Namen schwungvoll unter die Quittung, »legen Sie noch einen Fünfer drauf, dann kriegen Sie den verdammten Köter dazu!«

Ein auf langes Leiden deutendes Lachen. »Vielleicht sollte ich Ihnen sogar etwas dafür *bezahlen*, dass Sie ihn mir abnehmen.«

Janson lächelte, winkte und hörte, als er in den sieben Jahre alten Taurus stieg, wie zischend eine weitere Flasche Budweiser geöffnet wurde – diesmal, um zu feiern.

Die Zweifel, die Janson unterwegs gehabt hatte, verstärkten sich bei seiner Ankunft. Die Umgebung von Millington wirkte heruntergekommen und ohne jeden Charme. Man hatte einfach nicht das Gefühl, dass ein Milliardär hier seinen Landsitz haben könnte.

Es gab andere Ortschaften – wie Little Washington ein Stück weiter im Norden –, wo der seelenzerstörende Vorgang, Touristen beherbergen zu müssen, alles überwuchert hatte, was von der örtlichen Wirtschaft übrig geblieben war. Praktisch waren das Museumsdörfer – Ortschaften, deren mit weißen Schindeln gedeckte Scheunen mit überteuertem, angeblich aus der Siedlerzeit stammendem Porzellan, »authentischen« Milchglas-Salzfässern und »regionalen« Bienenwachskerzen voll gestopft waren, die von einer Fabrik in Trenton geliefert wurden. Bauernhäuser waren in überteuerte Restaurants umgebaut worden; Töchter von Waldarbeitern, Installateuren und Bauern – jedenfalls jene, die sich für das Bleiben entschieden hatten – schnürten sich in kitschige »Kolonialstil«-Kostüme und übten den Spruch: »Mein Name ist Linda und ich werde heute Abend Ihre Kellnerin sein.«

Die Ortsansässigen begrüßten Besucher mit gekünstelter Wärme und dem breiten Lächeln der Habgier: *Was kann ich für Sie tun?*

Jene grüne Flut des Tourismus hatte Millington nie erreicht. Janson brauchte nicht lange, um sich ein Bild von der Ortschaft zu machen. Es war kaum mehr als ein Dorf und doch irgendwie zu *echt,* um malerisch zu sein. An einen Felshang des Smith Mountain geschmiegt, betrachtete Millington die reale Welt als etwas, was es zu überwinden galt, nicht als etwas, was man einpacken und als ästhetisch wertvoll verkaufen konnte. Es gab keine Frühstückspensionen in der Umgebung. Die nächstgelegenen Motels waren ganz auf Zweckmäßigkeit ausgerichtete kastenförmige Filialbetriebe der im ganzen Land verbreiteten Billigketten, die von hart arbeitenden Einwanderern aus dem indischen Subkontinent betrieben wurden. Sie eigneten sich gut für Fernfahrer, die hier für eine Nacht unterkommen wollten boten aber Geschäftsleuten, die

»Konferenz-Center« suchten, nur wenig Anreiz. Es war eine Ortschaft, in der es um zehn Uhr dunkel war, einem Zeitpunkt, wo die einzigen Lichter, die dann noch zu sehen waren, aus dem ein Dutzend Meilen entfernten Montvale herüberflimmerten wie von einer dekadenten Metropole. Der größte Arbeitgeber der Ortschaft war eine ehemalige Papierfabrik, die jetzt glasierte Ziegelsteine herstellte und daneben unraffinierte mineralische Nebenprodukte verkaufte; etwa ein Dutzend Männer waren den ganzen Tag damit beschäftigt, Pottasche in Säcke zu füllen. Eine kleinere ein wenig weiter entfernte Fabrik hatte sich auf Dekorationsgegenstände aus Holz spezialisiert. In der Imbissstube im Ortszentrum an der Kreuzung Main und Pemberton Street konnte man den ganzen Tag Eier, Bratkartoffeln und Kaffee bekommen, und wenn man alle drei bestellte, bekam man gratis noch ein Glas Orangen- oder Tomatensaft dazu – das Glas nicht viel größer als ein Schnapsstamper. An die Tankstelle war ein kleiner Lebensmittelmarkt angeschlossen, wo es die gleichen zellophanverpackten Köstlichkeiten zu kaufen gab wie in allen anderen Staaten der USA auch. Der Senf in dem Lebensmittelladen der Stadt war in zwei Varianten erhältlich – gelber Senf der Marke French oder brauner der Marke Gulden. Nichts Grobkörniges oder mit Estragon Vermischtes belastete die emaillierten Blechregale der Gewürzabteilung, nirgends innerhalb der Ortsgrenzen war *moutarde au poivre vert* zu finden. Ein Ort nach Jansons Geschmack.

Und doch gab es, wenn die jahrzehntealten Berichte der Wahrheit entsprachen, irgendwo in den Hügeln ein riesiges Anwesen, einen privaten Landsitz, so privat, wie man sich das nur wünschen konnte – personenbezogen ebenso, als was die juristischen Gegebenheiten anging. Denn selbst die Eigentumsverhältnisse waren völlig

schleierhaft. War es wirklich vorstellbar, dass sich »Novak« – die Fata Morgana, die sich so nannte – in der Nähe aufhielt? Janson verspürte ein Prickeln in der Kopfhaut, als er darüber nachdachte.

Am späteren Vormittag betrat Janson die Imbissstube an der Ecke Main und Pemberton und begann dort ein Gespräch mit dem Mann hinter der Theke. Die fliehende Stirn, die eng beieinander liegenden Augen und das vorstehende, kantige Kinn des Mannes erinnerten ein wenig an einen Affen, aber wenn er redete, erwies er sich als verblüffend gut informiert.

»Sie denken also daran, sich hier in der Gegend einzukaufen?«

Der Mann füllte Jansons Tasse mit Kaffee aus einer Thermoskanne nach. »Lassen Sie mich raten. Sie haben sich in der Großstadt Ihr Geld verdient und suchen jetzt die Ruhe und den Frieden des Landlebens, stimmt's?«

»So könnte man sagen«, nickte Janson. An der Wand hinter der Theke war eine Tafel mit weißer Kursivschrift auf schwarzem Hintergrund angenagelt: *Kenny's Coffee Shoppe -Quality & Service.*

»Und Sie suchen ganz bestimmt nicht etwas, das ein bisschen näher an den Segnungen der Technik liegt? Es gibt eine Immobilienmaklerin an der Pemberton, aber ich bin nicht sicher, ob Sie hier in der Gegend die Art von Haus finden, die Sie suchen.«

»Ich hatte daran gedacht zu bauen«, meinte Janson. Der Kaffee schmeckte bitter, war zu lange warm gehalten worden. Er sah abwesend auf das Linoleum der Theke, dessen Muster, gewebtem Stoff nachempfunden, dort, wo am meisten Verkehr aus schweren Tellern und Besteck herrschte, weiß gescheuert war.

»Klingt gut. Wenn Sie sich etwas Ordentliches leisten

können.«

Das Rasierwasser des Mannes vermischte sich auf unangenehme Weise mit dem Geruch von Speck und Butter.

»Anders hat's keinen Sinn.«

»Nee, anders hat's keinen Sinn«, pflichtete der Mann ihm bei. »Mein Junge, wissen Sie, der hat es sich in den Kopf gesetzt, reich zu werden. Irgend so 'ne Dotcom-Sache. Monatelang hat er von nichts anderem als seinem ›Geschäftsmodell‹ gefaselt, von ›Mehrwert‹ und ›reibungslosem E-Kommerz‹ und solchem Quatsch. Er hat gesagt, das Entscheidende an der New Economy sei der ›Tod der Entfernung‹, weil es keinen Unterschied mehr macht, wo man gerade ist. Wir seien alle bloß Knoten im World Wide Web, ganz gleich ob man jetzt in Millington oder in Roanoke oder auf einem gottverdammten Schuldenberg sitzt. Er und zwei Freunde von der High School haben sich zusammengetan. Bis Dezember hatten sie das ganze Geld verpulvert, das sie auf der hohen Kante hatten, und im Januar hat er wieder Einfahrten freigeschaufelt. Meine Frau sagt, das würde ihn vorsichtig machen. Sei froh, dass er keine Drogen nimmt, hat sie gesagt. Und ich hab gesagt, ich bin gar nicht sicher, ob er das nicht doch tut. Schließlich ist nicht jede Droge etwas, was man raucht oder schnüffelt oder sich sonstwie reinzieht. Geld oder die Sucht danach kann genauso gut eine Droge sein.«

»Geld zu machen ist eine Sache, es auszugeben eine andere«, sagte Janson. »Kann man denn hier in der Gegend bauen?«

»Die Leute sagen, dass man sogar auf dem Mond bauen kann.«

»Wie sieht es mit dem Verkehr aus?«

»Na ja, jetzt sind Sie ja hier, oder?«

»Ja, das schon.«

»Die Straßen hier sind in ziemlich gutem Zustand.«

Der Mann betrachtete etwas, was sich auf der anderen Straßenseite abspielte. Eine junge blonde Frau putzte den Gehsteig vor einem Eisenwarenladen; jedes Mal, wenn sie sich bückte, konnte man ihre Schenkel sehen. Ohne Zweifel war dieser Anblick für den Mann einer der Höhepunkte des Tages.

»Flughafen?«, fragte Janson.

»Der nächste richtige Flughafen ist wahrscheinlich in Roanoke.«

Janson nippte an seinem Kaffee. Er rann wie Öl über seine Zunge. »›Richtiger‹ Flughafen? Gibt es hier sonst noch einen?«

»Nö. Na ja, in den vierziger, fünfziger Jahren gab es mal einen. Einen ganz winzigen, den die Army Air Force gebaut hat. Etwa drei Meilen die Clangerton Road hinauf und dann links. Die haben damals Piloten ausgebildet für das Manövrieren um die Berge in Rumänien auf dem Weg zu den Ölfeldern, die sie bombardieren wollten. Also haben sie hier in der Gegend Übungsflüge gemacht. Später haben die Holzleute ihn eine Weile benutzt, aber die Holzindustrie hier ist praktisch tot. Ich glaube, heutzutage gibt es dort bloß noch eine Landebahn. Man fliegt ja schließlich Steine nicht durch die Gegend, wenn man nicht unbedingt muss – man befördert sie mit LKWs.«

»Und was ist aus der Landebahn geworden? Wird die je benutzt?«

»Je? Vielleicht.«

Sein Blick ließ die Blondine in den Shorts nicht los, die immer noch den Gehsteig putzte.

»Wissen Sie, ich frage deshalb, weil ein alter Geschäfts-

freund von mir hier in der Gegend wohnt und das erwähnt hat.«

Das schien dem Mann hinter der Theke Unbehagen zu bereiten. Janson schob ihm die leere Kaffeetasse zum Nachfüllen hin, und der Mann unterließ das demonstrativ. »Dann sollten Sie vielleicht besser ihn danach fragen, nicht wahr?«, sagte er, und sein Blick wandte sich wieder der Vision des unerreichbaren Paradieses auf der anderen Straßenseite zu.

»Mir scheint«, sagte Janson und schob ein paar Geldscheine unter seine Untertasse, »Sie und Ihr Sohn verstehen etwas davon, wie man Profit macht.«

Der Lebensmittelladen der Ortschaft lag ein Stück weiter unten an der Straße. Janson ging hinein und stellte sich dem Geschäftsführer vor, einem unauffällig aussehenden Mann mit bräunlichem, in der Mitte gescheiteltem Haar. Janson erzählte ihm, was er auch dem Mann in dem Schnellimbiss gesagt hatte. Der Geschäftsführer fand offenbar die Aussicht auf einen neuen Bewohner der Ortschaft lukrativ genug, um geradezu aufmunternd zu ihm zu sprechen.

»Das ist eine großartige Idee, Mann«, sagte er. »Diese Berge – ich meine, hier ist es wirklich schön. Und wenn Sie ein paar Meilen weiterfahren und sich umsehen, ist die Landschaft völlig unverdorben. Außerdem können Sie jagen und fischen…«

Er redete nicht weiter, weil ihm offenbar keine dritte erstrebenswerte Tätigkeit einfiel. Dass der Mann Stammkunde in der Kegelbahn oder in dem Videoverleih werden würde, den er kürzlich eingegliedert hatte, bezweifelte er. So etwas gab es ja schließlich in den Städten auch.

»Und für den alltäglichen Bedarf?«, fragte Janson.

»Wir haben einen Videoladen«, gab er zu bedenken.

»Und eine Automatenwäscherei. Dieses Geschäft hier. Und wenn Sie irgendetwas brauchen, kann ich es für Sie bestellen. Für Stammkunden tue ich das gelegentlich.«

»Tatsächlich?«

»Oh ja. Es gibt hier alle möglichen Leute. Einer – wir haben ihn nie gesehen, aber er schickt alle paar Tage jemand her, um Lebensmittel zu holen. Superreich – ganz sicher ist er das. Er hat ein Anwesen irgendwo oben in den Bergen, muss grandios sein. Die Leute sehen fast jeden Nachmittag, wie hier in der Nähe ein kleines Flugzeug landet. Aber seine Lebensmittel kauft er bei uns. Ist das ein Leben? Sich von anderen Leuten die Einkäufe erledigen zu lassen!«

»Und Sie erledigen Sonderbestellungen für diesen Mann?«

»Oh, selbstverständlich«, sagte der Ladenbesitzer. »Das ist ganz, ganz sicher. Vielleicht ist er Howard Hughes und hat Angst, jemand könnte ihn vergiften.«

Er schmunzelte bei dem Gedanken. »Wenn er irgendetwas braucht, ist das kein Problem. Ich bestelle es, und dann liefert es ein Sysco-LKW, und er schickt seinen Angestellten her und fragt nicht, was es kostet.«

»Was Sie nicht sagen!«

»Genau. Also, noch mal, ich mache mit dem größten Vergnügen Sonderbestellungen, was Sie wollen. Und Mike Nugent im Videoladen tut das auch. Kein Problem. Hier wird es Ihnen wirklich gefallen. Ein einmaliger Ort. Die jungen Leute sind manchmal ein wenig laut. Aber im Grunde genommen ist es wirklich eine nette Gegend. Sobald Sie sich erst einmal hier niedergelassen haben, wird es Ihnen prima gefallen. Ich wette mit Ihnen! Sie gehen nie mehr weg.«

Eine grauhaarige Frau im Kühlbereich rief ihn: »Keith?

Keith, bitte.«

Der Mann entschuldigte sich und ging zu ihr hinüber.

»Ist die Seezunge frisch oder gefroren?«, fragte sie.

»Frisch gefroren«, erklärte Keith.

Während die beiden ernsthaft darüber diskutierten, ob das nun besagte, dass die Ware frisch oder gefroren war, schlenderte Janson in den hinteren Bereich des Lebensmittelladens. Die Tür zum Lagerraum stand offen, und er ging hinein. Auf einem kleinen Stahlschreibtisch lag ein Stapel hellblauer Lagerlisten der Firma Sysco. Er blätterte schnell darin, bis er eine mit dem Stempel SPECIAL ORDER fand. Ganz unten, nach einer langen Reihe kleingedruckter Lebensmittelbezeichnungen, sah er einen Haken, den jemand mit einem Markerstift gemacht hatte. Eine Bestellung für Buchweizengrütze.

Ein paar Sekunden verstrichen, ehe es bei ihm klickte. Buchweizengrütze – auch unter der Bezeichnung *kascha* bekannt. Janson spürte die Erregung in sich aufsteigen, als an seinem inneren Auge endlose Spalten von Zeitungs- und Magazinprofilen wie von einem Scheinwerfer angestrahlt vorbeizogen. *Jeder Tag beginnt mit einem spartanischem Frühstück, zu dem er Kascha nimmt* … eine anheimelnde Einzelheit, die man in Dutzenden der Berichte fand, neben den fast obligatorischen Hinweisen auf seine »nach Maß gefertigte Garderobe«, sein »aristokratisches Auftreten«, seinen »befehlsgewohnten Blick« … Das waren Standardsätze, dazu bestimmt, derartige Berichte »lebendig« zu machen. *Er beginnt jeden Tag mit einem spartanischen Frühstück von Kascha.…*

Es stimmte also. Irgendwo auf dem Smith Mountain lebte ein Mann, den die Welt als Peter Novak kannte.

33

Im Herzen der Midtown von Manhattan beugte sich die Stadtstreicherin mit dem prüfenden Blick einer Postangestellten an einem Briefschalter über den Abfallbehälter am Bryant Park. Wie bei ihresgleichen üblich, war ihre Kleidung zerrissen, schmutzig und für die Jahreszeit zu schwer – sie musste aus genügend vielen Schichten bestehen, um die nächtliche Kälte in irgendeiner Seitenstraße abzuhalten, und die wärmenden Strahlen der Sonne konnten die Frau nicht dazu veranlassen, auch nur eine Schicht davon abzulegen, schließlich stellten ihre Kleider und der mit Flaschen und Blechdosen gefüllte Sack ihre gesamte weltliche Habe dar. An den Hand- und Fußgelenken lugte unter ausgefranstem, schmutzigem Denimstoff graue Unterwäsche hervor. An den Füßen trug sie überdimensionierte Sneakers, deren Sohlen aufzuplatzen begannen und deren Schnürsenkel abgerissen und wieder zusammengeknotet waren, schlampig, wie Schulmädchen das tun. Sie hatte sich eine Baseballmütze aus Nylonnetz in die Stirn gezogen, die nicht etwa ein Baseballteam sondern einen einstmals hoch gelobten Silicon-Valley-Fonds anpries, der vor einem Jahr untergegangen war. Ihre schmutzige Tragetasche klammerte sie an sich, als würde sie einen Schatz enthalten. Die Art, wie sie die Tasche hielt, drückte die Essenz des Besitzens aus: Das hier ist mein Hab und Gut auf dieser Welt. Es gehört mir. Das bin ich. Ihr Zeitmaß waren die Nächte, in denen sie nicht von der Polizei belästigt wurde, die Blechdosen und Flaschen, die sie sammelte und gegen Kleingeld ablieferte, und die kleinen Glückszufälle des Alltags, die ihr widerfuhren – etwa ein intaktes Sandwich, noch weich, von einer

Plastiktüte geschützt und von Nagetieren unberührt. Ihre Hände steckten in Baumwollhandschuhen, die früher vielleicht einmal einer Debütantin gehört hatten, die jetzt grau und rußig waren und umso schmutziger wurden, je mehr sie zwischen Plastikflaschen und Zellophan und Bananenschalen und zerknüllten Prospekten herumwühlte.

In Wirklichkeit waren Jessica Kincaids Augen natürlich nicht auf den Müll gerichtet, sondern wanderten immer wieder zu dem kleinen Spiegel, den sie an den Abfallbehälter gelehnt hatte und der es ihr ermöglichte, das Kommen und Gehen in den Büros der Liberty Foundation auf der anderen Straßenseite zu beobachten. Nach Tagen ergebnisloser Observierung hatte gestern Abend Jansons Bundesgenosse, Cornelius Eaves, erregt angerufen: Wie es schien, war Marta Lang endlich aufgetaucht.

Das war kein Irrtum, wusste Jessie jetzt. Unter den Ankömmlingen heute Morgen war tatsächlich eine Frau gewesen, auf die Jansons detaillierte Beschreibung der stellvertretenden Direktorin der Foundation, Marta Lang, passte: Ein Lincoln Town Car mit dunkel getönten Fenstern hatte sie um acht Uhr morgens abgesetzt. In den Stunden danach war keine Spur von ihr zu sehen gewesen, aber Jessica konnte es nicht riskieren, ihren Posten zu verlassen. So gekleidet, wie sie war, erweckte Jessica selbst fast keine Aufmerksamkeit, weil die Stadt sich seit langer Zeit bemühte, vom Unglück geplagte Zeitgenossen, wie sie einer in ihrer Mitte war, nicht wahrzunehmen. Jessie wechselte in unregelmäßigem Abstand ihren Standort zwischen diesem und noch zwei weiteren Abfallbehältern, die alle direkte Sicht auf das Bürogebäude an der Vierzigsten Straße boten, kehrte aber immer wieder zu dem zurück, der dem Eingang am nächsten war. Gegen Mittag hatten zwei Parkpfleger in den roten Overalls das Bryant Park Service versucht, sie zu ver-

scheuchen, freilich nur halbherzig: Ihr bescheidenes Einkommen inspirierte sie nicht zu großen Anstrengungen für den Park. Später versuchte ein senegalesischer Straßenhändler mit einem Klapptisch und einem Sortiment unechter Rolex-Uhren neben ihr sein Geschäft zu eröffnen. Sie stolperte zweimal »versehentlich« über seine Auslage, was jedes Mal dazu führte, dass der ganze Warenbestand herunterfiel. Nach dem zweiten Mal entschied der Senegalese sich dafür, sein Geschäftslokal zu verlegen, wenn auch nicht ohne ihr vorher ein paar Verwünschungen in seiner Heimatsprache zuzurufen.

Es war beinahe achtzehn Uhr, als die elegante weißhaarige Frau wieder erschien; sie trat mit fast maskenhaft starrer Miene aus der Drehtür des Gebäudes, nahm auf dem Rücksitz der langen Lincoln-Town-Car-Limousine Platz und entschwebte in Richtung auf die Kreuzung mit der Fifth Avenue. Jessica prägte sich die Zulassungsnummer des Wagens ein und gab sie mit leiser Stimme per Funk an Cornelius Eaves durch, dessen Fahrzeug – ein gelbes Taxi, dessen Signallampe auf OFF DUTY geschaltet war – am anderen Ende des Häuserblocks vor einem Hotel gewartet hatte.

Eaves wusste nicht, welchen Zweck sein Einsatz hatte, aber immerhin genug, um nicht zu fragen, ob der Auftrag offiziell sanktioniert war. Jessica Kincaid war ihrerseits mit Erklärungen sparsam gewesen. Ob sie und Janson einen privaten Rachefeldzug führten? Ob man sie auf ein ultrageheimes Projekt angesetzt hatte, das es erforderte, Freiberufler einzusetzen? Eaves, der seit ein paar Jahren aus dem aktiven Dienst ausgeschieden und froh war, sich irgendwie die Zeit vertreiben zu können, hatte keine Ahnung. Die einzige Aufforderung, die er benötigte, war eine persönliche Bitte Jansons – und der Gesichtsausdruck der jungen Frau: ein Ausdruck, der die ruhige Zuversicht

eines Menschen vermittelte, der etwas tat, was getan werden musste.

Jessica sprang mit einem Satz auf den Rücksitz von Eaves' Taxi, riss sich die Mütze herunter, schälte sich aus ihren Lumpen und legte gewöhnliche Straßenkleidung an: gebügelte Khakihosen, einen pastellfarbenen Baumwollpullover, Penny Loafers. Sie wischte sich mit Feuchttüchern die Schmutzkruste vom Gesicht, plusterte ihr Haar, so gut es ging, auf und war nach ein paar Minuten wieder einigermaßen präsentabel, was in diesem Falle unauffällig bedeutete.

Zehn Minuten später hatten sie eine Adresse: 1060 Fifth Avenue war ein ansehnliches Apartmentgebäude aus der Vorkriegszeit, dessen Kalksteinfassade die aggressive Stadtluft perlgrau gefärbt hatte. Ein diskretes grünes Vordach schützte den Eingang zu dem Gebäude, der sich nicht an der Avenue, sondern um die Ecke befand, an der Neunundachtzigsten Straße. Sie sah auf die Uhr.

Plötzlich verspürte sie ein unruhiges Prickeln an der Kopfhaut. *Die Uhr!* Sie hatte sie auf ihrem Beobachtungsposten im Bryant Park getragen! Wie sie wusste, achtete das Sicherheitspersonal der Foundation scharf auf Ungereimtheiten jeder Art in der Umgebung, Einzelheiten, die nicht ins Bild passten. Die Uhr an ihrem Handgelenk war eine schlanke Hamilton-Uhr, die einmal ihrer Mutter gehört hatte. Würde eine Stadtstreicherin eine solche Uhr tragen? Unruhe stieg in ihr auf, als sie versuchte, sich ein Bild von sich selbst zu machen, wie sie an der Abfalltonne stand und sich auszumalen versuchte, ob ein Wachmann mit einem Fernglas vielleicht den glitzernden Gegenstand an ihrem Handgelenk bemerkt hatte. *Ihr* wäre die Uhr aufgefallen. Also musste sie davon ausgehen, dass die Leute von der Foundation sie auch bemerkt hatten.

Vor ihrem inneren Auge blitzte ein Bild ihrer ausge-

streckten Arme auf, wie sie im Müll wühlten, einer Archäologin gleich … das Bild ihrer behandschuhten Hand und darüber die ausgefranste Manschette ihrer langärmeligen Unterwäsche. Ja – das Unterhemd war ein paar Nummern zu groß, die Ärmel dementsprechend zu lang; ihre Armbanduhr würde davon völlig verdeckt gewesen sein. Der Kloß in ihrer Magengrube löste sich ein wenig. Nichts passiert, was? Doch dies war genau die Art von Unvorsichtigkeit, die sie sich nicht leisten konnten.

»Fahren Sie mich um den Block herum, Corn«, sagte sie. *»Langsam.«*

Janson steuerte den braunen Taurus die gewundene Bergstraße hinauf, die den Namen Clangerton Road trug, und fand die unmarkierte Abzweigung, die der Mann in dem Schnellimbiss erwähnt hatte. Er fuhr noch ein kurzes Stück weiter, an der Abzweigung vorbei, lenkte den Wagen, so weit es ging, von der Straße herunter, in eine von der Natur geschaffene Bucht hinter Büschen und jungen Bäumen. Er wusste nicht, was ihn erwartete, aber die Vorsicht verlangte, dass er so wenig wie möglich auffiel.

Er ging in den Wald, ein schwammiges Polster aus halb verfaulten Fichtennadeln und Ästchen unter den Füßen, und arbeitete sich zu dem schmalen Weg zurück, an dem er vorbeigefahren war. Der harzige Duft eines natürlichen Kiefernwaldes lag in der Luft, ein Duft, der an nichts so sehr erinnerte wie an die Desinfektionsmittel und Luftauffrischer, die ihn so hartnäckig nachzuäffen versuchten. Der größte Teil des Waldes schien von Menschenhand fast völlig unberührt, eine Art Urwald am Straßenrand. Durch Wälder wie diese waren die europäischen Siedler vor vier Jahrhunderten gezogen, hatten sich auf jungfräulichem Land niedergelassen und sich, mit Steinschlossflinte und

Messer bewaffnet, im Tauschhandel mit einer eingeborenen Bevölkerung durchgeschlagen, die ihnen gegenüber in gewaltiger Überzahl war und das Land unendlich viel besser kannte. Das waren die obskuren Ursprünge einer Nation, die einmal die mächtigste auf dem ganzen Planeten werden sollte. Heute war das Terrain eines der schönsten im ganzen Land, und je weniger es für diejenigen Zeugnis ablegte, die hier lebten, umso schöner, fand er, war es.

Und dann entdeckte er die Landebahn.

Es war eine unerwartete Lichtung mitten im Wald und beunruhigend gut gepflegt: Man hatte die Büsche und das Gestrüpp in letzter Zeit zurückgeschnitten: Ein langer, ovaler Grasstreifen war sorgfältig gestutzt. Die *ganze* Anlage war völlig leer, wenn man von einem Offroader absah, der am Rand der Lichtung stand und mit einer Plane abgedeckt war. Wie das Fahrzeug hierher gekommen war, schien ein Rätsel, denn es gab keinerlei erkennbaren Zugang zu dem Landestreifen, wenn man einmal vom Luftweg absah.

Der Landestreifen selbst war bewundernswert gut von den dichten Bäumen getarnt, die ihn umgaben. Aber diese Bäume konnten jetzt auch Jansons Zwecken dienen und ihn vor Sicht schützen, wenn er seinen Ein-Mann-Beobachtungsposten errichtete.

Er nistete sich auf halber Höhe einer alten Kiefer ein, deren dicker Stamm und deren mit langen Nadeln beladene Äste ihm fast völligen Sichtschutz boten, legte seinen Feldstecher auf einen kleinen Ast und wartete.

Und wartete.

Die Stunden quälten sich dahin, und die einzigen Besucher, die er zu sehen bekam, waren gelegentlich ein Moskito und noch seltener Tausendfüßler.

Aber Janson nahm kaum wahr, wie die Zeit verstrich. Er befand sich an einem anderen Ort: dem Dämmerzustand des Scharfschützen. Sein Bewusstsein, ein Teil davon, schwebte durch eine Zone halb bewussten Denkens, während ein anderes Modul seines Bewusstseins in einem Zustand akuter Wachsamkeit verblieb.

Er war überzeugt, dass es heute einen Flug geben würde, nicht nur demzufolge, was er von dem Mann in dem Lebensmittelladen erfahren hatte, sondern auch weil keine Kommandostruktur sich ausschließlich auf elektronische Informationsübermittlung verlassen konnte: Pakete, Kuriere, *Menschen* würden kommen und gehen müssen. Aber was, wenn er sich getäuscht und das Wertvollste vergeudet hatte, was es für ihn im Augenblick überhaupt gab – Zeit?

Er hatte sich nicht getäuscht. Zuerst war es wie das Summen eines Insekts, aber als es dann stetig lauter wurde, wusste er, dass ein Flugzeug über ihm kreiste und sich zur Landung anschickte. Jeder Nerv, jeder Muskel in seinem Körper spannte sich zu vollkommener Wachsamkeit.

Das Flugzeug war eine neue Cessna, eine zweimotorige Maschine vom Typ 340, und sein Pilot, das konnte Janson aus der flüssigen Eleganz erkennen, mit der die Maschine aufsetzte und zum Stillstand kam, ein ausnehmend geschickter Profi, nicht etwa ein Landarzt, der gelegentlich auch Felder mit Unkrautvertilgungsmitteln besprühte. Der mit einer weißen Uniform bekleidete Pilot kam aus dem Cockpit und klappte eine Aluminiumleiter herunter. Die Sonne spiegelte sich in dem glänzenden Rumpf und behinderte Jansons Sicht. Er konnte lediglich erkennen, dass ein Passagier von einem zweiten Helfer, diesmal in blauer Uniform, aus der Maschine geführt und zu dem Offroader gebracht wurde. Der Helfer zog die Plane von

dem Fahrzeug, und ein Range Rover wurde sichtbar – gepanzert, vermutete Janson nach dem tief liegenden Chassis –, dann hielt er die hintere Tür für den Passagier auf. Augenblicke später jagte das Allradfahrzeug davon.

Verdammt! Janson versuchte durch sein Glas zu erkennen, wer der Passagier war, aber die grelle Sonne und die dunklen Scheiben des Fahrzeugs vereitelten seine Absicht. Ärger stieg in ihm auf wie Quecksilber in einem überhitzten Thermometer. Wer war es? Peter Novak? Einer seiner Helfer? Es war unmöglich zu erkennen.

Und dann verschwand der Wagen.

Wo war er?

Es war, als ob er sich einfach in Luft aufgelöst hätte. Janson glitt von seinem Ast und spähte von verschiedenen Punkten aus durch sein Glas, bis er schließlich begriff, was geschehen war. Der Weg – er war gerade breit genug, um das Fahrzeug durchzulassen – war schräg in den Wald geschnitten. Die umstehenden Bäume machten ihn von den meisten Punkten aus völlig unsichtbar. Es war eine brillante Leistung des Landschaftsdesigns und offenkundig dafür gedacht, nicht bemerkt und auch nicht bewundert zu werden. Jetzt drehten die Motoren der Cessna wieder hoch, das kleine Flugzeug schlug einen Bogen, rollte an und startete.

Während beißender Treibstoffgeruch durch den Wald wehte, eilte Janson zu dem Weg. Er war vielleicht zweieinhalb Meter breit, und die Zweige darüber reichten auf weniger als zwei Meter herunter, bildeten eine Art Dach, das gerade hoch genug war, dass der gepanzerte Range Rover darunter hindurchrollen konnte. Der von Bäumen geschützte Weg war erst in letzter Zeit asphaltiert worden – ein Fahrer, der sich auskannte, konnte schnell vorankommen –, war aber von oben aus unsichtbar.

Er selbst würde das Gelände zu Fuß erforschen müssen.

Janson folgte dem Weg, ohne ihn zu betreten; er hielt sich parallel dazu, zehn Meter entfernt, um nicht irgendwelche Überwachungs- oder Alarmanlagen zu aktivieren, die man vielleicht angebracht hatte. Es war ein langer Weg, der bald recht anstrengend wurde. Er arbeitete sich an scharfen Kämmen empor, bahnte sich seinen Weg durch dichtes Gestrüpp und über steile, erodierte Hänge. Nach zwanzig Minuten fingen seine Muskeln an, gegen die Belastung zu protestieren, aber er ließ nicht zu, dass sein Tempo langsamer wurde. Als er sich wieder einmal an einem Ast festhielt, wurde er auf schmerzhafte Weise daran erinnert, dass seine Hände, die einmal zäher als Leder gewesen waren, ihre Schwielen verloren hatten: zu viele Jahre, in denen er sich um Kunden in der Welt der Wirtschaft bemüht hatte. Baumharz klebte an seinen Fingern, als wäre es Klebstoff; Holzsplitter bohrten sich in seine Haut. Und während all der Mühen wurde ihm immer wärmer, und er hatte bald das Gefühl, sein ganzer Oberkörper sei mit Ausschlag bedeckt. Er ignorierte das alles, richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf den jeweils nächsten Schritt. Ein Fuß vor den anderen: Das war die einzige Art und Weise, um vorwärts zu kommen. Zugleich bemühte er sich, so leise wie möglich vorzudringen, zog Felsvorsprünge, wann immer möglich, dem Knistern des Waldbodens vor. Der Range Rover war natürlich schon lange verschwunden, und er hatte bereits eine ziemlich gute Vorstellung davon, wo der schmale Weg hinführen würde, aber das war kein Ersatz für direkte Beobachtung. Ein Fuß vor den anderen: Bald wurden seine Bewegungen automatisch, und seine Gedanken begannen trotz allem zu wandern.

*

Ein Fuß vor den anderen.

Der wie ein Skelett abgemagerte Amerikaner senkte den Kopf, als er sich den neuen Häschern ergab. Offenbar war die Nachricht von der Flucht des Kriegsgefangenen in die Umgebung gelangt, denn die Montagnards und die anderen Dorfbewohner wussten genau, wer er war und wohin er zurückgebracht werden musste.

Er hatte sich zwei volle Tage durch den dichten Dschungel gekämpft, jede Faser seines Körpers bis an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit strapaziert, und wofür das? So nah und doch so fern. Denn jetzt würde alles von neuem beginnen, nur noch schlimmer: Für den Kommandanten des Lagers bedeutete die Flucht eines Gefangenen Gesichtsverlust. Der Offizier würde mit bloßen Händen auf ihn einschlagen, bis seine Wut verraucht war. Ob Janson das überlebte, hing einzig und allein davon ab, wie energiegeladen sich der Kommandant gerade fühlte. Janson begann einem Wirbel der Verzweiflung zu erliegen, der ihn ähnlich einer kräftigen Flussströmung in die Tiefe zog.

Nein! Nicht nach allem, was er erlitten hatte. Nicht solange Demarest noch am Leben war. Den Sieg würde er ihm nicht zubilligen.

Zwei Vietkong führten Janson mit vorgehaltener Waffe über einen schlammigen Weg, einer vor ihm, einer hinter ihm, nicht das geringste Risiko eingehend. Die Dorfbewohner hatten ihn angestarrt und sich vielleicht gefragt, wie jemand, der so ausgehungert war, so hager, so ausgemergelt, sich überhaupt noch bewegen konnte. Er selbst fragte sich das auch. Aber solange er die Grenzen seiner Kraft nicht überschritten hatte, konnte er auch nicht wissen, wo diese lagen.

Vielleicht hätte er sich nicht aufgelehnt, wenn ihm der

Vietkong hinter ihm nicht einen Schlag auf den Hals versetzt hätte, verärgert, weil er so langsam ging. Janson schien das die allerletzte Demütigung, und in ihm ging etwas in Stücke – er ließ zu, dass etwas in Stücke ging und seine ausgebildeten Instinkte die Führung übernahmen. *Ihr Verstand hat keinen eigenen Willen*, hatte Demarest ihnen bei der Ausbildung erklärt und damit betonen wollen, dass sie selbst die Kontrolle über ihr Bewusstsein übernehmen mussten. Aber nach hinreichender Ausbildung nahmen eingeübte Reflexe das Wesen von Instinkten an, so als wären sie von Anfang an Teil von ihm gewesen.

Janson drehte sich um, und seine Füße glitten über den Weg, als stünde er auf Eis; er schob die Hüfte nach rechts, ohne zugleich die rechte Schulter zu drehen, womit er den Vietkong auf das vorbereitet hätte, was gleich kommen würde: ein explosionsartiger Schlag mit ausgestreckten Fingern, den Daumen eingezogen und gegen die Handfläche gepresst. Die Hand stieß wie ein Speer in die Kehle des Vietkong, zerschmetterte die Knorpel seiner Luftröhre und riss seinen Kopf nach hinten. Dann sah Janson sich über die Schulter nach dem anderen Vietkong um, und die Angst im Gesicht des Mannes verlieh ihm zusätzliche Kraft. Er versetzte ihm einen kraftvollen Tritt zwischen die Beine, schmetterte die Fußspitze hoch und nach vorn; die Wucht des Tritts kam aus seinem Tempo, und der Versuch des Vietkong, ihn anzuspringen, machte ihn doppelt wirksam. Als der Mann vor ihm zusammenklappte, setzte Janson mit einem Rundschlag gegen seinen Kopf nach. Als sein Fuß den Schädel des Mannes traf, zuckte ein Vibrieren an seinem Bein empor, und er überlegte einen winzigen Augenblick lang, ob er sich vielleicht selbst einen Knochen gebrochen hatte, aber in Wirklichkeit war ihm das bereits gleichgültig. Sofort griff er sich die Kalaschnikow, die der Vietkong hinter ihm in der

Hand gehalten hatte, benutzte das Sturmgewehr wie einen Knüppel und schlug auf den immer noch auf dem Boden liegenden Soldaten ein, bis der schlaff da lag.

»Xin loi«, knurrte er. »Tut mir Leid.«

Er rannte davon, in den schützenden Dschungel hinein und auf die nächste Steigung zu. Er würde weiterlaufen, bis er das Ufer erreichte. Diesmal war er nicht allein: Er hatte eine Waffe, deren Kolben vom Blut eines anderen Mannes glitschig war. Er würde durchhalten – *ein Fuß vor den anderen* – und würde jeden töten, der versuchte, ihn aufzuhalten. Für seine Feinde würde es keine Barmherzigkeit geben, nur den Tod.

Und das würde ihm nicht Leid tun.

*

Ein Fuß vor den anderen.

Eine weitere Stunde verstrich, bis Janson den letzten Felsvorsprung erklettert hatte und das Anwesen auf dem Smith Mountain vor sich sah. Ja, es war das, was er zu finden erwartet hatte, dennoch nahm ihm der Anblick den Atem.

Es war ein Plateau, das vielleicht vierhundert Hektar wogendes Kentucky-Bluegrass umfasste, smaragdgrün wie der Rasen eines Golfplatzes. Er holte erneut den Feldstecher heraus. Von dem Vorsprung aus, auf dem Janson stand, senkte sich das Land ein wenig ab und dehnte sich dann in einer Folge kammartiger Erhöhungen aus, die wie Meereswellen gegen die kahle Felswand der Bergspitze anwogten.

Er sah, was Maurice Hempel gesehen hatte, erkannte, was diesen Flecken Land für einen Menschen, der ebenso

einsiedlerhaft veranlagt wie reich war, unwiderstehlich gemacht hatte.

Und aus dieser für gewöhnliche Verkehrsmittel praktisch unzugänglichen Hochebene ragte ein prachtvolles Landhaus empor, kompakter als Biltmore und doch, das war deutlich zu erkennen, ebenso kunstvoll gestaltet. Mehr noch als die Schönheit des Anwesens beeindruckte Janson, mit welchem Aufwand es gesichert war. Als reichten die natürlichen Hindernisse nicht aus, die es unzugänglich machten, schützte eine wahre Hindernisstrecke aus Hightech-Einrichtungen das Haus vor jeglichem Eindringling.

Vor ihm ragte ein über zweieinhalb Meter hoher Maschendrahtzaun, allerdings keiner der gewöhnlichen Art. Die bloße Existenz des Zauns würde harmlose Bergwanderer fern halten doch Janson entging die raffinierte Anordnung von Drucksensoren nicht, die in den Zaun eingebaut waren und die auch einen berufsmäßigen Einbrecher abschrecken würden. Unter Spannung stehender Draht war zwischen den Maschen des Zauns eingeflochten und mit einer Anzahl Kästen verbunden worden. Er hatte es hier mit einer Kombination von zwei Systemen zu tun: einem Wahrnehmungssystem auf der Basis von Spanndrähten und in Verbindung damit Vibrations-Detektoren. Seine Hoffnung schwand. Mit Vibrationsdetektoren ausgestattete Zäune ließen sich knacken, mit einer Drahtschere und genügend Geduld. Das Spanndrahtsystem hingegen war unüberwindbar.

Hinter dem Maschendrahtzaun sah er eine Reihe von Pfosten. Auf den ersten Blick waren das einfach eineinviertel Meter hohe Stangen mit nichts dazwischen. Bei genauerem Hinschauen freilich war nicht zu übersehen, was diese Pfosten waren. Jeder sendete und empfing Mikrowellen. In einfacheren Systemen konnte man ein

Brett über einen solchen Pfosten legen, einfach darüber hinwegklettern und den unsichtbaren Strahlen ausweichen. Unglücklicherweise waren diese hier in unterschiedlicher Höhe angeordnet, mit sich überlappenden Strahlen, die die Pfosten selbst schützten. Es war unglaublich, aber es gab tatsächlich keine Möglichkeit, diese Mikrowellensperre zu überwinden.

Und die Rasenfläche hinter den Pfosten? Dort waren keine Hindernisse zu erkennen, und Janson suchte das Gelände gründlich ab, bis er neben dem Kiesweg den kleinen Kasten mit dem Logo von Tri-Star Security darauf entdeckte. Dort war unter der Erde das gefährlichste Hindernis überhaupt versteckt: eingegrabene Kabel mit Drucksensoren. Man konnte dieses Hindernis weder umgehen noch an es herankommen. Selbst wenn es ihm irgendwie gelang, die anderen Hindernisse zu überwinden, würden die Drucksensoren ihn aufhalten.

Ein Eindringen war also mit Sicherheit unmöglich. Das sagte ihm die Logik. Er setzte das Fernglas ab, wälzte sich über die Felsplatte zurück und saß ein paar Augenblicke stumm da. Eine Welle der Resignation und der Verzweiflung überkam ihn. So nah und doch so fern.

Als er schließlich wieder bei seinem braunen Taurus angelangt war, hatte die Abenddämmerung beinahe eingesetzt. Mit einer Menge kleiner Blätter und Nadeln an der Kleidung fuhr er nach Millington zurück und dann in nördlicher Richtung auf der Route 58 weiter, dabei stets sorgsam den Rückspiegel beobachtend.

Er hatte nur wenig Zeit, musste aber mehrmals anhalten, um einige Besorgungen zu machen. In einem Flohmarkt an der Straße kaufte er einen Elektromixer, obwohl er nur den Motor des Geräts benötigte. Ein Radio-Shack in

einem Shopping Center liefert ihm ein billiges Handy und ein paar Zusatzteile. Im Lebensmittelgeschäft in Millington erstand er eine große runde Dose mit Butterplätzchen, obwohl ihn nur die Blechdose interessierte. Dann suchte er den Eisenwarenladen an der Main Street auf, wo er Klebstoff, eine Dose Kohlepuder, eine Rolle Isolierband, eine kräftige Schere, einen Zerstäuber und eine Teleskopkleiderstange kaufte. »Sie sind wohl Bastler?«, fragte die Blondine mit den abgeschnittenen Jeans, als sie seine Einkäufe in die Registrierkasse tippte. »Solche Leute mag ich.«

Ein einladendes Lächeln. Er konnte sich gut vorstellen, wie der Mann in der Imbissstube auf der anderen Straßenseite finster blickte.

Seine letzte Station war ein Stück weiter an der Route 58 entfernt: Er erreichte Sipperly's Gebrauchtwagenplatz, kurz bevor dieser schloss. Dem Gesicht des Verkäufers war anzusehen, dass er nicht sonderlich darüber erfreut war, ihn wiederzusehen. Die Ohren seines Hundes stellten sich auf, aber als er sah, wer es war, wandte er sich wieder seiner Stoffpuppe zu.

Sipperly nahm einen langen Zug an seiner Zigarette und ging auf Janson zu.

»Sie wissen ja, dass Sie ›wie besichtigt‹ gekauft haben, oder?« sagte er argwöhnisch.

Janson holte fünf Dollar aus seiner Brieftasche. »Für den Hund«, sagte er.

»Wie war das?«

»Sie haben gesagt, dass ich den Hund für einen Fünfer haben kann«, sagte Janson. »Da ist ein Fünfer.«

Sipperly lachte asthmatisch und sah dann, dass Janson es ernst meinte. Seine fleischigen Züge nahmen einen habgierigen Ausdruck an. »Also, mal ganz ohne Spaß, ich

mag diesen Hund wirklich sehr«, erklärte er. »Er ist wirklich einmalig. Ein ausgezeichneter Wachhund…«

Janson sah zu dem großen Tier hinüber, musterte sein schmutziges schwarzbraunes Fell, seine kurze, stumpfe Schnauze und die gebogenen Schneidezähne, die bei geschlossenem Maul hervortraten wie bei einer Bulldogge. Wirklich ein reizendes Tier.

»Bloß dass er nicht bellt«, gab Janson zu bedenken.

»Na schön, in dem Punkt ist er ein wenig scheu. Aber er ist wirklich ein prima Hund. Ich weiß nicht, ob ich mich von ihm trennen könnte. Ich bin ein recht sentimentaler Mensch.«

»Fünfzig.«

»Hundert.«

»Fünfundsiebzig.«

»Verkauft«, sagte Sipperly mit einem Grinsen, das wieder nach Bier roch. »Wie besichtigt. Vergessen Sie das nicht. Wie besichtigt, und diese dreckige Puppe nehmen Sie besser auch mit. Anders kriegen Sie den Köter nie ins Auto.«

Der riesige Hund beschnüffelte Janson ein paar Mal, bis er schließlich das Interesse an ihm verlor. In den Wagen sprang er tatsächlich erst, als Janson die Stoffpuppe auf den Rücksitz warf. Für das riesenhafte Tier war es dort ziemlich eng, aber Butch beklagte sich nicht.

»Herzlichen Dank«, sagte Janson. »Und, übrigens, können Sie mir sagen, wo ich einen Radardetektor kriegen kann?«

»Also, wissen Sie, in Virginia sind die ja nicht erlaubt, das wissen Sie doch?«, erinnerte ihn Sipperly gespielt streng.

Janson gab sich beschämt.

»Aber wenn Sie einen guten Preis für so ein Ding zahlen, dann kann ich nur sagen, Sie haben den Richtigen gefragt.«

Sipperly grinste wie jemand, der wusste, dass dies sein Glückstag war.

Es war Abend, als Janson schließlich in sein Motelzimmer zurückkehrte. Nachdem er mit seinen Vorbereitungen fertig war und seine Schätze in einem Rucksack verstaut hatte, war es dunkel geworden. Er fuhr zu derselben Stelle, wo er vor kurzem geparkt hatte, und als er sich von dort auf den Weg machte, mussten er und der Hund sich im Mondschein orientieren. Dennoch und trotz des schweren Rucksacks kam ihm der Weg diesmal kürzer vor.

Unmittelbar bevor Janson sich der letzten Bodenerhöhung näherte, nahm er dem Hund das Halsband ab und kraulte ihn liebevoll, dann hob er ein paar Hand voll Erde auf und schmierte sie dem Hund ins Fell und auf den Kopf. Das veränderte sein Aussehen, ohne Halsband wirkte der Hund jetzt geradezu wild, wie eine besonders große Variante der wilden Berghunde, die gelegentlich an diesen Hängen jagten. Janson nahm die Stoffpuppe und warf sie über den Drahtzaun. Als der Hund hinter ihr herrannte, trat Janson hinter eine Baumgruppe und sah zu, was passierte.

Der riesige Hund warf sich gegen den Zaun, fiel zurück und sprang ihn erneut an, krachte gegen die Vibrationssensoren und das Spanndrahtsystem. Sie waren auf eine Empfindlichkeitsschwelle eingestellt, die verhinderte, dass sie von einem Windstoß oder einem Eichhörnchen ausgelöst wurden; das Gewicht des Hundes lag weit oberhalb jener Schwelle. Beide Systeme registrierten mit einem elektronischen Zirpen die Anwesenheit eines Eindringlings, und eine Reihe blauer Dioden leuchtete auf und markierte das entsprechende Zaunsegment.

Janson hörte das leise Surren einer auf einer hohen Stange auf dem Gelände angeordneten Videokamera; sie schwenkte auf den Ort der Störung zu. Eine Anzahl über der Kamera angeordneter Scheinwerfer flammte auf und richteten ihr grelles Neonlicht auf den Zaunabschnitt, den Butch immer wieder attackierte. Selbst im Schutz der Bäume fand Janson das Licht durchdringend grell, wie von mehreren Sonnen. Zeit von der ursprünglichen Auslösung bis zur Kamerareaktion: vier Sekunden. Janson musste die Effizienz des Systems bewundern.

Inzwischen sprang der verwirrte Hund immer wieder gegen den Zaun, und seine Vorderpfoten krallten sich in das Drahtgeflecht; für ihn war nichts außer seiner Stoffpuppe wichtig. Als Jansons Augen sich allmählich den Lichtverhältnissen angepasst hatten, konnte er erkennen, wie das Kameraobjektiv länger wurde. Anscheinend wurde es von einer Wachstation aus ferngesteuert; sobald der Eindringling einmal ausgemacht und erfasst war, konnte der Kameraoperateur das Objektiv zoomen und das Störobjekt bestimmen.

Dieser Vorgang nahm nicht viel Zeit in Anspruch. Die Scheinwerfer wurden abgeschaltet, die Kamera schwenkte in die Mittelposition zurück, wandte sich vom Zaun ab und richtete sich wieder auf den Asphalt. Die blauen Dioden erloschen.

Janson hörte das Klappern, das die ständigen Versuche Butchs begleitete, durch den Maschendrahtzaun zu kommen. Bildete er sich ein, er könnte auf diese Art seine Puppe zurückholen? Versuchte er auf Hundeart der Puppe zu zeigen, wie viel sie ihm bedeutete? Die Psychologie des Köters war nicht zu ergründen – aber für Janson war wichtig, dass sein Verhalten vorhersehbar war.

Und ebenso vorhersehbar war das Verhalten derjenigen, die die Sicherheitssysteme kontrollierten. Der große

Nutzen dieses mit einem Aufwand von mehreren Millionen Dollar errichteten Systems bestand darin, dass es sich in einem Fall wie diesem erübrigte, einen Wachmann nach draußen zu schicken. Eine gründliche Untersuchung war auch *aus der Ferne* möglich. Diesmal leuchteten keine Dioden auf, als der Hund sich erneut gegen den Zaun warf. Das Segment wurde abgeschaltet, ständige Fehlalarme verhindert. Janson wusste, welche Folgerung man in der Wachstation gezogen hatte: Die wilde Bestie dort draußen machte zweifellos Jagd auf ein Eichhörnchen oder einen Igel; ihre Jagdbegeisterung würde bald nachlassen.

Als Butch sich jetzt zu einem weiteren Sprung gegen den Maschendrahtzaun niederkauerte, warf Janson seinen Rucksack über den Zaun und rannte selbst auf die Barriere zu. Als er nur noch ein paar Meter entfernt war, sprang er hoch, so wie es der Hund auch getan hatte. Seine Schuhspitzen presste er in die Maschen und packte den Zaun mit beiden Händen. Mit blitzschnellen Bewegungen arbeitete er sich an dem oben mit scharfen Spitzen gesicherten Zaun in die Höhe. Um über ihn hinwegzukommen, würde er ihn überspringen und dazu den eigenen Schwerpunkt *über* der Zaunoberseite halten müssen, bevor er darüber kletterte: Um das zu erreichen, stellte er sich den Zaun etwa dreißig Zentimeter höher vor, als er tatsächlich war, und warf sich über jenen imaginären Punkt. Kurzzeitig mit dem Kopf nach unten hängend, krallte er die Finger in das Maschengeflecht des Drahtzauns, hebelte dann seinen ganzen Körper über den Zaun und drehte sich dabei um den Angelpunkt, den seine in das Drahtgeflecht gekrallten Hände bildeten. Im Fallen warf er sich herum und taumelte ins Gras.

Er landete auf etwas Weichem. Der Stoffpuppe. Janson warf sie über den Zaun zurück; der Hund schnappte sie

sich sofort und trollte sich, verschwand irgendwo zwischen den Bäumen.

Ein paar Augenblicke später hörte er das Summen, mit dem sich die Kamera neu positionierte, und die Halogenstrahler flammten erneut auf.

War die Kamera auf ihn gerichtet? Hatte er ohne das zu bemerken ein weiteres Alarmsystem ausgelöst?

Janson wusste, dass ein auf druckempfindlichen Sensoren basierendes Kabelsystem nicht im Abstand von fünf Metern von einem Maschendrahtzaun funktionieren konnte; die natürliche Bewegung einer so großen Metallfläche im Wind würde das elektromagnetische Feld zu sehr stören.

Er presste sich gegen den Boden, und sein Herz schlug langsam und gleichmäßig. In der Dunkelheit schützte ihn seine schwarze Kleidung zwar, aber vor dem blassgrauen Kies und dem leuchtend grünen Gras würde sie ihn andererseits im grellen Scheinwerferlicht sichtbar machen. Als seine Augen sich allmählich an das grelle Licht angepasst hatten, erkannte er, dass er nicht das Ziel war. Die Schatten ließen erkennen, dass die Scheinwerfer wieder auf den Zaunabschnitt gerichtet waren, den er bereits hinter sich gebracht hatte. Die Wachen vergewisserten sich, dass die Barrikade unversehrt war, bevor sie den Abschnitt neu aktivierten. Vier Sekunden später erloschen die Scheinwerfer; es stellte sich wieder Dunkelheit ein, und mit ihr ein Gefühl der Erleichterung. Schwach blinkende Dioden zeigten an, dass die Vibrationssensoren eingeschaltet waren.

Jetzt arbeitete Janson sich auf die Pfeiler zu. Er musterte noch einmal ihre Anordnung und war beunruhigt. Dieses Modell kannte er; es handelte sich um das modernste Schutzsystem auf Mikrowellenbasis, das es gab. Auf

jedem der massiven Pfeiler waren unter einer Aluminiumhaube ein dielektrischer Sender und ein Empfänger montiert; ein 15-GHz-Signal war auf eines von mehreren amplitudenmodulierten Signalmustern eingestellt. Das System konnte die Signatur eines jeden Störelements analysieren – konnte Schlüsse aus Größe, Dichte und Geschwindigkeit ziehen – und in die Multiplexmodule des Zentralsystems einspeisen.

Wie er schon vorher bemerkt hatte, waren die Sensoren in ungleichmäßiger Höhe angeordnet, sodass die Strahlen einander überlappen konnten. Es war also nicht möglich, an einem der Pfosten hochzuklettern und damit dem Überwachungsfeld zu entgehen, weil sich dieses Feld nämlich am Standort der Pfosten überschnitt: Wenn man ein Feld überkletterte, würde man lediglich in der Mitte des zweiten landen.

Janson blickte zu dem Maschendrahtzaun zurück. Wenn er die Mikrowellenbarriere auslöste – und die Wahrscheinlichkeit dafür war sehr groß –, würde er über den Zaun entkommen müssen, bevor die Wachen auftauchten und zu schießen begannen. Und er würde sich dann im grellen Licht der Halogenscheinwerfer bewegen, einem Licht, das einen Eindringling nicht nur scharf und deutlich für die Kamera beleuchtete, sondern ihn darüber hinaus auch blenden würde. War ein Rückzug notwendig, würde er sich zurückziehen; aber das würde fast ebenso riskant sein wie einfach weiterzugehen.

Janson zog den Reißverschluss seines Rucksacks auf und holte den Radardetektor heraus. Es war ein Phantom II, ein Spitzenmodell, bestimmt für Verkehrsteilnehmer, die gern die Geschwindigkeitsgrenzen überschritten und nicht davon erbaut waren, wenn sie dafür Strafzettel bekamen. Was das Gerät besonders wirksam machte, war die Tatsache, dass es zugleich Detektor und Störsender war,

darauf abgestimmt, ein Fahrzeug für Polizeiradar »unsichtbar« zu machen. Es funktionierte, indem es das Signal aufnahm und es zu der Radarpistole zurückreflektierte. Janson hatte die Plastikverkleidung des Geräts entfernt, den Antennenstummel verkürzt, einen zusätzlichen Kondensator eingebaut und damit das Frequenzspektrum des Geräts auf die Bandbreite von Mikrowellen verlagert. Jetzt befestigte er das Gerät mit Hilfe von Isolierband am Ende der langen Teleskopstange, die normalerweise zum Aufhängen von Kleidern benutzt wurde. Falls alles so funktionierte, wie er das hoffte, würde er eine Konstruktionseigenart nutzen können, die allen im Freien eingesetzten Sicherheitssystemen gemeinsam war: die notwendige Toleranz für Tiere und Wettereinflüsse. Ein Sicherheitssystem war nutzlos, wenn es regelmäßig falschen Alarm schlug. Im Freien eingesetzte Mikrowellensysteme benutzten stets Signalverarbeitungsalgorithmen, um menschliche Eindringlinge von den tausend anderen Dingen zu unterscheiden, die Anomalien im Signal erzeugen konnten – einem vom Wind bewegten Zweig, einem vorbeihuschenden Tier.

Trotzdem ging er ein gewaltiges Risiko ein. Unter weniger dramatischen Umständen hätte er seine Hypothese zuerst im Versuch erprobt, bevor er sein Leben damit aufs Spiel setzte.

Er studierte ein letztes Mal die Anordnung der Pfosten. Die bistatischen Sensoren konnten bis zu zweihundert Meter voneinander entfernt platziert werden. Diese hier waren nur knappe dreißig Meter voneinander entfernt – eine keine Kosten scheuende Vorgehensweise, zweifellos sehr zur Freude des Unternehmens, das die Anlage installiert hatte. Und doch kam der geringe Sensorenabstand Janson zugute. Je weiter sie voneinander entfernt

waren, umso breiter auch der überwachte Bereich. Bei zweihundertfünfzig Metern würde der Überlappungsbereich sich zu einem Oval ausweiten, das in der Mitte zwischen zwei Sensoren eine Breite von zwölf Metern erreichte. Bei dreißig Metern würde die Überlappungsfläche schmaler und enger fokussiert sein, höchstens zwei Meter tief. Das war einer der Faktoren, auf die Janson baute.

Wie er das erwartet hatte, strahlten die Pfosten in der zweiten, versetzten Reihe zum nächsten Pfosten in der ihm näher stehenden Reihe und umgekehrt. Der Punkt, wo die beiden Strahlen sich schnitten, war demzufolge der mit dem schmälsten überwachten Bereich. Ein Pfosten stand einen Meter links und etwa einen halben Meter hinter dem anderen Pfosten; zehn Meter links und rechts davon wiederholte sich das Muster. Er stellte sich eine imaginäre Linie vor, die die beiden nebeneinander stehenden Pfosten verband, und anschließend die imaginäre Linie, die das nächste Pfostenpaar verband. Auf halbem Wege zwischen jenen beiden parallelen Linien würde der Punkt sein, wo die Überlappung am geringsten war. Janson bewegte sich auf diesen Punkt zu oder, besser gesagt, auf die Stelle, wo er ihn vermutete. Die Teleskopstange in der Hand haltend, schob er seinen Radardetektor genau dorthin. Das System würde sofort das Auftauchen eines Gegenstandes wahrnehmen, würde aber ebenso schnell erkennen, dass die abgestrahlte Wellenfront nicht auf das Eindringen eines Menschen deutete. Das System würde ruhig und ungestört bleiben – bis Janson selbst die unsichtbare Sperre zu überqueren versuchte. Und das würde der Augenblick der Wahrheit sein.

Würde der Radarwarner die Signalempfänger täuschen, sie davon abhalten, die Anwesenheit des sehr menschlichen Eindringlings zu registrieren?

Er konnte nicht einmal sicher sein, ob das Gerät überhaupt funktionierte. Janson hatte als Vorsichtsmaßnahme die Anzeige ausgeschaltet, es würde also kein beruhigendes rotes Licht geben, das ihm anzeigte, dass das Gerät die empfangenen Signale zurückspiegelte. Er würde einfach darauf vertrauen müssen. Er hielt den Radarwarner in die Höhe, arbeitete sich auf den Pfosten zu, war bemüht, das Gerät ruhig zu halten. Dann drehte er die Stange und arbeitete sich rückwärts gehend von der Mikrowellensperre weg.

Und … er war durch.

Er war durch.

Zwar befand er sich jetzt in sicherer Distanz auf der anderen Seite. Aber sicher war er hier in keiner Weise. Als Janson über den leicht abfallenden Rasen auf das Gebäude zuging, spürte er, wie sich die feinen Härchen an seinem Nacken sträubten, fühlte auf einer Art animalischem Niveau, dass die größten Risiken noch vor ihm lagen.

Er sah auf die nur schwach leuchtende LCD-Anzeige seines schwarzen Teltek-Voltmeters, das er schützend zwischen beiden Händen hielt. Das war kein Gerät für den Feldeinsatz, aber es würde reichen müssen.

Nichts. Keine Aktivität.

Er bewegte sich weitere drei Meter auf das Gebäude zu. Die Zahlenwerte begannen anzusteigen; ein weiterer Schritt, und sie jagten in die Höhe.

Offensichtlich näherte er sich den unterirdischen Drucksensoren. Obwohl das Voltmeter anzeigte, dass das vergrabene Kabel noch ein gutes Stück von ihm entfernt lag, war ihm bewusst, dass das elektromagnetische Feld von Tri-Star-Sensoren ein mehr als anderthalb Meter breites Detektorfeld erzeugte.

Die ansteigenden Zahlenwerte auf dem Display des

Voltmeters verrieten ihm, dass er sich dem aktiven Feld näherte. Das zwanzig Zentimeter unter dem Rasen vergrabene Koaxialkabel hatte Lücken im Außenleiter, die es ermöglichten, dass ein elektrischer Induktionsfluss ausströmte und von einem parallelen Empfängerkabel aufgenommen wurde, das in derselben Hülle verlief. Das Resultat war ein volumetrisches Detektionsfeld – etwa dreißig Zentimeter hoch und zwei Meter breit – um das Koaxialkabel. Dennoch waren, wie das auch bei anderen im Freien eingesetzten Detektionssystemen der Fall war, Mikroprozessoren eingesetzt, die eine Art der Störung von anderen unterscheiden sollten. Ein zwanzig Pfund schweres Tier würde keinen Alarm auslösen; ein achtzig Pfund schwerer Junge sehr wohl. Auch die Geschwindigkeit von Eindringlingen würde detektiert und interpretiert werden. Schnee, Hagel, Blätter im Wind, Temperaturveränderungen – alles konnte den elektromagnetischen Fluss verändern. Aber das Gehirn des Systems würde derartige Hintergrundsignale ausfiltern.

Im Gegensatz zu Mikrowellensystemen konnte man es nicht täuschen. Die vergrabenen Kabel waren unzugänglich, und das Tri-Star-System verfügte über redundanten Schutz gegen unerwünschte Eingriffe, sodass jede Unterbrechung der Stromkreise sofort entdeckt werden und den Alarm auslösen würde. Es gab nur einen Weg hindurch.

Und der führte *darüber hinweg.*

Janson nahm die Teleskopstange, drehte ihre Segmente im Gegensinn des Uhrzeigers und verriegelte die Stange in voll ausgefahrener Stellung. Er ging ein Stück zurück, auf die Mikrowellenpfosten zu, und rannte dann, die Stange ausgestreckt mit beiden Händen haltend, auf die vergrabenen Sensorkabel zu, wobei er sich das unsichtbare, fast zwei Meter breite Band als körperliche Barriere vorstellte.

Er lief, die Stange waagrecht haltend wie ein Stabhochspringer, und stieß sie dann mit einem Ende in den Boden, genau vor der Stelle, wo er das Kabel vergraben glaubte. Jetzt: ein Schritt, dann ein Satz. Er schwang das rechte Knie hoch und nach vorne und sprang, warf sich, die Stange festhaltend, mit den Hüften hoch. Wenn alles gut ging, würde sein Schwung ihn nach vorn tragen und er würde in sicherem Abstand von dem Kabel landen. Es brauchte kein eleganter athletischer Stabhochsprung zu sein, nur weit musste er ihn tragen; es war lediglich notwendig, dass sein Körper einen halben Meter hoch in der Luft war. Der volumetrische Detektor würde nur auf die dünne Stange ansprechen, die im Boden schwankte – nichts, was auch nur entfernt an das Volumen oder die Störung im Induktionsfluss herankam, wie ein menschliches Wesen sie erzeugen würde. Den Blick auf die Grasfläche gerichtet, wo er zu landen hoffte, in ausreichender Distanz von dem vergrabenen Sensorkabel, spürte er plötzlich, wie die Metallstange unter seinem Gewicht einknickte.

Du lieber Gott, nein! Mitten im Sprung brach die Stange auseinander, und Janson prallte schwer auf den Boden, kaum einen halben Meter von der Stelle entfernt, wo er das Koaxialkabel vermutete.

Er war zu nahe! Aber war er das? Er konnte das unmöglich mit Sicherheit sagen, und die schiere Ungewissheit trieb ihm den kalten Schweiß auf die Stirn, während er sich aus der Zone herausrollte. Jeden Augenblick würde er jetzt wissen, ob er die Drucksensoren ausgelöst hatte. Die Scheinwerfer würden aufflammen; die Kameras würden zu kreisen beginnen. Wenn dann sein Gesicht auf den Bildschirmen in der Wachzentrale auftauchte, würde sofort ein Team schwer bewaffneter Wachen angerannt kommen. Die Barrikaden und Alarmsysteme auf beiden

Seiten würden eine Flucht praktisch unmöglich machen.

Mit angehaltenem Atem wartete er und spürte, wie seine Erleichterung mit jeder verstreichenden Sekunde wuchs. Nichts. Er hatte es geschafft. Alle drei Sicherheitssysteme lagen jetzt hinter ihm.

Vorsichtig richtete er sich auf und betrachtete das vor ihm aufragende Gebäude. Aus der Nähe war seine Pracht atemberaubend. Beiderseits des Hauptgebäudes standen massive konische Türme; die Außenfassade bestand aus Briar-Hill-Sandstein. Das Dach war mit einer komplizierten Balustrade und einer zweiten, kleineren weiter oben abgesetzt. Der bombastische Bau strahlte architektonische Großmannssucht aus – aber konnte man das so nennen, wo doch niemand ihn zu Gesicht bekam?

Die Fenster waren dunkel, wenn man vom schwachen Leuchten der vermutlich eingeschalteten Nachtbeleuchtung absah. Befanden sich die Bewohner des Hauses in den hinteren Räumen? So früh würde doch noch niemand schlafen. Etwas an dem ganzen Bild beunruhigte ihn, aber er konnte es nicht genauer benennen, und jetzt war es sowieso zu spät kehrtzumachen.

Er schlich sich vorsichtig an die linke Seite des Gebäudes und dort zu einem schmalen Seiteneingang.

Im Mauerwerk neben der Tür aus dunklem, mit kunstvollen Schnitzereien versehenem Holz war diskret eine Tastatur angebracht, wie man sie an Geldautomaten vorfindet. Drückte man die richtigen Ziffern, wurde der Zugangsalarm deaktiviert. Janson holte den kleinen Druckluftzerstäuber aus dem Rucksack und richtete einen feinen Strahl von Kohlestaubpulver auf die Tastplatte. Wenn alles so funktionierte, wie er das hoffte, würde der Kohlestaub an den Fingerabdrücken haften bleiben, und er würde daraus erkennen können, welche Ziffern für den

Alarmcode benutzt wurden.

Eine Sackgasse. Überhaupt kein Muster zu erkennen. Wie er befürchtet hatte, benutzte das System eine Tastatur mit wechselnder Tastenbelegung: Die Ziffern wurden in willkürlicher Reihenfolge angezeigt, nie zweimal hintereinander in derselben Sequenz.

Er atmete tief durch. So *nah und doch so* … nein, er war noch nicht am Ende. Den Alarm deaktivieren zu können wäre äußerst hilfreich gewesen, aber er hatte an diese Eventualität gedacht und sich einen Ausweg überlegt. Die Tür war alarmgesichert. Akzeptiere es. Aber wenn das Alarmsystem nicht erkannte, dass die Tür geöffnet worden war, würde auch kein Alarm ausgelöst werden. Mit Hilfe einer kleinen Taschenlampe suchte Janson die dunkel lasierte Tür ab, bis er die winzigen Schrauben im oberen Bereich entdeckte: Dort musste der Kontaktschalter angebracht sein. Ein oben in das Türblatt eingelassener Magnet hielt die Kontakte eines Metallschalters im Türrahmen zusammen. Solange die Tür geschlossen war, würde der Magnet einen Senkbolzen im Türrahmen niederdrücken und damit den elektrischen Stromkreis im Schalter geschlossen halten. Janson holte einen starken Magneten aus dem Rucksack und befestigte ihn mit Hilfe von Schnellkleber am unteren Teil des Türrahmens.

Dann machte er sich am Türschloss zu schaffen. Die nächste schlechte Nachricht: Es gab kein Schlüsselloch. Die Tür wurde vermittels einer Magnetkarte geöffnet. War es möglich, sie einfach aufzustemmen? Nein, er musste davon ausgehen, dass in die Türfüllung ein schweres Stahlgitter eingelassen war und sie darüber hinaus über ein Mehrfachriegelsystem verfügte. Eine Tür wie diese musste man *bitten*, sich zu öffnen. Wenn man nicht einen Teil des Gebäudes einreißen wollte, konnte man sich den Zugang nicht erzwingen.

Das war eine Eventualität, auf die er sich ebenfalls vorbereitet hatte, aber mit seinen improvisierten Werkzeugen waren die Erfolgschancen wesentlich geringer als mit den Instrumenten, die er für gewöhnlich zur Verfügung hatte. Sein magnetischer »Dietrich« war nicht gerade ein beeindruckend wirkendes Gerät, schließlich hatte er ihn mit Isolierband und Klebstoff zusammengeflickt. Er hatte einfach den Magnetkern entfernt und ihn durch einen Stahlstift ersetzt, an dessen anderem Ende ein dünnes Blechplättchen befestigt war, das er mit einer kräftigen Schere aus dem Deckel einer Keksdose herausgeschnitten hatte. Der elektronische Teil – ein Zufallsrauschgenerator – war eine schlichte Anordnung von Transistoren, die er aus einem Radio-Shack-Handy ausgebaut hatte. Wenn man zwei Taschenlampenbatterien an diese Apparatur anschloss, erzeugte sie ein schnell schwingendes Magnetfeld; damit konnte man die Sensoren in Schwingung versetzen, bis sie aktiviert wurden.

Janson schob das Blechplättchen in den Schlitz und wartete. Die Sekunden tickten langsam dahin.

Nichts.

Er schluckte seine Enttäuschung hinunter, überprüfte die Batteriekontakte und schob den Blechstreifen erneut ins Schloss. Wieder verstrichen endlose Sekunden – und dann hörte er plötzlich ein Klicken, das ihm verriet, dass der Schließmagnet sich geöffnet hatte. Die Türriegel glitten schnell und beinahe lautlos zurück.

Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass er fast die ganze Zeit den Atem angehalten hatte; er atmete tief durch und öffnete die Tür.

Wenn das Haus bewohnt war, würden irgendwelche internen photoelektrischen Alarme ausgeschaltet sein. Und falls er sich getäuscht hatte, würde es nicht lange dauern,

bis er das bemerkte. Janson schloss leise die Tür hinter sich und ging im Halbdunkel durch den langen Korridor.

Nach fast hundert Metern sah er einen Lichtstreifen unter einer Tür zu seiner Linken.

Bei genauerem Hinsehen erwies sich die Tür als eine einfache Schwingtür, die nicht versperrt und auch nicht mit einem Alarmsystem gesichert war. Was für ein Raum lag dahinter? Ein Büro? Ein Konferenzraum?

Er spürte die Angst in seinen Eingeweiden. Jeder seiner animalischen Instinkte signalisierte Gefahr.

Etwas stimmte hier nicht.

Aber er konnte jetzt nicht mehr umkehren, ganz gleich, welchem Risiko er sich gegenüber sah. Er zog seine Pistole aus dem Hosenbund und trat, die Waffe vor sich haltend, in den Raum.

Für Augen, die sich an das düstere Zwielicht im Flur angepasst hatten, war der Raum strahlend hell von Stehlampen, Schreibtischlampen und einem Kandelaber an der Decke beleuchtet – und Janson kniff unwillkürlich die Augen zusammen, als ihn ein Gefühl noch größerer Angst überkam.

Er stand im Türbereich eines eleganten, mit antiken Hölzern vertäfelten Salons, mit schweren Schränken und Sitzmöbeln, die mit Damast und Leder bezogen waren. Und in der Mitte des Raumes saßen acht Männer, die ihn erwartungsvoll ansahen.

Janson spürte, wie ihm alles Blut aus dem Gesicht wich.

Sie hatten auf ihn gewartet.

»Warum zum Teufel haben Sie so lange gebraucht, Mr. Janson?«

Die Frage kam mit einstudierter Leutseligkeit. »Collins sagte, Sie würden es bis acht Uhr schaffen. Jetzt ist es fast

halb neun.«

Janson öffnete und schloss die Augen ein paar Mal, als er den Mann ansah, der ihm die Frage stellte, aber was seine Augen ihm zeigten, blieb unverändert.

Er starrte den Präsidenten der Vereinigten Staaten an.

34

Der Präsident der Vereinigten Staaten. Der Direktor von Consular Operations. Und die anderen?

Janson fühlte sich von dem Schock wie erstarrt. Er stand wie angewurzelt da, und sein Verstand arbeitete fieberhaft.

Es konnte nicht sein.

Männer in Anzug und Krawatte hatten in dem luxuriösen Herrenhaus auf ihn gewartet, und Janson erkannte die meisten von ihnen. Da war der Staatssekretär, ein Mann, der in den Medien immer den Eindruck machte, vor Gesundheit zu strotzen, jetzt aber keineswegs so gesund wirkte. Der Unterstaatssekretär für den Internationalen Bereich aus dem Treasury Department, ein dicklicher Wirtschaftsfachmann mit einem Princeton-Diplom. Der gelbgesichtige Vorsitzende des National Intelligence Council. Der stellvertretende Direktor der Defense Intelligence Agency, ein stämmig gebauter Mann mit einem ewigen Dreitagebart. Und außerdem zwei farblos und nervös wirkende Techniker; den Typ erkannte er sofort.

»Nehmen Sie Platz, Paul.«

Ja, es war Derek Collins, und seine schiefergrauen Augen blickten ihn kalt hinter seiner dicken Brille mit dem schwarzen Kunststoffgestell an. »Fühlen Sie sich wie zu Hause.«

Er machte eine vage Handbewegung, die den ganzen Raum einschloss. »Falls man das hier ein Zuhause nennen kann.«

Der Raum war geräumig und doch prunkvoll, im Stil des ausgehenden 17. Jahrhunderts vertäfelt und mit Stuckatu-

ren versehen; die auf Hochglanz polierte Mahagoniwandverkleidung leuchtete unter einem prächtigen Kristallkandelaber. Das Parkett war in einem komplizierten Muster aus dunklen und hellen Hölzern ausgelegt, Eiche und Ebenholz.

»Ich muss um Nachsicht für die programmierte Fehlleitung bitten, Paul«, fuhr Collins fort.

Programmierte Fehlleitung?

»Der Kurier stand auf Ihrer Gehaltsliste«, sagte Janson ausdruckslos.

Collins nickte. »Wir hatten dieselbe Idee wie Sie, wie man sich Zugang zu den eingehenden Dokumenten verschaffen kann. Als der Mann den Kontakt mit Ihnen meldete, wussten wir, dass das eine ideale Chance war. Schauen Sie, wir konnten ja nicht erwarten, dass Sie auf eine Einladung auf Büttenpapier reagieren würden. Ich wusste nicht, wie ich Sie sonst hereinbringen sollte.«

»Mich hereinbringen?«

Er war so verärgert, dass er Mühe hatte, die Worte zu formulieren.

Collins und der Präsident wechselten Blicke. »Und es war zugleich die beste Methode, um den Herren hier zu zeigen, dass Sie immer noch in Höchstform sind«, erklärte Collins. »Eine Demonstration, dass Sie sich Ihren Ruf redlich verdient haben. Verdammt noch mal, das war wirklich eine beeindruckende Infiltration. Und ehe Sie jetzt beleidigt sind und schmollen, sollten Sie wissen, dass die in diesem Zimmer anwesenden Personen so ziemlich die einzigen sind, die die Wahrheit über Moebius kennen. Ob es Ihnen nun passt oder nicht, Sie gehören jetzt dieser auserwählten Gruppe an. Und das bedeutet, dass wir es mit einer Situation zu tun haben, wo Uncle Sam Sie braucht.«

»Zum Teufel mit Ihnen, Collins!«

Janson steckte seine Pistole zurück und stemmte die Hände in die Hüften. Wut durchzuckte ihn.

Der Präsident räusperte sich. »Mr. Janson, wir sind wirklich auf Sie angewiesen.«

»Bei allem Respekt, Sir«, sagte er. »Ich habe jetzt genug von den Lügen.«

»Vorsichtig, Paul«, warf Collins ein.

»Mr. Janson?«

Der Präsident sah ihm mit seinem berühmten Tiefstrahlerblick in die Augen, einem Blick, der je nach Bedarf betrübt oder amüsiert wirken konnte. »Lügen sind praktisch die Muttersprache der meisten Leute in Washington. Ich will Ihnen da gar nicht widersprechen. Es gibt Lügen – und ja, die wird es auch künftig geben, einfach weil das Wohl des Landes sie erfordert. Aber ich möchte, dass Sie eines begreifen: Sie befinden sich hier in einem streng geheimen, ultrasicheren Regierungsgebäude. Kein Tonband, kein Protokoll, nichts. Was das bedeutet? Es bedeutet, dass wir uns an einem Ort befinden, wo wir alle mit offenen Karten spielen können und genau das werden wir tun. Diese Zusammenkunft hat keinerlei offiziellen Status. Sie hat nie stattgefunden. Ich bin nicht hier, Sie sind nicht hier. Das ist die alles beschützende Lüge, die Lüge, die es möglich machen wird, hier die Wahrheit zu sagen. Denn hier und jetzt geht es nur um die Wahrheit – Ihnen gegenüber und uns gegenüber. Niemand wird Ihnen etwas vormachen. Aber es ist von äußerster Wichtigkeit, dass Sie über die Situation hinsichtlich des Moebius-Programms informiert werden.«

»Das Moebius-Programm«, wiederholte Janson. »Ich bin bereits informiert worden. Der größte Philanthrop und Menschenfreund der Welt, diese Ein-Mann-Gesandtschaft

in die ganze Welt, der ›Friedensbringer‹ – er ist ein gottverdammtes Märchen, für das Sie sich bei Ihren Freunden in Washington bedanken können. Dieser Heilige der jüngsten Tage ist nichts als das Produkt von … ja was eigentlich – einem Planungsteam.«

»Heiliger?«, fiel ihm der Vorsitzende des National Intelligence Council ins Wort. »Unser Vorhaben hat keinerlei religiöse Bedeutung. Wir sind immer bemüht gewesen, dergleichen zu vermeiden.«

»Lobet den Herrn.«

Jansons Stimme klang eisig.

»Ich fürchte, es ist wesentlich mehr im Gang, als Sie wissen«, schaltete sich der Staatssekretär ein. »Und in Anbetracht der Tatsache, dass es sich um das Geheimnis mit der größten Explosivkraft der ganzen Republik handelt, werden Sie begreifen, dass wir bis jetzt recht vorsichtig und zurückhaltend waren.«

»Ich will es ganz klar ausdrücken«, sagte der Präsident. Es war offenkundig, dass er den Vorsitz der Besprechung hatte; ein Mann, der es gewohnt war zu befehlen, brauchte seine Autorität nicht zur Schau zu stellen. »Unsere Kreatur ist – nun, sagen wir, inzwischen nicht mehr unsere Kreatur. Wir haben die Kontrolle über sie verloren.«

»Paul?«, warf Collins ein. »Wirklich, Sie sollten sich setzen. Das wird eine Weile dauern.«

Janson ließ sich in einen Armsessel sinken. Die Spannung im Raum war beinahe mit Händen zu greifen.

Präsident Berquists Blick wanderte zum Fenster, von dem aus man die Gartenanlage im hinteren Teil des Anwesens sehen konnte. Im Mondlicht schimmerte die im italienischen Stil gehaltene Parkanlage, ein rechtwinkliges Labyrinth aus gestutzten Eiben- und Buchsbaumsträuchern. »Um einen meiner Amtsvorgänger zu zitieren«,

sagte er, »wir haben einen Gott aus ihm gemacht, obwohl uns der Himmel nicht gehörte.«

Er sah zu Douglas Albright hinüber, dem Mann von der Defense Intelligence Agency. »Doug, wie wär's, wenn Sie beginnen würden?«

»Wie ich gehört habe, hat man Ihnen bereits erklärt, wie es mit dem Programm angefangen hat. Sie wissen also, dass wir über drei ausnehmend loyale Agenten verfügen, die dazu ausgebildet worden waren, die Rolle von Peter Novak zu spielen. Die Redundanz war notwendig.«

»Richtig, richtig. Die Investition in die ganze Geschichte war viel zu groß, um zu riskieren, dass Ihr Superman von einem Taxi überfahren wurde«, sagte Janson mit beißendem Spott. »Aber wie sieht es denn mit der Frau aus?«

»Auch eine amerikanische Agentin«, sagte der DIA-Mann. »Sie hat sich ebenfalls einer kosmetischen Operation unterzogen, für den Fall, dass sie je auf jemanden stoßen sollte, der sie aus der Vergangenheit vielleicht kannte.«

»Erinnern Sie sich an Nell Pearson?«, warf Collins mit leiser Stimme ein.

Janson war wie vom Donner gerührt. Kein Wunder, dass ihm Novaks Frau auf unheimliche Art vertraut vorgekommen war. Seine Affäre mit Nell Pearson war kurz, aber unvergesslich gewesen. Das Ganze hatte sich ungefähr zwei Jahre nach seinem Eintritt in Consular Operations abgespielt; seine Kollegin war wie er allein stehend, jung und überreizt. Sie hatten beide verdeckt unter der Maske von Mann und Frau in Belfast gearbeitet. Und es hatte nicht viel gebraucht, um aus dem Täuschungsmanöver Realität werden zu lassen. Es war eine hitzige, leidenschaftliche Affäre gewesen, mehr physisch als seelisch gesteuert. Beide hatte sie es gepackt wie ein

Fieber und sich als ebenso flüchtig erwiesen. Und doch hatte die Erinnerung an Nell die Jahre überdauert. Ihre langen, eleganten Finger – das eine, was man nicht hatte ändern können. Und die Augen: Es hatte irgendwie zwischen ihnen geknistert, nicht wahr? Ein kleiner Funke, selbst in Amsterdam.

Janson schauderte, malte sich aus, wie der kalte Stahl eines Chirurgenskalpells die Frau, die er kannte, unwiderruflich umgeformt hatte. »Aber was meinen Sie damit, dass Sie die Kontrolle verloren haben?«, bohrte er nach.

Einen peinlichen Augenblick lang herrschte Stille, bis schließlich der Unterstaatssekretär aus dem Treasury Department das Wort ergriff: »Fangen wir mit den operativen Erfordernissen an: Wie verschafft man sich die gewaltigen Mittel, die es braucht, um die Illusion eines Tycoons und Philanthropen der Weltklasse aufrechtzuerhalten? Dass man nicht einfach Mittel aus dem streng überwachten Budget der Nachrichtendienste abzweigen konnte, bedarf wohl keiner Erwähnung. Eine Anschubfinanzierung ja, aber nicht mehr. Also nutzte das Programm unsere nachrichtendienstlichen Fähigkeiten, um sich seinen *eigenen* Fonds zu schaffen. Wir nutzten unsere Erkenntnisse aus der Signalüberwachung…«

»Du *großer* Gott – Sie meinen Echelon!«, sagte Janson.

Echelon war ein kompliziertes System für das Sammeln nachrichtendienstlicher Erkenntnisse. Es umfasste eine Flotte von Satelliten auf niedriger Umlaufbahn für das Abfangen von Signalen: Jedes internationale Telefongespräch, jede Art von Telekommunikation, die über Satelliten lief – und das galt für fast alle Nachrichten – konnte von dieser Spionageflotte im Orbit angezapft und abgehört werden. Die gewaltige Informationsmenge wurde an ein ganzes Arsenal von Sammel- und Analyseanlagen weitergeleitet, die alle von der National Security Agency

kontrolliert wurden. Das System verfügte über die Fähigkeit, jede Art internationalen Telefonverkehrs zu überwachen. Die NSA hatte wiederholt Gerüchte dementiert, dass diese Mitschnitte für irgendwelche anderen Zwecke als die nationale Sicherheit, und zwar im strengsten Sinne, eingesetzt würden. Und jetzt dieses erschütternde Eingeständnis, von dem selbst die eingefleischtesten Skeptiker, die hinter allem und jedem eine Verschwörung witterten, nicht einmal die Hälfte ahnten.

Der Unterstaatssekretär mit den Hamsterbacken nickte ernst. »Echelon hat uns in die Lage versetzt, vertrauliche und hochgradig geheime Informationen über die Entscheidungen von Zentralbanken auf der ganzen Welt zu erhalten. Hatte die Bundesbank vor, die Deutsche Mark abzuwerten? Würde Malaysia den Ringgit stützen? Hatte man sich in der Downing Street dafür entschieden, das Pfund Sterling abrutschen zu lassen? Wie viel würde es wert sein, das zu wissen – und wäre es nur wenige Tage, bevor die Entscheidung umgesetzt wurde? Unserem Programm war derartige Insiderinformation zugänglich, weil wir ihm auch die anderen Früchte unserer nachrichtendienstlichen Arbeit zur Verfügung stellten. Es war ein Kinderspiel, und dadurch schlossen wir eine Anzahl großer Termingeschäfte mit starker Hebelwirkung ab. Aus zwanzig Millionen wurden auf diese Weise ganz schnell zwanzig *Milliarden* – und dann viel, viel mehr. Ein legendärer Finanzzauberer war am Werk. Und niemand brauchte zu wissen, dass seine brillante Intuition und seine Instinkte in Wirklichkeit das Resultat…«

»… des Missbrauchs des Überwachungsprogramms der amerikanischen Regierung waren«, fiel Janson ihm ins Wort.

»Richtig«, nickte Präsident Berquist ernst. »Völlig richtig. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, dass es sich

um ein Programm handelt, das bereits lange vor meinem Amtsantritt angelaufen war. Mit Hilfe außergewöhnlicher Maßnahmen hatte das Moebius-Programm einen äußerst prominenten Milliardär geschaffen…, aber wir hatten nicht mit dem menschlichen Faktor gerechnet, mit der Möglichkeit, der Zugang zu all dem Reichtum und all der Macht und die Kontrolle darüber könnte sich für wenigstens einen unserer Agenten als zu große Versuchung erweisen.«

»Lernt ihr es denn nie?«, brauste Janson auf. »Das Gesetz der unerwünschten Konsequenzen – kennen Sie es?«

Seine Augen wanderten von Gesicht zu Gesicht. »Die Geschichte der amerikanischen Nachrichtendienste wimmelt geradezu von genialen Plänen, die immer wieder mit tödlicher Sicherheit dazu führten, dass es der Welt nachher schlechter ging. Und jetzt reden wir vom ›menschlichen Faktor‹, als ob auf Ihren gottverdämmten Planungsblättern dafür kein Platz gewesen wäre.«

Janson fixierte Collins. »Als wir das letzte Mal miteinander sprachen, habe ich Sie gefragt, wer sich dazu bereit erklären würde, eine solche Rolle zu spielen – seine ganze Identität auslöschen zu lassen. Was für ein Mensch würde so etwas tun?«

»Ja«, sagte Collins, »und ich habe darauf geantwortet, ›Jemand, der keine Wahl hatte‹. Sie *kennen* den Betreffenden sogar. Einen Mann namens Alan Demarest.«

35

Janson rann es eisig durch die Adern, und einen Augenblick lang konnte er vor sich nur das Gesicht seines ehemaligen Vorgesetzten sehen. Alan Demarest. Übelkeit stieg in ihm hoch, und in seinem Kopf begann es zu dröhnen.

Es war eine Lüge!

Alan Demarest war *tot.* Vom Staat hingerichtet. Jansons Erinnerung an jene endgültige Vergeltung war das Einzige, was seine Erinnerungen erträglich machte.

Als Janson in die Staaten zurückgekehrt war, hatte er einen ausführlichen Bericht eingereicht, der dazu geführt hatte, dass Demarest unter Anklage gestellt wurde. Ein geheimes Militärtribunal war zusammengetreten; die Entscheidung war auf höchster Ebene getroffen worden: Die Moral der Nation wurde für zu wertvoll erachtet, um zulassen zu können, dass das, was Demarest getan hatte, an die Öffentlichkeit gelangte, aber die Gerechtigkeit würde dennoch ihren Lauf nehmen. Jansons ausführliche, von Zeugen beeidigte Aussage hatte den Militärrichtern die Beweisfindung leicht gemacht. Man hatte Demarest nach nur wenigen Stunden der Beratung für schuldig befunden und zum Tod verurteilt. Der Mann, den ein Agent der Spionageabwehr als den »Mr. Kurtz von Khe Sanh« bezeichnet hatte, war von einem militärischen Erschießungskommando exekutiert worden.

Und Janson hatte zugesehen.

Mesa Grande. In den Ausläufern der San-Bernardino-Berge. per Stoffkreis auf seinem Overall – zuerst weiß und dann hellrot.

Janson starrte, immer noch wortlos, Collins an und spürte, wie eine Ader auf seiner Stirn zu pulsieren begann.

»Ein Mann, der keine Wahl hatte«, wiederholte Collins unnachgiebig. »Er war ein brillanter Mann, ein äußerst brillanter Mann – und sein Verstand war so etwas wie ein Präzisionsinstrument. Aber wie Sie ja festgestellt haben, hatte er auch deutliche Schwächen. Sei's drum. Wir brauchten jemand mit seinen Fähigkeiten, und seine absolute Loyalität gegenüber seinem Land war nie in Zweifel gezogen worden, auch wenn seine Methoden die falschen waren.«

»Nein«, sagte Janson, und es kam nur als Flüstern heraus. Er schüttelte langsam den Kopf. »Nein, das ist unmöglich.«

Collins zuckte die Schultern. »Platzpatronen. Blutbeutel. Primitive Filmtricks. Wir haben Ihnen gezeigt, was Sie sehen wollten.«

Janson versuchte zu sprechen, aber es kam kein Wort heraus.

»Es tut mir Leid, dass man Sie all die Jahre angelogen hat. Sie glaubten, Demarest müsse für das, was er getan hatte, vor ein Kriegsgericht gestellt und exekutiert werden, also hat man Ihnen gesagt, dass das geschehen ist, hat es Ihnen *gezeigt.* Ihr Verlangen nach Gerechtigkeit war durchaus verständlich aber Sie haben nicht das große Ganze gesehen, wenigstens nicht, was unsere Planer in der Spionageabwehr anging. Menschenmaterial wie ihn findet man nicht oft, nicht in unserem Gewerbe. Also wurde eine Entscheidung getroffen. Am Ende war es einfach eine Frage der menschlichen Ressourcen.«

»Menschliche Ressourcen«, wiederholte Janson stumpf.

»Man hat Sie angelogen, weil das die einzige Möglichkeit war, *Sie* zu halten. Auch Sie waren recht beein-

druckendes Material. Und Sie konnten das alles nur hinter sich bringen, wenn Sie überzeugt waren, dass Demarest bestraft worden war, endgültig bestraft worden war. Also ging es Ihnen besser, und uns ging es auch besser, weil das bedeutete, dass Sie weiterhin das tun konnten, wozu Gott Sie geschaffen hatte. Eine Situation, die nur Gewinner kannte. Wie auch immer die Planer es betrachteten, es war sinnvoll. Also stellte man Demarest vor die Wahl: Er konnte vor ein Tribunal treten und würde in Anbetracht des überwältigenden Beweismaterials, das Sie geliefert hatten, mit dem Todesurteil rechnen müssen. Die Alternative bestand darin, dass er sein Leben praktisch an uns überschrieb. Er würde künftig nach dem Ermessen seiner Kontrolloffiziere existieren, sein ganzes Leben würde in Zukunft ein Geschenk auf Widerruf sein. Er würde alle Aufgaben übernehmen, die man ihm stellte, weil er keine Wahl hatte. Das alles machte aus ihm einen … sagen wir, einmaligen Agenten.«

»Demarest – lebt.«

Es kostete ihn Mühe, die Worte über die Lippen zu bringen. »Sie haben ihn für den Job rekrutiert?«

»So wie er Sie rekrutiert hat.«

»Wovon zum Teufel reden Sie?«

»Vielleicht ist das Wort ›rekrutiert‹ zu schwach«, sagte Collins.

Der Mann von der DIA schaltete sich wieder ein. »Die Logik des Einsatzes war unangreifbar.«

»Der Teufel soll Sie holen!«, rief Janson aus. Er sah jetzt alles ganz deutlich. Demarest war der erste Peter Novak gewesen: *Primus inter pares.* Die anderen würde man auf seinen Körperbau abgestimmt haben. Er war der Erste gewesen, wegen seiner Respekt einflößenden Talente – als Schauspieler, als brillanter Agent, und nicht zuletzt seiner

Sprachkenntnisse wegen! Demarest war der Beste, über den sie verfügten. Ob ihnen je in den Sinn gekommen war, dass auch darin ein Risiko liegen könnte, eine derartige Verantwortung einem Menschen anzuvertrauen, der so völlig bar jeglichen Gewissens war – einem *Psychopathen?*

Janson schloss die Augen, war ganz den Bildern ausgeliefert, die seine Erinnerung ihm bescherte.

Demarest war nicht nur grausam, er besaß auch ein geradezu unübertroffenes Talent für Grausamkeit. Wenn es darum ging, Schmerz zuzufügen, widmete er sich dieser Aufgabe mit der Hingabe eines Vier-Sterne-Kochs. Janson erinnerte sich an den Geruch von versengtem Fleisch, als die Kabel an den Hoden des vietnamesischen Gefangenen zischten und funkten. An den Blick abgrundtiefen Entsetzens in den Augen des Mannes. Und Demarests fast sanften Refrain, als er den jungen Fischer verhörte. »Sehen Sie mir in die Augen«, hatte Demarest immer wieder mit sanfter Stimme wiederholt. »Sehen Sie mir in die Augen.«

Der Atem des Gefangenen hatte wie ein halb ersticktes Jaulen geklungen, wie der Schrei eines sterbenden Tiers. Demarest lauschte inzwischen ein paar Takten seiner Choralmusik. Dann setzte er sich rittlings auf den zweiten Gefangenen. »Sehen Sie mir in die Augen«, sagte Demarest. Er hatte ein kleines Messer aus einer Scheide an der Hüfte gezogen und einen kleinen Einschnitt am Bauch des Mannes gemacht. Die Haut und das Gewebe darunter hatten sich sofort geöffnet, auseinander gezogen von den Spannseilen. Der Mann schrie.

Und schrie. Und schrie.

Janson konnte die Schreie jetzt noch hören. Sie hallten in seinem Schädel nach, verstärkt von der quälenden Er-

kenntnis, dass sie verursacht worden waren von dem Mann, den sie dazu ausgewählt hatten, der mächtigste Mann auf Erden zu sein.

Derek Collins sah sich im Raum um, als wollte er die Meinung der anderen einholen, bevor er fortfuhr: »Lassen Sie es mich auf den Punkt bringen. Demarest hat es fertig gebracht, alle Mittel, die für die Aktionen des Moebius-Programms angesammelt wurden, unter seine Kontrolle zu bekommen. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, kann ich Ihnen sagen, dass er sämtliche Bankcodes geändert – und die Maßnahmen durchkreuzt hat, die wir ergriffen hatten, um eine solche Eventualität zu verhindern. Und es waren verdammt umfangreiche Maßnahmen. Wir hatten Hochsicherheits-Kryptosysteme eingesetzt, die für größere Währungstransaktionen eine zentrale Moebius-Autorisierung erforderten. Die Codes wurden regelmäßig geändert und waren unter den drei Hauptakteuren aufgeteilt, sodass kein Einzelner die Kontrolle über das Ganze an sich bringen konnte – ein Firewall hinter dem anderen. Die Sicherheitsmaßnahmen waren praktisch unüberwindlich.«

»Und doch sind sie überwunden worden.«

»Ja. Er hat die Kontrolle an sich gebracht.«

Janson schüttelte den Kopf; was er hier hörte, machte ihn krank. »Klartext: Das gewaltige Imperium der Liberty Foundation, seine gesamte Finanzkraft – ist in die Macht eines gefährlich instabilen Individuums übergegangen. Weiterer Klartext: Sie führen nicht ihn – er führt *Sie.«*

Niemand widersprach.

»Und die Vereinigten Staaten können ihn nicht enttarnen«, sagte der Staatssekretär. »Nicht, ohne sich selbst zu enttarnen.«

»Und wann hat das nach Ihren Überlegungen stattgefun-

den?«, wollte Janson wissen.

Die beiden Techniker rutschten unbehaglich auf ihren Louis-XV.-Stühlen herum, deren schlanke Holzgestelle unter ihrer Körperfülle ächzten.

»Vor ein paar Tagen«, erwiderte Collins. »Wie ich Ihnen sagte, hatten wir in das Moebius-Programm gewisse Sicherheitsvorkehrungen eingebaut – zumindest hielten wir sie für sicher. Sehen Sie, wir hatten einige unserer besten Leute darauf angesetzt – denken Sie bloß nicht, dass wir nicht an alles gedacht haben – das *haben* wir nämlich. Die Kontrollsysteme waren gewaltig. Er hat sich erst kürzlich die Mittel verschafft, um sie zu umgehen.«

»Und Anura?«

»Sein Meisterwerk«, sagte der Vorsitzende des National Intelligence Council. »Wir sind einem raffinierten Trick aufgesessen, alle sind wir das. Als wir hörten, dass man unseren Mann, den Doppelgänger Demarests, dort gefangen genommen hatte, gerieten wir in Panik und haben genauso reagiert, wie Demarest das vorhergesehen hat. Wir haben ihm den zweiten Satz Codes übergeben, die Codes, die normalerweise im Besitz des Mannes gewesen wären, den die Guerillas hinrichten wollten. Es schien uns erforderlich, eine Sicherheitsmaßnahme. Was uns nicht klar war: Demarest hatte die Geiselnahme *arrangiert.* Offensichtlich hat er einen seiner Leute, einen Mann namens Bewick, eingesetzt, den der Kalif nur als den ›Vermittler‹ kannte. Alles sehr, wie soll ich sagen – hygienisch.«

»Du lieber Gott.«

»Inzwischen ist uns klar geworden, dass er auch für den Tod des dritten Agenten vor einem Jahr verantwortlich war. Wir dachten, die Strippen, an denen wir unsere Marionetten führten, wären unzerreißbar. Jetzt wissen wir

es besser.«

»Jetzt, wo es zu spät ist«, sagte Janson. In den Gesichtern der Männer und Frauen, die alle ihm zugewandt waren, konnte er lesen, dass sie die Zurechtweisung hinnahmen – und zugleich wussten, dass sie bedeutungslos war. »Frage: Warum hat Demarest *mich* da hineingezogen?«

»Müssen Sie das wirklich fragen?«

Collins kam den anderen zuvor. »Der Mann hasst Sie, gibt Ihnen die Schuld, dass seine Karriere zerstört worden ist, dass er die Freiheit verloren hat und beinahe auch sein Leben – weil Sie ihn an eine Regierung verraten haben, von der er glaubte, er habe ihr mit beispielloser Hingabe gedient. Er wollte nicht nur Ihren Tod, nein, er wollte, dass Sie angeklagt, erniedrigt und am Ende von Ihrer eigenen Regierung hingerichtet wurden. Jede Tat findet ihren Lohn – so muss er die Dinge gesehen haben.«

»Wollen Sie jetzt sagen, ›das überrascht mich nicht‹?«, schaltete sich Präsident Berquist ein. »Dazu hätten Sie ein Recht. Man hat mir Kopien Ihrer Berichte aus dem Jahr 1973 über Lieutenant Commander Demarest gezeigt. Aber Sie müssen verstehen, wie die Dinge jetzt liegen. Demarest hat nicht nur seine Ersatzleute eliminiert, sondern ist in eine zweite, wesentlich gefährlichere Phase übergegangen.«

»Nämlich?«

»Die Marionette tötet die Marionettenspieler«, sagte Doug Albright. »Er löscht das Programm. Löscht Moebius.«

»Und wer genau steht auf der Besetzungsliste?«

»Sie haben sie vor sich. Alle in diesem Raum Anwesenden.«

Jansons Blick wanderte über die Gesichter. »Es muss doch jemand von der NSA dabei gewesen sein«, wandte er ein.

»Getötet.«

»Wer hat diese Systemkonfiguration entwickelt?«

»Ein wahres Wunderkind von der CIA. Getötet.«

»Und das war – du liebe Güte…«

»Ja, die Nationale Sicherheitsberaterin des Präsidenten«, sagte Albright. »Charlottes Tod muss heute von den Medien gebracht worden sein, nicht wahr? Clayton Ackerley wird kaum erwähnt – er hat offiziell Selbstmord begangen, man hat ihn in seinem Wagen gefunden. Der Motor lief, und die Garagentür war verschlossen. Oh, Demarest ist ein Ordnungsfanatiker. Es wurden noch mehr getötet. Er macht eine Liste, überprüft sie zweimal…«

»Zum augenblicklichen Zeitpunkt ist die Mehrzahl der Leute, die die Wahrheit über Peter Novak kannten, eliminiert worden«, sagte der Staatssekretär mit vor Besorgnis rauer Stimme.

»Alle … mit Ausnahme der Personen in diesem Raum«, sagte Collins.

Janson nickte langsam. Eine globale Katastrophe bahnte sich an, aber ebenso auch eine viel unmittelbarere Bedrohung für die hier Versammelten. Solange Alan Demarest die Leitung des Novak-Imperiums innehatte, würde jeder in diesem Raum Anwesende um sein Leben bangen.

»Tut mir Leid, Paul, zum Aussteigen ist es zu spät«, sagte Collins mit einem fahlen Lächeln.

»Herrgott, Derek«, stöhnte Janson und wandte sich mit unverhohlener Empörung dem Unterstaatssekretär zu, »Sie haben doch *gewusst*, was für ein Mann Demarest ist!«

»Wir hatten allen Grund zu glauben, wir könnten ihn

steuern«, erwiderte Collins.

»Inzwischen ist erkennbar, dass Demarest seinen Coup d'état seit Jahren geplant hat«, sagte der Staatssekretär. »Wie die letzten Morde zeigen, hat Demarest eine private Miliz aufgebaut, hat Dutzende seiner ehemaligen Kollegen in seinen Sold genommen, um sie als eine Art persönliche Leibgarde einzusetzen. Das sind alles Agenten, die sämtliche Codes und Vorgehensweisen unserer neuesten Strategie kennen. Und die korrupten Mogule der ehemaligen Kommunistenstaaten – diejenigen, die so tun, als stünden sie gegen ihn – stecken in Wirklichkeit mit dem Kerl unter einer Decke. Sie haben ihm ihre eigenen Zenturios zur Verfügung gestellt.«

»Sie haben es als Coup d'état bezeichnet«, meinte Janson. »Diesen Ausdruck benutzt man gewöhnlich, wenn ein Staatsoberhaupt oder ein Regierungschef gestürzt wird.«

»Auf ihre Art ist die Liberty Foundation so mächtig wie ein Staat«, erwiderte Collins. »Und bald vielleicht mächtiger.«

»Tatsache ist«, warf der Präsident ein und stieß damit zum Kern der Sache vor, »Dass Demarest über lückenlose Beweise für alles verfügt, was wir getan haben. Er kann uns erpressen uns zwingen, alles zu tun, was er verlangt. Ich meine, *Herrgott im Himmel…!«*

*D*er Präsident atmete schwer. »Wenn die Welt je herausfinden würde, dass die USA insgeheim das globale Geschehen manipuliert hat – ganz zu schweigen vom Einsatz von Echelon, um gegen die Währungen anderer Länder zu spekulieren –, wäre das ein absolut vernichtender Schlag. Natürlich würde es im Kongress gewaltigen Aufruhr geben, aber das wäre noch das geringste Übel. Wir bekämen überall in der Dritten Welt Revolutionen à la Khomeini. Wir würden jeden Verbündeten verlieren, den

wir haben – würden mit einem Schlag zum Paria unter den Nationen werden. Die NATO würde auseinanderbrechen…«

»Adieu Pax Americana«, murmelte Janson. Der Präsident hatte Recht: Das war ein Geheimnis von solcher Sprengkraft, dass die Geschichte neu geschrieben werden müsste, wenn es je herauskommen sollte.

»Er hat uns jetzt eine Nachricht zukommen lassen«, fuhr der Präsident fort, »und verlangt, dass wir die Kontrolle über Echelon an ihn übertragen. Und das ist erst der Anfang. Als Nächstes könnte er die Atomwaffencodes fordern.«

»Was haben Sie ihm gesagt, Mr. President?«

»Wir haben selbstverständlich abgelehnt.«

Ein kurzer Blickwechsel mit dem Staatssekretär. *»Ich* habe abgelehnt, verdammt noch Mal. Gegen die weisen Ratschläge aller meiner Berater. Ich werde nicht als der Präsident in die Geschichte eingehen, der die Vereinigten Staaten einem *Irren* ausgeliefert hat!«

»Daraufhin hat er uns ein Ultimatum gestellt«, sagte Collins. »Die Uhr tickt.«

»Und Sie können ihn nicht ausschalten?«

»Oh, das ist ja eine großartige Idee«, sagte Collins trocken. »Wir holen uns einfach ein paar harte Jungs mit einem Schneidbrenner und einer Zange, und dann nehmen wir uns den Burschen auf die mittelalterliche Tour vor. Weshalb wir wohl nicht auf die Idee gekommen sind? Augenblick mal – sind wir ja. *Verdammt noch mal,* Janson, wenn wir den Hurensohn finden können, dann wäre er schon tot. Ich würde ihn selbst erledigen. Aber das können wir nicht.«

»Wir haben alles versucht«, sagte der Vorsitzende des

National Intelligence Council. »Wir haben versucht, ihn zu ködern, ihm eine Falle zu stellen, ihn auszuräuchern – aber nichts zu machen. Er ist nicht zu fassen.«

»Und das sollte Sie nicht überraschen«, erklärte Collins. »Demarest ist inzwischen ein Meister in der Kunst geworden, den einsiedlerhaften Plutokraten zu spielen, und im Augenblick verfügt er über umfangreichere Ressourcen als wir. Außerdem stellt jeder, den wir auf ihn ansetzen, ein Risiko dar, eine weitere Erpressungsgefahr: Wir dürfen einfach die Zahl der Eingeweihten nicht vergrößern. Das liegt auf der Hand. Und das ist eine geradezu bestürzende Erkenntnis. Verstehen Sie? *Wir haben nur uns.«*

»Und wir haben Sie«, sagte Präsident Berquist. »Sie sind unsere größte Hoffnung.«

»Wie steht es denn mit Leuten, die gegen ›Peter Novak‹, den legendären Philanthropen, sind? Es ist ja nicht so, dass er keine Feinde hätte. Gibt es denn keine Möglichkeit, irgendeinen Fanatiker zu mobilisieren, eine Gruppierung…«

»Sie schlagen da etwas ganz schön Hinterhältiges vor«, meinte Collins. »Gefällt mir, wie Sie denken.«

»Dies hier ist der Ort der Wahrheit«, sagte der Präsident an Collins gewandt und warf ihm dabei einen warnenden Blick zu. »Sagen Sie ihm die Wahrheit.«

»Die Wahrheit ist, dass wir genau das versucht haben.«

»Und…?«

»Wir haben praktisch die Karten auf den Tisch gelegt, weil es, wie ich schon sagte, unmöglich war, ihn aufzuspüren. Wir können ihn nicht finden, und der verrückte Terroristenhäuptling findet ihn ebenfalls nicht.«

Janson kniff die Augen zusammen. »Der *Kalif!* Herr-

gott.«

»Sie sagen es«, nickte Collins.

»Der Mann lebt für seine Rache«, sagte Janson. »Das ist sein Lebenselixier. Und die Tatsache, dass ihm seine berühmte Geisel entkommen ist, muss für ihn eine tiefe Demütigung gewesen sein. Gesichtsverlust bei seinen Anhängern. Die Art von Gesichtsverlust, die zu Machtverlust führen kann.«

»Ich könnte Ihnen einen dicken Analysebericht zeigen, der praktisch zu demselben Schluss gelangt«, erklärte Collins.

»Aber wie schaffen Sie es denn überhaupt, ihn zu steuern? Für den ist doch alles, was aus dem Westen kommt, ein Werk Satans.«

Der Staatssekretär räusperte sich verlegen.

»Wir spielen hier mit offenen Karten«, wiederholte der Präsident. »Sie erinnern sich doch? Nichts, was an diesem Tisch gesagt wird, kommt anderen zu Ohren.«

»Okay«, sagte Derek Collins. »Es ist eine recht delikate Geschichte. Es gibt jemand, einen Mann ziemlich weit oben im libyschen militärischen Nachrichtendienst, der … gelegentlich mit uns zusammenarbeitet. Ibrahim Maghur. Ein ziemlich übler Typ, ja? Eigentlich hätten wir es am liebsten, wenn er tot wäre. Man weiß von ihm, dass er an dem Bombenattentat auf die Disco in Berlin beteiligt war, bei dem zwei amerikanische Soldaten ums Leben gekommen sind. Bei Lockerbie hatte er ebenfalls die Hand im Spiel. Er hat Unterstützungsgelder an alle möglichen terroristischen Organisationen durchgeschleust und diese auch beraten.«

»Und zugleich arbeitet er für Amerika«, sagte Janson. »Herrgott im Himmel. Da ist man richtig stolz darauf, Soldat zu sein.«

»Wie gesagt, es ist eine recht delikate Geschichte. Ähnlich dem Deal, den wir mit Ali Hassan Salameh gemacht hatten.«

Ein leichter Schauder lief Janson über den Rücken. Ali Hassan Salameh war der Drahtzieher hinter dem Massaker bei der Münchner Olympiade 1972 gewesen. Und außerdem hatte er mehrere Jahre lang als Hauptkontaktperson der CIA in der *Palestine Liberation Organization* fungiert. Das war in einer Zeit gewesen, in der die Vereinigten Staaten die Organisation nicht anerkannt hatten. Der geheime Verbindungsmann konnte damals im Libanon stationierten Amerikanern häufig seinen Schutz angedeihen lassen. Er gab Tipps, wenn in Beirut eine Autobombe oder ein Attentat in Vorbereitung war, und das führte dazu, dass einigen Amerikanern das Leben gerettet werden konnte. Formal betrachtet war das vielleicht ein Erfolg, aber es war auch ein Geschäft mit dem Teufel gewesen. Eine Stelle aus den Korinther-Briefen kam Janson in den Sinn: *Was hat die Rechtschaffenheit mit dem Unrecht gemein? Und was das Licht mit der Dunkelheit?*

»Dann hat dieser Libyer – *unser Libyer* – den Kalifen also gesteuert?«

Janson schluckte. »Was für eine Ironie, wenn sich herausstellt, dass einer der tödlichsten Terroristen auf dem ganzen Planeten *dreifach* manipuliert worden ist.«

»Ich weiß, es klingt lächerlich, aber wir haben uns an Strohhalme geklammert«, sagte Collins. »Zum Teufel, das tun wir immer noch. Ich meine, wenn Ihnen irgendetwas einfällt, wie man den Typ einsetzen könnte, dann raus damit. Aber das Problem bleibt: Wir bekommen Demarest einfach nicht ins Visier.«

»Wohingegen« – das war der Systemanalytiker mit dem teigigen Gesicht, »es für ihn anscheinend kein Problem ist,

uns in sein Visier zu bekommen.«

»Und das bedeutet, dass Sie unsere größte Hoffnung sind«, wiederholte Präsident Berquist.

»Sie waren sein bester Protegé, Paul«, sagte Collins. »Dem müssen Sie ins Auge sehen. Sie haben längere Zeit mit dem Kerl zusammengearbeitet, Sie kennen seine Schliche, Sie sind mit seinem Charakter vertraut. Er war Ihr erster Mentor. Und im Feldeinsatz gibt es natürlich keinen Besseren als Sie, Janson.«

»Mit Schmeichelei kommen Sie nicht weiter«, stieß Janson zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Ich meine das ernst, Paul. Das ist meine professionelle Fitnessbeurteilung. Es gibt niemand Besseren. Niemand, der findiger und geschickter ist.«

»Ausgenommen…«

Doug Albright schien laut zu denken, überlegte es sich dann aber anders.

»Ja?«, beharrte Janson.

Die Augen des DIA-Mannes musterten ihn mitleidlos. »Ausgenommen Alan Demarest.«

36

Der gut aussehende Westafrikaner mit dem sorgfältig gepflegten, silbern schimmernden Haar blickte nachdenklich aus dem Fenster seines Büros im achtunddreißigsten Stockwerk in die untergehende Sonne, die sich in seinen goldenen Manschettenknöpfen spiegelte, und wartete darauf, dass seine Anrufe erwidert wurden. Er war Generalsekretär der Vereinten Nationen, bekleidete dieses Amt jetzt seit fünf Jahren, und was er in Kürze tun wollte, würde die meisten Menschen, die ihn kannten, schockieren. Aber er sah keinen anderen Weg, um sicherzustellen, dass alles das überlebte, dem er sein ganzes Leben gewidmet hatte.

»Helga«, sagte Mathieu Zinsou, »ich erwarte einen Rückruf von Peter Novak. Bitte stellen Sie sonst keine Gespräche durch.«

»Ja, verstanden«, erwiderte die langjährige Assistentin des Generalsekretärs, eine tüchtige Dänin namens Helga Lundgren.

Es war die Stunde des Tages, in der sich die Möbel seines Büros in den riesigen Fenstern spiegelten. Die Einrichtung hatte sich im Laufe der Jahre nur wenig geändert; es wäre einem Sakrileg gleichgekommen, die von dem finnischen Stararchitekten Eero Saarinen speziell für das Gebäude entworfenen modernen Möbel durch andere zu ersetzen. Zinsou hatte ein paar traditionelle Wandteppiche aus seinem Heimatland Benin hinzugefügt, um dem Raum wenigstens etwas Individualität zu verleihen. Außerdem waren an strategischen Punkten Geschenke verschiedener Botschafter positioniert, andere wurden aus ihren Lagerstätten geholt, wenn Vertreter des

jeweiligen Landes zu Besuch kamen. Traf der Finanzminister von Indonesien bei Zinsou ein, konnte es deshalb sein, dass eine geschnitzte Maske aus Java an der Stelle der Wand erschien, wo ein paar Stunden zuvor eine Reihe von Netsuke aus Edo den Außenminister Japans begrüßt hatte. Dekoration als Diplomatie, wie Helga Lundgren das gerne nannte.

Das Büro war so angeordnet, dass der hektische Betrieb von Manhattan es nicht beeinträchtigte. Wenn Zinsou durch die gespenstischen Reflexe im Glas blickte, konnte er über den East River in die verlassene Industriewüste von West Queens sehen. Dort erkannte er den scheunenähnlichen Ziegelbau der Schwartz Chemical Company mit ihren vier gewaltigen Schloten, die allem Anschein nach schon seit einer Ewigkeit nicht mehr benutzt wurden, oder die gelben Ziegelüberreste eines anonym wirkenden Lagerhauses. Ein paar Nebelfetzen zogen über Hunter's Point, den nächstgelegenen Punkt von West Queens, wo eine uralte Pepsi-Cola-Neonreklame noch immer leuchtete; wie damals, als man die Leuchtreklame im Jahre 1936 auf dem höchsten Punkt einer jetzt geschlossenen Abfüllanlage angebracht hatte, gedacht vielleicht als Amulett, das feindliche Angriffe oder Baulöwen abwehren sollte, was allerdings nicht gelungen war.

Es war kein schöner Anblick, doch gab es Zeiten, wo Generalsekretär Zinsou das Bild auf seltsame Weise hypnotisch empfand. Ein antikes Messingteleskop auf einem Eichenstativ war auf das Fenster gerichtet, aber er benutzte es nur selten; für das, was zu sehen war, reichte das bloße Auge. Ein versteinerter Wald ehemaliger Fabrikanlagen. Fossilien der Industrie. Eine Archäologie der Moderne, halb vergraben, halb ausgegraben. Die untergehende Sonne spiegelte sich im East River, blitzte im Chrom vergessener Werbetafeln. Ungeliebte Relikte

vergangener Industrieimperien. Und wie stand es um sein eigenes Imperium am Ufer von Manhattan? War es ebenso für die Müllhalde der Geschichte bestimmt?

Die Sonne war am Horizont tiefer gesunken und verlieh dem East River einen rosigen Schein, als Helga Lundgren den Generalsekretär schließlich wissen ließ, dass Peter Novak am Telefon war. Er nahm sofort ab.

»*Mon cher Mathieu*«, sagte die Stimme. Sie wirkte so kristallklar, wie es in der digitalen Telefonie üblich wurde – zweifellos benutzte Novak ein Satellitentelefon neuester Konstruktion. Der Generalsekretär hatte den Wunsch geäußert, über eine verschlüsselte Leitung mit Novak zu sprechen, und die zusätzliche Elektronik steigerte vermutlich die auf geradezu gespenstische Weise von jeglichen Störgeräuschen freie Qualität des Signals. Nach ein paar Artigkeiten machte Mathieu Zinsou die ersten Andeutungen im Hinblick auf das Thema, das ihn beschäftigte.

Die Vereinten Nationen, so erklärte der Westafrikaner dem großen Mann, seien wie ein gewaltiger Frachter, dem allmählich der Treibstoff ausginge, also das Geld. Das war eine schlichte Tatsache.

»In vieler Hinsicht sind unsere Ressourcen immens«, sagte der Generalsekretär. »Wir verfügen über Hunderttausende von Soldaten, die uns zur Verfügung stehen und voll Stolz ihre Blauhelme tragen. Wir haben Büros in allen Hauptstädten der Welt, die mit Expertenteams besetzt sind, die Botschafterstatus genießen. Wir sind auf jeder Ebene mit dem Geschehen in diesen Ländern vertraut. Wir kennen ihre militärischen Geheimnisse, ihre Entwicklungspläne, ihre Wirtschaftsvorhaben. Eine Partnerschaft mit der Liberty Foundation ist schlicht und einfach eine Sache des gesunden Menschenverstands – ein Zusammenlegen von Ressourcen und Kompetenzen.«

Das war die Präambel.

»UNO-Beamte operieren frei und ungehindert in so gut wie jedem Land auf dem ganzen Planeten«, fuhr Zinsou fort. »Wir erleben es, wie Menschen infolge der Unfähigkeit und Habgier ihrer Regierungen leiden. Und doch können wir ihre Politik und Zielsetzung nicht umformen. Unsere Regeln und Vorschriften, unsere Bürokratie – sie lahmen uns in einer Art und Weise, dass wir irrelevant werden! Die Erfolge Ihrer Liberty Foundation haben die Vereinten Nationen beschämt. Dazu kommt noch, dass unsere zum Dauerzustand gewordene Finanzkrise uns inzwischen in jeder denkbaren Art und Weise zum Krüppel macht.«

»All das ist wahr«, sagte Peter Novak. »Aber es ist nicht neu.«

»Nein«, räumte Zinsou ein. »Neu ist es nicht. Und wir könnten abwarten und nichts tun, wie wir das in der Vergangenheit getan haben. In zehn Jahren wären die UN dann genauso arm wie die Ärmsten ihrer Schutzbefohlenen. Völlig ineffizient – nicht mehr als ein Debattierclub für feilschende Emire und Operettendespoten, von den entwickelten Nationen der Welt ignoriert und als belanglos abgetan. Die UN würde dann ein gestrandeter Wal am Ufer der Geschichte sein. Oder wir können handeln, jetzt handeln, bevor es zu spät ist. Man hat mich gerade mit beinahe einstimmiger Unterstützung der Vollversammlung auf weitere fünf Jahre in meinem Amt bestätigt. Ich befinde mich also in der einmaligen Position, wichtige einseitige Entscheidungen treffen zu können. Ich verfüge über die Popularität und die Glaubwürdigkeit, das zu tun. Und ich *muss* es tun, um diese Organisation zu retten.«

»Ich war immer der Ansicht, dass Sie sich den Ruf verdient haben, ein weit blickender Mann zu sein«, sagte Novak. »Aber das gilt auch für Ihren Ruf hinsichtlich

strategischer Vieldeutigkeit, *mon cher*. Ich wünschte, ich könnte besser erkennen, was Sie mir vorschlagen.«

»Um es ganz einfach zu formulieren: Unsere einzige Rettung liegt darin, mit Ihnen eine Partnerschaft einzugehen. Man könnte so etwas wie eine spezielle gemeinsame Organisation gründen – gemeinsam zwischen der Liberty Foundation und der UN –, eine Organisation für die wirtschaftliche Entwicklung. Im Laufe der Zeit würde ein immer größerer Teil der institutionellen Ressourcen und Verantwortungsbereiche der UN in diese gemeinsame Organisation wandern. Sie wäre ein mächtiges, unsichtbares Direktorat innerhalb der Vereinten Nationen. Sie könnte als Brücke zwischen den beiden Imperien dienen, dem Ihren und dem meinen. Die Zuwendungen der UN würden natürlich weiter erfolgen, und die Liberty Foundation könnte die ausgedehnten Hilfsmittel der UN in intimster Weise nutzen.«

»Das klingt hochinteressant, Mathieu«, sagte Novak. »Aber wir kennen beide die Regeln der bürokratischen Trägheit. Sie sagen, Sie beneiden und bewundern zugleich die außergewöhnliche Effizienz der Liberty Foundation, und ich danke Ihnen für diese freundlichen Worte. Aber dafür gibt es natürlich auch einen Grund: die Tatsache nämlich, dass ich immer die volle und uneingeschränkte Kontrolle von oben bis unten über die gesamte Organisation habe.«

»Das ist mir nur zu gut bewusst«, meinte der Generalsekretär. »Und wenn ich von ›Partnerschaft‹ spreche, dann ist mir wichtig, dass Sie verstehen, wie ich das meine. ›Strategische Vieldeutigkeit‹, wie Sie das nennen, ist eine Fähigkeit, die meine Rolle in den Vereinten Nationen häufig verlangt. Aber in einem Punkt darf es keine Vieldeutigkeit geben. Die oberste Kontrolle, das letzte Wort, würde bei Ihnen liegen, Peter.«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen, und Zinsou fragte sich gerade, ob Novaks Telefon vielleicht gestört war. Dann war die Stimme des Mannes wieder zu hören. »Sie sind in der Tat ein Visionär. Wissen Sie, es tut immer gut, wenn man jemanden trifft, der ähnlich wie man selbst denkt und empfindet.«

»Es ist eine schwere, eine *gewaltige* Verantwortung. Sind Sie dazu bereit?«

Zinsou wartete die Antwort seines Gesprächspartners nicht ab, sondern fuhr fort, eloquent und leidenschaftlich seine Vision zu erläutern.

Zwanzig Minuten später war der Mann, der sich Peter Novak nannte, immer noch seltsam zurückhaltend.

»Wir haben so vieles zu besprechen«, steuerte Zinsou dem Ende des Gesprächs zu. »So vieles, was man nur von Angesicht zu Angesicht diskutieren kann – Sie und ich, unter vier Augen. Vielleicht ist es etwas großspurig, wenn ich das sage, aber ich bin wirklich der Ansicht, dass die Welt von uns abhängt.«

Endlich kam ein freudlos, fast traurig klingendes Lachen über das Telefon. »Das klingt, als würden Sie anbieten, mir die Vereinten Nationen zu verkaufen.«

»Ich hoffe, dass ich das nicht gesagt habe!«, rief Zinsou aus. »Die Vereinten Nationen sind ein so großer Schatz, dass jeder Preis dafür zu niedrig wäre. Aber trotzdem, ich glaube, wir verstehen einander.«

»Und auf kurze Sicht würden meine Leute von der Liberty Foundation Botschafterrang einnehmen und diplomatische Immunität genießen?«

»Die UN ist wie ein großer Konzern mit einhundertneunundsechzig Chefs. Man kann sie also nicht gerade als beweglich bezeichnen. Aber was Ihre Frage betrifft, die Charta, die ich vorbereiten werde, wird das ganz klar zum

Ausdruck bringen«, antwortete der Generalsekretär.

»Und was ist mit Ihnen, *mon cher* Mathieu? Sie werden bis ans Ende Ihrer zweiten Wahlperiode amtieren – und was dann?«

Die Stimme am Telefon wurde freundlich. »Sie haben Ihrer Organisation selbstlos so viele Jahre gedient.«

»Es ist sehr schön, dass Sie das sagen«, erwiderte der Generalsekretär, der ahnte, worauf der andere hinauswollte. »Aber Sie müssen verstehen, dass meine Person hier wirklich ohne Belang ist. Meine eigentliche Sorge gilt dem Überleben dieser Institution. Abgesehen davon will ich ganz offen sein. Meine Position hier ist nicht gerade gut bezahlt. Eine Stelle als, sagen wir, Direktor eines neuen Instituts der Liberty Foundation – Gehalt und Vergünstigungen müssten verhandelt werden – wäre die ideale Möglichkeit für mich, meine Arbeit für den internationalen Frieden weiterzuführen. Verzeihen Sie, wenn ich so deutlich werde. Was ich vorschlage, ist so komplex, dass wir absolut offen zueinander sein sollten.«

»Ich glaube, ich begreife allmählich, und finde das alles sehr ermutigend«, sagte der Mann, der Peter Novak war. Er klang jetzt geradezu herzlich.

»Wie wäre es dann, wenn wir zusammen zu Abend essen würden? *Très intime* natürlich. In meiner Residenz. Je früher, desto besser. Ich sage, wenn nötig, jeden Termin ab.«

»Mon cher Mathieu«, wiederholte der Mann am Telefon. Seine Stimme klang warm, die Wärme eines Mannes, dem man gerade die Vereinten Nationen angeboten hatte. Das wäre eine letzte Krönung seines gewaltigen Imperiums, eine, die er durchaus passend fand. »Ich melde mich wieder bei Ihnen«, sagte er abrupt. Dann war die Leitung tot.

Der Generalsekretär hielt den Hörer noch ein paar Augenblicke in der Hand, bevor er ihn auf die Gabel legte. *»Alors?«*

Er drehte sich zu Paul Janson um, der in einer Ecke des jetzt schnell dunkler werdenden Büros saß.

Der Agent sah den Meisterdiplomaten mit unverhohlener Bewunderung an. »Jetzt warten wir«, sagte Janson.

Würde er den Köder aufnehmen? Es war ein kühner Vorschlag, und doch enthielt er ein Körnchen Wahrheit. Die finanzielle Zwangslage, in der die UN sich befanden, war wirklich beunruhigend. Und Mathieu Zinsou war alles andere als ein ehrgeiziger Mann. Und er galt auch als weit blickend. In den fünf Jahren, die er die Geschicke der UN geleitet hatte, hatte er sie energischer umgeformt, als irgendeiner seiner Vorgänger sich das hatte vorstellen können. War dieser nächste Schritt daher so undenkbar?

Eine beiläufige Bemerkung von Angus Fielding hatte den Anstoß gegeben, und Janson erinnerte sich noch gut an das Gespräch, das er gestern mit dem Mann geführt hatte, von dem er vor gar nicht so langer Zeit mit einer Waffe in der Hand bedroht worden war. Aber das war ja schließlich an der Tagesordnung, nicht wahr – Verbündete und Gegner, die ohne jede Hemmung die Seiten wechselten? Zuerst war das Gespräch peinlich gewesen; Fielding hatte natürlich Novaks Auftritt in der CNN-Sendung gesehen und war zugleich bedrückt, verwirrt und gedemütigt, alles für den ehrwürdigen Rektor von Trinity höchst ungewohnte Gefühle. Und doch hatte Janson es geschafft, dem klugen und erfahrenen Wissenschaftler ohne auch nur den leisesten Hinweis auf das so explosive Geheimnis einen Tipp zu entlocken, wie man vielleicht an den einsiedlerhaften Milliardär würde herankommen können.

Und noch ein weiteres Element gab es, das nach Jansons Kalkulation dem Szenario Glaubwürdigkeit verleihen würde. Zinsou wurde seit Jahren von nie verstummenden Gerüchten verfolgt, die auf eine Art wohlwollende Korruption im kleinen Maßstab hindeuteten. Als Zinsou ein junger Kommissar bei der UNESCO gewesen war, hatte man einer pharmazeutischen Firma einen lukrativen Vertrag weggenommen und ihn einer anderen gegeben. Der verschmähte Rivale hatte damals das Gerücht in Umlauf gebracht, Zinsou habe von der obsiegenden Firma »besondere Vergünstigungen« erhalten. Waren etwa irgendwo auf ein Nummernkonto Zahlungen erfolgt? Die Vorwürfe waren unbegründet, hielten sich aber dennoch in manchen Kreisen hartnäckig. Diese halb vergessene Andeutung auf Bestechlichkeit würde ironischerweise seinen Vorschlag umso überzeugender erscheinen lassen.

Aber was ihn besiegeln würde, war ein elementarer Zug der menschlichen Psychologie: Demarest würde *wollen,* dass der Vorschlag echt war. Intensive Wünsche üben immer eine subtile Anziehungskraft auf das aus, was man glaubt: Wir glauben gern das, was wir uns wünschen.

Jetzt stand Janson neben Zinsous Schreibtisch und entnahm einem klobigen Gerät darauf eine digitale Kassette, auf der das Telefonat für spätere Überprüfung aufgezeichnet worden war. »Sie verblüffen mich«, sagte er schlicht.

»Das betrachte ich als Beleidigung«, erwiderte der Generalsekretär mit einem Lächeln.

»Sie meinen, weil das andeuten könnte, dass meine Erwartungen nicht hoch waren? Dann habe ich mich ungeschickt ausgedrückt – und Sie sollten meine Bemerkung eher als Beweis dafür auffassen, dass es in diesem Zimmer wirklich nur einen echten Diplomaten gibt.«

»Das Geschick der Welt sollte nicht an einem Lapsus in der Etikette hängen. Dabei habe ich das Gefühl, dass das in diesem Fall tatsächlich möglich wäre. Haben Sie alles in Betracht gezogen, was schief gehen könnte?«

»Ich habe absolutes Vertrauen zu Ihnen«, parierte Janson.

»Ein Vertrauensvotum, das mich beinahe beunruhigt. Das Vertrauen, das ich zu mir selbst habe, ist hoch – aber nicht absolut. Und das Ihre sollte das auch nicht sein. Ich meine das natürlich im Prinzip.«

»Prinzipien«, meinte Janson. »Abstraktionen.«

»Ein Luxus, wollen Sie sagen.«

Ein Lächeln spielte um Mathieu Zinsous Lippen. »Und dafür ist jetzt nicht die Zeit. Jetzt ist die Zeit für Einzelheiten. Ich will Ihnen eine nennen: Ihr Plan schließt ein, dass Sie das Verhalten und die Handlungen eines Menschen vorhersagen, der vielleicht überhaupt nicht kalkulierbar ist.«

»Vorhersagen mit absoluter Sicherheit gibt es nicht. Ich verstehe aber, was Sie meinen. Und was es gibt, sind Muster – es *gibt* Regeln, selbst für den Mann, der alle Regeln in den Wind schlägt. Außerdem kenne ich diesen Typ gut genug.«

»Vor dem gestrigen Tag hätte ich das auch gesagt. Peter Novak und ich sind uns einige Male begegnet. Einmal bei einem Staatsbankett in Amsterdam und einmal in Ankara nach der von ihm vermittelten Zypern-Resolution – eine rein zeremonielle Veranstaltung. Ich habe die offizielle Gratulation dieser Organisation überbracht und den Rückzug der UN-Truppen von der Demarkationslinie angekündigt. Jetzt ist mir natürlich bewusst, dass ich damals einem Phantom gegenübersaß. Vielleicht war es jedes Mal ein anderer Mann – vermutlich führt das

Moebius-Programm Aufzeichnungen, in denen wir uns darüber Klarheit verschaffen könnten. Aber ich muss sagen, ich habe ihn beide Male als charismatisch und äußerst liebenswürdig empfunden. Eine sympathische Kombination dieser Eigenschaften.«

»Eine, die man auch Ihnen schon zugeschrieben hat«, sagte Janson vorsichtig.

Zinsou erwiderte etwas in der musikalisch klingenden Sprache seines Volkes, der Fon. Zinsou *père* war ein Nachkomme des Königshofes von Dahomey gewesen, einstmals einem bedeutenden westafrikanischen Reich. »Das war ein beliebter Ausspruch meines Großonkels, des obersten Häuptlings, den er oft den speichelleckerischen Schmeichlern gegenüber äußerte, die ihn umgaben. Frei übersetzt lautet er: Je mehr du mir in den Hintern kriechst, umso mehr habe ich das Gefühl, du willst mich betrügen.«

Janson lachte. »Sie sind ein noch weiserer Mann, als man immer behauptet…«

Zinsou hob gespielt mahnend den Finger. »Ich frage mich einfach immer noch, ob Peter Novak mir das alles abgenommen oder ob er nur so getan hat. Ich frage natürlich aus verletztem Stolz. Es tut meinem Selbstwertgefühl einfach weh, dass jemand glauben sollte, ich würde wirklich die Organisation verkaufen, der ich mein ganzes Leben gewidmet habe.«

Zinsou spielte mit seinem dicken Montblanc-Füllfederhalter. »Aber da spricht jetzt nur mein Stolz aus mir.«

»Schlechte Menschen sind immer schnell bei der Hand, von anderen Schlechtes zu denken. Außerdem, wenn es klappt, werden Sie genug Anlass zum Stolz haben. Gelingt unser Vorhaben, wird das die größte Leistung Ihrer ganzen Karriere sein.«

Ein unbehagliches, düsteres Schweigen legte sich über sie.

Zinsou war seinen Verhaltensweisen nach kein Einzelgänger: Nach all den Jahrzehnten, die er in der UN-Bürokratie verbracht hatte, waren ihm Überlegungen und Konsultationen zur zweiten Natur geworden. Sein diplomatisches Geschick war meist voll davon beansprucht, Konflikte zwischen den einzelnen Bereichen der UN selbst beizulegen – Feindseligkeiten zwischen der Abteilung für Frieden erhaltende Operationen und den Leuten für humanitäre Angelegenheiten zu schlichten, zu verhindern, dass sich zwischen denen, die draußen an vorderster Front arbeiteten, und ihren Vorgesetzten in den Führungsbüros Widerstände aufbauten. Er kannte die tausend Methoden, die Bürokraten zur Verfügung standen, um Entscheidungen zu blockieren, da er selbst in seiner langen Karriere häufig Gelegenheit gehabt hatte, solche Mittel einzusetzen. Die Methoden der bürokratischen Kriegführung waren ebenso fortgeschritten und kompliziert wie die Techniken des Krieges auf den Schlachtfeldern der Welt. Es war ein Tribut an seinen eigenen Erfolg auf den inneren Schlachtfeldern, dass er so schnell so weit gekommen war. Außerdem war die bürokratische Schlacht erst dann wahrhaft gewonnen, wenn man es erreichte, dass die Besiegten glaubten, sie selbst hätten auf irgendeine Weise den Sieg davongetragen.

Die Position des Generalsekretärs der Vereinten Nationen, das hatte Zinsou für sich so entschieden, glich der eines Dirigenten, der ein Orchester aus Solisten zu leiten hat. Eine scheinbar unmögliche Aufgabe, und doch war sie zu bewältigen. Wenn Zinsou in Form war, konnte er einen von Konflikten gespaltenen Ausschuss zu einer Konsenslösung führen, die er bereits vor Beginn der Sitzung

geplant hatte. Er behielt für sich, welche Lösung ihm vorschwebte, und zeigte Sympathie für Positionen, die ihm insgeheim unannehmbar schienen. Er spielte die schon vorher existierenden Spannungen zwischen den versammelten Interessenvertretern und hohen Kommissaren gegeneinander aus, führte auf subtile Weise Menschen in zeitweilige Koalitionen gegen Rivalen, die sie verachteten, steuerte die Diskussion geschickt an aufbrechenden Feindseligkeiten vorbei, so wie ein Billardspieler durch einen wohlgezielten Stoß mit seinem Queue eine komplizierte Folge sorgfältig vorausgeplanter Kollisionen herbeiführt. Und wenn der Ausschuss sich dann am Ende zu der Position durchgearbeitet hatte, die ihm von Anfang an vorgeschwebt hatte, konnte er mit einem resignierten Seufzer und gespielter Großmut sagen, die anderen im Raum Anwesenden hätten es wieder einmal geschafft, ihn zu ihrem Standpunkt zu bekehren. Es gab bürokratische Akteure, deren Ego es verlangte, dass man sie als Sieger sah. Die wahre Macht aber gehörte jenen, die der Sache wegen gewinnen wollten, gleichgültig wie andere es sahen. Viele betrachteten Zinsous höflich-zurückhaltende Art als sein eigentliches Wesen und erkannten überhaupt nicht, was für eine kraftvolle Persönlichkeit sich hinter dieser Fassade verbarg und was für eine ausgeprägte Führungspersönlichkeit dieser Mann war. Das waren Verlierer, die sich für Gewinner hielten. Einige, die Zinsou unterstützten, taten das, weil sie glaubten, ihn kontrollieren zu können. Andere, Klügere, unterstützten ihn, weil sie wussten, dass er die effizienteste Führungspersönlichkeit war, die die UN seit Jahrzehnten gekannt hatte, und weil sie sich darüber klar waren, dass die UN solche Führung geradezu verzweifelt brauchte. Es war ein Bündnis des Sieges für Zinsou und für die Organisation, der er sein Leben gewidmet hatte.

Doch jetzt musste der Virtuose des Konsenses ganz auf sich alleine gestellt operieren. Das Geheimnis, das man ihm anvertraut hatte, war von solcher Sprengkraft, dass es niemanden gab, den er mit ins Vertrauen ziehen konnte. Kein Zwiegespräch, keine Beratung, keine echte oder vorgetäuschte Diskussion. Der Einzige, mit dem er offen sprechen konnte, war dieser amerikanische Agent, mit dem Zinsou nur langsam warm wurde. Was sie miteinander verband, war nicht nur das explosive Geheimnis, es war auch das Wissen, dass ihre Gegenmaßnahmen aller Wahrscheinlichkeit nach am Ende scheitern würden. Die so genannte Zinsou-Doktrin, wie die Presse sie bezeichnet hatte, unterstützte nur Interventionen, die wenigstens eine gewisse Aussicht auf Erfolg hatten. Diese hier bestand den Test nicht.

Doch gab es eine Alternative?

Schließlich ergriff Janson wieder das Wort. »Ich will Ihnen etwas über den Mann sagen, den *ich* kenne. Wir sprechen von einem Menschen, dessen Verstand wie ein Präzisionsinstrument funktioniert, jemand, der zu blitzschnellen Analysen fähig ist. Er kann ungewöhnlichen Charme an den Tag legen. Und noch größere Grausamkeit. Meine ehemaligen Kollegen bei der Abwehr würden Ihnen erklären, dass Männer wie er höchst wertvolle Aktivposten sein können, solange sie von der Situation, mit der man sie konfrontiert, stark eingeengt sind. Der Fehler der Moebius-Planer besteht darin, dass sie ihn in einen Kontext versetzt haben, der es ihm nicht nur erlaubt, sondern ihn geradezu ermuntert hat, sein Improvisationsvermögen einzusetzen, eine Situation, in der man ihm eine unglaubliche Fülle an Macht und Reichtum *beinahe* zugänglich gemacht hat. Er hat den mächtigsten Plutokraten der Welt *gespielt,* und nur die Spielregeln haben ihn daran gehindert, jene Person tatsächlich *zu sein.* Also hat er seine

ganze Findigkeit darauf angesetzt, die Sicherheitssperren des Programms zu überwinden. Und das ist ihm schließlich gelungen.«

»Das war nicht vorhergesehen.«

»Nicht von den Planern des Moebius-Programms. Schier unglaubliche technische Fähigkeiten in Verbindung mit außergewöhnlicher Dummheit bezüglich menschlicher Verhaltensweisen – typisch für ihresgleichen. Nein, es war *nicht* vorhergesehen. Aber es war vorhersehbar.«

»Von Ihnen.«

»Sicher. Aber nicht nur von mir. Ich habe den Verdacht, Sie hätten diese Risiken auch erkannt.«

Generalsekretär Zinsou ging zu seinem riesigen Schreibtisch hinüber und setzte sich. »Dieses Monstrum, dieser Mann, der uns alle bedroht – es mag ja sein, dass Sie ihn wirklich so gut kennen, wie Sie das glauben. Mich kennen Sie nicht. Und deshalb bin ich nach wie vor ein wenig verwirrt. Verzeihen Sie mir, wenn ich das so deutlich sage, aber das Vertrauen, das Sie mir entgegenbringen, mindert zugleich auch das Vertrauen, das ich Ihnen entgegenbringe.«

»Das ist nicht sehr diplomatisch von Ihnen, nicht wahr? Trotzdem weiß ich Ihre Offenheit zu schätzen. Sie werden vielleicht erkennen müssen, dass ich Sie ein wenig besser kenne, als Sie sich das vorstellen.«

»Ah, die Dossiers, die von den Nachrichtendiensten so sehr geliebt werden, Dossiers, die von Agenten zusammengestellt wurden, die glauben, dass man für Menschen eine Art Gebrauchsanweisung erstellen kann – dieselbe Denkweise, die zum Entstehen Ihres Moebius-Programms geführt hat.«

Janson schüttelte den Kopf. »Ich will nicht so tun, als ob wir uns gekannt hätten, Sie und ich, nicht im üblichen

Sinne. Aber die Stoßrichtung der Weltereignisse in den letzten zwanzig Jahren hat es mit sich gebracht, dass wir am Ende in denselben Krisengebieten Streife gegangen sind. Ich weiß, was in jener Woche im Dezember in Sierra Leone wirklich passiert ist, weil ich dort war – ich habe den gesamten Funkverkehr zwischen dem Leiter der UN-Friedensmission in der Region und dem Leiter der Sonderdelegation mitgehört, der den UN-Einsatz koordinieren sollte. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dass von Friedenserhaltung damals wenig die Rede war – der blutige Bürgerkrieg war praktisch außer Kontrolle geraten. Man hat den Sonderdelegierten Mathieu Zinsou aufgefordert, den Bericht und die Interventionsforderung des Kommandanten nach New York weiterzugeben. In New York sollte ihn der UN-Hochkommissar vor dem Sicherheitsrat präsentieren – der das Ersuchen eigentlich ablehnen und die Intervention untersagen wollte.«

Der Generalsekretär sah ihn mit einem eigenartigen Gesichtsausdruck an, blieb aber stumm.

»Wenn das geschah«, fuhr Janson fort, »würden vielleicht zehntausend Menschen unnötig massakriert werden, das wussten Sie.«

Er konnte auf Einzelheiten verzichten: Man hatte mehrere Lager von Handfeuerwaffen ausfindig gemacht, die erst vor kurzem von einem Waffenhändler in Mali angelegt worden waren. Die Befehlshaber des UN-Einsatzes hatten verlässliche nachrichtendienstliche Informationen erhalten, dass der Rebellenführer dabei war, diese Waffen einzusetzen, um eine Stammesfehde in seinem Sinn zu klären – und zwar noch vor dem nächsten Morgen. Die Männer des Rebellenführers würden die Waffen dazu benutzen, in die Region Bayokuta einzudringen, dort seine Feinde zu erschießen, Dörfer niederzubrennen und Frauen und Kinder abzuschlachten. Und das alles konnte durch

einen schnellen, nicht sehr riskanten Kommandoeinsatz vermieden werden, bei dem die illegalen Waffenlager vernichtet wurden. Die moralische ebenso wie die militärische Überlegung war zweifelsfrei. Aber das bürokratische Protokoll stand im Wege.

»Und an dem Punkt wird es interessant«, fuhr Janson fort. »Was hat Mathieu Zinsou getan? Er, der Bürokrat ersten Ranges – da kann man jeden fragen. Ein Mann der perfekten Organisation. Jemand, der sich exakt an die Regeln hält. Nur dass er zugleich auch ein Fuchs ist. Innerhalb einer Stunde hat Ihr Büro ein Telegramm an die Hohe Kommission für Friedenseinsätze geschickt, ein Telegramm, das aus einhundertdreiundzwanzig Berichten und zu erledigenden Punkten bestand – jedes Stück Papier, das Ihnen zur Verfügung stand, würde ich vermuten. Und in der Depesche vergraben, Punkt siebenundneunzig vermute ich, gab es eine ›Wenn nicht anders angeordnet‹-Ankündigung, in der die geplante UN-Militäraktion knapp und deutlich dargestellt war, einschließlich des genauen Zeitpunkts für ihre Ausführung. Anschließend haben Sie Ihrem außerhalb von Freetown stationierten General gesagt, die zentrale UN-Kommandostelle sei über seine Pläne informiert worden und habe keine Einwände geäußert. Das entsprach im buchstäblichen Sinn der Wahrheit. Ebenso entsprach es der Wahrheit, dass die Mitarbeiter des Hochkommissars erst drei Tage nach dem Einsatz erstmals über die entsprechende Ankündigung gestolpert sind.«

»Ich habe keine Ahnung, wohin uns das jetzt führen soll«, sagte Zinsou und klang dabei gelangweilt.

»Zu dem Zeitpunkt gehörte die ganze Aktion bereits der Geschichte an – ein eindrucksvoller Erfolg, eine ohne irgendwelche Opfer abgelaufene Aktion, die den Tod vieler Tausender unbewaffneter Zivilisten verhindert hat.

Wer würde sich *nicht* damit schmücken wollen? Ein feiger UN-Hochkommissar verkündete stolz seinen Kollegen, dass er den Einsatz *selbstverständlich* gebilligt habe, ja deutete sogar an, er sei seine Idee gewesen. Und als man ihm dann rundum gratulierte, musste er wohl oder übel Mathieu Zinsou gegenüber freundliche Gefühle empfinden.«

Zinsou fixierte Janson mit starrem Blick. »Der Generalsekretär dementiert nicht und bestätigt auch nicht. Aber ich behaupte, dass eine solche Story nicht gerade den Glauben an die Vorhersehbarkeit menschlichen Handelns bestätigt.«

»Im Gegenteil – ich habe mit der Zeit gelernt, das Markenzeichen Ihrer ganz persönlichen Vorgehensweise zu erkennen. Später, bei den Krisen in Taschkent, auf Madagaskar und auf den Komoren ist mir klar geworden, was für ein außerordentliches Talent Sie dafür besaßen, aus einer schlechten Situation das Beste zu machen. Ich habe gesehen, was andere nicht sahen – Sie haben nicht so sehr die Regeln befolgt, sondern immer wieder überlegt, wie man es bewirkt, dass die Regeln Ihnen folgen.«

Zinsou zuckte die Schultern. »In meinem Land gibt es ein Sprichwort. Frei übersetzt lautet es: Wenn man in einem Loch steckt, soll man aufhören zu graben.«

»Ich habe auch Ihre enorme Diskretion zu schätzen gelernt. Sie hatten vieles, über das Sie im kleinen Kreise hätten prahlen können, haben es aber nie getan.«

»Was Sie da sagen, lässt eine unangebrachte und ungehörige Überwachung meiner Person vermuten, die in keiner Weise gerechtfertigt ist.«

»Das nehme ich als Bestätigung, dass meine Erkenntnisse im Wesentlichen richtig sind.«

»Sie sind gut informiert, Mr. Janson. Das lässt sich nicht

leugnen.«

»Lassen Sie mich Ihnen eine Frage stellen: Was gibt man dem Mann, der schon alles hat?«

»Einen solchen Mann gibt es nicht«, erwiderte Zinsou.

»Genau. Demarest wird von Macht motiviert. Und Macht ist etwas, von dem niemand je genug zu haben glaubt.«

»Zum Teil, weil die Macht ihren eigenen Niedergang schafft.«

Der Generalsekretär blickte nachdenklich. »Das ist eine der Lehren aus dem so genannten Amerikanischen Jahrhundert. Mächtig sein heißt, mächtiger sein als andere. Man sollte nie unterschätzen, welche Kräfte Groll und Unwillen in der Weltgeschichte freisetzen können. Das Stärkste an den Schwachen ist der Hass, den sie den Starken entgegenbringen.«

Er lehnte sich in seinem Sessel zurück und bedauerte zum ersten Mal seit vielen Jahren, dass er das Rauchen aufgegeben hatte. »Aber ich ahne, worauf Sie hinauswollen. Sie glauben, dass dieser Mann größenwahnsinnig ist; dass er jemand ist, der über immer mehr und mehr Macht verfügen will. Und deshalb haben Sie Ihren Köder für die Falle so gewählt – Macht.«

»Ja«, nickte Janson.

»Einer meiner geschätzten Vorgänger hat oft gesagt: ›Nichts ist gefährlicher als eine Idee, wenn es die einzige Idee ist, die man hat.‹ Sie haben gestern mit großer Eloquenz Ihre Kritik an den Prämissen des Moebius-Programms vorgebracht. Passen Sie auf, dass Sie nicht dieselben Fehler begehen. Sie bauen das Modell eines Mannes…«

»Das Modell Demarests«, warf Janson ein. »Aber lassen

Sie uns ihn Peter Novak nennen. Sozusagen um im Schema zu bleiben.«

»Sie bauen praktisch ein Modell dieses Mannes und beobachten, wie diese hypothetische Kreatur sich in diese oder jene Richtung bewegt. Aber wird der reale Mensch sich wirklich so verhalten, wie Ihr Modell das tut? Diejenigen, die Sie so verärgert als die ›Planer‹ abtun, sind natürlich mit Freuden bereit, das anzunehmen. Aber Sie? Wie begründet ist denn Ihr Vertrauen wirklich?«

Janson blickte in die feuchten braunen Augen des Generalsekretärs, sah das gefasste Gesicht, das unentwegt Staatsoberhäupter aus aller Welt begrüßte. Er sah etwas wie Majestät und, als er schärfer hinsah, noch etwas anderes, was die aristokratischen Züge des Mannes nur teilweise verbergen konnten: Angst.

Und auch das war etwas, was sie gemeinsam hatten, denn es erwuchs aus schlichtem Realismus. »Ich vertraue lediglich darauf, dass ein schlechter Plan besser ist als gar keiner«, antwortete er. »Wir operieren an so vielen Fronten wie nur möglich. Vielleicht haben wir Glück. Vielleicht nicht. Gestatten Sie mir, dass ich einen meiner Lehrmeister zitiere: Gesegnet sind die Biegsamen, denn sie kann man nicht verbiegen.«

»Das gefällt mir.«

Zinsou klatschte in die Hände. »Wer Ihnen das gesagt hat, war ein kluger Mann.«

»Der klügste Mann, den ich je kannte«, erwiderte Janson finster. »Der Mann, der sich jetzt Peter Novak nennt.«

Eiseskälte legte sich über sie, und wieder herrschte Schweigen.

Dann drehte der Generalsekretär seinen Sessel herum, sodass er zum Fenster hinaussehen konnte. »Diese Organisation ist von einer Welt gegründet worden, die des

Krieges müde war«, sagte er.

»Dumbarton Oaks«, nickte Janson. »1944.«

Zinsou nickte. »So umfassend ihr Mandat inzwischen auch geworden sein mag, ihr zentrales Ziel war stets die Förderung des Friedens. Und dann gibt es da eine ironische Fußnote. Wussten Sie, dass das Gelände, auf dem dieser Bau jetzt steht, früher einmal ein Schlachthaus war? Man hat Vieh auf einem Lastkahn den East River heraufgebracht und es dann in die Schlachthäuser der Stadt geführt, genau an dieser Stelle. Das ist etwas, was ich mir regelmäßig ins Gedächtnis rufe: Früher einmal war das ein Schlachthaus.«

Er drehte sich um und sah den amerikanischen Agenten an. »Wir müssen Sorge dafür tragen, dass es nicht wieder eines wird.«

*

»Sehen Sie mir in die Augen«, sagte der große, schwarzhaarige Mann mit besänftigender Stimme. Die hohen Backenknochen ließen seine Gesichtszüge fast asiatisch erscheinen. Der Mann, der sich Peter Novak nannte, stand gebeugt über dem älteren Wissenschaftler, der ausgestreckt mit dem Bauch nach unten auf einem Jackson-Tisch lag, einer großen, durchsichtigen Plattform, die seine Brust und seine Schenkel stützte, seinen Bauch aber frei durchhängen ließ. Es war ein Tisch, der in der Wirbelsäulenchirurgie benutzt wurde, weil er dafür sorgte, dass möglichst wenig Blut den Wirbelsäulenbereich durchströmte und damit die Blutung auf ein Minimum reduziert wurde.

In seinen linken Arm tropfte intravenös eine Flüssigkeit. Der Tisch war so eingestellt, dass Kopf und Schultern des

alten Wissenschaftlers hochgestützt waren und er und der Mann, der sich Peter Novak nannte, von Angesicht zu Angesicht miteinander sprechen konnten.

Im Hintergrund konnte man einen Choral aus dem 12. Jahrhundert hören. Hohe Stimmen im Chor, Worte der Ekstase, doch für Angus Fielding klangen sie wie ein Totengesang.

O ignis Spiritus paracliti, vita vite omnis creature, sanctus es vivificando formas.

Im Rücken des alten Mannes war in der Mitte ein fünfzehn Zentimeter langer Einschnitt vorgenommen worden. Man hatte die paraspinalen Muskeln mit Klammern auseinandergezogen, sodass die weißen Knochen der Wirbelsäule frei lagen.

»Sehen Sie mir in die Augen, Angus«, wiederholte der Mann.

Angus Fielding tat, was ihm befohlen wurde, konnte gar nichts anderes tun, aber die Augen des Mannes waren schwarz, und in ihnen war keine Spur von Mitleid zu lesen. Sie wirkten kaum menschlich. Sie wirkten wie ein Abgrund des Schmerzes.

Der schwarzhaarige Mann hatte den angelernten ungarischen Akzent aufgegeben; seine Stimme klang jetzt eindeutig amerikanisch. »Was genau hat Paul Janson Ihnen gesagt?«, fragte er erneut, während der gebrechliche alte Wissenschaftler vor Entsetzen zitterte.

Der schwarzhaarige Mann nickte einer jungen Frau zu, die als Orthopädietechnikerin ausgebildet war. Eine große offene Hohlnadel von der Größe einer Stricknadel wurde durch den vibrösen Mantel geschoben, der die weiche

Scheibe zwischen dem fünften und sechsten Thoraxwirbel umgab. Nach weniger als einer Minute nickte die Frau ihm zu: Die Hohlnadel war positioniert.

»Und – gute Nachricht – wir sind so weit.«

Anschließend wurde ein dünner, mit Ausnahme der Spitze isolierter Kupferdraht durch das Trokar in die Spinalwurzel selbst geschoben, der Stamm, durch den Nervenimpulse des ganzen Körpers flossen. Demarest drehte an einer kleinen Skala, bis ein schwacher elektrischer Strom durch den Kupferdraht zu pulsieren begann. Die Reaktion zeigte sich sofort.

Der Wissenschaftler schrie – ein lauter Schrei, bei dem einem das Blut gefrieren konnte –, bis keine Luft mehr in seinen Lungen war.

»Also, *das«*, sagte Demarest und schaltete den Strom ab, »ist wirklich eine einmalige Empfindung, nicht wahr?«

»Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich weiß«, keuchte der Wissenschaftler.

Demarest drehte an der Skala.

»Ich habe es Ihnen gesagt«, stöhnte der Wissenschaftler, als eine Schmerzwelle der anderen folgte und seinen Körper in Zuckungen reinster Agonie versetzte. »Ich habe es Ihnen gesagt!«

Schimmernd und wie aus einer anderen Welt stammend, schwebten die choralen Threnodien der Freude hoch über der Qual, die ihn verzehrte.

Sanctus es unguendo
Periculose fractos:
Sanctus es tergendo
Fetida vulnera.

Nein, in diesen schwarzen Abgründen, den Augen des Mannes, gab es kein Mitleid. Da war nur Paranoia: die feste Überzeugung, dass seine Feinde überall waren.

»Das behaupten Sie«, sagte Alan Demarest. »Sie behaupten es, weil Sie glauben, dass der Schmerz aufhören wird, wenn ich überzeugt bin, dass Sie mir die ganze Wahrheit gesagt haben. Aber der Schmerz wird nicht aufhören, weil ich weiß, dass Sie das nicht getan haben. Janson hat Sie aufgesucht. Er hat Sie aufgesucht, weil er wusste, dass Sie ein Freund sind. Dass Sie loyal sind. Wie kann ich Ihnen klar machen, dass Sie Ihre Loyalität mir schulden? Sie spüren Schmerz, nicht wahr? Und das bedeutet, dass Sie leben, ja? Ist das kein Geschenk? Oh, Ihre ganze Existenz wird ein Sensorium des Schmerzes sein. Wenn ich Ihnen das begreiflich machen kann, könnten wir vielleicht anfangen, Fortschritte zu machen.«

»Du lieber Gott, *nein!«*, schrie der Gelehrte, als ein neuer Stromstoß durch seinen Körper zuckte.

»Außergewöhnlich, nicht wahr?«, sagte Demarest. »Jede C-Faser in Ihrem Körper – jeder Schmerz übermittelnde Nerv leitet in diesen Hauptstrang von Nervenbündeln, den ich in diesem Augenblick stimuliere. Ich könnte an jedem Zoll Ihres Körpers Elektroden anbringen, und doch wäre die Intensität des Schmerzes nicht die gleiche.«

Wieder hallte ein Schrei durch den Raum – ein weiterer Schrei, der nur deshalb endete, weil der Atem des alten Mannes aussetzte.

»Damit wir uns richtig verstehen, Schmerz ist nicht dasselbe wie Folter«, fuhr Demarest fort. »Als Akademiker werden Sie begreifen, wie wichtig solche Unterscheidungen sind. Folter erfordert ein Element menschlichen Willens. Sie muss mit Bedeutung durchsetzt sein. Einfach von einem Hai gefressen zu werden, sagen

wir mal, heißt nicht, Folter zu empfinden aber wenn jemand Sie bewusst über einem Haifischtank baumeln lässt, *dann ist das Folter*. Sie könnten das als Haarspalterei abtun, aber ich bin da anderer Ansicht. Folter zu erfahren, müssen Sie wissen, erfordert nicht nur die Absicht, Schmerz zuzufügen. Es erfordert auch, dass das Objekt der Folter diese Absicht erkennt. Sie müssen meine Absicht erkennen, Schmerz zu verursachen. Genauer gesagt, Sie müssen erkennen, dass ich vorhabe, Sie erkennen zu lassen, dass ich beabsichtige, Schmerz zuzufügen. Man muss diese Struktur regressiven Erkennens befriedigen. Würden Sie sagen, dass Sie und ich das getan haben?«

»Ja!«, schrie der alte Mann. »Ja! Ja! Ja!«

Sein Hals zuckte zur Seite, und in diesem Augenblick kam der nächste Stromstoß. Er wurde von Schmerz vergewaltigt, fühlte, dass das schiere Wesen seiner Existenz bis zur letzten Faser geschändet worden war.

»Oder würden Sie mir eine andere Analyse anbieten wollen?«

»Nein!«, kreischte Fielding erneut schmerzerfüllt. Die Qual überstieg einfach jede Vorstellung.

»Sie wissen, was Emerson von dem wahrhaft großen Menschen sagt: ›Wenn man ihn unter Druck setzt, ihn quält, ihn besiegt, hat er die Chance, etwas zu lernen; sein Witz ist gefordert, seine Mannheit; er hat Tatsachen erfahren, hat erfahren, wie ignorant er ist, und wird vom Wahnsinn der Verblendung kuriert.‹ Würden Sie dem zustimmen?«

»Ja!«, kreischte der Gelehrte. »Ja! Nein! Ja!«

Die Muskelzuckungen, die an seiner Wirbelsäule entlang jagten, verstärkten den ohnehin schon unerträglichen Schmerz nur noch.

»Überrascht es Sie, wie viel Schmerz Sie überleben können? Fragen Sie sich, wie Ihr Bewusstsein es fertig bringt, mit Schmerz dieser Größenordnung fertig zu werden? Neugierde ist etwas Gutes. Man muss sich nur in Erinnerung rufen, dass der menschliche Körper heute sich wirklich nicht von dem menschlichen Körper vor zwanzigtausend Jahren unterscheidet. Die Schaltkreise der Lust und des Schmerzes sind noch genauso wie damals. Man könnte also glauben, dass es zwischen der Erfahrung, zu Tode gefoltert zu werden – sagen wir von der spanischen Inquisition –, und der Erfahrung, die ich Ihnen bieten kann, keinen Unterschied gibt. Das könnte man annehmen, finden Sie nicht? Aber, und da spreche ich als eine Art Fan, ich müsste dazu sagen, dass Sie sich täuschen. Unser sich entwickelndes Verständnis der Neurochemie ist wirklich recht wertvoll. Gewöhnlich besitzt der menschliche Körper so etwas wie ein Sicherheitsventil: Wenn die Stimulation der C-Fasern ein bestimmtes Niveau erreicht, schalten sich Endorphine ein und lindern den Schmerz. Oder es tritt Bewusstlosigkeit ein. Herrgott, mich hat das immer wütend gemacht, wenn das passiert ist. Jedenfalls, die Phänomenologie des Schmerzes ist beschränkt. Es ist so wie mit der Helligkeit: Man kann nur ein bestimmtes Maß an Helligkeit wahrnehmen. Man stimuliert die Stäbchen und Zäpfchen der Netzhaut maximal, und wenn dieser Punkt überschritten ist, ändert sich die Wahrnehmung der Helligkeit nicht mehr. Aber was den Schmerz angeht, so hat die neurologische Wissenschaft der letzten Jahre das alles verändert. Was Ihnen da intravenös eingeflößt wird, ist für die Wirkung entscheidend, mein lieber Angus. Das wussten Sie doch, oder? Wir haben Ihnen eine Substanz verabreicht, die als Naltrexone bekannt ist. Das ist ein Gegenopiat – es blockiert die natürlichen Schmerzkiller in Ihrem Gehirn, jene legendä-

ren Endorphine. Und auf diese Weise kann man die gewöhnlichen Schmerzgrenzen *ausweiten.* Was Sie erleben, ist also nicht gerade ein natürlicher Zustand.«

Wieder unterbrach ein gequälter Schrei seinen fast akademisch klingenden Vortrag, aber Demarest machte das nichts aus. »Überlegen Sie doch: Dem Naltrexone ist es zu verdanken, dass Sie hier ein Niveau an Schmerzen erleben, das der menschliche Körper eigentlich nie kennen sollte. Ein Niveau an Schmerzen, wie es keiner Ihrer Vorfahren je gekannt hat, selbst wenn er das Pech gehabt hätte, lebend von einem Säbelzahntiger aufgefressen zu werden. Und dieses Maß kann man fast grenzenlos steigern. Die Hauptgrenze, würde ich sagen, liegt in der Geduld des Folterers. Mache ich Ihnen den Eindruck, ein besonders geduldiger Mann zu sein? Das *kann* ich sein, Angus. Das werden Sie feststellen. Ich kann *sehr* geduldig sein, wenn ich das sein muss.«

Angus Fielding, der distinguierte Rektor des Trinity College, begann etwas zu tun, was er seit seinem achten Lebensjahr nicht mehr getan hatte: Er fing an zu schluchzen.

»Oh, Sie werden sich nach Bewusstlosigkeit *sehnen!* Aber was da in Ihre Venen rinnt, enthält auch starke Psychostimulantia – eine sorgfältig titrierte Kombination aus Dexmethylphenidat, Atomoxetine und Adrafinil –, die Sie endlos lange wach halten werden. Es wird Ihnen *nichts* entgehen. Ich kann Ihnen versprechen, es wird absolut exquisit sein, das ultimative körperliche Erleben. Ich weiß, Sie denken jetzt, Sie hätten Qualen am Rande des Erträglichen erlebt, jenseits allen Begreifens. Aber ich kann den Schmerz um das Zehnfache, das Hundertfache, das Tausendfache steigern. Was Sie erlebt haben, ist bis jetzt noch gar nichts, verglichen mit dem, was vor Ihnen liegt. Immer vorausgesetzt natürlich, dass Sie weiterhin mau-

ern.«

Demarests Hand schwebte über der Skala. »Es ist für mich wirklich sehr wichtig, dass ich befriedigende Antworten auf meine Fragen bekomme.«

»Was Sie wollen«, hauchte Fielding, dessen Wangen von Tränen feucht waren. *»Was Sie wollen.«*

Demarest lächelte, und sein Blick, schwarz und abgrundtief, ließ den alten Gelehrten nicht los. »Sehen Sie mir in die Augen, Angus. Sehen Sie mir in die Augen. Und jetzt müssen Sie mir absolut alles anvertrauen. *Was haben Sie Paul Janson gesagt?«*

37

»Da, schau, ich habe eine Person darauf angesetzt, den Eingang zu bewachen«, wandte sich Jessica an Janson, als sie zusammen auf dem Rücksitz des gelben Taxis vorbeifuhren, das sie sich organisiert hatten. »Der Mann glaubt, das sei eine Übung. Schließlich, wenn sie herauskommt und nach Teterboro fährt, zu einer ihrer Privatmaschinen, könnten wir sie für immer verlieren.«

Sie trug ein Baumwoll-T-Shirt mit dem Firmenzeichen der Telefongesellschaft Verizon.

»Hast du dir sämtliche Mieter vorgenommen?«

»Die komplette Tour«, bestätigte sie.

Tatsächlich hatten ihr eine Anzahl diskreter Telefonate bestätigt, was aufgrund der bisherigen Beobachtungen zu erwarten gewesen war, und darüber hinaus noch einiges, was sie eigentlich gar nicht wissen wollte. Zu den Bewohnern des Gebäudes gehörten Finanzmogule, Stiftungsdirektoren und alter New Yorker Geldadel, der heute mehr für seine Wohltätigkeit als für den Ursprung seines Wohlstandes bekannt waren. Extrovertiertere Typen, denen es darauf ankam, ihr neu gefundenes Geld auch zur Schau zu stellen, würden sich vielleicht für ein Penthouse in einem der Trumppaläste entscheiden, wo jede sichtbare Fläche glitzerte oder glänzte. Im Gebäude 1060 Fifth Avenue waren die Fahrstühle immer noch mit den Messingfalttüren ausgestattet, die man ursprünglich um 1910 eingebaut hatte, und auch die inzwischen fast schwarz gewordene Vertäfelung aus Kiefernholz hatte man noch nicht ausgetauscht. Der Eigentümerausschuss des Gebäudes stand der Junta von Myanmar an autoritärem Gehabe und Starrheit nicht nach; man konnte sich

darauf verlassen, dass er die Anträge von Kaufinteressenten ablehnte, die sich als »extravagant« erweisen könnten – seine Lieblingsformulierung, wenn es darum ging, jemanden abzuwerten. Zehn-Sechzig Fifth Avenue nahm mit Freuden Kunstmäzene auf, aber keine Künstler. Opernmäzene befürwortete es, einen Opernsänger würde es nie auch nur in Erwägung ziehen. Jene, die im guten Bürgersinn die Kultur unterstützten, wurden geehrt, jene, die Kultur schafften, verschmäht.

»Im Stockwerk über ihr gibt es eine Lady namens Agnes Cameron«, sagte Kincaid. »Sie sitzt im Verwaltungsrat des Metropolitan Museum of Art, makelloser gesellschaftlicher Ruf. Ich habe das Büro des Direktors angerufen, mich als Journalistin ausgegeben und erklärt, ich würde gerne einen Artikel über Agnes Cameron schreiben. Wie ich ihm sagte, habe man mir erklärt, sie sei gerade in einer Besprechung, ich müsste aber unbedingt ein paar *Zitate* überprüfen. Eine äußerst rotzige Frau hat mich abgewimmelt: ›Nun, das ist unmöglich, Mrs. Cameron befindet sich im Augenblick in Paris‹, hat sie gesagt.«

»Und das ist die beste Kandidatin?«

»Ich denke schon. Nach den Unterlagen der Telefongesellschaft hat sie sich letztes Jahr eine DSL-Internetverbindung installieren lassen.«

Sie reichte Janson ein T-Shirt, das auf dem Rücken das schwarzrote Verizon-Logo trug und dem ihren entsprach. »Dein guter Freund Cornelius hat einen Bruder bei der Verizon«, erklärte sie. »Der bekommt die Dinger zu Großhandelspreisen. In Herren- und Damengrößen.«

Als Nächstes reichte sie ihm einen Werkzeuggürtel, den er sich um die Hüften schnallte. Ein grell orangefarbenes Testtelefon war der klobigste Ausrüstungsgegenstand, der an dem Gürtel hing. Schließlich wurde die Kostümierung

durch einen grauen Werkzeugkasten abgerundet.

Als sie auf den Türsteher unter der Markise zugingen, übernahm Jessie Kincaid das Reden. »Wir haben eine Kundin, die, glaube ich, augenblicklich im Ausland ist, aber ihre DSL-Leitung macht Mucken, und sie hat uns gebeten, das in Ordnung zu bringen, während sie nicht da ist.«

Sie hielt ihm einen in Plastik eingeschweißten Ausweis hin. »Der Name der Kundin ist Cameron.«

»Agnes Cameron, im siebten Stock«, nickte der Türsteher. Seinem Akzent nach vermutete Janson, dass er aus Albanien stammte. Seine Wangen zeigten leichte Aknespuren, und seine Schildmütze saß hoch auf einer lockigen braunen Mähne. Er ging hinein und besprach sich mit dem Wachmann. »Reparaturleute von der Telefongesellschaft. Mrs. Camerons Wohnung.«

Sie folgten dem Mann in die elegante Lobby, die in einer Art Harlekinsmuster mit schwarzen und weißen Marmorfliesen ausgelegt war.

»Wie kann ich Ihnen behilflich sein?«

Der zweite Türsteher, ein breitschultriger Mann, vermutlich ebenfalls albanischer Herkunft, hatte auf einem runden Hocker gesessen und mit dem Wachmann gesprochen. Jetzt erhob er sich. Offenbar war er der Vorgesetzte des anderen Türstehers und wollte demonstrieren, dass er derjenige war, der hier die Entscheidungen treffen würde.

Er musterte die beiden ein paar Augenblicke lang stumm und mit finsterer Miene. Dann nahm er einen antik wirkenden Bakelithörer auf und drückte ein paar Knöpfe.

Janson sah Kincaid an: Mrs. Cameron sollte doch im Ausland sein. Sie zuckte kaum sichtbar mit den Schultern.

»Reparaturleute von Verizon«, sagte er. »Sie sollen eine

Telefonleitung reparieren. Warum? Das weiß ich nicht.«

Er legte die Hand über die Sprechmuschel und drehte sich zu den beiden Besuchern herum. »Mrs. Camerons Haushälterin sagt, sie sollen wiederkommen, wenn Mrs. Cameron da ist. Nächste Woche.«

Jessie rollte theatralisch die Augen.

»Dann gehen wir eben«, nickte Paul Janson und gab sich verstimmt. »Tun Sie uns einen Gefallen: Wenn Sie Mrs. Cameron sehen, sagen Sie ihr, dass es ein paar Monate dauern wird, bis wir wieder einen Termin machen können, um ihren DSL zu reparieren.«

»Ein paar *Monate?«*

»Im Augenblick sind es etwa vier Monate«, erwiderte Janson mit unnachgiebiger professioneller Ruhe. »Könnte weniger werden, oder auch mehr. Wir haben einen unglaublichen Rückstand. Natürlich versuchen wir so schnell wie möglich zu jedem zu kommen. Aber wenn jemand einen Termin absagt, dann wandert er an das Ende der Schlange. Uns hat man informiert, sie möchte, dass das Problem bereinigt wird, bevor sie wieder zu Hause ist. Mein Abteilungsleiter ist wegen der Geschichte drei oder vier Mal angerufen worden. Er hat sie sogar aus Gefälligkeit vorgezogen. Und jetzt sagen Sie, wir sollen es vergessen? Soll mir recht sein, aber dass Sie mir das auch ja Mrs. Cameron berichten. Wenn jemand Ärger bekommt, dann bin das nicht ich.«

In der Stimme des gequälten Telefontechnikers mischten sich Müdigkeit und verletzter Stolz; das war jemand, der für eine ungeheuer große und ungeheuer ungeliebte Bürokratie tätig war und es gewöhnt war, dass man ihm persönlich die Schuld für alle Pannen gab – zwar daran gewöhnt war, aber abgefunden hatte er sich damit nicht.

Wenn jemand Ärger bekommt: Der Chef-Türsteher

bekam jetzt anscheinend doch kalte Füße. Die Situation schrie förmlich nach einem Schuldigen, nicht wahr? Solche Situationen vermied man am besten. Er nahm die Hand von der Sprechmuschel und meinte mit vertraulicher Stimme: »Wissen Sie was? Ich glaube, Sie sollten diese Leute besser ihre Arbeit tun lassen.«

Dann deutete er mit einer Kopfbewegung in Richtung auf die Fahrstühle. »Den Flur hinunter und links«, sagte er. »Siebter Stock. Die Haushälterin wird Sie reinlassen.«

»Ja, wirklich? Ich habe nämlich einen langen Tag hinter mir, und es würde mir gar nichts ausmachen, früher Schluss zu machen.«

»Fahren Sie nur in den siebten Stock – sie wird Sie einlassen«, wiederholte der Türsteher, und trotz seiner eingeübt ausdruckslosen Miene konnte man aus seinen Worten die Andeutung einer Bitte heraushören.

Janson und Kincaid gingen über den auf Hochglanz polierten Marmorboden zu den Aufzügen. Obwohl die alte Falttür noch intakt war, gab es in der Kabine, in die sie stiegen, keinen Liftführer. Und auch keine Sicherheitskamera: Schließlich war die Lobby mit zwei Türstehern und einem Sicherheitsmann besetzt, und der Eigentümerausschuss hatte deshalb zweifellos derartige zusätzliche Sicherheitsmaßnahmen als lästige Übertreibung abgelehnt; Technik dieser Art erwartete man im Übrigen auch eher in Apartmentgebäuden, wie sie Mrs. Trump baute. Ein Pärchen sollte sich im Aufzug ein keusches Küsschen erlauben dürfen, ohne sich Sorge machen zu müssen, dabei neugierige Zuschauer zu haben.

Sie drückten den Knopf für das siebte Stockwerk – würde er aufleuchten? Er würde nicht. Sie warteten ungeduldig, während die kleine Liftkabine nach oben fuhr und dann langsam und zitternd zum Stillstand kam. In

Anbetracht des Wohlstands der Bewohner des Gebäudes wirkte der Renovierungszustand der Aufzüge geradezu affektiert.

Schließlich öffneten sich die Türen direkt im Foyer des Apartments.

Wo war Marta Lang? Hatte sie gehört, wie die Lifttür sich öffnete und wieder schloss? Janson und Kincaid traten leise in den Flur und lauschten einen Augenblick.

Das Klirren von Porzellan, aber sanft und weit entfernt.

Zur Linken führte am Ende des dunklen Flurs eine Wendeltreppe ins Stockwerk darunter. Rechts gab es eine weitere Tür, die anscheinend in ein Schlafzimmer, vielleicht auch in mehrere Räume führte. Das eigentliche Wohngeschoss schien das unter ihnen zu sein. Marta Lang musste da sein. Sie suchten ihre Umgebung nach irgendwelchen Fischaugenobjektiven oder sonstigen Dingen ab, die auf Überwachung deuteten. Doch davon war nichts zu finden.

»Okay«, murmelte Janson. »Jetzt gehen wir nach dem Buch vor.«

»Wessen Buch?«

»Dem meinen.«

»Kapiert.«

Wieder das leises Klirren von Porzellan: eine Tasse, die auf eine Untertasse aufgesetzt wurde. Janson spähte vorsichtig die Treppe hinunter. Niemand war zu sehen, und er nahm dankbar zur Kenntnis, dass die Treppenstufen aus abgewetztem Marmor bestanden: Sie brauchten also nicht zu befürchten, dass eine ächzende Treppenstufe als zufälliges Alarmsystem fungierte.

Janson gab Jessie ein Handzeichen: Hinter mir bleiben! Dann eilte er die Treppe hinunter, den Rücken der

gewölbten Wand zugewandt. Er hielt eine kleine Pistole mit beiden Händen.

Vor ihm: ein riesiger Raum mit dicken vorgezogenen Gardinen. Zu seiner Linken: ein weiterer Raum, eine Art zusätzlicher Salon. Die Wände waren kunstvoll mit weiß lackiertem Holz verkleidet: Gemälde und Stiche in ziemlich eintöniger Zusammenstellung waren in präzisen Abständen voneinander aufgehängt. Das Mobiliar sah aus wie eine aus der Ferne für einen Geschäftsmann aus Tokio eingerichtete Zweitwohnung: elegant und teuer, doch ohne jede Individualität.

Jansons Verstand führte blitzartig seine Umgebung auf ein Arrangement von Öffnungen und Ebenen zurück: eines, das Chancen und Risiken repräsentierte, und ein zweites mit Fluchtmöglichkeiten und etwa möglichen Verstecken.

Er arbeitete sich von Wand zu Wand durch den Salon. Der Boden war mit poliertem Parkett belegt, das größtenteils Aubusson-Teppiche in gedämpften Farben bedeckten. Diese Teppiche verhinderten allerdings nicht, dass eine Bodendiele ein leichtes Ächzen von sich gab, als er den Zugang zum nächsten Salon erreichte. Plötzlich zuckte es in seinen Nerven, als ob er einen elektrischen Schlag erhalten hätte. Vor ihm war plötzlich eine Haushälterin in einer hellblauen Baumwolluniform aufgetaucht.

Sie drehte sich mit einem altmodischen Staubwedel in der Hand zu ihm herum und erstarrte in ihrer Bewegung. Ihr rundes Gesicht hatte sich zu einem hässlichen Grinsen verzogen – Angst?

»Paul, aufpassen!«

Das war Jessies Stimme. Er hatte sie nicht herunterkommen hören, aber sie war nur wenige Schritte hinter ihm.

Plötzlich spritzte etwas, das wie roter Gischt aussah, aus der Brust der Haushälterin. Sie kippte vornüber auf den Teppich, der dicke Stoff dämpfte das Geräusch ihres Falls.

Janson wirbelte herum und sah die Waffe, die Jessie in der Hand hielt und aus deren perforiertem Schalldämpfer ein dünner weißer Rauchfaden stieg.

»*Du großer Gott*«, stieß Janson entsetzt hervor. »Ist dir klar, was du gerade getan hast?«

»Ist es *dir* klar?«

Jessie trat neben die Leiche und tippte mit dem Fuß den Staubwedel an, den die Haushälterin immer noch in der ausgestreckten Hand hielt.

Das war kein Gegenstand für den Hausputz, höchstens im blutigsten Sinn: Unter dem Fächer brauner Federn verbarg sich eine SIG Sauer modernster Bauart, die immer noch mit einem Elastikband an der Hand der Toten hing.

Jessie hatte Recht gehabt, zu schießen. Die Pistole war durchgeladen und entsichert. Er war nur noch den Bruchteil einer Sekunde vom Tod entfernt gewesen.

Marta Lang war nicht allein. Und sie war nicht unbewacht.

War es möglich, dass sie ihre Anwesenheit immer noch nicht bemerkt hatte? Am Ende des zweiten Salons gab es eine weitere Türöffnung mit einer gewöhnlichen Pendeltür, die offenbar ins Speisezimmer führte.

Hinter der Tür hörte man eine Bewegung.

Janson presste sich links vom Türstock gegen die Wand und wirbelte herum, hielt seine Beretta in Brusthöhe und war darauf vorbereitet, je nach Erfordernis den Abzug zu betätigen oder mit der Waffe zuzuschlagen. Ein kräftig gebauter Mann, der eine Pistole in der Hand hielt, rannte heraus, offenbar sollte er nachsehen, was in dem Salon im

Gange war. Janson schmetterte dem Mann den Kolben seiner Beretta gegen den Hinterkopf. Er sackte schlaff zusammen, und Jessie fing ihn auf, sorgte dafür, dass er lautlos auf den Teppich glitt.

Einen Augenblick lang stand Janson reglos da, lauschte gebannt; der plötzliche Ausbruch von Gewalt hatte seine Konzentration beeinträchtigt, und er musste darauf bedacht sein, sich wieder voll und ganz in den Griff zu bekommen.

Plötzlich krachte es ein paar Mal hintereinander laut, und ein paar Kugeln, vermutlich aus einer Magnum, fetzten durch die Pendeltür, ließen Holz- und Lacksplitter davonfliegen. Hatte Marta Lang die Schüsse selbst abgeben? Irgendwie vermutete er das. Janson sah zu Jessie hinüber und vergewisserte sich, dass auch sie sich nicht in der Schusslinie befand und sich wie er neben dem Türstock an die Wand presste.

Einen Augenblick lang herrschte Stille, dann waren leise Schritte zu hören: Janson wusste sofort, was Marta Lang oder wer auch immer es sein mochte – tat und was er tun musste. Sie würde durch die Löcher spähen, die ihre Schüsse in die Holztür gerissen hatten, würde die Lage beurteilen. Sicherlich würde niemand dort stehen geblieben sein, wo gerade Kugeln geflogen waren.

Alles hing jetzt vom richtigen Timing ab, und Janson hatte kaum Anhaltspunkte. *Jetzt.* Er fuhr mit aller Kraft, die ihm zur Verfügung stand, in die Höhe und warf sich mit der Schulter voran gegen die Pendeltür. Die Tür würde seine Waffe sein – ein Rammbock. Zuerst ließ die Tür sich ganz leicht bewegen dann – ein dumpfer Knall – *traf* sie auf etwas, schleuderte die Person auf der anderen Seite zu Boden.

Es war tatsächlich Marta Lang, die er sah, als die Tür

jetzt ganz aufschwang. Die Tür hatte sie voll getroffen und sie gegen einen Hepplewhite-Esstisch geschleudert. Die schwere Automatikwaffe, die sie mit beiden Händen gehalten hatte, war ihr dabei entfallen und außer Reichweite für sie auf den Tisch gekracht.

Geschmeidig wie eine Katze rappelte sie sich hoch, hetzte um den Tisch herum und griff nach der schwarz schimmernden Waffe.

»Das würde ich bleiben lassen«, sagte Jessica.

Marta Lang blickte auf und sah Jessica in perfekter Schusspositur, die Pistole mit beiden Händen haltend. Ihre Haltung ließ keinen Zweifel daran, dass sie ihr Ziel nicht verfehlen würde. Und ihr Gesicht sagte, dass sie nicht zögern würde.

Die Frau atmete schwer, sagte nichts und tat auch einen endlos scheinenden Augenblick lang nichts, als wäre sie unschlüssig. Endlich richtete sie sich ganz auf und vergewisserte sich mit einem kurzen Blick, wo ihre Waffe lag. »Mit Ihnen macht es keinen Spaß«, sagte sie. Die eine Seite ihres Gesichts war vom Aufprall der Tür gerötet. »Wollen Sie nicht die Chancen ein wenig ausgleichen? Das Spiel interessanter machen?«

Janson bewegte sich auf sie zu, und in dem Sekundenbruchteil, in dem sein Körper sich zwischen Marta Lang und Kincaid schob, zuckte ihre Hand vor, um nach der Waffe zu greifen. Janson hatte die Bewegung vorhergesehen und entwand sie ihr sofort. »Eine Suomi-MP. Beeindruckend. Haben Sie einen Waffenschein für dieses Spielzeug?«

»Sie sind in meine Wohnung eingebrochen«, sagte sie. »Haben meiner Hausangestellten körperlichen Schaden zugefügt. Ich würde das Notwehr nennen.«

Marta Lang strich sich mit den Fingern durch das perfekt

frisierte weiße Haar, und Jansons Muskeln spannten sich, rechneten mit einer Überraschung, aber ihre Hände kamen leer wieder herunter. Irgendetwas war anders an ihr; ihre Redeweise flacher, ihr ganzes Verhalten beiläufiger geworden. Was wusste er wirklich über diese Frau?

»Vergeuden Sie unsere Zeit nicht, dann werden wir versuchen, die Ihre auch nicht zu vergeuden«, drängte Janson. »Sehen Sie, wir wissen bereits über Peter Novak Bescheid. Es hat keinen Sinn, wenn Sie mauern. Novak ist ein toter Mann. Es ist *vorbei*, verdammt!«

»Sie armer Muskelprotz«, sagte Marta Lang. »Sie bilden sich ein, Sie hätten sich alles zurechtgereimt. Aber das haben Sie schon einmal gedacht, nicht wahr? Macht Sie das nicht nachdenklich?«

»Geben Sie ihn auf, Marta«, stieß Janson zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Das ist Ihre einzige Chance. Man hat ihn abgeschrieben. Eine Staatsdirektive vom Präsidenten der Vereinigten Staaten selbst.«

Die verächtliche Geringschätzung, die die weißhaarige Frau zeigte, hatte etwas Bewundernswertes an sich. »Peter Novak ist mächtiger als er. Der amerikanische Präsident ist nur der Führer der *freien* Welt.«

Sie machte eine Pause, um die ganze Tragweite ihrer Worte einsickern zu lassen. »Sehen Sie jetzt das große Ganze – oder warten Sie, bis es auf Video zu haben ist?«

»Sie sind verblendet. Er hat es geschafft, Sie in seinen eigenen Wahnsinn hineinzuziehen. Und Sie können sich nicht losreißen, Sie sind verloren.«

»Harte Worte von einem gottverdammten Agenten. Schauen Sie mir in die Augen, Janson – ich möchte sehen, ob Sie das, was Sie da sagen, wirklich glauben. Wahrscheinlich tun Sie das – umso schlimmer für Sie. Hey, es ist wie in dem Song: *Freedom's just another word for*

nothing left to lose. Sie halten sich wohl für eine Art Held, nicht wahr? Eigentlich tun Sie mir Leid, wissen Sie. Für Leute wie Sie gibt es keine Freiheit. Da ist immer jemand, der Sie manipuliert, und wenn ich es nicht bin, dann ist es bloß jemand anders, jemand mit etwas weniger Phantasie.«

Sie wandte sich Jessica zu. »Es stimmt schon. Ihr Freund hier ist wie ein Piano. Er ist bloß ein Möbelstück, das darauf wartet, dass jemand auf ihm spielt. Und es gibt *immer* jemand, der auf ihm spielt.«

Ein Grinsen huschte über ihr Gesicht, wurde zur Grimasse. »Ist Ihnen je in den Sinn gekommen, dass mein Chef Ihnen die ganze Zeit immer drei Schritte voraus war? Sie sind so herrlich berechenbar – ich nehme an, das ist es, was Sie *Charakter* nennen. Er weiß, wie Sie ticken, wozu Sie imstande sind und wozu Sie sich entscheiden werden. Bei dem ganzen Theater, das Sie im Steinpalast abgezogen haben, hat er mit Ihnen gespielt, so wie ein kleiner Junge mit einer Spielfigur. Wir hatten dort natürlich Fernüberwachung eingebaut. Alles im Auge behalten, was Sie getan haben, jede Bewegung. Jedes einzelne Element Ihres Plans haben wir gekannt und uns auf jede Variante vorbereitet. Higgins – oh, das war der Mann, den Sie rausgeholt haben – würde *natürlich* darauf bestehen, die Amerikanerin zu befreien. Und Sie würden *natürlich* der Dame Ihren Platz überlassen. Was für ein perfekter Gentleman Sie doch sind. Perfekt *berechenbar.* Das Flugzeug war verdrahtet, damit man es per Fernsteuerung in die Luft sprengen konnte, das brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Peter Novak hat praktisch einen Dirigentenstab geschwenkt – als hätte er die ganze gottverdammte Operation dirigiert. Sehen Sie, Janson, er hat Sie manipuliert. Nicht Sie ihn. Er hat früher den Takt angegeben, und das tut er auch jetzt. Und das wird er immer.«

»Erlaubnis, die Schlampe wegzupusten, Sir?«, fragte Jessica und hob dabei die linke Hand, als wäre sie ein eifriger Kadett.

»Frag mich später noch mal«, sagte Janson. »Auf dieser Welt bekommt man nur eine beschränkte Anzahl von Chancen, Marta Lang. Ist das übrigens Ihr richtiger Name?«

»Was ist schon ein Name?«, sagte sie gelangweilt. »Wenn *er* schließlich mit Ihnen fertig ist, werden Sie denken, es sei *Ihr* Name. Aber jetzt habe ich eine Frage an *Sie:* Denken Sie denn, dass der Fuchs, wenn die Jagd lange genug läuft, anfängt sich einzubilden, dass er die Hunde jagt?«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Das ist Peter Novaks Welt. Und Sie leben nur in ihr.«

Sie ließ ein seltsam hochmütiges Lächeln aufblitzen. Als Janson sie in Chicago das erste Mal getroffen hatte, war sie für ihn der Inbegriff einer hochgebildeten Ausländerin gewesen. Jetzt war ihr Akzent eindeutig amerikanisch.

»Es gibt keinen Peter Novak«, sagte Jessie.

»Erinnern Sie sich, was die Leute vom Teufel sagen – dass sein größter Trick der war, jeden davon zu überzeugen, dass es ihn nicht gibt? Glauben Sie doch, was Sie wollen.«

Etwas in seiner Erinnerung zupfte an Janson. Er musterte Marta Lang eindringlich, lauerte auf das leiseste Anzeichen von Schwäche. »Alan Demarest – wo ist er?«

»Hier. Dort. Überall. Aber Sie sollten ihn Peter Novak nennen. Es ist unhöflich, das nicht zu tun.«

»Wo, verdammt noch mal!«

»Keine Ahnung«, meinte sie leichthin.

»Womit hat er Sie in der Hand?«, explodierte Janson.

»Wirklich bedauerlich, aber Sie haben keine Ahnung, wovon Sie reden.«

»*Irgendwie hat er Sie in der Hand.«*

»Sie kapieren es einfach nicht, wie?«, erwiderte sie mit einem vernichtenden Blick. *»Peter Novak hält die Zukunft in der Hand.«*

Janson starrte sie an. »Wenn Sie wissen, wo er ist, dann werde ich das, so wahr mir Gott helfe, aus Ihnen herausbekommen. Glauben Sie mir, nach ein paar Stunden mit Versed-Skopolamin werden Sie den Unterschied zwischen dem, was Sie denken, und dem, was Sie sagen, nicht mehr kennen. Alles, was Ihnen durch den Kopf geht, wird auch aus Ihrem Mund herauskommen. Wenn es in Ihrem Kopf drin ist, werden wir es herausbekommen. Und eine Menge Schrott natürlich auch. Mir wäre es lieber, wenn Sie ohne chemische Unterstützung auspacken. Aber so oder so, Sie werden uns sagen, was wir wissen wollen.«

»Sie reden solchen Unsinn«, sagte sie und wandte sich von ihm ab und Jessica zu. »Hey, helfen Sie mir doch. Bekomme ich nicht ein wenig weibliche Solidarität? So wie sie zwischen Geschwistern herrscht – da bestehen nämlich starke Bande.«

Dann beugte sie sich vor, so dass ihr Gesicht nur wenige Zentimeter von dem seinen entfernt war. »Paul, es tut mir wirklich Leid, dass Ihre Freunde vor Anura *in die Luft geflogen* sind.«

Sie bewegte ihre Fingerspitzen und fügte mit einer Stimme hinzu, die immer beißender klang: »Ich weiß, dass Sie wegen dieses Griechen mit dem knackigen Po völlig am Boden waren.«

Sie kicherte kurz. »Aber was soll ich sagen? Manchmal geht eben alles schief.«

Janson spürte, wie eine Ader auf seiner Stirn schmerz-

haft zu pochen begann; er wusste, dass sein Gesicht vor Wut rote Flecken bekommen hatte, während er sich ausmalte, wie er ihr ins Gesicht schlug, ihre Gesichtsknochen zerschmetterte, ihr mit ausgestreckten Fingern das Nasenbein ins Hirn trieb. Aber dann legte der Nebel der Wut sich ebenso schnell wieder. Er erkannte, dass sie ihn reizen, ihn dazu bringen wollte, dass er die Kontrolle über sich verlor. »Ich stelle Ihnen jetzt nicht drei Dinge zur Wahl«, sagte er. »Nur zwei. Und wenn Sie sich nicht entscheiden, werde ich die Entscheidung für Sie treffen.«

»Wird das lang dauern?«, fragte sie.

Janson hörte jetzt im Hintergrund Choralmusik. Hildegard von Bingen. Seine Nackenhaare sträubten sich. »›Das Hohelied der Ekstase‹«, sagte er. »Der lange Schatten Alan Demarests.«

»Wie? Darauf habe *ich* ihn gebracht«, sagte sie und zuckte die Schultern. »Als wir noch Teenager waren.«

Janson starrte sie an, sah sie, als sähe er sie das erste Mal. Plötzlich fügte sich eine ganze Reihe winziger Details zusammen, die ihm zugesetzt hatten. Ihre Kopfbewegung, die Art und Weise, wie sich ihr ganzes Verhalten, ihr Tonfall plötzlich total veränderten … ihr Alter, selbst gewisse Redewendungen.

»Herrgott im Himmel«, sagte er. »Sie sind…«

»Seine Zwillingsschwester. Ich sagte doch, dass zwischen Geschwistern starke Bande bestehen.«

Sie fing an, die Hautpartie unter ihrem linken Schlüsselbein zu massieren. »Die fabelhaften Demarest-Zwillinge. Eine Doppelportion Verdruss. Die Zwillinge, die als Teenager das beschissene Fairfield terrorisiert haben. Diese Schwachköpfe von Moebius haben nie gewusst, dass Alan mich da mit hineingebracht hat.«

Während sie das sagte, wurden ihre kreisenden Finger-

bewegungen kräftiger, hartnäckiger, so als juckte sie etwas unter der Haut. »Wenn Sie also glauben, dass ich ihn aufgebe, wie Sie es so elegant formuliert haben, sollten Sie darüber besser noch einmal nachdenken.«

»Sie haben keine Wahl«, sagte Janson.

»Was macht sie da?«, fragte Jessica leise.

»Wir haben immer eine Wahl.«

Marta Langs Bewegungen wurden langsamer, gezielter; sie fing an, mit den Fingern an ihrem Schlüsselbein herumzubohren. »Ah«, sagte sie. »Das ist es … Das ist es. Oh, das fühlt sich schon viel besser an…«

»Paul!«, schrie Jessica. Sie begriff den Bruchteil einer Sekunde schneller als er. *»Lass nicht zu…!«*

Es war zu spät. Mit einem kaum hörbaren Knacken zerbrach eine unter ihrer Haut befindliche Ampulle. Die Frau warf den Kopf wie in Ekstase in den Nacken, und ihr Gesicht lief purpurrot an, ein leises, fast sinnliches Stöhnen kam über ihre Lippen und ging gleich darauf in ein gurgelndes Geräusch tief in ihrer Kehle über. Die Kinnlade fiel ihr schlaff herunter, ein Speichelfaden rann ihr aus dem Mundwinkel. Dann drehten sich ihre Augen nach oben, sodass durch die halb geöffneten Lider nur noch das Weiße zu sehen war.

Aus unsichtbaren Lautsprechern sangen die gespenstischen Stimmen:

Gaudete in ilio, quem no viderunt in terris multi, qui ipsum ardenter vocaverunt, Gaudete in capite vestro.

Janson legte die Hand auf Marta Langs Hals, tastete nach ihrem Puls, wohl wissend, dass er ihn nicht finden würde. Die Anzeichen einer Zyankalivergiftung waren nur schwer

zu übersehen. Sie hatte den Tod der Kapitulation vorgezogen, und Janson hätte nicht entscheiden können, ob dies nun Mut oder Feigheit war.

»Wir haben immer eine Wahl«, hatte die tote Frau gesagt. *Wir haben immer eine Wahl.* Eine andere Stimme, Jahrzehnte zurückliegend, hallte in seinem Gedächtnis nach: einer der Vietkong, die ihn verhört hatten, der Mann mit der Nickelbrille. *Nicht entscheiden heißt entscheiden.*

38

Die Konsole auf dem Schreibtisch des Generalsekretärs gab einen dezenten Glockenton von sich. Dann Helgas Stimme: »Tut mir Leid, wenn ich störe, aber es ist noch einmal Mr. Novak.«

Mathieu Zinsou sah die Hochkommissarin für das Flüchtlingswesen an, eine ehemalige irische Politikerin, deren lebhaftes Wesen auch ein erhebliches Maß an Redseligkeit mit sich brachte; im Augenblick lag sie im Clinch mit dem Untergeneralsekretär für humanitäre Angelegenheiten, der dafür bekannt war, Kompetenzstreitigkeiten mit unnachgiebigem und recht unhumanitärem Eifer auszufechten. »Madame MacCabe, es tut mir schrecklich Leid, aber das ist ein Anruf, den ich unbedingt entgegennehmen muss. Ich glaube, ich habe Ihre Besorgnis hinsichtlich einengender Vorschriften aus der Abteilung für politische Angelegenheiten begriffen, und nehme an, dass wir eine Einigung finden können, wenn wir alle *Vernunft walten lassen.* Bitten Sie Helga, dass sie die zuständigen Personen zu einer Besprechung einlädt.«

Er stand auf und verbeugte sich mit einer fast höfisch wirkenden Geste vor ihr, die keinen Zweifel daran ließ, dass die Besprechung beendet war.

Dann nahm er den Hörer ab. »Ich verbinde mit Mr. Novak«, sagte eine Frauenstimme. Ein paar klickende Laute und ein elektronisches Schnarren waren zu hören, dann hallte Peter Novaks Stimme aus dem Telefon: »*Mon cher* Mathieu«, begann er.

»*Mon cher* Peter«, erwiderte Zinsou. »Ich weiß Ihre Großzügigkeit zu schätzen, das, was wir besprochen haben, auch nur in Betracht zu ziehen. Kein Privatmann

hat je, seit die Rockefellers das Land, auf dem das UN-Gebäude steht, gestiftet haben…«

»Ja, ja«, fiel Novak ihm ins Wort. »Ich fürchte aber, ich muss Ihre Einladung zum Abendessen ablehnen.«

»Oh?«

»Ich denke an etwas *Zeremonielleres* und hoffe, dass Sie meinen Überlegungen beipflichten können. Wir haben voreinander doch keine Geheimnisse, oder? Transparenz war immer einer der vorrangigen Werte der UN, nicht wahr?«

»Nun, bis zu einem bestimmten Grad, Peter.«

»Ich werde Ihnen sagen, was ich vorschlage, und dann sagen Sie mir, ob Sie finden, dass es unvernünftig ist.«

»Bitte.«

»Nach meiner Kenntnis wird an diesem Freitag eine Sitzung der Vollversammlung stattfinden. Ich habe immer davon geträumt, einmal vor dieser erlauchten Körperschaft zu sprechen. Alberne Eitelkeit?«

»Ganz bestimmt nicht«, erwiderte Zinsou schnell. »Freilich, bis zur Stunde sind nur wenige Privatpersonen vor der Vollversammlung zu Wort gekommen…«

»Aber es würde mir doch niemand das Recht und das Privileg neiden – ich glaube, da werden Sie mir nicht widersprechen.«

»Bien sûr.«

»In Anbetracht der Tatsache, dass eine große Zahl von Staatsoberhäuptern anwesend sein wird, ist das Sicherheitsniveau bestimmt sehr hoch. Sie können mich paranoid nennen, aber ich finde das beruhigend. Wenn der amerikanische Präsident zugegen ist, wie es ja wahrscheinlich der Fall sein wird, hat man wohl auch ein Secret-Service-Team eingesetzt. Alles sehr beruhigend. Und ich werde

wahrscheinlich in Begleitung des Bürgermeisters von New York kommen, der immer sehr freundlich zu mir war.«

»Also ein recht öffentlicher und sichtbarer Auftritt«, sagte Zinsou. »Ich muss sagen, das ist gar nicht Ihre Art. Wo Sie doch eher als Einsiedler gelten.«

»Und aus genau diesem Grund schlage ich es vor«, sagte die Stimme. »Sie kennen ja mein Prinzip: Man muss den Leuten immer Rätsel aufgeben.«

»Aber unser … Dialog?«

Zinsou war verwirrt und zugleich besorgt und gab sich alle Mühe, sich davon nichts anmerken zu lassen.

»Keine Sorge. Sie werden sicherlich feststellen, dass man nie besser unter vier Augen sprechen kann, als wenn dies in aller Öffentlichkeit geschieht.«

»Verdammt!«, schrie Janson. Er hatte sich gerade die Aufzeichnung von Demarests letztem Telefongespräch angehört.

»Was hätte ich denn anders machen können?«, fragte Zinsou mit einer Stimme, die Besorgnis und Selbstvorwürfe verriet.

»Nichts. Wenn Sie sich widersetzt hätten, dann hätte das nur seinen Argwohn geweckt. Dieser Mann ist zutiefst paranoid.«

»Was halten Sie von diesem Wunsch? Verwirrend, nicht?«

»Genial«, erklärte Janson knapp. »Dieser Mann beherrscht mehr Schachzüge als Bobby Fischer.«

»Aber wenn Sie ihn aufscheuchen wollten…«

»Daran hat er gedacht und deshalb Vorkehrungen getroffen. Er weiß, dass die Kräfte, die man gegen ihn einsetzen kann, in höchstem Maße bürokratisch zergliedert sind. Es

wäre unmöglich, den Secret Service in die ganze Wahrheit einzuweihen. Er benutzt unsere eigenen Leute als Schild. Und das ist noch nicht alles. Er wird an der Seite des Bürgermeisters von New York die Treppe zum Gebäude der Vollversammlung hinaufgehen. Jeder Anschlag auf sein Leben würde einen weltbekannten und prominenten Politiker gefährden. Er betritt eine Arena voll unglaublich scharfer Sicherheitsvorkehrungen mit adleräugigen Leibwächtern und Spezialisten, die den Staatsoberhäuptern und sonstigen führenden Politikern aus der ganzen Welt zugeteilt sind. Es wird sein, als würde ihn ein Kraftfeld umgeben. Wenn ein amerikanischer Agent versuchen sollte, auf ihn zu schießen, würde die daraus resultierende Untersuchung alles auffliegen lassen. Solange er sich in der Vollversammlung befindet, ist er für uns unerreichbar. Keine Chance. Malen Sie es sich doch aus – alle werden sich um ihn drängen. In Anbetracht der Großzügigkeit, die er auf der ganzen Welt unter Beweis gestellt hat, wird man seinen Auftritt als eine Ehre für die internationale Gemeinschaft betrachten.«

»Ja, die Ehre, einen Mann zu begrüßen, der wie ein Licht für die Nationen leuchtet«, sagte Zinsou und verzog das Gesicht.

»Typisch Demarest. ›Für alle deutlich sichtbar versteckt‹ war eine seiner Lieblingsformulierungen. Er hat oft gesagt, das beste Versteck sei vor den Augen der Öffentlichkeit.«

»So hat er es ja mir gegenüber im Wesentlichen auch formuliert«, sinnierte Zinsou. Er sah auf den Stift, den er in der Hand hielt, und versuchte ihn mit schierer Willenskraft in eine Zigarette zu verwandeln. »Und was nun?«

Janson trank einen Schluck lauwarmen Kaffee. »Entweder ich lasse mir etwas einfallen…«

»Oder?«

Seine Augen wurden hart. »Oder nicht.«

Er verließ das Büro des Generalsekretärs ohne ein weiteres Wort, ließ den Diplomaten mit seinen Gedanken allein.

Zinsou verspürte einen Druck auf der Brust. In Wahrheit hatte er seit dem Augenblick schlecht geschlafen, seit ihn der Präsident der Vereinigten Staaten über die Krise informiert hatte, wofür vorher einiges Zureden von Seiten Jansons erforderlich gewesen war. Zinsou war nach wie vor entsetzt. Wie konnten die Vereinigten Staaten von Amerika so leichtsinnig gewesen sein? Nur dass es ja genau genommen gar nicht die Vereinigten Staaten gewesen waren; das Ganze war eher das Werk einer kleinen Clique von Programmierern – Planern, wie Janson sagen würde. Das Geheimnis war von einer Präsidentschaft an die nächste weitergereicht worden, wie die Codes für das Kernwaffenarsenal der Nation – und kaum weniger gefährlich.

Zinsou persönlich kannte mehr Staatsoberhäupter als irgendein anderer lebender Mensch. Er wusste, dass der Präsident aller Wahrscheinlichkeit nach den blutigen Tumult unterschätzte, der ausbrechen würde, sollte die Wahrheit über das Moebius-Programm je ans Licht kommen. Er malte sich die Ministerpräsidenten, Premiers, Präsidenten, Parteisekretäre, Emire und Könige eines betrogenen Planeten aus. Die ganze Nachkriegswelt, das mühsam aufgebaute Gleichgewicht der Kräfte würde in Stücke gehen. An sämtlichen Krisenpunkten der Welt würden Dutzende von Verträgen und Dokumenten über beigelegte Konflikte gefälscht und für gegenstandslos erklärt werden, weil ihr Verfasser als Betrüger entlarvt worden war – als amerikanischer Agent. Der Friedensvertrag, den Peter Novak in Zypern ausgehandelt hatte? Er würde binnen Stunden Makulatur sein, und die gegenseiti-

gen Vorwürfe zwischen Türken und Griechen würden aufs Neue beginnen. Jede Seite würde die andere bezichtigen, die ganze Zeit die Wahrheit gekannt zu haben; ein Pakt, der einmal als unparteiisch gegolten hatte, würde jetzt so interpretiert werden, dass er auf subtile Weise den Feind begünstigte. Und anderswo?

Die Währungskrise in Malaysia? Tut mir schrecklich Leid, alter Junge. Das haben wir gemacht. Der kleine Knick beim Pfund Sterling, der vor sieben Jahren dazu führte, dass die Wirtschaft Großbritanniens ein paar Punkte im Bruttosozialprodukt verloren hat? Ja, das haben wir ausgenutzt und damit eine ohnehin schwierige Situation noch schwieriger gemacht. Tut uns schrecklich Leid, wir wissen auch nicht, was wir uns dabei gedacht haben…

Auf eine Ära relativen Friedens und Wohlstands würde eine Zeit der Anarchie folgen. Und was würde aus den Büros der Liberty Foundation in sämtlichen Entwicklungsländern und in Ost-Europa werden – sobald sie als Teile eines amerikanischen Agentennetzes entlarvt waren? Viele mit den USA verbündete Regierungen würden diese Demütigung schlicht und einfach nicht überleben; andere würden, um bei ihren Bürgern glaubwürdig zu bleiben, alle Beziehungen zu den Vereinigten Staaten abbrechen und den ehemaligen Verbündeten als Gegner bezeichnen. Amerikanische Unternehmen, selbst solche, die in keinerlei Verbindung zur Liberty Foundation standen, würden von ausländischen Regierungen beschlagnahmt werden. Der Welthandel würde einen vernichtenden Schlag erleiden. Und die Verbitterten und Entrechteten des Planeten würden endlich einen *casus belli* haben; vage Verdächtigungen würden einen Katalysator finden. Bei den beiden großen politischen Parteien Amerikas und der außerparteilichen Opposition würden die Enthüllungen

dazu führen, dass sich eine Sammelbewegung gegen das amerikanische Imperium bildete. Das teilweise geeinte Gebilde, das Europa war, würde endlich zusammenwachsen – geeint gegen einen neuen gemeinsamen Feind, und ein dann wahrhaft vereintes Europa würde sich gegen die Vereinigten Staaten stellen. Wer konnte die USA verteidigen? Wer würde auch nur auf den Gedanken kommen? Dies war schließlich ein Land, das seine engsten und treuesten Verbündeten verraten hatte. Ein Land, das in intriganter Weise die Regierungen auf dem ganzen Planeten manipuliert hatte. Ein Land, dem jetzt der unverhohlene Zorn von Milliarden entgegenschlagen würde. Selbst Organisationen, die sich der internationalen Zusammenarbeit gewidmet hatten, würden unter Verdacht geraten. Vermutlich würde das ausbrechende Chaos das Ende der Vereinten Nationen heraufbeschwören; wenn nicht gleich, dann in Kürze, in einer Flut wachsenden Argwohns und mit steigendem Unmut.

Und das würde bedeuten – wie lautete doch der amerikanische Ausdruck dafür? – *a world of trouble.*

*

Der Kalif las das Telegramm, das er gerade erhalten hatte, und verspürte wohlige Wärme in sich aufsteigen. Es war, als habe sich ein von Wolken überzogener Himmel aufgetan und einem leuchtenden Sonnenstrahl Platz gemacht. Peter Novak würde eine Ansprache vor der Vollversammlung der Vereinten Nationen halten. Der Mann – und am Ende war er nicht mehr als das, ein Mann – würde endlich sein Gesicht zeigen. Er würde mit gedankenloser Dankbarkeit, mit Ehrungen und Jubelrufen begrüßt werden. Und wenn es nach dem Kalifen ging,

noch mit etwas anderem.

Er wandte sich dem Sicherheitsminister von Mansur zu – eigentlich trotz des hochtrabenden Titels nicht viel mehr als ein aufgeblasener Teppichhändler- und sagte mit einer Stimme, die zugleich höflich und herrisch war: »Dieses Treffen der Internationalen Gemeinschaft wird ein wichtiger Augenblick für die islamische Republik Mansur sein.«

»Aber natürlich«, erwiderte der Minister, ein kleiner, nichtssagend wirkender Mann mit einem schlichten weißen Turban. In Dingen, die nicht mit der Orthodoxie des Korans zu tun hatten, war die Führung dieses erbärmlich kleinen Landes leicht zu beeindrucken.

»Deine Delegation wird, ob nun zu Recht oder Unrecht, nach ihrer Professionalität, ihrer Disziplin und ihrem Auftreten beurteilt werden. Es darf nichts schief gehen, selbst im Angesicht unbekannter und unerwarteter Missetäter. Der höchste Grad an Sicherheitsmaßnahmen muss gewährleistet sein.«

Der Minister von Mansur nickte; er wusste, dass er hier überfordert war, und erkannte lobenswerterweise, dass es wenig Sinn hatte, das nicht zuzugeben, wenigstens in Gegenwart des Meistertaktikers, der vor ihm stand.

»Deshalb werde ich die Delegation selbst begleiten. Du brauchst nur die diplomatische Fassade zu liefern, und ich werde *persönlich* sicherstellen, dass alles so abläuft, wie es sollte.«

»Allah sei gepriesen«, sagte der kleine Mann. »Mehr können wir uns nicht erhoffen. Deine Hingabe wird für die anderen Inspiration sein.«

Der Kalif nickte bedächtig, akzeptierte den Tribut, den man ihm zollte. »Was ich tue«, sagte er, »ist lediglich das, was getan werden muss.«

*

Das schmale Stadthaus war elegant und wirkte doch anonym, ein Ziegelbau wie hundert andere im Turtle-Bay-Viertel von New York. Der Treppenabsatz vor dem Haus war graubraun mit quer über die Stufen verlaufenden Stegen, die das Ausgleiten verhindern sollten, wenn Regen oder Eis die Treppe rutschig machten; die darunter angebrachten elektronischen Sensoren konnten darüber hinaus die Anwesenheit eines Besuchers melden. Die Sonne spiegelte sich in den dicken Butzenscheiben des Salons. Sie sahen sehr hübsch aus, boten aber auch Schutz selbst gegen Geschosse schweren Kalibers. *Sterile Seven* hatte der stellvertretende Direktor der Defense Intelligence Agency es genannt: Es war ein Safe House, das den Moebius-Planern für gelegentliche Treffs zur Verfügung stand, eines von zehn, die über das ganze Land verteilt waren. Janson würde hier geschützt sein, hatte man ihm versichert; und, was ebenso wichtig war, er würde Zugriff zu modernstem Fernmeldegerät haben, auch zu den umfangreichen Datenbanken, die die Geheimdienste der Vereinigten Staaten gemeinsam aufgebaut hatten.

Janson saß in dem Arbeitszimmer im Obergeschoss und starrte auf einen gelben linierten Schreibblock, der vor ihm lag. Seine Augen waren vom Schlafmangel blutunterlaufen; quälender Kopfschmerz plagte ihn. Er war über Zerhackertelefon mit den überlebenden Mitgliedern des Moebius-Programms in Verbindung gewesen. Keiner von ihnen war optimistisch oder gab sich auch nur den Anschein, es zu sein. Wenn Novak in das Land einreiste – wie würde er es tun? Wie groß war die Wahrscheinlichkeit, dass die Grenzbehörden sie über seine Ankunft verständigen würden? Sämtliche Flughäfen, privat und öffentlich, im ganzen Land waren informiert worden. Man

hatte den Flughafenbehörden gesagt, es gebe »glaubwürdige Bedrohungen« von Peter Novaks Leben, und deshalb sei es von entscheidender Wichtigkeit, seinen Aufenthalt einer speziell für den Schutz ausländischer Würdenträger zuständigen Sicherheitsgruppe bekannt zu geben, die vom State Department koordiniert wurde.

Er rief Derek Collins an, der sich auf Phipps Island befand, wo man das Kontingent der Nationalgarde verdreifacht hatte. Im Hintergrund hörte er das Klirren eines Hundehalsbands.

»Ich muss schon sagen, Butch fühlt sich hier wirklich wohl«, sagte Collins. »Der Köter fängt allmählich an, mich zu mögen. Bei all dem, was geschehen ist, wirkt es irgendwie entspannend, ihn um mich zu haben. Die Arbeiter, die gestern hier waren, um alles vorzubereiten, waren freilich nicht so von ihm begeistert – er hat sie die ganze Zeit angesehen, als ob er sie am liebsten fressen würde. Aber ich wette, Sie wollen etwas anderes hören.«

»Was gibt es Neues?«

»Die gute Nachricht: Kobra ist unterwegs – wir sind zumindest ziemlich sicher, dass es so ist. Die schlechte Nachricht: Man hat gestern Nell Pearsons Leiche entdeckt. Mrs. Novak, Sie wissen schon. Angeblich Selbstmord. Hat sich in der Badewanne die Pulsadern aufgeschnitten. Noch ein Faden gekappt.«

»Herrgott«, sagte Janson. »Glauben Sie, dass man sie ermordet hat?«

»Selbstverständlich hat man sie ermordet. Aber das wird nie jemand beweisen können.«

»Ein Jammer«, sagte Janson. Seine Stimme klang schwer wie Blei.

»Es geht weiter«, sagte Collins bedrückt. »Niemand hat Puma gesichtet. Null, nada, nichts. Vier Meldungen von

ähnlich aussehenden Leuten – alles falsch. Tatsache ist, dass unser Freund vielleicht gar nicht aus Übersee eintrifft – er könnte bereits im Land sein. Und inkognito einzureisen ist für ihn ein Kinderspiel. Das hier ist ein großes, dicht bevölkertes Land mit mehr als *fünfhundert* internationalen Flughäfen. Unsere Grenzen sind von ihrem Wesen her durchlässig. Aber das brauche ich Ihnen ja nicht zu sagen.«

»Das ist jetzt nicht die Zeit, von Unmöglichkeiten zu reden, Derek«, tadelte der Agent.

»Vielen Dank für die Aufmunterung, Coach. Sie glauben wohl nicht, dass jeder von uns sich den Arsch aufreißt? Keiner von uns weiß, wer als Nächster dran ist. Aber wenn Sie über Unmöglichkeiten reden wollen, dann interessiert Sie vielleicht, was man zurzeit in Washington denkt.«

Fünf Minuten später legte Janson mit einem Gefühl gesteigerter Unruhe den Hörer auf.

Fast unmittelbar darauf klingelte das silbergraue Telefon auf dem mit grünem Filz belegten Schreibtisch dezent. Das leise Klingeln verlieh dem Geräusch zusätzliche Bedeutung. Es war die Leitung, die dem Weißen Haus vorbehalten war.

Er nahm den Hörer ab. Es war der Präsident.

»Hören Sie, Paul, ich habe die Geschichte jetzt mehrmals mit Doug besprochen. Diese Ansprache, die Demarest vor der Vollversammlung halten wird – das könnte sehr wohl eine Art Ultimatum darstellen.«

»Sir?«

»Wie Sie wissen, hat er die Kontrollcodes für das gesamte Echelon-System verlangt. Ich habe ihn zunächst abgespeist.«

»Abgespeist?«

»Ihn weggefegt. Ich finde, die Botschaft, die er uns schickt, ist ziemlich unzweideutig. Wenn er nicht bekommt, was er möchte, wird er vor die Vollversammlung treten und eine Explosion auslösen. Vor der ganzen Welt, die an jedem Wort von ihm hängt, auspacken. Das ist nur eine Vermutung. Wir könnten uns natürlich täuschen. Aber je mehr wir darüber nachdenken, desto mehr finden wir, dass das eine glaubhafte Bedrohung ist.«

»Ergo?«

»Hoffe ich aus ganzer Seele, dass ihn ein Blitzschlag trifft, bevor er ans Podium treten und diese Rede halten kann.«

»Das klingt mir fast wie ein Plan.«

»Und davon abgesehen habe ich beschlossen, mich unmittelbar vorher mit ihm zu treffen. Kapitulieren. Die erste Runde seiner Forderungen akzeptieren.«

»Ist für Sie ein Auftritt vor der UN geplant?«

»Wir haben das offen gelassen. Der Staatssekretär wird da sein und der UN-Botschafter, der ständige Vertreter, der Handelsbeauftragte und die übrigen Zinnsoldaten, die wir gewöhnlich hinschicken. Aber wenn wir diesen … Handel machen, wird das von mir kommen müssen. Ich bin der Einzige, der die Befugnis dazu hat.«

»Sie würden sich in Gefahr bringen.«

»Paul, ich bin bereits in Gefahr. Und Sie sind das auch.«

39

THE NEW YORK TIMES

U.N.-VOLLVERSAMMLUNG TAGT

Hunderte von Staatsoberhäuptern und Regierungschefs aus der ganzen Welt wollen »Dialog der Zivilisation« führen

Von Barbara Corlett

New York – Das Zusammentreffen von Hunderten von Staatsoberhäuptern und hochrangigen Regierungsvertretern aus aller Welt bereitet den meisten New Yorkern in einem Punkt große Sorge: Werden die Fahrzeugkolonnen der Besucher die Verkehrsprobleme der Stadt noch unerträglicher machen? Das US Department of State und diplomatische Kreise andernorts freilich beschäftigt ein wichtigeres Thema. Es besteht begründete Hoffnung, dass die achtundfünfzigste Vollversammlung zu substanziellen Reformen und einem höheren Maß an internationaler Zusammenarbeit führen wird. UN-Generalsekretär Mathieu Zinsou hat angekündigt, es werde zu einer »Zeitenwende« in der Geschichte der viel geplagten Organisation kommen.

Die Erwartungen wurden durch Gerüchte gestützt, dass es möglicherweise zu einem Auftritt des hoch geschätzten Philanthropen Peter Novak kommen könnte, dessen Liberty Foundation in Anbetracht ihrer globalen Bedeutung, aber auch ihrer diplomatischen Leistungen, häufig mit den Vereinten Nationen verglichen wurde. Die Mitgliednatio-

nen der UN, darunter auch die Vereinigten Staaten, schulden der Organisation Milliarden von Dollar, und der Generalsekretär macht keinen Hehl aus der Tatsache, dass die Arbeit der Weltorganisation dadurch seit einiger Zeit in zunehmendem Maße beeinträchtigt worden ist. Mr. Novak, dessen Vermögen legendär ist, könnte konkrete Vorschlage zur Linderung der Finanzkrise der UN machen. Hochrangige UN-Sprecher haben ferner angedeutet, der Direktor der Liberty Foundation könnte möglicherweise eine engere Zusammenarbeit mit der UN vorschlagen, um die Hilfsmaßnahmen in besonders stark unter Armut und Konflikten leidenden Regionen zu koordinieren. Mr. Novak führt ein sehr zurückgezogenes Leben und war daher für Kommentare nicht erreichbar.

Es würde alles morgen geschehen, und was geschah, würde davon abhängen, wie gut ihre Vorbereitungen waren.

Ein Fuß vor den anderen.

Janson – offiziell ein freiberuflicher Sicherheitsberater, engagiert vom Büro des Generalsekretärs – hatte die letzten vier Stunden damit verbracht, den UN-Komplex zu durchstreifen. Was hatten sie übersehen? Janson versuchte nachzudenken, aber er spürte, wie ihn die Nebel immer wieder einholten; er hatte in den letzten paar Tagen kaum geschlafen und sich hauptsächlich von schwarzem Kaffee und Aspirin ernährt. *Ein Fuß vor den anderen.* Das war ein ziviler Erkundungseinsatz, von dem alles abhing.

Der UN-Komplex, der sich entlang des East River von der zweiundvierzigsten bis zur achtundvierzigsten Straße hinzog, war so etwas wie eine Insel. Das Sekretariatsgebäude ragte neununddreißig Stockwerke in den Himmel; in der Skyline der Stadt waren Wahrzeichen wie das

Chrysler Building und das Empire State Building im Vergleich damit eher bescheidene Erhebungen – Bäume neben einem Berg. Was das UN-Sekretariat besonders hervorhob, war nicht so sehr seine Höhe als seine gewaltige Breite – sie machte mehr als einen Häuserblock aus. Beiderseits des Gebäudes ragten identische Wände aus blaugrünem Thermopaneglas und Aluminium wie dazu passende Vorhänge auf; jedes Stockwerk war vom nächsten durch schwarze Reihen von Spandrillen abgesetzt. Nur die in unregelmäßigen Abständen erkennbaren Gitter der Versorgungsstockwerke unterbrachen die Symmetrie des Bauwerks. Die beiden schmalen Enden des Gebäudekomplexes waren mit Marmor aus Vermont verkleidet – eine Konzession, wie Janson sich erinnerte, an den ehemaligen Senator aus Vermont, der das in der Planungsphase eingesetzte Beraterkomitee geleitet und anschließend als permanenter Vertreter der USA bei der UN fungiert hatte. In einer unschuldigeren Ära hatte Frank Lloyd Wright das Sekretariat als »eine Superkiste, um in ihr einem Fiasko ein höllisches Ende zu bereiten« bezeichnet. Diese Worte schienen jetzt auf äußerst bedrohliche Art prophetisch.

Der flache Bau der Vollversammlung, der an das Nordende des Sekretariatsgebäudes angrenzte, war wesentlich mutiger gestaltet. Ein Quader mit zahlreichen Kurven, in der Mitte abgeflacht und nach beiden Seiten ausgestellt. Eine etwas deplatziert wirkende Kuppel in der Mitte des Daches – eine weitere Konzession an den Senator – wirkte wie ein überdimensionierter Turbinenschacht. Jetzt, wo das Gebäude leer war, durchschritt Janson es mehrere Male und musterte jede einzelne Fläche, als sähe er sie zum ersten Mal. Die Südwand war ganz in Glas gehalten, sodass der dahinter liegende Aufenthaltsraum der Delegierten ebenso wie die drei Reihen umlaufender weißer

Balkone hell und luftig wirkten. In der Mitte des Gebäudes befand sich die eigentliche Versammlungshalle, ein gewaltiges halbkreisförmiges Atrium mit grünen Ledersesseln, die um die Rednertribüne in der Mitte angeordnet waren; sie wirkten wie ein gewaltiger Altar aus grünem Marmor auf schwarzem Grund. Darüber schwebte an einer riesigen vergoldeten Wand das Emblem der UN – zwei Girlanden wie Getreideähren unter einem stilisierten Globus. Auf Janson wirkte der Globus mit seinen Kreisen und den im rechten Winkel angeordneten Linien wie der Blick durch das Fadenkreuz eines Zielfernrohrs: Ziel Erde.

»Some people wanna fill the world with silly love songs«, schmachtete der Russe unmelodisch.

»Grigori?«, sprach Janson in die Sprechmuschel seines Handys. Natürlich war es Grigori. Janson sah sich in der gewaltigen Halle um, registrierte die beiden riesigen Bildschirme beiderseits des Rednerpults. »Bei dir alles klar?«

»War noch nie besser!«, verkündete Grigori Berman stolz.

»Wieder in meinem eigenen Haus zurück. Privatkrankenschwester, heißt Ingrid! Am zweiten Tag werfe ich Thermometer immer wieder auf Boden, damit sehen, wie Krankenschwester sich bückt. Schenkel von dem Mädchen – ich sage dir – eine Venus in Weiß! Ingrid, ich sage, wie wär's, Sie Schwester spielen? ›Miister Berman‹ sie quietscht entsetzt, ›ich *bin* Schwester‹«.

»Hör zu, Grigori, ich habe eine Bitte an dich. Aber wenn du dich dem nicht gewachsen fühlst, dann sag es mir einfach.«

Janson redete ein paar Minuten und lieferte dem Russen eine Hand voll notwendiger Einzelheiten; entweder würde

Berman sich den Rest zusammenreimen oder nicht.

Berman blieb ein paar Augenblicke stumm, nachdem Janson schließlich zum Ende gekommen war. »Jetzt Grigori Berman schockiert. Was du da vorschlägst, Sir, ist unethisch, unmoralisch, illegal – ist raffinierte Verletzung von Gepflogenheiten und Praktiken von internationalem Bankwesen.«

Er machte eine Kunstpause. »Das *liebe* ich.«

»Dachte ich mir doch«, sagte Janson. »Und du wirst das schaffen?«

»I get by with a little help from my friends«, schmachtete Berman.

»Und du bist ganz sicher, dass du das schaffst?«

»Frag mal *Ingrid*, was Grigori Berman kann«, antwortete der Russe indigniert. »Was Grigori schafft? Was Grigori *nicht* schafft?«

Janson knipste sein Ericsson-Handy aus und setzte seinen Weg durch die Halle fort. Er ging hinten um das Rednerpult aus grünem Marmor herum und ließ den Blick über die übereinander angeordneten Sitzreihen schweifen, wo sich später die Delegierten versammeln würden. Die wichtigsten Vertreter der Mitgliedsstaaten würden die ersten fünfzehn Reihen aus Sesseln und Stühlen besetzen. Im Halbrund aufgestellte Tafeln verkündeten mit weißen Lettern auf schwarzem Hintergrund die Ländernamen: Auf der einen Seite des Mittelgangs waren PERU, MEXICO, INDIA, EL SALVADOR, COLOMBIA, BOLIVIA zu lesen, die weiteren Ländernamen konnte er in der schwachen Beleuchtung nicht ausmachen. Auf *der* anderen Seite schlossen sich PARAGUAY, LUXEMBOURG, ICELAND, EGYPT, CHINA, BELGIUM, YEMEN, UNITED KINGDOM und weitere an. Die Anordnung

schien willkürlich, aber die Tafeln waren endlos, Wegweiser für eine endlos aufgegliederte, endlos vielfältige Welt. An den langen Tischen waren Knöpfe angebracht, die die Delegierten drücken konnten, um anzukündigen, dass sie sprechen wollten, und Audiostecker für Kopfhörer für Simultanübersetzungen in jede beliebige Sprache. Hinter den Tischen der offiziellen Delegierten waren steil gestaffelte Sitzreihen für weitere Mitglieder der diplomatischen Teams angeordnet. Von der Deckenkuppel hingen von sternähnlichen Scheinwerfern umgebene Beleuchtungskörper. An den teils mit Holz vertäfelten gerundeten Wänden prangten mehrere riesige Wandgemälde von Fernand Leger. Über einem langen Marmorbalkon, nur vom Rednerpult aus sichtbar, war eine kleine Uhr befestigt. Über dem Balkon gab es weitere Sitzreihen und dahinter, diskret von Vorhängen gesäumt, eine Reihe verglaster Zellen für die Dolmetscher, Techniker und Sicherheitsleute der UN.

Die ganze Anordnung erinnerte an ein prächtiges Theater, und in vieler Hinsicht war es das auch.

Janson verließ die Halle und begab sich zu den Räumen unmittelbar hinter dem Rednerpult, einem Büro für den Generalsekretär und einer allgemeinen »Direktionssuite«. In Anbetracht der Platzierung der Sicherheitsteams würde es schlicht unmöglich sein, jene Räume anzugreifen.

Beim dritten Durchgang fiel Janson ein nur ein kurzes Stück vom Haupteingang entfernter Raum auf, der offenbar als eine Art Andachtsstätte benutzt wurde, als Kapelle oder, um die zeitgemäßere Bezeichnung zu wählen, als Meditationsraum. Den schmalen, engen Raum zierte an der Stirnseite ein Wandgemälde von Chagall.

Schließlich ging Janson an der Westseite des Gebäudes die lange Rampe hinunter, über die die Delegierten in die Halle strömen würden. Die Sicherheitsgeometrie beein-

druckte ihn: Der mächtige Bau des Sekretariats selbst fungierte als Schild und bot nach fast allen Richtungen Schutz. Die umliegenden Straßen würden für den gesamten nicht offiziellen Verkehr gesperrt sein; zum inneren Bereich würde der Zutritt nur akkreditierten Journalisten und Mitgliedern der diplomatischen Delegationen gestattet werden.

Alan Demarest hätte sich keinen sichereren Ort wählen können; sicherer, als wenn er sich in einen Bunker in der Antarktis zurückgezogen hätte.

Je genauer Janson die Lage ergründete, umso mehr bewunderte er das taktische Genie seines Feindes. Um Demarests Pläne zu durchkreuzen, würde etwas wahrhaft Außergewöhnliches geschehen müssen – und das bedeutete, dass sie auf etwas zählten, auf das man nicht zählen konnte.

Was hat die Rechtschaffenheit mit dem Unrecht gemein? Und was das Licht mit der Dunkelheit?

Und doch sah Janson die Notwendigkeit für eben diese Verbindung jetzt klarer als sonst jemand. Diesen Meister der List zu besiegen würde mehr erfordern als die unblutigen, kalkulierten Züge und Gegenzüge der rationalen Planer: Es erforderte die ungezügelte, unstillbare, irrationale und – ja, grenzenlose Wut eines echten Fanatikers. Darüber konnte es keinen Disput geben: Ihre beste Chance, Demarest zu besiegen, bestand darin, sich auf das eine zu verlassen, was nicht kontrolliert werden konnte.

Freilich, die Planer *bildeten sich ein*, sie könnten es kontrollieren. Aber das hatten sie nie und würden sie auch nie können. Sie alle spielten mit dem Feuer.

Und mussten sich darauf einstellen, davon verbrannt zu werden.

40

Die ersten Fahrzeugkonvois trafen gegen sieben Uhr am nächsten Morgen an der UN-Plaza ein, geleiteten Menschen jeder kulturellen und politischen Färbung. Militärstaatsoberhäupter in Paradeuniform schritten die Rampe hinauf, als würden sie ihre Truppen inspizieren, fühlten sich geschützt durch die Orden und Ehrenzeichen, die sie sich selbst verliehen hatten. Für sie waren die schmalbrüstigen Führer der so genannten Demokratien nicht viel mehr als aufgeblasene Zentralbanker: Signalisierten nicht ihre dunklen Anzüge und schmal geknoteten Krawatten Bündnistreue zu den Händlerklassen anstatt dem viel überzeugender begründeten Ruhm nationaler Macht? Die gewählten Anführer der freiheitlichen Demokratien andererseits betrachteten die protzige Aufmachung der Generäle mit geringschätziger Missbilligung: Welch jämmerliche gesellschaftliche Rückständigkeit hatte denn diese *Caudillos* in die Lage versetzt, nach der Macht zu greifen? Dünne Führer musterten dicke Führer und gaben sich flüchtigen Gedanken über deren mangelhafte Selbstkontrolle hin: Kein Wunder, dass ihre Länder gewaltige Auslandsschulden aufgetürmt hatten. Die beleibten Führer wiederum betrachteten ihre ausgemergelten westlichen Kollegen als farblose und kalte, saftlose Administratoren und nicht als echte Führungspersönlichkeiten. Solche und ähnliche Gedanken gingen hinter zähnebleckendem Lächeln durch die Köpfe der Männer, die die Geschicke der Welt leiteten.

Wie Moleküle vermischten sich die Gruppen, kollidierten, formten Grüppchen, lösten sich wieder auf und

formten neue Grüppchen. Leeren Verbindlichkeiten folgten langatmige Klagen. Ein rundlicher Präsident eines zentralafrikanischen Staates umarmte den hoch gewachsenen deutschen Außenminister, und beide wussten genau, was die Umarmung eigentlich besagen wollte: *Können wir mit der Umstrukturierung unserer Schulden vorankommen? Weshalb sollte ich damit geplagt sein, Darlehen zu bedienen, die mein Vorgänger aufgenommen hat – schließlich habe ich ihn doch erschießen lassen!* Ein farbenprächtig angetaner Potentat aus Zentralasien begrüßte den Premierminister Großbritanniens mit einem strahlenden Lächeln und dem unausgesprochenen Protest: *Unser Grenzkonflikt mit unserem kriegslüsternen Nachbarn hat keine internationale Bedeutung.* Der Präsident eines geplagten NATO-Mitgliedslandes, das der kärgliche Rest eines ehemals großen Reiches war, machte sich an seinen Kollegen aus dem stabilen, wohlhabenden Schweden heran und plauderte über seinen letzten Besuch in Stockholm. Die unausgesprochene Botschaft: *Was wir gegen die Kurdendörfer innerhalb unserer Grenzen unternehmen, mag ja vielleicht Ihre verzärtelten Menschenrechtsaktivisten stören, aber wir haben keine andere Wahl, als uns gegen die Kräfte des Aufruhrs zu verteidigen.* Hinter jedem Händedruck, jeder Umarmung, jedem Schulterklopfen stand eine Beschwerde, denn Beschwerden waren das, was die internationale Gemeinschaft zusammenhielt.

Unter den Delegierten bewegte sich ein mit einer *kaffiyeh* bekleideter Mann mit Vollbart und Sonnenbrille, der typischen Kleidung gewisser Araber aus der herrschenden Klasse. Er wirkte wie jeder andere von hundert diplomatischen Vertretern aus Jordanien, Saudi-Arabien, dem Jemen, Mansur, Oman oder den Vereinigten Emiraten. Der Mann wirkte selbstsicher und irgendwie fröhlich:

Ohne Zweifel freute es ihn, in New York zu sein und einen Abstecher zu Harry Winston machen zu können oder auch einfach eine Probe des sexuellen Basars der großen Metropole zu verkosten.

Tatsächlich hatte der mächtige Bart eine Doppelfunktion: Er half nicht nur, Jansons Aussehen zu verändern, sondern verbarg auch ein winziges Mikrofon, das er mit einem Schalter in der Hosentasche betätigen konnte. Als Vorsichtsmaßnahme hatte er den Generalsekretär ebenfalls mit einem Mikrofon versehen; es war in einer kleinen Verdickung seiner goldenen Krawattennadel untergebracht und deshalb völlig von dem Krawattenknoten verborgen.

Die lange Rampe führte zu einem Weg, der sich unmittelbar an das Gebäude der Vollversammlung anschloss, wo sieben Eingänge in die Marmorfassade des Flachbaus führten. Janson bewegte sich inmitten der Scharen von Ankömmlingen und erweckte immer wieder den Eindruck, als hätte er gerade auf der anderen Seite des Weges einen alten Bekannten entdeckt. Jetzt warf er einen Blick auf die Uhr; die achtundfünfzigste Jahrestagung der Vollversammlung würde in knapp fünf Minuten beginnen. Würde Alan Demarest kommen? Hatte er das jemals *vorgehabt?*

Ein Gewitter von Blitzlichtern war das erste Anzeichen für das Eintreffen der lebenden Legende. Die TV-Crews, die pflichtschuldig das Eintreffen der Großen und der Mächtigen, der Potentaten und der Bevollmächtigten aufgezeichnet hatten, richteten jetzt ihre Videokameras, ihre Mikrofone und ihre Scheinwerfer auf den schwer zu fassenden Wohltäter. In der dicht gedrängten Gruppe, in der er sich bewegte, war er nur mit einiger Mühe auszumachen. Der Bürgermeister von New York war tatsächlich erschienen, er ging links von Novak, hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt und flüsterte ihm etwas zu, was den großen Philanthropen offenbar amüsierte. An seiner

Rechten bemühte sich der Seniorsenator des Staates New York, der zugleich stellvertretender Vorsitzender des außenpolitischen Ausschusses des Senats war, mit den beiden Männern Schritt zu halten. Dicht hinter ihnen hatte sich ein kleines Gefolge aus leitenden Mitarbeitern und Stars diverser Bürgerrechtsbewegungen angeschlossen. In strategischen Abständen waren Secret-Service-Agenten postiert, ohne Zweifel um sicherzustellen, dass das Areal frei von Heckenschützen und anderen potenziellen Übeltätern war.

Als der Mann, den die Welt als Peter Novak kannte, die Westlobby betrat, wurde er von seinem Gefolge schnell in die Suite hinter dem Versammlungssaal gedrängt. Vor der Suite war das Klappern der Sohlen und Absätze von Hunderten teurer Schuhe auf dem Terrazzoboden zu hören, als die Lobby sich leerte und alle in die Halle strömten.

Das war das Stichwort für Janson, sich in die zentrale Sicherheitszelle hinter dem Hauptbalkon zurückzuziehen. Um einen großen Monitor herum war eine Vielzahl kleiner rechteckiger Bildschirme angeordnet; sie lieferten den Blick aus mehreren Kameras, die aus verschiedenen Winkeln auf die eigentliche Halle gerichtet waren. Auf Jansons Bitte hin hatte man in den Suiten hinter dem Rednerpult zusätzlich versteckte Kameras untergebracht. Der Sicherheitsberater des Generalsekretärs wollte alle wichtigen Akteure im Auge behalten können.

Jetzt wanderte er mit Hilfe des Joysticks auf dem Schaltbrett zwischen den Kamerawinkeln hin und her, zoomte, suchte den Tisch, an dem die Delegation der Islamischen Republik Mansur Platz genommen hatte. Er brauchte dazu nicht lange.

Da, ganz außen am Gang, ein gut aussehender Mann im wallenden Gewand, das zu dem der anderen Männer der

Delegation von Mansur passte. Janson drückte ein paar Knöpfe auf der Konsole, und das Bild tauchte auf dem großen Zentralmonitor auf, ersetzte die Weitwinkelansicht der Versammlung. Er vergrößerte das Bild weiter, reduzierte mit digitalen Mitteln die Schatten und sah wie gebannt zu, wie sich der große Flachbildschirm mit dem unverkennbaren Gesicht füllte.

Ahmad Tabari. Der Mann, den sie den Kalifen nannten.

Wut durchzuckte Janson wie elektrischer Strom, als er das ebenholzschwarze Gesicht, die Adlernase und das kräftige, wie gemeißelt wirkende Kinn des Mannes studierte. Selbst wenn er wie jetzt unbewegt und stumm dasaß, war sein Charisma deutlich zu spüren.

Janson drücke ein paar Knöpfe, und das Bild auf dem großen Monitor wechselte zu den versteckten Kameras in der Direktionssuite.

Ein anderes Gesicht, eine andere Art von unbarmherzigem Charisma: das Charisma eines Mannes, der nicht nach Macht strebte, sondern sie *besaß.* Das volle Haar, immer noch mehr schwarz als grau, die hohen Backenknochen, der elegante Einreiher: Peter Novak. Ja, Peter Novak: Dazu war der Mann geworden, und so musste Janson ihn sehen, wenn er an ihn dachte. Er saß an einem Ende eines hellen Holztischs, nahe bei einem Telefon, das direkt mit einem Kommunikationssystem auf dem Marmorrednerpult in der Versammlungshalle und mit den Stationen der Techniker verbunden war. Ein Fernseher in der Ecke erlaubte es den VIPs in der Suite, das Geschehen draußen in der Halle zu verfolgen.

Jetzt öffnete sich die Tür der Suite, und zwei Mitglieder des Secret Service mit Drahtspiralen, die aus ihren Ohren hingen, inspizierten den Raum.

Janson drückte einen anderen Knopf, veränderte den

Kamerawinkel.

Peter Novak stand auf. Lächelte seinen Besucher an.

Den Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Berquist, ein Mann, der normalerweise vor Selbstvertrauen geradezu strotzte, wirkte jetzt aschfahl. Es gab keinen Audiokanal, aber es war klar, dass der Präsident die beiden Geheimdienstleute aufforderte, sie allein zu lassen.

Jetzt zog der Präsident wortlos einen versiegelten Umschlag aus der Brusttasche und reichte ihn Peter Novak. Seine Hände zitterten.

Im Profil waren die beiden eine Studie von Kontrasten: Einer, der Führer der freien Welt, scheinbar besiegt und leicht gebeugt, der andere breitschultrig und triumphierend.

Der Präsident nickte und wirkte einen Augenblick lang, als wollte er etwas sagen, ließ es dann aber bleiben.

Er ging hinaus.

Kamera Nummer zwei. Novak, den Umschlag in die Brusttasche schiebend. Jener Umschlag, das wusste Janson, konnte den Lauf der Weltgeschichte verändern.

Und das war lediglich die erste Rate.

Der Kalif sah auf die Uhr. Alles würde vom richtigen Timing abhängen. Die Metalldetektoren machten es selbst Delegationsmitgliedern unmöglich, Feuerwaffen zu tragen; er hatte es nicht anders erwartet. Und doch war es eine eher elementare Aufgabe, sich eine solche Waffe zu beschaffen. Es gab Hunderte davon in dem Gebäude, sie gehörten den Sicherheitswachen der Vereinten Nationen und anderen der für den Schutz der Delegierten Zuständigen. Der Kalif empfand nur wenig Respekt für sie oder

ihre Fähigkeiten: Schließlich hatte er einigen der tödlichsten Krieger der ganzen Welt gegenübergestanden und war Sieger geblieben. Sein ganz persönlicher Mut hatte ihm den unvergänglichen Respekt seiner ungebildeten und zerlumpten Gefolgsleute eingetragen. Nur die Ideologie oder Koranverse zu beherrschen hätte da nicht ausgereicht.

Nein, dies waren Menschen, die wissen mussten, dass ihre Anführer über persönlichen Mut verfügten, physische wie intellektuelle Stärke.

Sobald er diese seine kühnste Tat vollbracht hatte, würde er die Aura der Unbesiegbarkeit zurückgewinnen, die er in jener Nacht im Steenpaleis verloren hatte, sogar noch in gesteigertem Maße. Er würde die Tat vollbringen und in dem Chaos, das gleich danach ausbrechen würde, in dem Schnellboot entkommen können, das im East River auf ihn wartete, keine dreißig Meter östlich von dem UN-Komplex entfernt. Die Welt würde lernen, dass die Sache des Kalifen, die Sache Allahs, eine gerechte war, die man nicht ignorieren durfte.

Ja, sich eine Hochleistungswaffe zu verschaffen würde nicht viel schwieriger sein, als sie von einem Regal in einem Lagerhaus zu nehmen. Doch die Klugheit hatte erfordert, dass er damit bis zum letzten Augenblick wartete. Je mehr Zeit danach verstrich, desto größer war die Gefahr, dass man ihn entdeckte. Um die Waffe in seinen Besitz bringen, musste er schließlich den außer Gefecht setzen, der sie besaß.

Nach dem Zeitplan, den der Botschafter von Mansur erhalten hatte, würde Peter Novak seine Ansprache in fünf Minuten beginnen. Nun, ein Mitglied der mansurischen Delegation würde die Toilette aufsuchen müssen. Er drückte die Klinke der Tür nieder, die aus der Halle herausführte, und ging auf die Kapelle zu.

Der Kalif ging mit schnellen Schritten, seine Sandalen hallten auf dem Terrazzo, bis schließlich ein Agent des amerikanischen Secret Service, ein Mann mit kantigem Kinn und militärischem Bürstenhaarschnitt, auf ihn aufmerksam wurde. Das war sogar noch besser als ein gewöhnlicher UN-Sicherheitsmann: Er würde eine besonders hochwertige Waffe bei sich tragen.

»Sir«, sagte der Kalif zu dem mit einem dunklen Anzug bekleideten Agenten. »Ich beschütze den Führer der islamischen Republik Mansur.«

Der Secret-Service-Agent sah weg; ausländische Staatsoberhäupter fielen nicht in seine Zuständigkeit.

»Man hat uns berichtet, dass sich jemand versteckt hält dort drinnen!«

Er deutete auf die Kapelle.

»Ich kann jemand bitten, nachzusehen«, sagte der Amerikaner, nicht sonderlich beeindruckt. »Ich darf meinen Posten nicht verlassen.«

»Es ist gleich dort drüben. Ich selbst glaube nicht, dass sich dort jemand versteckt.«

»Wir haben vor ein paar Stunden alles gründlich durchsucht. Ich bin Ihrer Ansicht.«

»Aber Sie werden nachsehen? Es kostet Sie nur eine halbe Minute. Ohne Zweifel gibt es nichts zu melden, aber wenn wir uns irren sollten, hätten wir Mühe zu erklären, weshalb wir nichts getan haben.«

Ein gequältes Seufzen. »Sagen Sie mir, wo.«

Der Kalif hielt die kleine Tür zu der Kapelle auf und wartete, bis der Secret-Service-Mann eingetreten war.

Die Kapelle war ein langer, schmaler Raum mit niedriger Decke und indirekter Beleuchtung von beiden Seiten; ein Strahler war auf einen schwarz lackierten Kasten am

Ende der Halle gerichtet. Eine dicke, von unten beleuchtete Glasplatte lag darauf – die Vorstellung eines westlichen Designers von säkularer Religiosität. Die der Tür gegenüberliegende Wand nahm ein Gemälde mit sich überlappenden Halbmonden, Kreisen, Quadraten und Dreiecken ein; es sollte offenbar eine Art Amalgam der verschiedenen Glaubensbekenntnisse darstellen. Echt westlich, die überspannte Vorstellung, dass man alles haben konnte, wie die verschiedenen Zutaten eines Big Mac: Dass die unechte Harmonie auf der unangezweifelten Vorherrschaft westlicher Freizügigkeit basierte, bedurfte keiner Erwähnung. Am anderen Ende, nahe beim Eingang, stand eine Reihe kleiner, mit Matten belegter Bänke. Der Boden war mit unregelmäßig geformten Schieferplatten ausgelegt.

»Hier kann man sich nicht verstecken«, sagte der Mann. »Da ist niemand.«

Die schwere, schalldichte Tür schloss sich hinter ihnen und ließ die Geräusche der Lobby verstummen.

»Glücklicherweise nicht«, sagte der Kalif. »Sie haben keine Waffe. Gegen einen Meuchelmörder wären Sie hilflos!«

Der Secret-Service-Mann grinste, knöpfte seine dunkelblaue Jacke auf und legte die Hände auf die Hüften, so dass man den langläufigen Revolver in seinem Schulterhalfter sehen konnte.

»Entschuldigung«, sagte der Kalif. Er drehte sich um, wandte dem Amerikaner den Rücken, scheinbar von dem Wandgemälde fasziniert. Dann trat er einen Schritt zurück.

»Sie verschwenden meine Zeit«, sagte der Amerikaner.

Der Kalif riss ruckartig den Kopf zurück, schmetterte ihn gegen das Kinn des Amerikaners. Als der stämmige Agent taumelte, griffen die Hände des Kalifen an sein Schulter-

halfter und zogen den 357er-Magnum-Revolver heraus, einen Ruger SP101 mit einem vier Zoll langen Lauf. Er ließ den Kolben der Waffe auf den Kopf des Agenten herunterkrachen und stellte damit sicher, dass der selbstgefällige Ungläubige viele Stunden bewusstlos sein würde.

Dann verstaute er die Waffe in seiner kleinen Aktentasche und zerrte den muskelbepackten Amerikaner hinter den schwarzen Aufbau aus Ebenholz, wo er einem zufälligen Besucher nicht auffallen würde.

Es war Zeit, in die Versammlungshalle zurückzukehren. Zeit, Schmähungen zu rächen. Zeit, Geschichte zu machen.

Er würde sich des Titels würdig erweisen, den seine Gefolgsleute ihm verliehen hatten. Er war in der Tat der Kalif.

Und er würde nicht scheitern.

In der Direktionssuite leuchtete eine Diode an dem kleinen Telefon auf: »Noch fünf Minuten« wurde damit dem Redner angekündigt – die übliche Vorgehensweise, die ihm ein paar Minuten gewährte, bevor man ihn bitten würde, vor die versammelten Mächtigen des Planeten zu treten.

Novak griff nach dem Hörer, lauschte kurz, sagte »Danke«.

Als Janson das sah, durchzuckte ihn eine Vorahnung.

Etwas stimmte nicht.

Er drückte hastig den REWIND-Knopf und spielte die letzten zehn Sekunden noch einmal ab.

Das Lämpchen auf dem Telefon. Peter Novak, der nach dem Hörer griff, ihn ans Ohr führte.

Etwas stimmte nicht.

Aber *was?* Jansons Unterbewusstsein glich einer Sturmglocke, schrillte wie wild einen Alarmruf, aber er war müde, so schrecklich müde, und der Nebel der Erschöpfung legte sich über ihn.

Er ließ sich noch einmal die letzten zehn Sekunden vorspielen.

Ein leuchtendes Lämpchen an einem summenden Haustelefon.

Peter Novak, geschützt von einer ganzen Abteilung Sicherheitswachen, aber in diesem Augenblick allein, griff nach dem Hörer, nach dem Hinweis, sich auf seinen großen Augenblick vor den Scheinwerfern der Welt vorzubereiten.

Griff mit der rechten Hand danach.

Peter Novak, der den Hörer ans Ohr führte.

Das rechte Ohr.

Janson hatte das Gefühl, als wäre seine Haut von einer Eisschicht überzogen. Eine schreckliche, schmerzliche Klarheit war über ihn gekommen, und sein Bewusstsein füllte sich mit einer Flut von Bildern. Es war zum Wahnsinnigwerden: Gesichter und Stimmen, die sich ineinander vermengten, Demarest an einem Schreibtisch in Khe Sanh, nach einem Telefon greifend. *Diese Berichte aus dem Hauptquartier sind noch schlimmer als unbrauchbar!* Sich das Telefon längere Zeit ans Ohr pressend. Schließlich wieder sprechend: *In einer Feuer-frei-Zone können eine Menge Dinge geschehen.* Demarest im sumpfigen Terrain in der Nähe von Harn Luong, nach dem Funkgerät greifend, gebannt lauschend, eine Folge von Befehlen bellend. Mit der *linken* Hand nach dem Telefon greifend, es sich ans *linke* Ohr pressend.

Alan Demarest war Linkshänder. War es ausschließlich.

Der Mann dort unten war nicht Alan Demarest.

Allmächtiger Herrgott! Janson spürte, wie ihm das Blut in den Kopf schoss, spürte ein Dröhnen in den Schläfen.

Er hatte ein Double geschickt. Einen Betrüger. Janson war es gewesen, der die anderen davor gewarnt hatte, ihren Gegner zu unterschätzen. Und doch hatte er selbst genau das getan.

Und der Trick war durch und durch logisch. *Wenn Ihr Feind eine gute Idee hat, dann stehlen Sie sie* hatte Demarest ihm auf den Schlachtfeldern von Vietnam eingeschärft. Die Moebius-Programmierer waren jetzt Demarests Feinde. Er hatte die Freiheit gewonnen, indem er seine eigenen Duplikate zerstört hatte, aber dann hatte er jahrelang seinen nächsten Schritt geplant, den Griff nach der Macht. Und in dieser Zeit hatte er sich nicht nur Verbündete geschaffen und Hilfsmittel aller Art aufgebaut: Er hatte auch ein eigenes Duplikat geschaffen – eines, das von *ihm* beherrscht wurde.

Warum hatte Janson nicht daran gedacht?

Der Mann, der dort unten in der Direktionssuite saß, war nicht Peter Novak; er arbeitete für ihn. Ja, das genau war es, was Demarest getan hätte. Er würde … den Spieß umgedreht haben. *Sie müssen die zwei weißen Schwäne sehen und nicht den einen schwarzen. Sie müssen das eine Stück Torte sehen und nicht die Torte, aus der ein Stück fehlt. Sie müssen den Necker-Würfel nach außen drehen und nicht nach innen. Das große Ganze müssen Sie sehen.*

Der Mann, der im Begriff war, eine Ansprache vor der Vollversammlung zu halten, war der Köder, der sie zur Schlachtbank führte. In nur wenigen Minuten würde der Mann, diese Kopie einer Kopie, dieses Novak-Surrogat, hinter das Rednerpult aus grünem Marmor treten.

Und würde erschossen werden.

Das würde nicht Novaks Ende sein. Es würde ihr eigenes Ende sein. Alan Demarest würde seinen paranoidesten Verdacht bestätigt finden: Er würde seine Feinde aufgestöbert haben, würde entdeckt haben, dass die ganze Einladung tatsächlich ein Komplott gegen ihn gewesen war.

Und zugleich würden sie ihre letzte direkte Verbindung zu Alan Demarest zerstört haben. Nell Pearson war tot. Marta Lang, wie sie sich selbst genannt hatte, war tot. Jedes menschliche Bindeglied, das sie vielleicht zu ihm führen könnte, war ausgeschaltet – mit Ausnahme des Mannes in der Suite dort unten. Eines Mannes, der ein halbes Jahr seines Lebens dafür gegeben haben musste, sich von der chirurgischen Behandlung zu erholen, die sein Äußeres total verändert hatte. Ein Mann, der – mit oder gegen seinen Willen – seine eigene Identität dem brillanten Wahnsinnigen geopfert hatte, der die Zukunft der Welt in seinen Händen hielt. Wenn er getötet wurde, hätte Janson den letzten noch verbleibenden Zugang zu Demarest verloren.

Und wenn er ans Rednerpult trat, würde er getötet werden.

Der Plan, den sie in Bewegung gesetzt hatten, konnte nicht gestoppt werden. Sie hatten ihn nicht unter Kontrolle: Das war es, was ihn so aussichtsreich machte – und möglicherweise sein tödlicher Schwachpunkt.

Verzweifelt schaltete Janson auf die Kamera, die auf die Delegation von Mansur gerichtet war. Dort – der Gangplatz, auf dem der Kalif gesessen hatte.

Leer.

Wo war er?

Janson musste ihn finden: Das war ihre einzige Chance, die Katastrophe zu verhindern.

Er schaltete sein Mikrofon ein und sprach, wusste, dass seine Worte im Ohr des Generalsekretärs klingen würden.

»Sie müssen Novaks Auftritt verschieben. Ich brauche zehn Minuten.«

Der Generalsekretär saß auf der hohen Marmorbank hinter dem Rednerpult, lächelte und nickte. »Das ist unmöglich«, flüsterte er, ohne dass sich sein für die Öffentlichkeit bestimmter Gesichtsausdruck dabei änderte.

»Tun Sie es!«, sagte Janson. »Sie sind der Generalsekretär, verdammt noch mal! Lassen Sie sich etwas einfallen.«

Und rannte die mit Teppich belegte Treppe hinunter, auf den Korridor zu, der an den Versammlungssaal grenzte. Er musste den Fanatiker aus Anura finden. Dieser Meuchelmord würde die Welt nicht retten; er würde ihr Untergang sein.

41

Janson rannte durch den Flur, seine Gummisohlen erzeugten auf den weißen Marmorfliesen kaum ein Geräusch. Der Kalif war aus der Halle verschwunden – und das deutete vermutlich darauf hin, dass er gerade damit beschäftigt war, sich eine Waffe zu holen, die er oder ein Helfer vorher versteckt hatten. Die Lobby, strahlend beleuchtet von dem Licht, das durch die Glaswand hereinfiel, war leer. Auf der riesigen Rolltreppe war niemand zu sehen. Er rannte zum Aufenthaltsraum der Delegierten. Auf einem weißen Ledersofa saßen, ins Gespräch vertieft, zwei blonde Frauen: Ihrem Aussehen nach gehörten sie zu einer skandinavischen Delegation und hatten in der Halle keinen Platz mehr gefunden. Sonst niemand.

Wo konnte er sein? Janson sortierte fieberhaft die verschiedenen Möglichkeiten, die es gab.

Stell die Frage anders: Wo *würdest du sein, Janson?*

Die Kapelle. Ein langer, schmaler Raum, der fast nie benutzt wurde, aber stets geöffnet war. Er befand sich unmittelbar neben der Suite des Generalsekretärs, auf der anderen Seite der gerundeten Wand, die an die Versammlungshalle grenzte. Der einzige Raum in dem Gebäude, wo man garantiert unbeobachtet war.

Janson legte wieder einen Spurt ein, und wenn auch die Gummisohlen seiner Schuhe kaum ein Geräusch erzeugten, so ging doch jetzt sein Atem schwerer.

Er stieß die schwere, schalldichte Tür auf und sah einen Mann im fließenden weißen Gewand, der sich hinter einem großen schwarzen wie ein Altar wirkenden Quader

bückte. Als sich die Tür hinter Janson schloss, wirbelte der Mann herum.

Der Kalif.

Einen Augenblick packte Janson derartiger Hass, dass er kaum atmen konnte. Dann zwang er seine Gesichtszüge in eine Maske freundlicher Überraschung.

Der Kalif sprach zuerst. *»Khaif hallak ya akhi.«*

Janson erinnerte sich an seinen voluminösen Bart und seine Kopfbedeckung im arabischen Stil und zwang sich zu lächeln.

Er wusste, dass der Mann ihn in Arabisch angesprochen hatte; wahrscheinlich war es eine harmlose Höflichkeitsfloskel, aber er konnte das nur vermuten. Im besten Oxbridge-Englisch, zu dem er fähig war – ein Angehöriger eines arabischen Königshauses konnte sehr wohl an einem solchen Institut erzogen worden sein und sich dessen Gewohnheiten zugelegt haben –, sagte er: »Mein lieber Bruder, ich hoffe, ich habe dich nicht gestört. Ich hatte nur schreckliche Migräne und hatte gehofft, mit dem Propheten selbst in Verbindung treten zu können.«

Der Kalif kam auf ihn zu. »Aber wir würden es doch beide bedauern, mehr von den Feierlichkeiten zu versäumen, wo wir von so weit hergekommen sind. Findest du nicht auch?«

Seine Stimme klang wie das Zischen einer Schlange.

»Du sprichst wahr, mein Bruder«, sagte Janson.

Als der Kalif auf ihn zuging und ihn dabei scharf musterte, spürte Janson ein Prickeln im Nacken. Der Kalif kam näher und näher, bis er nur noch eine Armlänge von ihm entfernt war. Janson erinnerte sich daran, dass unterschiedliche Kulturen auch unterschiedliche Vorstellungen von der persönlichen Intimsphäre hatten, dass

Araber typischerweise näher beieinander standen, als Amerikaner oder Europäer das taten. Der Kalif legte Janson die Hand auf die Schulter.

Eine sanfte, freundliche, vertrauliche Geste – von dem Mann, der seine Frau getötet hatte.

Janson zuckte unwillkürlich zusammen.

Eine Flut von Bildern huschte durch sein Bewusstsein: eine wahre Kaskade von Zerstörung, das eingestürzte Bürogebäude in der Innenstadt von Caligo, der Anruf mit der Nachricht, dass seine Frau tot war…

Plötzlich veränderten sich die Züge des Kalifen, wurden verschlossen.

Janson hatte sich verraten.

Der Meuchelmörder wusste Bescheid.

Die Mündung eines langläufigen Revolvers stieß Janson gegen die Brust. Der Kalif hatte seine Entscheidung getroffen; sein verdächtiger Besucher würde diesen Raum nicht lebend verlassen.

Mathieu Zinsou blickte in die bis zum letzten Platz gefüllte Versammlungshalle, sah Reihe um Reihe mächtiger Männer und Frauen, die anfingen, unruhig zu werden. Er hatte versprochen, dass seine einleitenden Worte kurz sein würden; inzwischen waren sie bereits langatmig und weitschweifig geworden, etwas, was überhaupt nicht seiner Gewohnheit entsprach. Und doch blieb ihm keine andere Wahl, als auf Zeit zu spielen! Er sah, wie der amerikanische UN-Botschafter mit seinem Kollegen, dem ständigen Vertreter der USA, Blicke wechselte: Wie konnte es sein, dass dieser hoch gerühmte Meister der diplomatischen Rede plötzlich so langweilig daherschwafelte?

Der Blick des Generalsekretärs huschte zu den Blättern vor ihm auf dem Rednerpult. Vier Absätze Text, die er bereits verlesen hatte; er hatte sonst nichts vorbereitet, und in Anbetracht der Spannung, unter der er stand, auch keine Vorstellung, was man passenderweise noch sagen konnte. Man musste ihn sehr gut kennen, um wahrzunehmen, dass alles Blut aus seinem dunkelbraunen Gesicht gewichen war.

»Auf der ganzen Welt sind Fortschritte erzielt worden«, sagte er mit voll tönender Stimme, auch wenn die Botschaft peinlich banal war. »Echte Fortschritte in der Entwicklung, und die internationale Zusammenarbeit in Europa hat sich verstärkt, von Spanien bis in die Türkei, von Rumänien bis Deutschland, von der Schweiz, Frankreich und Italien bis hin zu Ungarn, Bulgarien und der Slowakei, ganz zu schweigen von der Tschechischen Republik, Slowenien und natürlich Polen. Auch in Lateinamerika wurden echte Fortschritte erzielt von Peru bis Venezuela, von Ecuador bis Paraguay, von Chile bis Guyana und Französisch-Guyana, von Kolumbien bis Uruguay, Bolivien und Argentinien…«

Plötzlich wusste er nicht mehr weiter: *Ich glaube, in Südamerika gibt es fast hundert Staaten.* Er überflog die Reihen der Delegierten vor ihm, und seine Augen huschten von einem Namensschild zum nächsten. »Bis hin zu, nun ja, *Surinam!«*

Ein Gefühl der Erleichterung, flüchtig wie das Aufflammen eines Glühwürmchens. »Die Entwicklung in Surinam war äußerst ermutigend, in der Tat sehr ermutigend.«

Wie lange konnte er das noch hinziehen? Weshalb brauchte Janson so lang?

Zinsou räusperte sich. Er war ein Mann, der nur selten

schwitzte; im Augenblick tat er das. »Und natürlich wäre es falsch, die Aufmerksamkeit nicht auch auf die Fortschritte zu lenken, die wir in den Ländern der Pazifikrandzone erzielt haben…«

Janson starrte den Mann an, der ihn des einzigen Glücks beraubt hatte, das ihm je zugeflogen war, den Mann, der ihm den liebsten Menschen geraubt hatte.

Er verbeugte sich leicht, hielt die Füße dabei in Schulterbreite gespreizt. »Ich habe dich beleidigt«, sagte er bedrückt. Und riss im gleichen Augenblick den linken Ellbogen hoch, über die Schulter des Kalifen, packte mit beiden Händen das Handgelenk mit der Hand, die die Waffe hielt. Er riss den Arm des Mannes ruckartig nach oben und blockierte ihn. Dann zuckte sein linkes Bein vor, und die beiden Männer landeten hart auf dem Schieferboden. Der Kalif versetzte Janson mit der linken Hand schnell hintereinander mehrere Schläge gegen den Kopf. Aber wenn er versuchte, sich zu schützen, würde sich der Kalif ihm entwinden können: Janson hatte also keine Wahl, als die schmerzhaften Schläge hinzunehmen. Angriff war in dieser Situation die einzig sinnvolle Verteidigung. Er presste das Handgelenk des Anuraners nach oben, worauf der Kalif in Richtung seines Drucks nachgab und die Ruger auf Jansons Körper richtete.

Er würde nur einen Augenblick brauchen, um einen tödlichen Schuss abzufeuern.

Janson schmetterte mit einer blitzschnellen Bewegung die Hand des Anuraners, die die Waffe hielt, gegen den Schieferboden, sodass der Griff seines Gegners sich lockerte und er ihm die Waffe blitzschnell wegreißen und aufspringen konnte. Der Anuraner blieb schlaff auf dem polierten Steinboden liegen.

Jetzt hatte er die Waffe.

Er betätigte sofort den Schalter, der sein Mikro aktivierte. »Bedrohung neutralisiert«, ließ Janson den UN-Generalsekretär wissen.

In diesem Augenblick traf ihn ein mächtiger Schlag. Der Anuraner war aufgesprungen und hatte zugestoßen wie eine Kobra, presste Janson jetzt den Arm unter die Kehle, schnitt ihm die Luft ab. Janson bäumte sich heftig auf, wand sich, schlug um sich, hoffte den jüngeren, leichteren Mann damit abwerfen zu können, aber der Terrorist schien nur aus Muskelsträngen zu bestehen. Janson fühlte sich im Vergleich zu ihm schwerfällig und langsam, ein Bär, der von einem Panther bedroht wird.

Statt zu versuchen, den Kalifen abzuschütteln, griff er um sich herum und presste seinen Gegner noch fester an sich, warf dann beide Beine in die Luft und ließ sich rücklings auf den Boden fallen, landete schwer auf dem Rücken – milderte aber seinen Aufprall mit dem Körper des Angreifers, der seinerseits auf den Boden geschmettert wurde.

Er spürte, wie dem Anuraner die Luft aus den Lungen gepresst wurde und ihn heiß am Hals traf, konnte daraus erkennen, dass er seinem Gegner einen schweren Schlag versetzt hatte.

Selbst außer Atem, wälzte Janson sich zur Seite und wollte sich aufrichten, doch schon kam auch der Kalif wieder hoch und warf sich auf ihn, die Finger beider Hände wie Krallen ausgestreckt.

Wenn der Abstand zwischen ihnen größer gewesen wäre, hätte Janson sich weggeduckt oder wäre zur Seite gesprungen. Doch keines von beidem war möglich. Er war dazu weder schnell noch wendig genug.

Ein Bär.

Nun gut. Er streckte die Arme aus wie zur Umarmung – und presste den Kalifen, alle Kräfte auf seine Arme konzentrierend, an sich, drückte ihn an sich, drückte immer fester.

Aber der Anuraner war noch nicht besiegt und hieb mit beiden Händen pausenlos auf Jansons Nacken ein, dem klar war, dass er nicht mehr lange durchhalten würde. Deshalb lockerte er seine Umarmung etwas und *hob* in einer gewaltigen Kraftanstrengung den Kalifen waagerecht in die Luft, wo er sich wie ein Aal zu winden begann. Dann ließ Janson sich in einer gleichermaßen abrupten Bewegung fallen, das linke Knie nach unten gerichtet, das rechte angezogen und nach oben auf seinen Widersacher zielend, und schmetterte diesen mit aller Wucht dagegen.

Das Rückgrat des Kalifen brach mit einem entsetzlichen Geräusch, halb ein Knirschen, halb ein Knacken. Sein Mund verzerrte sich zu einem Schrei, der nie mehr über seine Lippen kommen würde.

Janson packte ihn bei den Schultern und schmetterte ihn gegen den Schieferboden, schmetterte ihn immer wieder dagegen. Es klang bald nicht mehr, wie wenn harte Knochen auf einem harten Boden aufschlagen, weil sein Schädelknochen bereits in Fragmente zerschmettert war und das weiche Gewebe darunter freilag. Die Augen des Kalifen wurden glasig, verloren jeden Ausdruck. Es hieß, die Augen seien ein Fenster zur Seele, doch dieser Mann hatte keine Seele. Jedenfalls jetzt nicht mehr.

Janson rammte die Ruger in sein eigenes Schulterhalfter. Mit Hilfe eines Taschenspiegels zog er sich Bart und Kaffiyeh zurecht und vergewisserte sich, dass seine Kleidung nirgends mit Blut bespritzt war. Dann verließ er die Kapelle und ging in die Halle der Vollversammlung, wo er im hinteren Bereich stehen blieb.

Jahrelang hatte er sich ausgemalt, wie es sein würde, den Mann zu töten, der seine Frau ermordet hatte. Das hatte er jetzt getan. Und das Einzige, was er empfand, war ein Gefühl der Übelkeit.

Der schwarzhaarige Mann stand am Rednerpult und hielt eine Rede über die Herausforderungen eines neuen Jahrhunderts. Jansons Augen suchten jede einzelne Kontur seines Gesichts ab. Er sah aus wie Peter Novak, würde als Novak akzeptiert werden. Und doch fehlte ihm die machtvolle Aura des legendären Philanthropen. Seine Stimme war dünn, bebte; er wirkte beinahe nervös, unsicher. Janson wusste, wie man ihn später beurteilen würde: *Natürlich eine sehr gute Rede. Aber der arme Mister Novak war ein wenig mitgenommen, nicht wahr?* »Vor einem halben Jahrhundert«, sagte der Mann am Rednerpult, »haben die Rockefellers den Boden unter unseren Füßen, das Land, auf dem jetzt der Komplex der Vereinten Nationen steht, der UN gestiftet. Privates Mäzenatentum für diese große Mission, für den Frieden auf der Welt, reicht also bis in die Ursprünge dieser Institution zurück. Wenn ich auf meine bescheidene Art auch einen solchen Beitrag leisten kann, helfen kann, wäre das eine große Befriedigung für mich. Es heißt immer, dass man ›der Gemeinschaft etwas zurückgeben soll‹: Meine eigene Gemeinschaft war stets die Gemeinschaft der Nationen. Helfen Sie mir, Ihnen zu helfen. Zeigen Sie mir, wie ich Sie am besten unterstützen kann. Es wäre mir ein Vergnügen, das zu tun, eine Ehre – ja, in der Tat, nicht weniger als meine Pflicht. Die Welt ist sehr gut zu mir gewesen. Meine einzige Hoffnung ist, dass es mir möglich sein wird, diese Güte zu erwidern.«

Die Worte waren echter Novak, abwechselnd bezaubernd und hart, bescheiden und anmaßend, und zu guter

Letzt eindeutig gewinnend. Doch die Art und Weise, wie sie ausgesprochen wurden, passte nicht ganz ins Bild, wirkte zögernd, unsicher.

Und nur Janson kannte den Grund.

Der Meister der Flucht hatte erneut die Flucht geschafft. Hatte Janson sich je vorstellen können, dass er es schaffen würde, seinen großen Mentor zu übertrumpfen? *Um mit Gott zu boxen, sind Ihre Arme zu kurz*, hatte Demarest einmal halb im Scherz zu ihm gesagt. Und doch hatten die Worte etwas unbehaglich Wahres an sich. Der Protegé trat gegen seinen Mentor an; der Schüler maß seine Kräfte mit dem Lehrmeister. Nur die Eitelkeit hatte ihn nicht erkennen lassen, dass das Scheitern vorbestimmt war.

Als der Mann am Rednerpult seine Ausführungen beendete, erhoben sich die Zuhörer zu einer stehenden Ovation. Was der Rede an überzeugendem Schwung fehlte, glich sie durch Formulierungskunst aus. Außerdem, wer wollte schon dem großen Mann bei einem solchen Anlass versagen, was ihm gebührte? Janson verließ mit steinerner Miene die Halle; der Beifall verstummte erst, als die Tür sich hinter ihm schloss.

Wenn Demarest sich nicht im Gebäude der Vereinten Nationen befand, wo war er dann?

Der Generalsekretär hatte das Podium gemeinsam mit dem Redner verlassen, dem so eindrucksvoller Applaus zuteil geworden war, und würde sich mit seinem Gast in der auf zwanzig Minuten angesetzten Pause jetzt in den mit Teppichen ausgelegten Raum hinter der Halle zurückziehen.

Janson bemerkte jetzt, dass sein Ohrhörer sich bei dem Handgemenge mit dem Kalifen gelockert hatte, schob ihn wieder zurecht und hörte von Störgeräuschen unterbrochene Fragmente eines Gesprächs. Er erinnerte sich an das

verborgene Mikrofon unter Mathieu Zinsous Krawatte – es sendete.

»Nein, ich danke *Ihnen.* Aber das Gespräch unter vier Augen, das Sie erwähnten, würde ich gerne auch noch führen.«

Die Stimme klang undeutlich, aber hörbar.

»Sicherlich«, antwortete Zinsou. Seine Stimme war näher am Mikrofon und deshalb klarer.

»Weshalb gehen wir nicht in Ihr Büro im Sekretariat?«

»Sie meinen, *jetzt?«*

»Meine Zeit ist leider sehr knapp bemessen. Es muss jetzt sein.«

Zinsou zögerte nur kurz. »Dann folgen Sie mir. Achtunddreißigstes Stockwerk.«

Janson fragte sich, ob der Generalsekretär das seinetwegen hinzugefügt hatte.

Irgendetwas war im Gange. Aber was?

Janson rannte zur Ostrampe des Versammlungsgebäudes und dann auf das hoch aufragende Sekretariatsgebäude zu. Sein rechtes Knie schmerzte bei jedem Schritt, und die Prellungen an seinem Körper fingen an anzuschwellen und wehzutun – die Schläge des Anuraners waren nicht nur kräftig, sondern auch gut gezielt gewesen. Aber das alles musste er jetzt aus seinen Gedanken verdrängen.

In der Lobby des Sekretariatsbaus zeigte er den Ausweis vor, den man ihm ausgestellt hatte, worauf ihn ein Wachmann durchwinkte. Er drückte den Knopf für das achtunddreißigste Stockwerk und fuhr nach oben. Mathieu Zinsou und Alan Demarests Beauftragter, wer auch immer es sein mochte, würden ihm binnen Minuten folgen.

Als er nach oben fuhr, merkte er, wie sein Ohrhörer nach ein paar Augenblicken des Summens ganz verstummte.

Der Liftschacht blockierte das Signal.

Eine Minute später hielt die Liftkabine im achtunddreißigsten Stock an. Janson erinnerte sich noch an die Anordnung der Räume: Die Aufzüge befanden sich in der Mitte des langen, rechtwinklig angelegten Stockwerks. Die Büros der Untersekretäre und Sonderbeauftragten waren entlang der nach Westen blickenden Wand angeordnet; im Norden gab es zwei große, fensterlose Konferenzräume; nach Süden zu eine schmale, fensterlose Bibliothek. Das mit Teakholz vertäfelte Büro des Generalsekretärs befand sich im Ostteil des Gebäudes. Wegen der Sondersitzung war fast niemand auf dem Stockwerk zu sehen; sämtliche Angestellten waren mit den Besucherdelegationen beschäftigt.

Janson nahm Kopftuch und Bart ab und wartete in dem etwas zurückgesetzten Eingangsbereich der Bibliothek, von wo aus er sowohl den Flur zum Büro des Generalsekretärs wie auch die Lifttüren beobachten konnte.

Er wusste, dass er nicht lange würde warten müssen.

Ein leiser Glockenton kündigte das Eintreffen einer Aufzugkabine an.

»Da wären wir«, sagte Mathieu Zinsou, als die Lifttüren sich öffneten. Er machte eine einladende Geste, um dem Mann, der für alle Welt wie Peter Novak aussah, den Vortritt zu lassen.

Konnte Janson Recht gehabt haben?, fragte sich Zinsou. Oder zeigte die Belastung der letzten Tage jetzt auch Wirkung bei dem amerikanischen Agenten, einem Mann, dem die Umstände eine Verantwortung aufgebürdet hatten, wie kein Mensch allein sie schultern sollte.

»Sie müssen verzeihen – fast alle, die normalerweise in meinem Büro tätig sind, befinden sich jetzt im Gebäude der Vollversammlung. Oder irgendwo sonst. Das Jahres-

treffen der Vollversammlung ist für manche UN-Angestellten der Höhepunkt des Jahres.«

»Ja, das ist mir bewusst«, sagte sein Begleiter ausdruckslos.

Als Zinsou die Tür zu seinem Büro öffnete, zuckte er verblüfft zusammen, als er hinter seinem eigenen Schreibtisch die Gestalt eines Mannes sitzen sah, den die allmählich untergehende Nachmittagssonne silhouettenhaft abzeichnete.

Was zum Teufel war hier im Gange? Er wandte sich seinem Begleiter zu: »Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Anscheinend haben wir unerwarteten Besuch.«

Der Mann hinter Zinsous Schreibtisch stand auf und ging auf ihn zu, und Zinsou riss erstaunt den Mund auf.

Ein Helm aus dichtem schwarzem Haar mit nur wenigen grauen Strähnen, die hohen, fast asiatisch wirkenden Wangenknochen. Ein Gesicht, das die Welt als das Gesicht Peter Novaks kannte.

Zinsou drehte sich zu dem Mann an seiner Seite herum.

Dasselbe Gesicht. Praktisch nicht zu unterscheiden.

Und doch gab es Unterschiede, überlegte Zinsou, nicht nur körperlicher Art. Es waren eher Unterschiede im Auftreten und im Ausdruck. Der Mann an seiner Seite hatte etwas zögernd Vorsichtiges an sich; der Mann vor ihm etwas unnachgiebig Machtvolles. Die Marionette und der Marionettenspieler. Nur die Erkenntnis, dass Paul Janson richtig geraten hatte, dämpfte das Schwindelgefühl, das Zinsou erfasste.

Jetzt reichte der Mann an Zinsous Seite dem anderen, der sein Spiegelbild hätte sein können, einen Umschlag.

Ein leichtes Nicken: »Danke, Laszlo«, sagte der Mann, der auf sie gewartet hatte. »Sie können jetzt gehen.«

Der unechte Novak an seiner Seite drehte sich um und verließ wortlos den Raum.

»Mon cher Mathieu«, sagte der Mann, der zurückblieb. Er streckte ihm die Hand hin. *»Mon très cher frère.«*

42

Janson hörte Zinsous Stimme deutlich an seinem Ohr. *»Mein Gott.«*

*G*leichzeitig sah er, wie der Peter Novak, der nicht Peter Novak war, den DOWN-Knopf des Fahrstuhls drückte.

Er war im Begriff, sich zu entfernen.

An Jansons Ohr die Stimme eines anderen Mannes: »Ich muss mich für die Konfusion entschuldigen.«

Janson rannte zum Aufzug und hielt ihn an. Der Mann, der nicht Peter Novak war, sah ihn verblüfft an – erkannte ihn aber sichtlich nicht.

»Wer sind Sie *wirklich?«*, herrschte Janson ihn an.

Die Antwort des Mannes war eisig und würdevoll: »Kennen wir uns?«

»Ich verstehe einfach nicht«, sagte der Generalsekretär.

Sein Gegenüber wirkte völlig entspannt und selbstsicher. »Sie müssen es mir nachsehen, dass ich ganz besondere Vorsichtsmaßnahmen getroffen habe. Wie Sie ohne Zweifel inzwischen bereits erkannt haben, war das mein Double.«

»Sie haben ein *Double* geschickt?«

»Sie kennen doch sicherlich die Rolle, die das ›Stalin-Doppel‹ gespielt hat, oder nicht? Der sowjetische Diktator hatte die Angewohnheit, zu gewissen öffentlichen Auftritten einen Doppelgänger zu entsenden – das hielt seine Feinde im Trab. Ich muss Ihnen leider sagen, dass mir Gerüchte von einem Attentatsversuch in der Vollversammlung zu Ohren gekommen sind. Glaubwürdige

Berichte von meinem Sicherheitsstab. Ich konnte das Risiko nicht eingehen.«

»Verstehe«, nickte Zinsou. »Aber Sie wissen natürlich auch, dass der russische Ministerpräsident, der Premierminister von China und viele andere ebenfalls Feinde haben. Und sie haben trotzdem zur Vollversammlung gesprochen. Der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika hat uns heute mit seiner Anwesenheit beehrt. Diese Institution hat einen untadeligen Ruf für Sicherheit, wenigstens auf diesem kleinen Stück Land hier am East River.«

»Das ist mir durchaus bewusst, *mon cher,* und ich weiß das zu schätzen. Aber meine Feinde sind völlig anderer Art. Die Staatsoberhäupter, die Sie erwähnt haben, konnten zumindest davon ausgehen, dass der Generalsekretär nicht selbst an einer Verschwörung gegen sie beteiligt ist. Es ist mir keineswegs entgangen, dass die erste Person, die Ihre Position eingenommen und dieses Büro benutzt hat, ein Mann war, der den viel sagenden Namen Lie trug, was in der Sprache unseres Gastlandes ja bekanntlich Lüge bedeutet.«

Zinsou hatte das Gefühl, als liefe Eis durch seine Adern. Nach einem qualvollen Augenblick des Schweigens sagte er einfach: »Es tut mir Leid, dass Sie das glauben.«

Peter Novak legte Zinsou die Hand auf die Schulter und lächelte einnehmend. »Sie haben mich missverstanden. Jetzt glaube ich das nicht mehr. Es ist nur so, dass ich *sicher* sein musste.«

Auf der Stirn des Generalsekretärs waren jetzt Schweißtropfen zu erkennen. Er hatte nichts dergleichen erwartet. Es entsprach nicht der Planung. »Darf ich uns Kaffee bestellen?«, fragte er.

»*Nein*, danke.«

»Also, ich hätte gerne welchen«, sagte Zinsou und griff

nach dem Telefonhörer auf seinem Schreibtisch.

»Es wäre mir lieber, wenn Sie darauf verzichten würden.«

»Na schön.«

Zinsou hielt den Augenkontakt mit dem anderen aufrecht. »Tee vielleicht? Ich könnte Helga rufen und ihr sagen…«

»Wissen Sie, es wäre mir lieber, wenn Sie auch keine Telefongespräche führen würden. Sie brauchen weder eine Terminverabredung zu treffen noch sich mit jemand zu besprechen. Halten Sie mich meinetwegen für paranoid, aber wir haben nicht viel Zeit. Ich werde das Gebäude in wenigen Augenblicken von dem Hubschrauberlandeplatz auf dem Dach aus verlassen: Alle dafür notwendigen Vorbereitungen sind getroffen.«

»Ich verstehe«, sagte Zinsou, keineswegs der Wahrheit gemäß.

»Erledigen wir also, was zu erledigen ist«, sagte der elegante Mann mit dem glänzend schwarzen Haar. »Hier sind die Instruktionen, wie Sie mich erreichen können.«

Er reichte dem Generalsekretär eine weiße Karte. »Wenn Sie diese Nummer anrufen, werden Sie innerhalb einer Stunde zurückgerufen. Sollten sich unsere Pläne jetzt weiter entwickeln, müssen wir regelmäßig in Verbindung bleiben. Sie werden feststellen, dass Ihr Schweizer Bankkonto bereits Zuwachs bekommen hat – einfach eine Vorauszahlung auf ein Vergütungspaket, über das wir uns zu einem späteren Zeitpunkt endgültig einigen können. Künftig werden auf Ihrem Konto regelmäßig monatliche Zahlungen eingehen, Zahlungen, die so lange fortgeführt werden, wie unsere Partnerschaft auf solidem Fundament steht.«

Zinsou schluckte. »Sehr aufmerksam.«

»Einfach um Sie zu beruhigen, weil es nämlich sehr wichtig sein wird, dass Sie sich auf das konzentrieren können, worauf es wirklich ankommt, und nicht irgendwelche Fehlentscheidungen treffen.«

»Ich verstehe.«

»Ja, das ist sehr wichtig. In Ihren Reden als Generalsekretär haben Sie oft erklärt, die Grenze zwischen der Zivilisation und der Barbarei sei ganz schmal. Wir sollten diese Behauptung wirklich nicht auf die Probe stellen.«

Janson hatte den Fuß in die Aufzugtür gestellt und damit die Sicherheitssperre betätigt und verhindert, dass die Kabine sich in Bewegung setzte. »Geben Sie mir den Umschlag«, sagte er.

»Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen«, erwiderte der Mann; da war immer noch der ungarische Akzent, aber wenn seine Worte auch trotzig klangen, wirkte der Tonfall doch eher beunruhigt.

Janson legte die Finger seiner rechten Hand aneinander, sodass sie der Spitze eines Speers glichen, und versetzte dem Mann einen vernichtenden Schlag auf die Kehle, der ihn hilflos hustend zu Boden gehen ließ, worauf Janson ihn aus der Fahrstuhlkabine zerrte. Der Mann versuchte einen schlecht gezielten, halbherzigen Uppercut anzubringen, aber Janson wich aus und schlug ihm die Ruger mit kontrolliertem Schwung gegen die Schläfe. Das Novak-Double sackte bewusstlos zu Boden. Eine schnelle Durchsuchung seiner Taschen ergab, dass er keinen Umschlag bei sich trug.

Janson eilte mit leisen Schritten auf Zinsous Büro zu und hielt kurz vor der Tür inne. Die Geräusche, die er jetzt hörte, drangen sowohl durch die Tür als auch aus dem winzigen Knopf, den er im Ohr trug.

Eine klare, blechern klingende Stimme in seinem Ohr: »Das ist alles ein wenig unerwartet«, sagte Zinsou.

Janson drehte den Türknopf, stieß die Tür auf und rannte hinein, die Ruger vor sich ausgestreckt. Demarests Reaktion auf sein Eindringen war blitzartig und geschickt: Er bezog unmittelbar hinter Zinsou Position. Es gab keine Schusslinie, die ihn erreichen und den Generalsekretär verfehlen würde.

Dennoch feuerte Janson – ziellos, wie es schien: drei Schüsse über die Köpfe der beiden Männer hinweg, drei Kugeln, die in die Fensterscheibe schmetterten und dazu führten, dass diese sich zuerst durchbog und sich dann in einem Vorhang von Fragmenten auflöste.

Stille herrschte.

»Alan Demarest«, sagte Janson. »Schön, was Sie mit Ihrem Haar gemacht haben.«

»Ein jämmerlicher Schuss, Paul. Sie machen Ihrem Lehrer Schande.«

Demarests Stimme, voll und hart, hallte in dem Raum, so, wie sie so viele Jahre in seiner Erinnerung nachgehallt hatte.

Ein kühler Windstoß zupfte an einem Schreibblock auf dem Schreibtisch des Generalsekretärs; das Rascheln unterstrich die eigenartige Realität, fensterlos im achtunddreißigsten Stockwerk zu sein, mit nichts als einem niedrigen Aluminiumgitter zwischen ihnen und der Plaza in der Tiefe. Die Verkehrsgeräusche vom FDR Drive mischten sich mit den Rufen der Möwen, die draußen auf Augenhöhe kreisten. Am Himmel verdunkelten sich die Wolken; bald würde es regnen.

Janson sah Alan Demarest an, der um Zinsou herumspähte. Der Generalsekretär gab sich offenbar alle Mühe, seine Fassung zu bewahren, was ihm besser als den

meisten Menschen in seiner Lage gelang. Unter den schwarzen Abgründen von Demarests Augen sah er die Mündung einer 45er Smith&Wesson.

»Lassen Sie den Generalsekretär gehen«, sagte Janson.

»Mein Prinzip mit Handlangern war immer, sie auszuschalten«, erwiderte Demarest.

»Sie haben eine Waffe, ich habe eine Waffe. Wir brauchen ihn hier nicht.«

»Sie enttäuschen mich. Ich hatte immer geglaubt, Sie wären ein gefährlicherer Gegner.«

»Zinsou! Gehen Sie. Jetzt. *Raus hier!«*

Jansons Anweisungen kamen knapp und klar. Der Generalsekretär sah ihn einen Augenblick lang an und trat dann zwischen den beiden Todfeinden zur Seite. »Erschießen Sie ihn, dann erschieße ich Sie«, sagte Janson zu Demarest. »Ich werde die *Chance wahrnehmen,* Sie zu erschießen. Glauben Sie mir?«

»Ja, Paul, das tue ich«, antwortete Demarest schlicht.

Janson wartete mit schussbereiter Waffe, bis er hörte, wie die Tür sich hinter Zinsou schloss.

Demarests Augen blickten hart und durchdringend, ließen aber eine gewisse Belustigung erkennen. »Man hat den Football Coach Woody Hayes einmal gefragt, weshalb seine Teams so selten Pässe nach vorn werfen. Er hat darauf geantwortet: ›Wenn man den Ball in die Luft wirft, können nur drei Dinge passieren, und zwei davon sind schlecht‹.«

Janson fiel plötzlich und völlig irrelevant ein, wie besessen Phan Nguyen vom amerikanischen Football gewesen war. »Sie haben mich in die Hölle geschickt«, sagte er. »Ich denke, es ist Zeit, dass ich mich dafür revanchiere.«

»Warum so zornig, Paul? Warum so viel Hass in Ihrem

Herzen?«

»Das wissen Sie.«

»Früher war alles anders. Da gab es einmal eine Verbindung – etwas, was uns gemeinsam war und sehr tief ging. Leugnen Sie es, wenn Sie wollen. Aber Sie wissen, dass es wahr ist.«

»Ich glaube nicht, dass ich noch weiß, was wahr ist. Das habe ich Ihnen zu verdanken.«

»Sie haben mir viele Dinge zu verdanken. Ich habe Sie geformt, habe Sie zu dem gemacht, was Sie heute sind. Das haben Sie doch nicht vergessen, oder? Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, dass Sie mein bester Mann waren, mein Protegé. Sie waren so clever, so mutig und so einfallsreich. Und Sie haben schnell gelernt, sehr schnell. Sie waren für Großes geschaffen. So, wie Sie sich entwikkelt haben…«

Er schüttelte den Kopf. »Ich hätte einen großen Mann aus Ihnen machen können, wenn Sie das zugelassen hätten. Ich habe Sie verstanden wie niemand anders. Ich habe verstanden, wozu Sie wirklich fähig sind. Vielleicht ist es das, was Sie erschreckt hat. Vielleicht haben Sie sich deshalb von mir abgewandt. Und indem Sie sich von mir abwandten, haben Sie sich von sich selbst abgewandt, von dem Menschen, der Sie in Wahrheit sind.«

»Und das glauben Sie wirklich?«, fragte Janson mit einer gewissen Faszination, die er zu verdrängen suchte.

»Wir sind anders als andere Leute, beide sind wir das. Wir kennen die Wahrheiten, mit denen andere sich nicht auseinandersetzen. Die Skythen haben das richtig formuliert: Gesetze sind wie Spinnweben – stark genug, um die Schwachen zu fangen, aber zu schwach, um die Starken aufzuhalten.«

»Das ist Quatsch.«

»Wir sind stark. Stärker als die anderen. Und gemeinsam wären wir noch viel stärker gewesen. Sie müssen wirklich die Wahrheit über sich selbst akzeptieren. Deshalb habe ich Sie hereingeholt, habe Sie nach Anura kommen lassen, habe Sie diesen letzten Einsatz für mich leiten lassen. Sehen Sie doch den Dingen ins Auge, Sie können dies alles ebenso wenig ertragen wie ich – diese Mittelmäßigkeit, diese selbstgefälligen Bürokraten, diese tollpatschigen Schreibtischhengste, die sich nie die Gelegenheit entgehen lassen, sich eine Gelegenheit entgehen zu lassen. Mittelmäßiges Gesindel, und *wir* haben zugelassen, dass die in der Welt das Sagen haben. Zweifeln Sie denn ehrlich daran, dass Sie fähig sind, die Dinge besser zu machen als dieses Gelichter, bessere Entscheidungen zu treffen als diese Leute? Sie lieben Ihr Land? Das habe ich auch einmal getan, Paul. Sie mussten dazu gebracht werden, das zu sehen, was man *mir* klar gemacht hat. Überlegen Sie doch, Paul. Sie haben fast Ihr ganzes bisheriges Leben auf dieser Welt dem Dienst einer Regierung geopfert, die für die Entscheidung, Sie töten zu lassen, etwa fünf Sekunden gebraucht hat. Das musste ich Ihnen zeigen. Ich musste Ihnen die Augen öffnen, Ihnen das wahre Gesicht Ihrer Auftraggeber zeigen, das Gesicht der Regierung, für die Sie immer wieder beinahe Ihr Leben gegeben haben. Ich musste Ihnen zeigen, dass die keinen Augenblick zögern würden, Sie töten zu lassen. Und das habe ich veranlasst. Sie haben einmal die Regierung der Vereinigten Staaten dazu gebracht, sich gegen mich zu wenden. Ich konnte Sie nur damit dazu bringen, die Wahrheit zu erkennen, indem ich Ihnen das Gleiche antat.«

Die Art und Weise, wie der Mann glattzüngig die Wahrheit verdrehte, erzeugte in Janson Übelkeit, aber es fehlten ihm die Worte, darauf zu antworten.

»Sie sind von Hass erfüllt. Das verstehe ich. Gott hat seinen eigenen Sohn im Garten von Gethsemane verlassen. Ich habe Sie ebenfalls verlassen. Sie haben um Hilfe gerufen, und ich habe Sie im Stich gelassen. Wir leben die meiste Zeit unser eigenes Leben, jeder von uns mit seinem ganz persönlichen Lebenslauf, und als Sie mich brauchten, war ich nicht für Sie da. Sie waren hochsensibel. Ihre Lernkurve war so steil, dass ich einen Fehler gemacht habe: Ich habe versucht, Sie Dinge zu lehren, für die Sie noch nicht reif waren. Und ich habe Sie gehen lassen. Sie müssen gedacht haben, dass ich das verdient habe, was ich von Ihnen bekam.«

»Und was war das?«

»Verrat.«

Demarests Augen verengten sich. »Sie haben gedacht, Sie könnten mich vernichten. Aber man hat mich gebraucht. Diese Typen haben immer Männer wie mich gebraucht. So wie sie immer Männer wie Sie gebraucht haben. Ich habe getan, was ich tun musste – was getan werden musste. Ich habe immer getan, was getan werden musste. Manchmal werden Männer wie ich als Belastung empfunden, und dann werden Maßnahmen ergriffen. Ich bin für Sie, Paul, zur Belastung geworden. Zur Belastung, weil Sie mich ansahen und sich selbst sahen. Weil so viel von Ihnen auch ich war. Wie konnte es auch anders sein? Ich habe Ihnen alles beigebracht, was Sie wissen, Ihnen all die Fähigkeiten vermittelt, die Ihnen Dutzende Male das Leben gerettet haben. *Was hat Sie auf die Idee gebracht, Sie hätten das Recht, über mich zu richten?«*

Endlich zuckte ein diamantklarer Blitz von Wut und Zorn durch seinen unheimlichen Panzer aus Ruhe.

»Sie haben mit dem, was Sie getan haben, alle Rechte verspielt«, sagte Janson. »Ich habe gesehen, was Sie getan

haben. Ich habe gesehen, was Sie sind. Ein Monstrum.«

»Oh, bitte. Ich habe Ihnen nur gezeigt, was Sie selbst sind, und das hat Ihnen nicht gefallen.«

»Nein.«

»Wir waren gleich, Sie und ich, und das war es, was Sie nicht akzeptieren konnten.«

»Wir waren nicht gleich.«

»Oh doch, das waren wir. In vieler Hinsicht sind wir das immer noch. Glauben Sie ja nicht, dass ich Sie nicht die ganze Zeit im Auge behalten hätte. Man hat Sie ›die Maschine‹ genannt. Sie wissen natürlich, was das eigentlich bedeutet hat, wofür das die Kurzform war: ›die Killermaschine.‹ Denn das waren Sie. Oh, ja. Und Sie haben sich angemaßt, über mich zu richten? Oh, Paul, wissen Sie nicht, *warum* Sie es auf sich genommen haben, mich zu vernichten? Mangelt es Ihnen so an Selbsterkenntnis? Wie beruhigend es doch sein muss, sich einreden zu können, ich sei das Monstrum und Sie der Heilige. Sie haben Angst vor dem, was ich Ihnen gezeigt habe.«

»Ja – ein zutiefst gestörtes Individuum.«

»Machen Sie sich nichts vor, Paul. Ich rede von dem, was ich Ihnen über *Sie selbst* gezeigt habe. Was auch immer ich war, waren Sie auch.«

»Nein!«

*J*anson spürte, wie sein Gesicht sich vor Wut und Entsetzen rötete. Er verstand sich tatsächlich wie kaum ein anderer auf alle Arten von Gewalt: Vor dieser Erkenntnis konnte er sich nicht länger verbergen. Aber für ihn war die Gewalt niemals Selbstzweck gewesen: Sie war eher die letzte Zuflucht, um weitere Gewalt möglichst gering zu halten.

»Wie ich Ihnen häufig gesagt habe – wir wissen mehr, als wir wissen. Haben Sie vergessen, wessen Sie selbst in Vietnam fähig waren? Haben Sie das Kunststück geschafft, Ihre Erinnerungen zu unterdrücken?«

»Sie machen mir mit diesem gottverdammten Geschwafel nichts vor«, knurrte Janson.

»Ich habe die Aussagen gelesen, die Sie über mich gemacht haben«, fuhr Demarest unbekümmert fort. »Irgendwie tauchte darin nichts von dem auf, was Sie selbst getan hatten.«

»Dann sind *Sie* derjenige, der diesen Schwachsinn über mich verbreitet hat – diese völlig verzerrten Geschichten?«

Demarests Blick ließ ihn nicht los. »Ihre Opfer sind immer noch dort draußen, einige von ihnen zwar verkrüppelt, aber immer noch am Leben. Schicken Sie doch einen Agenten hinaus, um sie zu befragen. Sie erinnern sich an Sie. Voll Schrecken erinnern Sie sich.«

»*Das ist eine Lüge! Eine gottverdammte Lüge!*«

»Sind Sie da so sicher?«

Demarests Frage traf ihn wie ein Messerstich. »Nein, Sie sind es nicht. Ganz und gar nicht sind Sie das.«

Eine kurze Pause. »Es ist so, als ob ein Teil von Ihnen nie weggegangen wäre, weil Ihre Erinnerungen Sie immer noch peinigen, nicht wahr? Albträume, die immer wiederkehren, stimmt's?«

Janson nickte; er konnte es nicht verhindern.

»Nach so vielen Jahrzehnten ist Ihr Schlaf immer noch gestört. Was ist es denn, was diese Erinnerungen so hartnäckig macht?«

»Was schert Sie das?«

»Könnte es Schuld sein? Graben Sie ganz tief, Paul – tief

in sich –, und holen Sie es herauf, bringen Sie es an die Oberfläche.«

»Halten Sie doch den Mund, Sie Mistkerl.«

»Was lassen denn Ihre Erinnerungen aus, Paul?«

»Aufhören!«, brüllte Janson und spürte das Zittern in seiner Stimme. »Ich werde mir das nicht mehr anhören.«

Demarest wiederholte die Frage, diesmal mit ganz leiser Stimme. »Was lassen Ihre Erinnerungen denn aus?«

Jetzt kamen die Bilder, wie in der Zeit erstarrt, nicht fließend wie Bewegungen, an die man sich erinnert, sondern ein Bild nach dem anderen. Sie waren auf gespenstische Weise surreal, überlagerten das, was er vor seinen Augen hatte.

Wieder eine Meile gehumpelt. Und noch eine. Und noch eine. Sich den Weg durch den Dschungel bahnend, darauf bedacht, einen weiten Bogen um die Ortschaften und Dörfer zu schlagen, wo am Ende vielleicht doch noch VC-Sympathisanten dafür sorgen könnten, dass all seine Anstrengungen vergeblich waren.

Und dann stieß er eines Morgens, als er sich durch ein besonders dichtes Lianengestrüpp gearbeitet hatte, auf ein weites *verbranntes* Oval.

Der Geruch verriet ihm sofort, was hier geschehen war nicht so sehr das Gemenge aus Fischsoße, Kochfeuer, den als Dünger gebrauchten Exkrementen von Menschen, Wasserbüffeln und Hühnern, nein, etwas anderes, was selbst jene Gerüche überlagerte: der scharfe petrochemische Geruch von Napalm.

Die Luft war damit geschwängert, überall Ruß und Asche und die verklumpten Überreste schnell brennenden chemischen Feuers. Er arbeitete sich durch das ausge-

brannte Oval, und seine Füße schwärzten sich vom Ruß. Es war, als hätte Gott ein riesiges Vergrößerungsglas über diese Stelle gehalten und sie mit den Strahlen der Sonne selbst verbrannt. Als er sich schließlich an die Napalmdämpfe gewöhnt hatte, drang ein anderer Geruch an seine Nase, der von verschmortem menschlichem Fleisch. Sobald es abgekühlt war, würde es den Vögeln, dem Ungeziefer und den Insekten als Nahrung dienen. Es war noch nicht abgekühlt.

Aus den in sich zusammengesackten, geschwärzten Überresten konnte er erkennen, dass hier einmal zwölf schilfgedeckte Hütten in einer Lichtung gestanden hatten. Unmittelbar außerhalb des Dorfes war eine Kochhütte aus Kokosnussblättern wie durch ein Wunder von den Flammen verschont geblieben – und in ihr fand er eine Mahlzeit, die vor nicht einmal einer halben Stunde frisch zubereitet worden war. Ein Berg Reis. Ein Eintopf aus Garnelen und Glasnudeln. Bananen, in Scheiben geschnitten, gebraten und mit einer Currysoße vermengt. Eine Schüssel mit geschälten Litschis und Durianfrüchten. Kein gewöhnliches Mahl. Nach ein paar Augenblicken wurde ihm bewusst, was er da vor sich hatte.

Ein Hochzeitsfestmahl.

Ein paar Meter entfernt lagen die noch schwelenden Leichen der Jungverheirateten zusammen mit ihren Familien. Und doch hatte irgendein Zufall das Bankett vor der Vernichtung bewahrt. Er stellte seine Kalaschnikow beiseite und aß gierig, schaufelte sich mit den Händen Reis und Garnelen in den Mund, trank Wasser aus einem noch warmen Kessel, der auf einen weiteren Sack Reis gewartet hatte. Er aß, und dann wurde ihm schlecht, und dann aß er weiter und ruhte aus, lag schwer auf dem Boden. Wie seltsam das war – so wenig war von ihm übrig geblieben, und doch kam es ihm so schwer vor.

Als seine Kräfte wenigstens teilweise wieder hergestellt waren, setzte er den Marsch durch den unbewohnten Dschungel fort, immer weiter, weiter. Ein Fuß vor den anderen.

Das war es, was ihn retten würde: Bewegung ohne Gedanken, Handeln ohne Überlegung.

Als sein nächster bewusster Gedanke ihn durchflutete, kam der mit dem Wind. Das Meer!

Er konnte das Meer riechen!

Hinter der nächsten Bodenerhebung war die Küste. Und damit die Freiheit. Denn an diesem Küstenstreifen patrouillierten Kanonenboote der US Navy, fuhren sorgfältig und wachsam Patrouille, das wusste er. Und entlang der Küste, nicht weit von seinem augenblicklichen Standort entfernt, gab es einen kleinen Stützpunkt der US Navy, auch das wusste er. Sobald er die Küste erreicht hatte, würde er frei sein, seine Kameraden von der Navy würden ihn empfangen, ihn wegbringen, nach Hause bringen, an einen Ort des Heilens.

Frei!

Ja, so ist es, glaube ich, Phan Nguyen, das glaube ich.

Hatte er Halluzinationen? Es war lange her, zu lange her, seit er zuletzt Wasser gefunden hatte, das er trinken konnte. Was er vor Augen sah, wirkte häufig fremdartig und unsicher, ein vertrautes Symptom für Niacin-Mangel. Und seine Unterernährung hatte sicherlich sein Wahrnehmungsvermögen auch in anderer Weise beeinträchtigt. Aber er atmete tief ein, füllte seine Lungen mit der frischen Luft und wusste, dass sie Salz enthielt, den Geruch von Seetang und Sonne; er wusste es. Die Freiheit lag hinter der nächsten Bodenerhebung.

Wir werden uns nie wieder begegnen, Phan Nguyen.

Er trottete eine sanfte Anhöhe hinauf, die Vegetation um ihn war jetzt spärlicher geworden, und dann zuckte er zusammen.

Eine huschende Gestalt, nicht weit von ihm. Ein Tier? Ein Angreifer? Die Augen versagten ihm den Dienst. Seine Sinne sie alle versagten ihm den Dienst, und dies in einem Augenblick, wo sie das nicht durften. So nah – er war so nah.

Seine ausgezehrten Finger krampften sich um das Schloss der Kalaschnikow. Jetzt seinen Feinden in die Hände zu fallen, jetzt, wo er beinahe zu Hause war – das wäre eine Hölle, die jede Phantasie überstieg, die alles überstieg, was er erduldet hatte.

Wieder eine huschende Bewegung. Er gab dicht hintereinander drei Schüsse ab. Der Lärm und das Rucken der Waffe in seinen Armen fühlten sich stärker an als je zuvor. Dann rannte er los, um zu sehen, was er getroffen hatte.

Nichts. Er konnte nichts sehen. Er lehnte sich an einen knorrigen Mangostinbaum, sah sich um, aber da war nichts. Dann blickte er zu Boden und erkannte, was er getan hatte.

Ein Junge ohne Hemd. Einfache braune Hosen und kleine Sandalen an den Füßen. Er hielt eine Flasche Coca-Cola in der Hand, deren schaumiger Inhalt jetzt im Boden versickerte.

Er war vielleicht sieben Jahre alt. Sein Verbrechen hatte darin bestanden, dass er … ja, was? Verstecken gespielt hatte? Einem Schmetterling nachgejagt war?

Der Junge lag auf dem Boden. Ein hübsches Kind, das hübscheste Kind, das Janson je zu Gesicht bekommen hatte. Er wirkte seltsam friedlich, trotz der ausgezackten roten Flecken auf seiner Brust, drei dicht beieinander liegende Löcher, aus denen sein Lebensblut pumpte.

Er blickte zu dem hageren Amerikaner auf, und seine weichen braunen Augen sahen ihn unverwandt an.

Und er lächelte.

Der Junge lächelte.

Die Bilder überfluteten Janson jetzt, überfluteten ihn zum ersten Mal, weil dies die Bilder waren, die sein Bewusstsein verdrängen wollte – völlig verdrängen –, schon am Tag darauf tat es das, und an all den Tagen, die darauf folgten. Selbst ohne dass er sich an sie erinnerte, hatten sie ihn bedrängt, ihn belastet, ihn manchmal geradezu gelähmt. Er dachte an den kleinen Jungen auf der Kellertreppe im Steinpalast, an seine eigene Hand, die am Abzug erstarrt war, und erfasste die ganze Macht des Nicht-Erinnerten.

Doch jetzt erinnerte er sich.

Er erinnerte sich, wie er zu Boden gesunken war und das Kind auf seinem Schoß festgehalten hatte, eine Umarmung zwischen dem Toten und dem Beinahe-Toten, dem Opfer und dem Geopferten.

Was hat die Rechtschaffenheit mit dem Unrecht gemein? Und was das Licht mit der Dunkelheit?

Und er tat, was er nie im Einsatz getan hatte. Er weinte.

Die Erinnerungen, die darauf folgten, ließen sich nicht richtig zurückrufen: Bald kamen die Eltern des Kindes, von den Schüssen herbeigelockt. Er konnte ihre entsetzten Gesichter sehen, ja – Gesichter voll Leid, einem Leid, das selbst Wut und Zorn verdrängte. Sie nahmen ihren Jungen von ihm entgegen, der Mann und die Frau, und der Mann weinte, weinte … und die Mutter schüttelte den Kopf, schüttelte heftig den Kopf, als könne sie damit die Realität verdrängen, die ihr Bewusstsein aufgenommen hatte, und dann wandte sie sich dem ausgemergelten Soldaten zu, den leblosen Körper ihres Kindes in den Armen, suchte

nach Worten, als ob die etwas bewirken könnten.

Doch alles, was sie sagte war: *»Ihr Amerikaner.«*

Jetzt lösten sich die Gesichter auf, alle Gesichter, und Janson war wieder allein, ausgesetzt dem harten Blick von Alan Demarest.

Demarest hatte geredet, redete jetzt. »Die Vergangenheit ist ein anderes Land. Ein Land, das Sie nie ganz verlassen haben.«

Es entsprach der Wahrheit.

»Sie konnten mich nie ganz aus Ihrem Kopf verdrängen, oder?«, fuhr Demarest fort.

»Nein«, sagte Janson, und seine Stimme war ein brüchiges Flüstern.

»Warum? Weil das Band zwischen uns echt war. Ein mächtiges Band. ›Opposition ist wahre Freundschaft‹, sagt uns William Blake. Oh, Paul – was haben wir alles gemeinsam erlebt. Hat es Sie gequält? *Mich* hat es gequält.«

Janson gab keine Antwort.

»Eines Tages haben mir die Vereinigten Staaten den Schlüssel zum Königreich übergeben, es zugelassen, dass ich ein Reich schuf, wie die Welt es noch nie gesehen hatte. Natürlich würde ich es zu meinem Reich machen. Aber so groß die Schatztruhen auch sind, es ist nicht immer einfach, alle Rechnungen zu begleichen. Es war mir nur wichtig, dass Sie die Wahrheit über uns beide erkennen und zur Kenntnis nehmen. Ich habe Sie *geschaffen*, Paul. Ich habe Sie aus Ton geformt, so wie Gott den Menschen geschaffen hat.«

»Nein.«

*D*as Wort kam wie ein tiefes Stöhnen aus seinem Inner-

sten.

Wieder ein Schritt näher. »Es ist Zeit, zu sich selbst offen zu sein«, sagte Demarest mit beinahe sanfter Stimme. »Zwischen uns beiden war immer etwas, etwas, was man beinahe als Liebe bezeichnen könnte.«

Janson musterte ihn konzentriert, legte Demarests Gesichtszüge in Gedanken über das berühmte Gesicht des legendären Philanthropen, sah die Punkte, in denen zwischen den beiden Ähnlichkeit bestand, selbst auf dem von Chirurgenhand neu gestalteten Gesicht. Er schauderte.

»Aber noch viel eher Hass«, sagte Janson schließlich.

Demarests Augen brannten wie glühende Kohlen. »Ich habe Sie *gemacht,* und daran kann nichts je etwas ändern. Akzeptieren Sie es. Akzeptieren Sie, wer Sie sind. Sobald Sie das tun, ändert sich alles. *Die Albträume hören dann auf,* Paul. Das Leben wird wesentlich leichter. Glauben Sie mir. Ich schlafe nachts immer gut. Stellen Sie sich das vor – wäre das nichts, Paul?«

Janson atmete tief und spürte plötzlich, dass er sich wieder konzentrieren konnte. »Das will ich nicht.«

»Was? Sie wollen die Albträume nicht hinter sich lassen? Jetzt belügen Sie sich selbst, *Lieutenant.«*

»Ich bin nicht Ihr Lieutenant. Und ich würde meine Albträume gegen nichts vertauschen.«

»Sie haben nie Heilung gefunden, weil Sie nicht zugelassen haben, dass Sie sich selbst heilen könnten.«

»Das nennen Sie Heilung? Sie schlafen gut, weil etwas in Ihnen tot ist – nennen Sie es meinetwegen eine Seele, nennen Sie es, wie Sie wollen. Vielleicht ist irgendwann einmal etwas geschehen, was Ihre Seele ausgelöscht hat, vielleicht hatten Sie nie eine, aber jedenfalls ist es das, was uns menschlich macht.«

»Menschlich? Sie meinen *schwach.* Das verwechseln viele miteinander.«

»Meine Albträume – das bin *ich«,* sagte Janson mit klarer, fester Stimme. »Ich muss mit den Dingen leben, die ich auf dieser Welt getan habe. Sie brauchen mir nicht zu gefallen. Ich habe Gutes getan, und ich habe Schlechtes getan. Was das Schlechte angeht – *ich möchte mich mit dem Schlechten nicht aussöhnen.* Sie wollen mir sagen, dass ich diesen Schmerz wegnehmen kann? Jener Schmerz sagt mir, wer ich bin und wer ich nicht bin. *Jener Schmerz lässt mich erkennen, dass ich nicht Sie bin.«*

Plötzlich zuckte Demarests Fuß in die Höhe, trat Janson die Waffe aus der Hand. Sie landete klappernd auf dem Marmorboden.

Demarest wirkte beinahe betrübt, als er seine Pistole auf Janson richtete. »Ich habe versucht, vernünftig mit Ihnen zu reden. *Habe versucht, an Sie heranzukommen.* So viel habe ich getan, um an Sie heranzukommen, um zu erreichen, dass Sie mit Ihrem wahren Ich wieder klarkommen. Und von Ihnen wollte ich nur, dass Sie die Wahrheit akzeptieren – die Wahrheit über uns beide.«

»Die Wahrheit? Sie sind ein Ungeheuer. Sie hätten in Mesa Grande sterben sollen. Herrgott, wie ich mir wünsche, dass Sie damals gestorben wären.«

»Es ist wirklich erstaunlich – wie viel Sie wissen und doch wie wenig. Wie kraftvoll Sie sein können und wie kraftlos.«

Demarest schüttelte den Kopf. »Der Mann tötet das Kind eines anderen und kann nicht einmal sein eigenes schützen…«

»Was zum Teufel reden Sie da?«

»Der Bombenanschlag auf die Botschaft in Caligo – hat der Ihre Welt erschüttert? Das hatte ich erwartet, als ich

damals vor fünf Jahren den Vorschlag machte. Sie müssen Nachsicht mit mir haben: Der Gedanke, Sie könnten ein Kind haben, hat mir einfach nicht gepasst. Ein Paul junior – nein, das konnte ich mir einfach nicht vorstellen. Es ist ja nicht schwer, solche Dinge von Ortsansässigen erledigen zu lassen – diesen Revolutionären mit dem irren Blick, die ständig von Allah und den Jungfrauen im Paradies träumen. Ich fürchte, ich bin der Einzige, der die besondere Ironie verstehen kann, dass das Ganze von einer Kunstdüngerbombe herbeigeführt wurde. Aber mal ganz ehrlich, was für einen Vater hätten Sie wohl abgegeben, ein Babykiller wie Sie?«

Janson hatte das Gefühl, als sei er plötzlich versteinert.

Ein tiefer Seufzer. »Und für mich wird es jetzt Zeit zum Gehen. Wissen Sie, ich habe große Pläne für die Welt. In Wahrheit beginnt mich dieses ständige Beilegen von Konflikten allmählich zu *langweilen.* Heute ist angesagt, Konflikte zu *fördern.* Die Menschen *mögen* Kampf und Blutvergießen. Und der Mensch soll Mensch sein, sage ich.«

»Bloß, dass Sie das nicht zu bestimmen haben.«

Janson hatte Mühe, die Worte herauszubekommen.

Demarest lächelte. *»Carpe diem* – nutze den Tag. *Carpe mundum* – ergreife die Welt.«

»Man hat Sie zu einem Gott gemacht«, sagte Janson, dem einfiel, was der Präsident gesagt hatte, »und dabei hat Ihnen der Himmel nicht gehört.«

»Der Himmel übersteigt selbst mein Begriffsvermögen. Aber ich will aufgeschlossen bleiben, soll mir ein Vergnügen sein. Wie wär's, wenn Sie einen Bericht über das Jenseits einreichen würden, sobald Sie dort eingetroffen sind? Ich erwarte Ihren Einsatzbericht, abgeliefert an St. Peter am Himmelstor.«

Demarests Gesicht war ohne jeden Ausdruck, als er die Pistole einen halben Meter entfernt auf Jansons Stirn richtete. *»Bon voyage«,* sagte er, und sein Finger krümmte sich um den Abzug.

Und dann spürte Janson, wie ihm etwas Warmes ins Gesicht spritzte. Er blinzelte ein paar Mal und sah, dass es Blut war und aus einer Ausschusswunde an Demarests Stirn kam. Vom Fensterglas nicht abgelenkt, war der Schuss des Scharfschützen so präzise, als ob er aus nächster Nähe abgefeuert worden wäre.

Janson streckte die Hand aus, legte sie um Demarests Hals und hielt ihn auf den Beinen. *»Xin loi«,* log er. *Tut mir Leid.*

Einen Augenblick lang wirkte Demarests Gesicht völlig ausdruckslos: Er hätte sich ebenso gut in tiefster Meditation befinden oder schlafen können.

Janson ließ los, und Demarest sackte in der totalen Entspannung der Leblosigkeit zu Boden.

Als Janson durch das antike Teleskop des Generalsekretärs spähte, entdeckte er Jessie exakt an der Stelle, wo er sie stationiert hatte: auf der anderen Seite des East River, auf dem Dach der alten Abfüllanlage, unmittelbar unter den riesigen Neonbuchstaben. Sie hatte bereits angefangen, mit geschickten, eingeübten Handgriffen ihre Waffe zu zerlegen. Jetzt blickte sie zu ihm herüber, als könnte sie seinen Blick spüren. Janson hatte plötzlich das Gefühl, ein seltsames Gefühl, als schwebe er, das Gefühl, alles würde gut werden.

Er trat einen Schritt von dem Teleskop zurück und blickte mit seinen eigenen beiden Augen hinaus, ließ sich die kühle Brise ins Gesicht wehen. Hunter's Point. Wie passend diese Ortsbezeichnung doch plötzlich geworden war.

Die riesige Pepsi-Cola-Werbung ragte über der Frau auf, die er liebte, leuchtete rot vor dem sich verdunkelnden Himmel. Janson kniff die Augen zusammen und sah, wie das reflektierte Licht der Neonreklame sich in den glitzernden Wellen darunter spiegelte. Einen Augenblick lang sah der East River aus wie ein Fluss aus Blut.

43

»Ich möchte mich bei Ihnen dafür bedanken, dass Sie bereit waren, zu uns zu kommen, Mr. Janson«, sagte Präsident Charles W. Berquist jr., der am Kopfende des ovalen Konferenztisches saß. Die Hand voll Leute um den Tisch, hauptsächlich leitende Persönlichkeiten aus der Verwaltung und Analytikern der führenden Nachrichtendienste des Landes, waren alle einzeln zu dem Gebäude an der Sixteenth Street gekommen und hatten es durch den verborgenen Seiteneingang betreten. Es würde keine Tonbandaufzeichnung der Konferenz geben und auch kein Protokoll. Es war wieder eine jener Besprechungen, die offiziell nie stattgefunden hatten. »Dieses Land steht tief in Ihrer Schuld und wird das nie wissen. Aber ich weiß es. Vermutlich wird es Sie nicht überraschen, dass man Ihnen einen weiteren Distinguished Intelligence Star verleihen wird.«

Janson zuckte die Schultern. »Vielleicht sollte ich doch ins Schrottgeschäft einsteigen.«

»Aber ich wollte auch, dass Sie eine gute Nachricht hören, und zwar von mir. Es sieht so aus, als könnten wir das Moebius-Programm zu neuem Leben erwecken, und das verdanken wir Ihnen. Doug und die anderen haben mir die Details ausführlich erklärt, und es sieht recht gut aus.«

»Tatsächlich?«, erwiderte Janson unbewegt.

»Sie scheinen nicht überrascht zu sein«, sagte Präsident Berquist mit einem Anflug von Verlegenheit. »Nun, ich hatte schon angenommen, dass Sie damit rechneten.«

»Wenn man so lange wie ich mit den Planern zu tun gehabt hat, überrascht einen die Kombination aus brillan-

tem Verstand und Dummheit nicht mehr.«

Die Miene des Präsidenten verfinsterte sich, offenbar gefiel ihm Jansons Ton nicht. »Sie sollten wissen, dass Sie da von einigen höchst außergewöhnlichen Menschen sprechen.«

»Ja. Außergewöhnlich arrogant.«

Janson schüttelte langsam den Kopf. »Jedenfalls können Sie das vergessen.«

»Könnten Sie vielleicht aufhören, in diesem Ton zu Ihrem Präsidenten zu sprechen?«, erregte sich Douglas Albright, der stellvertretende Direktor der DIA.

»Könnten Sie und Ihresgleichen sich dazu bereit finden, etwas zu lernen?«, konterte Janson.

»Wir haben eine ganze Menge gelernt«, erklärte Albright. »Wir werden nicht zweimal dieselben Fehler machen.«

»Richtig – beim nächsten Mal werden es andere Fehler sein.«

Jetzt meldete sich der Staatssekretär zu Wort. »Das Programm an diesem Punkt zu streichen hieße, Zehntausende von Arbeitsstunden einfach abzuschreiben, wie Doug uns erklärt hat. Und es wäre so, als würde man versuchen, einen Glockenton wieder zurückzuholen. Für die Welt existiert Peter Novak noch.«

»Wir können ihn neu aufbauen, ihn sozusagen neu besetzen, und das mit einer ganzen Anzahl zusätzlicher Sicherheitsvorkehrungen«, erklärte Albright und warf dem Staatssekretär dabei einen aufmunternden Blick zu. »Es gibt Hunderte von Maßnahmen, die wir ergreifen können, um zu verhindern, dass sich das wiederholt, was Demarest getan hat.«

»Ich kann das einfach nicht glauben«, sagte Janson.

»Vor ein paar Tagen waren Sie sich alle darüber einig, dass das Ganze ein kolossaler Fehler war. Eine ganz grundlegende Fehlkalkulation, politisch wie moralisch. Sie hatten begriffen – oder zumindest *den Anschein erweckt,* dass Sie es begriffen hatten –, dass ein Plan, der auf einem so massiven Täuschungsmanöver basierte, einfach scheitern musste. Und zwar auf eine Art und Weise, die man nie vorhersehen konnte.«

»Wir waren in Panik geraten«, erwiderte der Staatssekretär. »Wir konnten nicht mehr rational denken. Natürlich wollten wir, dass die ganze Sache einfach nicht mehr existent ist. Aber Doug ist alles mit uns durchgegangen, ruhig und rational. Der potenzielle Vorteil, den wir aus der ganzen Geschichte ziehen können, ist nach wie vor außergewöhnlich groß. Es ist wie bei der Atomenergie – das Risiko einer katastrophalen Panne besteht natürlich immer. Das stellt niemand von uns in Abrede. Trotzdem ist der potenzielle Nutzen für die Menschheit wesentlich größer.«

Je länger er sprach, desto sonorer und wohlklingender wurde seine Stimme: Er war jetzt wieder ganz der altgediente Diplomat, der sich auf Pressekonferenzen und vor den Fernsehkameras zu Hause fühlte. Man hätte meinen können, dass das nicht derselbe Mann war, der in dem Haus in den Blue Ridge Mountains so verängstigt gewesen war. »Jetzt umzukehren wegen *etwas, das überhaupt nicht passiert ist,* hieße, unsere Verantwortung als politische Führung dieses Landes nicht wahrzunehmen. Das leuchtet Ihnen doch ein, oder? Sind wir auf derselben Seite?«

»Wir lesen nicht einmal dasselbe gottverdammte *Buch!«*

»Reißen Sie sich gefälligst zusammen!«, herrschte Albright ihn an. »Tatsache ist, dass wir das alles Ihnen zu verdanken haben – Sie haben die Sache perfekt erledigt. Sie sind derjenige, der es überhaupt möglich gemacht hat,

das Programm neu zu starten.«

Er brauchte nicht auf Einzelheiten einzugehen: dass man zwei Männer in aller Eile aus dem Sekretariatsgebäude entfernt und sie zu unterschiedlichen Zielen gebracht hatte, jeder mit einem Laken abgedeckt. »Das Double hat sich gut erholt. Er befindet sich an einem unserer geheimen Hochsicherheitsstandorte und ist gründlich unter Einsatz chemischer Mittel verhört worden. Wie Sie ganz richtig vermutet haben, ist er völlig verstört und durchaus bereit, mit uns zu kooperieren. Demarest hat ihm natürlich nie die Kommandocodes anvertraut. Aber das geht so in Ordnung. Da Demarest ja nicht mehr lebt und sie damit nicht ständig neu verschlüsseln kann, waren unsere Techniker in der Lage, in die Systeme einzudringen. Wir haben uns die Kontrolle zurückgeholt.«

»Es war in der Vergangenheit Ihr Fehler, dass Sie sich eingebildet haben, Sie *hätten* die Dinger unter Kontrolle.«

Janson schüttelte langsam den Kopf.

»Demarests Double haben wir ganz eindeutig unter Kontrolle«, sagte der graugesichtige Techniker, an den Janson sich von der Zusammenkunft in dem Haus in den Blue Ridge Mountains erinnerte. »Der Mann heißt Laszlo Kocsis. Er hat früher an einer technischen Fachschule in Ungarn Englisch gelehrt. Vor achtzehn Monaten wurde mit der Gesichtsformung begonnen. Demarest hat ihm zehn Millionen Dollar versprochen, falls er mitmachen würde, und ihm angedroht, falls er sich weigern sollte, seine ganze Familie ermorden zu lassen. Der Mann ist alles andere als stark. Im Augenblick haben wir ihn fest in der Hand.«

»Wie zu erwarten war«, meinte der Mann von der DIA mit einem Lächeln. »Wir werden ihm eine kleine Insel in der Karibik anbieten. Der Mann ist ohnehin ein Einzel-

gänger. Dort wird er ein Gefangener in einem goldenen Käfig sein. Er wird die Insel nicht verlassen können. Eine Einheit von Consular Operations wird ihn rund um die Uhr bewachen. Wir hielten es für richtig, eine kleine Anleihe bei der Liberty Foundation zu machen, um die Kosten dafür abzudecken.«

»Wir sollten uns jetzt nicht von Details ablenken lassen«, warf der Präsident mit einem angespannten Lächeln ein. »Das Entscheidende ist, dass jetzt alles wieder seine Ordnung hat.«

»Und dass das Moebius-Programm wieder im Geschäft ist«, sagte Janson.

»Dank Ihnen«, nickte Berquist und blinzelte ihm zu, ganz der Alte.

»Aber *besser* funktioniert als zuvor«, fügte Albright hinzu. »Wegen all der vielen Dinge, die wir gelernt haben.«

»Damit steht fest, dass unsere Vorgehensweise logisch ist«, sagte der Staatssekretär.

Janson blickte in die Runde, um zu sehen, was der Präsident sah: Die selbstgefälligen Gesichter der im Meridian International Center versammelten Personen – leitende Beamte, leitende Mitglieder der Regierung und Analytiker, Angehörige des unzerstörbaren Washington. Die Überreste des Moebius-Programms. Sie waren die Besten und die Klügsten, waren das immer gewesen. Von Kindheit an hatten sie die besten Noten nach Hause gebracht, die besten Testergebnisse erzielt; ihr ganzes Leben lang hatten sie den Beifall ihrer jeweiligen Vorgesetzten gefunden. Für sie gab es nichts und niemanden, das oder der größer waren als sie selbst. Sie wussten, dass man Mittel immer nur im Hinblick auf den Zweck bewerten durfte, waren überzeugt davon, dass man jeder

unbekannten Variablen einen Wahrscheinlichkeitswert zuordnen, dass man den Strom der Unsicherheit zähmen und aus ihm ein präzise quantifiziertes Risiko machen konnte.

Und obwohl das Unvorhersehbare im menschlichen Wesen mehrfach dafür gesorgt hatte, dass eine ganze Anzahl ihrer Kollegen getötet worden waren, hatten sie nichts gelernt.

»Mein Spiel, meine Regeln«, sagte Janson. »Gentlemen, das Moebius-Programm ist beendet.«

»Auf wessen Anordnung?«, schnaubte Präsident Berquist.

»Die Ihre.«

»Was ist denn in Sie gefahren, Paul?«, fragte er, und sein Gesicht verfinsterte sich. »Sie reden Unsinn.«

»Das glaube ich nicht.«

Janson sah ihn voll an. »Sie kennen den alten Spruch in Washington: Es gibt keine ständigen Verbündeten, nur ständige Interessen. Sie haben sich dieses Programm nicht ausgedacht. Sie haben es von Ihrem Vorgänger geerbt, der es wiederum von seinem Vorgänger geerbt hat, und so weiter…«

»Das gilt für eine ganze Menge Dinge, angefangen bei unserem Verteidigungsprogramm bis hin zu unserer Währungspolitik.«

»Sicher. Für diese Dinge sind die Berufsbeamten zuständig – aus deren Sicht sind Sie bloß auf der Durchreise.«

»Es ist wichtig, gerade so etwas aus langer Sicht zu sehen«, meinte der Präsident und zuckte die Schultern.

»Eine Frage, Mr. President. Sie haben soeben eine illegale persönliche Spende von 1,5 Millionen Dollar

erhalten und angenommen.«

Während Janson das sagte, malte er sich aus, wie Grigori Berman auf der anderen Seite des Atlantiks in Berthwick House vor sich hin feixte. Für ihn war das ein fulminanter Streich gewesen, der ihm ungeheuren Spaß bereitete. »Wie werden Sie das dem Kongress und den Menschen in Amerika erklären?«

»Was zum Teufel *reden* Sie da?«

»Ich rede von einem gewaltigen Skandal – Watergate mal zehn. Ich rede davon, dass wir alle zusehen können, wie Ihre politische Karriere in Flammen aufgeht. Rufen Sie Ihre Bank an. Ein siebenstelliger Betrag ist von einem Konto Peter Novaks bei der International Netherlands Group Bank auf Ihr persönliches Konto überwiesen worden. Die digitalen Unterschriften können nicht gefälscht werden – nun, jedenfalls nicht ohne große Komplikationen. Es sieht also ganz eindeutig so aus, als ob ein ausländischer Plutokrat Sie auf seine Lohnliste gesetzt hätte. Irgendein argwöhnisches Mitglied der Oppositionspartei könnte anfangen, sich darüber Gedanken zu machen. Möglicherweise hat die Überweisung etwas damit zu tun, dass Sie neulich dieses Gesetz über die Geheimhaltung von Bankgeschäften unterzeichnet haben. Es könnte mit einer ganzen Menge Dinge etwas zu tun haben. Jedenfalls genug Material, um einen Sonderermittler jahrelang zu beschäftigen. Ich kann mir die Schlagzeile in der *Washington Post* gut vorstellen. Eine über vier oder fünf Spalten: PRÄSIDENT VON PLUTOKRATEN BEZAHLT? ERMITTLUNGEN EINGELEITET. So ähnlich. Die Schmierblätter in New York werden sich kürzer fassen, etwa: WAS KOSTET EIN PRÄSIDENT? Sie wissen ja, wie es ist, wenn die Medien einmal Blut geleckt haben – das gibt ein derartiges Getöse, dass Sie nicht einmal mehr in der Lage sind, klar

zu denken.«

»Das ist doch alles *ausgemachter Unfug!«,* explodierte der Präsident.

»Und uns allen wird es großen Spaß machen, wenn wir dabei zusehen, wie Sie das dem Kongress erklären. Das Justice Department und die entsprechenden Mitglieder des Repräsentantenhauses und des Senats erhalten die Einzelheiten morgen per E-Mail.«

»Aber Peter Novak…«

»Novak? An Ihrer Stelle würde ich nicht versuchen, die Aufmerksamkeit auf Novak zu lenken. Ich glaube nicht, dass Ihr oder sein guter Ruf das überstehen würde.«

»Sie machen sich über mich lustig«, sagte der Präsident.

»Rufen Sie Ihre Bank an«, wiederholte Janson.

Der Präsident starrte Janson an. Er hatte sich bisher immer auf seinen persönlichen und seinen politischen Instinkt verlassen und damit das höchste Amt im Lande erreicht. Und sein Instinkt sagte ihm, dass Janson nicht bluffte.

»Sie machen einen schrecklichen Fehler«, sagte Berquist.

»Ich kann ihn ungeschehen machen«, sagte Janson. »Noch ist es nicht zu spät.«

»Danke.«

»Aber das wird es bald sein. Deshalb müssen Sie sich wegen Moebius entscheiden.«

»Aber…«

»Rufen Sie Ihre Bank an.«

Der Präsident verließ das Zimmer. Ein paar Minuten verstrichen, bis er wieder an seinen Platz zurückkehrte.

»Ich finde das schändlich.«

Die harten skandinavischen Züge des Präsidenten waren vor Wut verzerrt. »Und *Sie* sollten sich schämen! Mein Gott, Sie haben Ihrem Land mit unglaublicher Hingabe und Loyalität gedient…«

»Und der Lohn für meine Mühe war eine Liquidationsdirektive.«

»Das ist doch Schnee von gestern«, erregte sich Berquist. »Was Sie da vorschlagen, ist nackte Erpressung.«

»Wir wollen uns jetzt nicht von Details ablenken lassen«, erwiderte Janson mit ausdrucksloser Miene.

Der Präsident stand auf, sein Gesicht wirkte jetzt wie versteinert. Dann setzte er sich wieder hin. Er hatte schon früher widerspenstige Gegner zum Schweigen gebracht und auf seine Seite gezogen, hatte seinen strahlenden Charme eingesetzt und gewonnen. Er würde das auch jetzt schaffen.

»Ich habe diesem Land mein ganzes Leben gewidmet«, erklärte er Janson, und sein voller Bariton tönte dabei aufrichtig und würdevoll. »Das Wohlergehen dieses Landes ist mein ein und alles. Das müssen Sie verstehen. Die Entscheidungen, die in diesem Raum getroffen wurden, sind weder unbedacht noch zynisch erarbeitet worden. Als ich meinen Amtseid leistete, habe ich geschworen, diese Nation *zu beschützen und zu verteidigen* – derselbe Eid, den mein Vater zwanzig Jahre früher geleistet hatte. Das ist eine Verpflichtung, die ich äußerst ernst nehme…«

Janson gähnte.

»Derek«, sagte der Präsident und wandte sich dem Direktor von Consular Operations zu, dem einzigen Mann am Tisch, der bis jetzt nichts gesagt hatte. »Reden Sie mit ihm. Sorgen Sie dafür, dass er das versteht.«

Unterstaatssekretär Derek Collins nahm die klobige

schwarze Brille ab und rieb sich die gerötete Stelle, die sie auf seinem Nasenrücken hinterlassen hatte. Er wirkte wie jemand, der sich gleich zu etwas hinreißen ließe, was er später bedauern würde. »Ich habe immer versucht, Ihnen das klar zu machen, Mr. President – Sie kennen diesen Mann nicht«, sagte Collins. »Niemand von Ihnen kennt ihn.«

»Derek?«

Die Forderung des Präsidenten war klar.

»Beschützen und verteidigen«, sagte Collins. »Große Worte. Eine große Last. Ein schönes Ideal, das es manchmal notwendig macht, recht hässliche Dinge zu tun. Unruhig gebettet das Haupt … stimmt's?«

Er sah Janson an. »In diesem Raum gibt es keine Heiligen, damit wir uns da richtig verstehen. Aber wir wollen doch der grundlegenden Idee der Demokratie ein wenig Respekt erweisen. Es gibt einen Menschen in diesem Raum, der mit ein paar Brocken gesunden Menschenverstands und ein wenig ganz gewöhnlichem Anstand recht weit gekommen ist. Er ist knallhart und ein Patriot, wie es keinen besseren gibt, und ob man nun seiner Meinung ist oder nicht, unter dem Strich muss das jetzt seine Entscheidung sein…«

»Danke, Derek«, sagte Präsident Berquist, ernst, aber sichtlich erfreut.

»Ich spreche von Paul Janson«, führte der Unterstaatssekretär seinen Satz zu Ende und sah den Mann am Kopfende des Konferenztischs dabei an. »Und wenn Sie nicht das tun, was er sagt, Mr. President, dann sind Sie ein größerer Narr als Ihr Vater.«

»Unterstaatssekretär Collins«, herrschte der Präsident ihn an, »ich würde mich freuen, Ihren Rücktritt entgegenzunehmen.«

»Mr. President«, erwidert Collins seelenruhig, »ich würde mich sehr freuen, den Ihren entgegenzunehmen.«

Präsident Berquist erstarrte. »Verdammt noch mal, Janson. Sehen Sie, was Sie da angerichtet haben?«

Janson starrte den Direktor von Consular Operations an. »Ein interessantes Lied für einen Falken«, sagte er mit der Andeutung eines Lächelns.

Dann wandte er sich dem Präsidenten zu. »Sie wissen ja, man soll immer bedenken, wo etwas herkommt. Der Rat, den man Ihnen gegeben hat, sagt vielleicht mehr über die Interessen Ihrer Berater aus als über Ihre eigenen. Sie sollten jetzt wirklich darüber nachdenken, wie Sie mehrere gegensätzliche Meinungen in Einklang bringen können. Das gilt auch für Sie, Mr. Secretary.«

Er sah kurz zu dem Staatssekretär hinüber, der so wirkte, als wäre ihm unwohl, und wandte sich dann wieder Berquist zu. »Wie gesagt, für die meisten Leute in diesem Raum sind Sie bloß eine vorübergehende Erscheinung. Diese Leute waren schon vor Ihnen hier und werden auch nach Ihnen noch da sein. Ihre unmittelbaren und persönlichen Interessen bedeuten denen nicht sehr viel. Die *wollen,* dass Sie die Dinge aus ›langer Sicht‹ sehen.«

Berquist blieb eine halbe Minute lang stumm. Tief im Innersten war er Pragmatiker und daran gewöhnt, die harten und eiskalten Berechnungen anzustellen, von denen das politische Überleben abhing. Alles andere war nach dieser essenziellen Arithmetik zweitrangig. Schweißtropfen glitzerten auf seiner Stirn.

Er zwang sich zu einem Lächeln. »Paul«, sagte er schließlich, »ich fürchte, dieses Gespräch hat nicht besonders gut angefangen. Ich würde mir wirklich gerne zu Ende anhören, was Sie zu sagen haben.«

»Mr. President«, wandte Douglas Albright ein. »Das ist

völlig unangebracht. Wir haben das mehrfach besprochen…«

»Schön, Doug. Vielleicht wollen Sie mir sagen, wie Sie das, was Paul Janson getan hat, ungeschehen machen können? Bis jetzt habe ich nicht gehört, dass jemand hier sich die Mühe gemacht hat, auf diesen Punkt einzugehen.«

»Das lässt sich in keiner Weise vergleichen!«, brauste Albright auf. »Wir sprechen hier von den langfristigen Interessen dieser geopolitischen Einheit, nicht dem größeren Ruhm der zweiten Berquist-Präsidentschaft! Da gibt es keinen Vergleich! Moebius ist größer und wichtiger als wir alle. Es gibt nur eine richtige Entscheidung.«

»Und was ist mit – äh – einem drohenden politischen Skandal?«

»Stehen Sie ihn durch, Mr. President«, sagte Albright leise. »Es tut mir Leid, Sir. Sie haben durchaus die Chance, dass Sie das überstehen. Darauf sind Politiker doch spezialisiert, oder nicht? Senken Sie die Steuern, starten Sie eine Sauberkeitskampagne gegen Hollywood, erklären Sie Kolumbien den Krieg – tun Sie das, was die Polls Ihnen raten. Amerikaner haben das Gedächtnis einer Stubenfliege. Aber verzeihen Sie, wenn ich es so deutlich sage, Sie *dürfen* dieses Programm nicht auf dem Altar des politischen Ehrgeizes opfern.«

»Es ist wirklich immer interessant zu hören, was ich Ihrer Ansicht nach tun darf oder nicht, Doug«, erwiderte Berquist, beugte sich vor und legte dem Mann die Hand auf die fleischige Schulter. »Aber ich glaube, für heute haben Sie mehr als genug geredet.«

»Bitte, Mr. President…«

»Sparen Sie sich's, Doug«, sagte Berquist. »Ich muss nachdenken. Eine tief schürfende Neubewertung einer Grundsatzentscheidung auf Präsidentenebene.«

»Ich spreche hier von den Chancen einer Neugestaltung unserer globalen Ordnung.«

Albrights Stimme wurde schrill. »Und Sie reden bloß von den Chancen für Ihre Wiederwahl.«

»Das haben Sie richtig erfasst. Sie können mich altmodisch nennen, aber mir gefällt einfach das Szenario, in dem ich noch Präsident bin.«

Er wandte sich Janson zu. »Ihr Spiel, Ihre Regeln«, sagte er. »Ich kann damit leben.«

»Eine ausgezeichnete Entscheidung, Mr. President«, entgegnete Janson mit ausdrucksloser Stimme.

Das Lächeln, mit dem Berquist ihn ansah, verband Anordnung und Bitte. »Und jetzt geben Sie mir meine gottverdammte Präsidentschaft zurück.«

THE NEW YORK TIMES

Peter Novak gibt die Führung der Liberty Foundation auf

Milliardär/Philanthrop übergibt Stiftung an internationalen Treuhänderausschuss

Mathieu Zinsou wird Direktor

Von Jason Steinhardt

AMSTERDAM. In einer heute in der Amsterdamer Zentrale der Liberty Foundation stattgefundenen Pressekonferenz teilte der legendäre Financier und Philanthrop Peter Novak mit, er werde die Leitung der Liberty Foundation aufgeben, jener weltweiten Organisation, die er vor fünfzehn Jahren gegründet und seitdem geführt hat.

Irgendwelche Finanzprobleme werde es aller Voraussicht nach keine geben: Novak gab gleichzeitig bekannt, dass er seine gesamten finanziellen Mittel an die Stiftung übertragen wolle, die zu einem gemeinnützigen Trust umstrukturiert würde. Dem internationalen Aufsichtsrat der neuen Körperschaft würden prominente Persönlichkeiten aus der ganzen Welt angehören, den Vorsitz werde der Generalsekretär der UN, Mathieu Zinsou, übernehmen. »Meine Arbeit ist getan«, sagte Mr. Novak bei der Verlesung einer vorbereiteten Erklärung. »Die Liberty Foundation muss größer als jeder einzelne Mensch sein, und mein Plan war es von Anfang an, die Leitung dieser Organisation einem Verwaltungsrat zu übergeben, dessen Mitglieder die gesamte Verantwortung übernehmen sollen. In dieser neuen Phase der Stiftung wird die Transparenz aller Vorgänge der entscheidende Faktor sein.«

Die Reaktionen der Öffentlichkeit waren weitgehend positiv. Einige Beobachter gaben sich überrascht, während andere erklärten, sie hätten eine solche Entwicklung seit langem vorhergesehen. Mr. Novak nahe stehende Gewährsleute deuteten an, der kürzliche Tod seiner Frau habe zu seiner Entscheidung beigetragen, sich aus der Leitung der Foundation zurückzuziehen. Andere weisen darauf hin, die Notwendigkeit, immer häufiger für die Stiftung in der Öffentlichkeit auftreten zu müssen, sei dem von seinem Wesen her eher zurückhaltenden Novak in zunehmendem Maße unangenehm geworden. Hinsichtlich seiner zukünftigen Pläne äußerte Novak sich nur zurückhaltend, einige seiner leitenden Mitarbeiter deuteten jedoch an, dass er sich ganz aus der Öffentlichkeit zurückziehen wolle. »Sie werden Peter Novak nicht mehr herumschubsen können, Gentlemen«, erklärte einer seiner Assistenten mit vergnügter Ironie der Presse gegenüber. Aber der geheimnisvolle Plutokrat hatte schon immer ein

Talent für das Unerwartete, und alle, die ihn näher kennen, stimmen darin überein, dass es ein Fehler wäre, ihn abzuschreiben.

»Er wird zurückkehren«, sagte Jan Kubelik, der Außenminister der Tschechischen Republik, der gerade an einer internationalen Konferenz in Amsterdam teilnahm. »Verlassen Sie sich darauf. Sie werden wieder von Peter Novak hören.«

EPILOG

Die schlanke Frau mit der braunen Igelfrisur lag ausgestreckt und völlig reglos auf dem Kirchendach, Sandsäcke dienten als Auflage für ihr Scharfschützengewehr. Die Schatten des Kirchturms schützten sie vor jeglicher Sicht. Wenn sie das nicht an das Zielfernrohr gepresste Auge öffnete, schien ihr die Stadtsilhouette von Dubrovnik seltsam flach zu sein, rote Ziegeldächer, die sich wie Fayencen vor ihr ausbreiteten, wie Scherben alter Töpferkunst. Unter dem Glockenturm, der die letzten paar Stunden ihr Standort gewesen war, dehnte sich ein Meer von Gesichtern über mehrere hundert Meter bis zu der Bretterplattform, die man im Zentrum der Altstadt von Dubrovnik errichtet hatte.

Es waren die Gläubigen, die Getreuen. Ihnen allen war klar, dass der Papst ein Zeichen damit setzen wollte, dass er seine Besuchsreise nach Kroatien in einer Stadt begann, die zu einem Symbol für das Leid der Menschen in diesem Lande geworden war. Obwohl mehr als ein Jahrzehnt verstrichen war, seit die jugoslawische Armee die Hafenstadt an der Adria belagert hatte, brannte die Erinnerung an die Gräuel jener Zeit noch im Gedächtnis der Bürger der Stadt.

Viele von ihnen hatten sich briefmarkengroße eingeschweißte Fotos des geliebten Papstes angesteckt. Dies war nicht nur ein Mann, von dem alle wussten, dass er bereit war, seine Stimme auch gegen die Mächtigen zu erheben, nein, da war auch die unverkennbare Ausstrahlung, die ihn umgab – Charisma, ja, aber noch mehr, echtes Mitgefühl für das Leid der Menschen. Es war

typisch für ihn, dass er sich nicht nur aus der sicheren Geborgenheit des Vatikans gegen Gewalt und Terrorismus aussprach: Dieser Mann trug seine Friedensbotschaft mitten ins Herz des Konflikts hinein.

Inzwischen hatte es sich bereits herumgesprochen, dass der Papst beabsichtigte, ein Thema der Geschichte aufzugreifen, das die meisten Kroaten lieber vergessen wollten. In dem uralten Konflikt zwischen Katholiken und Orthodoxen gab es auf beiden Seiten reichlich Anlass für Reue und Zerknirschung. Und für den Vatikan und Kroatien war es Zeit geworden, glaubte der Papst, sich mit dem brutalen faschistischen Erbe des Ustascha-Regimes im Zweiten Weltkrieg auseinander zu setzen.

Obwohl zu erwarten war, dass die Führung Kroatiens und ein Großteil seiner Bürger damit nicht einverstanden sein würden, hatte sein persönlicher Mut, wie es schien, die Hingabe der Scharen von Bewunderer hier nur noch gesteigert. Und außerdem hatte es – Jansons Kontaktleute in der Hauptstadt Zagreb hatten seinen Verdacht erst in jüngster Zeit bestätigt – ein sorgfältig organisiertes Mordkomplott gegeben. Eine verbitterte Sezessionistenbewegung der in Minderheit befindlichen Serben wollte Rache für das ihnen zugefügte historische Unrecht nehmen, indem sie den Mann ermordeten, den diese überwiegend katholische Nation mehr als alle anderen verehrte. Eine Gruppe extremer kroatischer Nationalisten unterstützte sie: Sie fürchteten die reformerischen Tendenzen des Papstes und suchten nach einer Chance, die verräterischen Minderheiten auszurotten, die sich in ihrer Mitte eingenistet hatten. Nach einer so gewaltigen Provokation – und man konnte sich keine größere Provokation als den Mord an einem von allen geliebten Papst vorstellen – würde sich ihnen niemand mehr in den Weg stellen. Selbst ganz gewöhnliche Bürger

würden zu einer blutigen Reinigung Kroatiens bereit sein.

Wie alle Extremisten waren sie natürlich nicht imstande, sich über die unmittelbare Verwirklichung ihrer Ziele hinaus eine Vorstellung von den Konsequenzen ihres Handelns zu machen. Die mörderische Tat der Serben würde zehntausendfach mit dem Blut von Serben bezahlt werden. Und diese Massaker würden unausweichlich die serbische Regierung zu Interventionen veranlassen: Dubrovnik und andere kroatische Städte würden erneut von den serbischen Streitkräften beschossen werden, und das musste Kroatien dazu zwingen, seinerseits Serbien den Krieg zu erklären. Wieder würde in diesem am wenigsten stabilen Winkel Europas eine Feuersbrunst aufflammen – würde die benachbarten Länder in Verbündete und Gegner spalten, und niemand konnte sagen, was am Ende dabei herauskommen würde. Schon einmal hatte ein Mord auf dem Balkan einen Weltkrieg entfacht, und es konnte wieder geschehen.

Eine sanfte Brise wehte durch die mittelalterlichen Gebäude der Altstadt Dubrovniks, als ein unauffällig wirkender Mann mit kurzem grauem Haar – niemand würde ihn eines zweiten Blickes würdigen – die Bozardar-Filipovic-Straße hinunterschritt. »Vier Grad vom Median«, sagte er leise. »Der Wohnblock in der Straßenmitte. Oberstes Stockwerk. Sichtung?«

Die Frau veränderte ihre Position leicht und stellte ihr Swarowski-12x50-Zielfernrohr ein; der wartende Mann mit dem Gewehr füllte das Sichtfeld ihres Okulars. Das narbige Gesicht war in ihren Fahndungsunterlagen abgebildet: Milic Pavlovic. Keiner der serbischen Fanatiker aus Dubrovnik, sondern ein erfahrener und äußerst geschickter Auftragskiller, der sich deren Vertrauen erworben hatte.

Die Terroristen hatten ihren besten Mann geschickt.

Aber das hatte auch der Vatikan, der den Meuchelmörder eliminieren wollte, ohne dass die Welt davon erfuhr.

Für Janson und Jessie Kincaid war Personensicherheit auf höchstem Niveau nur formal eine neue Tätigkeit. So betrachtet war es auch nur formal ein Geschäft: Jessica hatte Janson darauf hingewiesen, dass er die Millionen auf seinem Konto auf den Cayman-Inseln behalten durfte – wenn *er* sie sich nicht verdient hatte, wer dann? Aber wie Janson gesagt hatte, sie waren zu jung, um schon in den Ruhestand zu treten. Er hatte das versucht – hatte versucht, vor dem zu fliehen, was er war. Doch das war nicht die Lösung für ihn, für ihn nicht und für Jessica nicht; das wusste er jetzt. Wogegen er sich auflehnte, war die Heuchelei – die Hybris der Planer. Aber was auch immer geschah, sie waren beide nicht für eine friedliche Existenz geschaffen. »Das Thema Kleine-Insel-in-der-Karibik habe ich hinter mir«, hatte Janson ihr erklärt. »Das wird einem schnell langweilig.«

Das wohlgefüllte Konto bedeutete einfach, dass die beiden Partner in der Wahl ihrer Klienten wählerisch und im Einsatz von Spesen großzügig sein konnten.

Jetzt sprach Jessie leise, sich dessen bewusst, dass das Fadenmikrofon ihre Worte klar und deutlich zu Jansons Ohr tragen würde. »Verdammter Kevlar-Panzer«, sagte sie und streckte sich unter dem kugelsicheren Gewebe. Sie fand das Zeug immer unangenehm heiß und protestierte häufig, wenn ihr Partner hartnäckig darauf bestand, dass sie es trug. »Mal ganz ehrlich – meinst du, ich sehe damit dick aus?«

»Du bildest dir wohl ein, dass ich eine solche Frage beantworte, während du den Finger am Abzug hast?«

Der Kolben der Waffe lag wie angeschweißt an ihrer Wange – Punktschweißung hieß das im Jargon ihres

Gewerbes –, als der narbengesichtige Meuchelmörder sein Zweibein aufbaute und ein Magazin in das langläufige Gewehr schob.

Der Papst würde in wenigen Minuten ankommen.

Wieder Jansons Stimme an ihrem Ohr. »Alles okay?«

»Wie ein Uhrwerk, Liebster«, sagte sie.

»Dass du mir ja vorsichtig bist. Denk daran, sein Ersatzmann sitzt in dem Lagerschuppen am Standort B. Wenn die Wind von dir bekommen, bist du in seiner Reichweite.«

»Alles im Griff«, sagte sie, erfüllt von der tiefen Ruhe, die den Scharfschützen in perfekter Position durchdringt.

»Ich weiß«, sagte er. »Ich sage ja nur, dass du vorsichtig sein sollst.«

»Keine Sorge, Liebster«, antwortete sie. »Das wird ein Kinderspiel.«